Das Buch der deutschen Kolonien



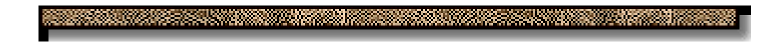
Das Buch der deutschen Kolonien

Herausgegeben unter Mitarbeit der früheren Gouverneure
von Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika,
Kamerun, Togo und Deutsch-Neuguinea.
Vorwort von **Dr. Heinrich Schnee.**

Wilhelm Goldmann Verlag Leipzig © 1937.
Diese digitalisierte Version © 2012 by **The Scriptorium**.
Druckversion 2016 gesetzt vom Hilfsbibliothekar.
Alle externen Verweise im Text führen zu den Quellen im Netz.

Mit 99 Bildern in Kupfertiefdruck, 15 Karten und graphischen Darstellungen
und einer mehrfarbigen Spezialkarte der deutschen Kolonien.
Alle Illustrationen stammen aus dem Original.

Scriptorium dankt Frau L. B.
für ihre großzügige Spende dieses Buches zwecks Digitalisierung auf unserer Netzseite!



Inhalt:



Einleitende Übersicht:
Größe und Bevölkerung der deutschen Kolonien 1914

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

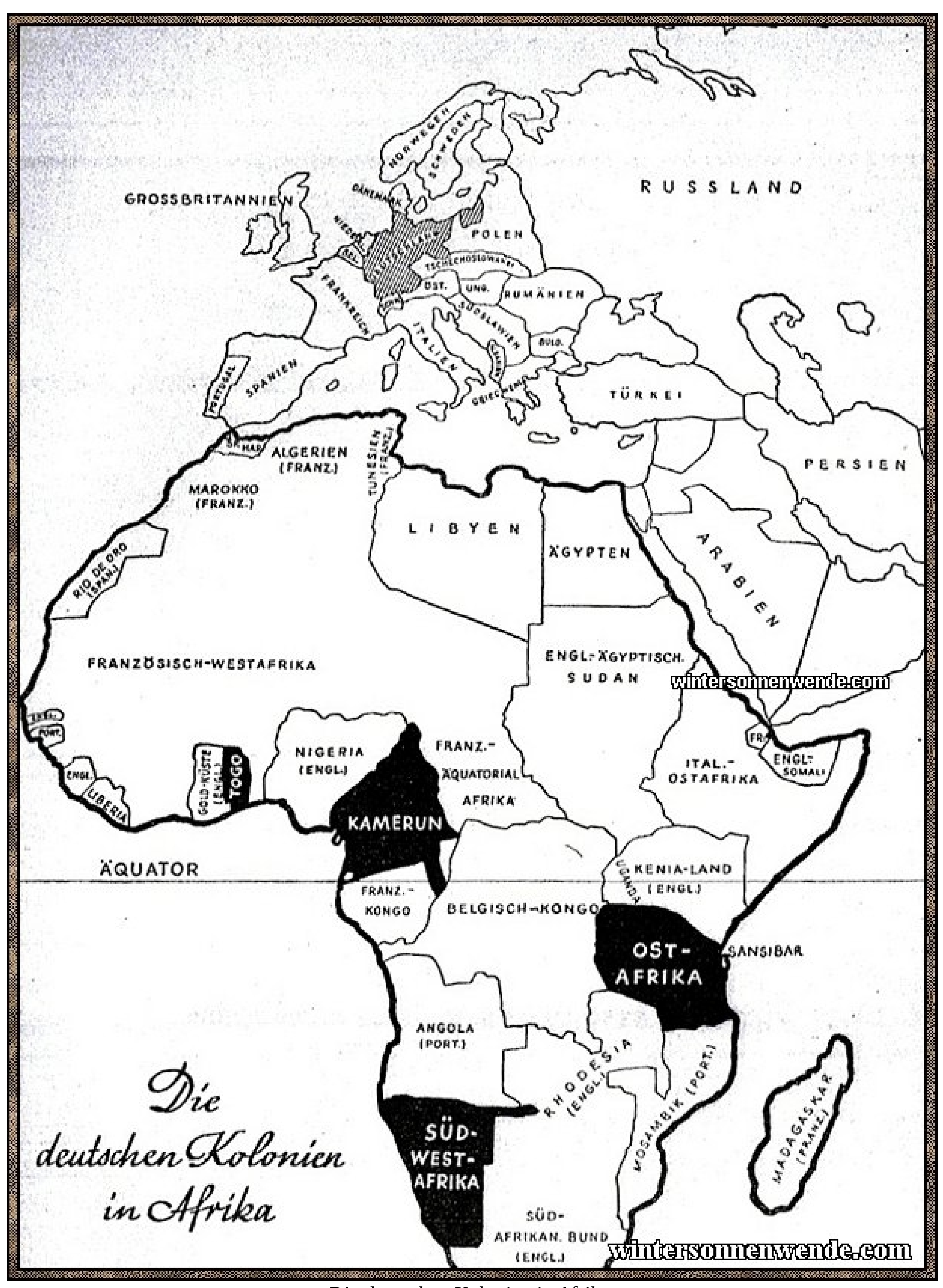
Kolonie	qkm	Einwohner	Europäer	Davon Deutsche	Schutztruppe Deutsche	Schutztruppe Farbige
Deutsch-Ostafrika	995 000	7 750 000	5 300	4 100	260	2 470
dazu Polizeitruppe					55	2 140
Deutsch-Südwestafrika	835 000	260 000	14 800	12 300	1 870	—
dazu Polizeitruppe					550	
Kamerun	790 000	3 850 000	1 871	1 650	200	1 600
dazu Polizeitruppe					30	1 200
Togo	87 000	1 000 000	370	320	5*	560*
Neuguinea mit Bismarck-Archipel	240 000	} 600 000 (zusammen)	970	750	} 20* (zusammen)	} 932* (zusammen)
Karolinen, Mariannen, Marshall-Inseln	2 500		460	260		
Samoa	2 600	40 000	550	330	2*	52*
Kiautschou	500	190 000	4 500	4 300	2 600	—
dazu Polizeitruppe					32	
***Nur** Polizeitruppe	2 952 600	13 690 000	28 821	24 010	5 594	7 764

Das Deutsche Reich

umfaßt jetzt eine Fläche von 470 714,72 qkm mit über 67 Millionen Einwohnern. Vor dem Weltkriege war das Deutsche Reich 540 858 qkm groß und zählte im Jahre 1914 67,8 Millionen Einwohner. Auf das jetzige Reichsgebiet kamen im Juli 1914 61 107 000 Einwohner.

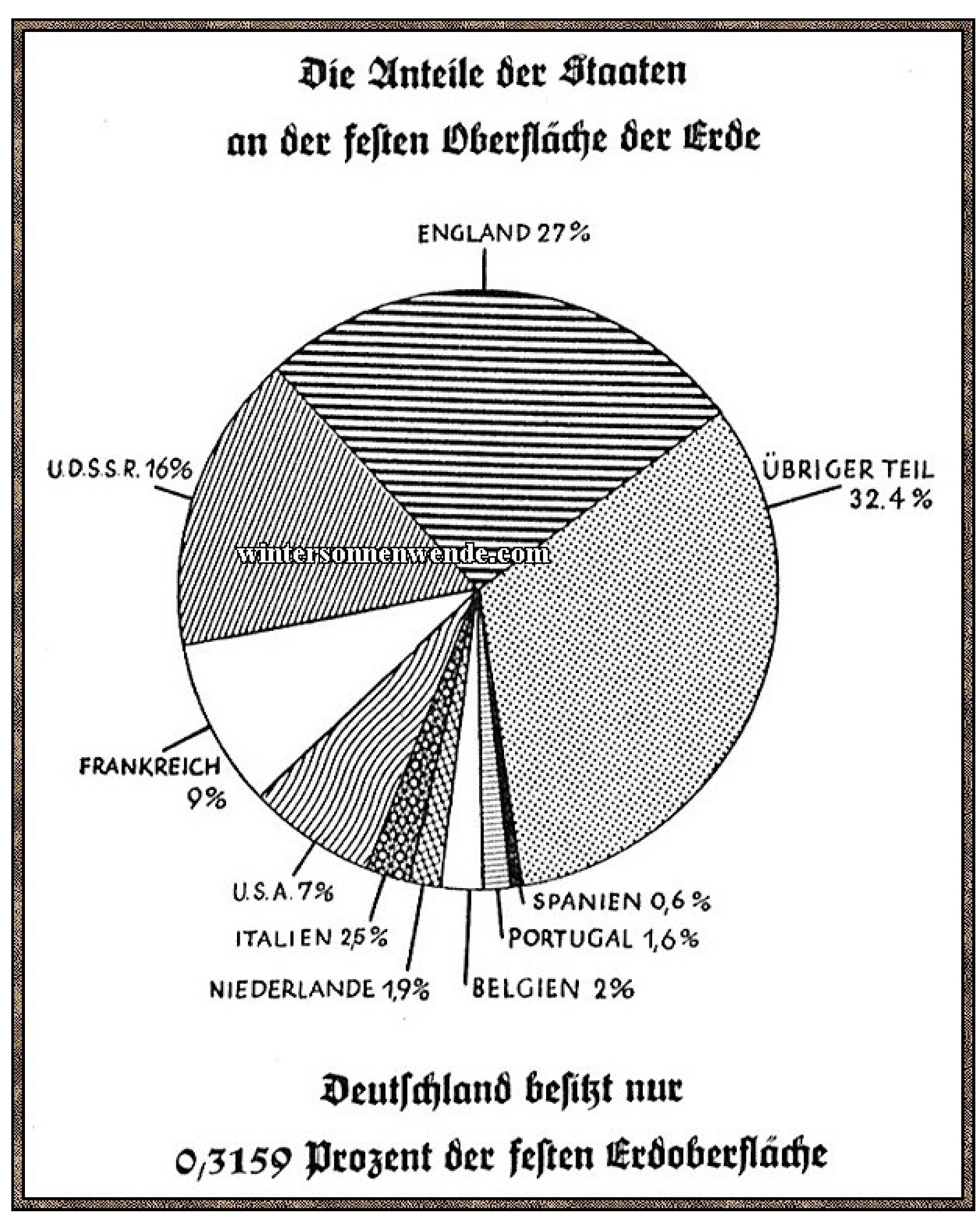
Die deutschen Kolonien in Afrika

[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie ***hier****.]*

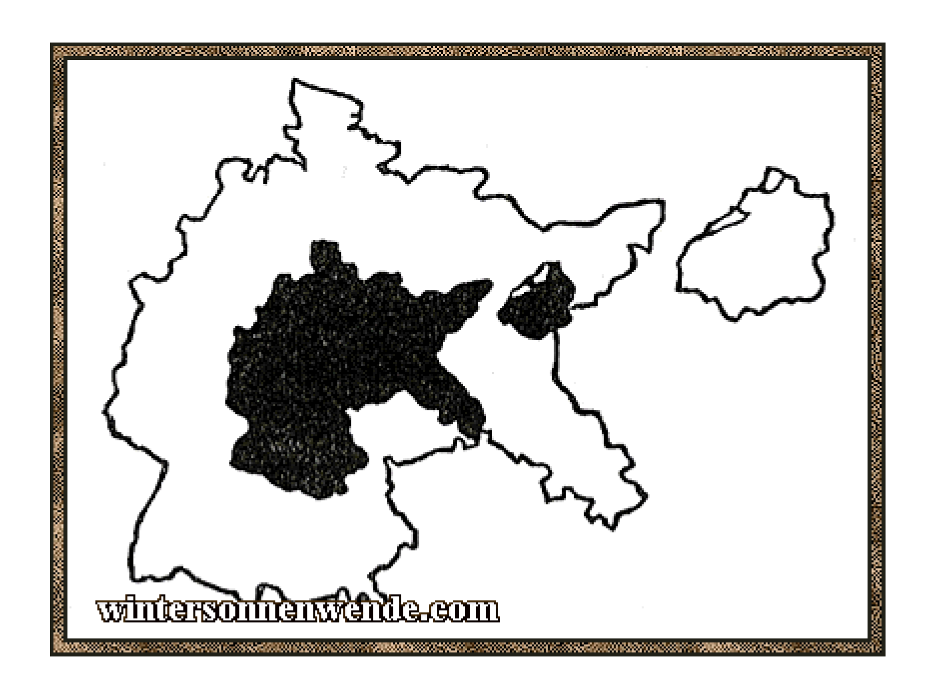


Die deutschen Kolonien in Afrika.

Die Anteile der Staaten an der festen Oberfläche der Erde



Die Anteile der Staaten an der festen Oberfläche der Erde.
Deutschland besitzt nur 0,3159 Prozent der festen Erdoberfläche.



Die Größe des heutigen Deutschen Reiches beträgt 470 714,72 qkm.
Die des Gesamtreiches einschließlich seiner früheren Kolonien
würde unter Zugrundelegung der jetzigen Grenzen des Reiches
3 423 314,72 qkm betragen.



Mitarbeiter

Für die Zusammenstellung verantwortlich: Dr. **Alex Haenicke**.
Jeder Mitarbeiter trägt die Verantwortung für seinen Beitrag:

Gouverneur a. D. **Adolf Friedrich**, Herzog zu Mecklenburg

Agnes von Boemcken

Oberstleutnant a. D. **Julius von Boemcken**,
Stabsführer des Deutschen Kolonialkriegerbundes

Erich Duems

Dr. e. h. **Hans Grimm**

Gouverneur i. R. **Carl Ebermaier**

Prof. Dr. med. **Otto Fischer**, Tropengenesungsheim Tübingen

Gouverneur i. R. Dr. **Hahl**

Dr. **Alex Haenicke**

Dr. **Richard Hindorf**

Generaldirektor **Wilhelm Kemner**,
Vereinigung Kameruner Pflanzungen

Oberingenieur **Erich E. Koethe**,
Arbeitsgemeinschaft für Auslands- und Kolonialtechnik (AKOTECH)

Hildegard von Lekow

Kaiserlicher Kolonialstaatssekretär a. D. e. h. **Friedrich v. Lindequist**,
fr. Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika

Vizeadmiral Dr. e. h. **Eberhard v. Mantey**

Dr. **August Marcus**,
Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung

Professor Dr. med. **E. G. Nauck**,
Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg

Universitätsprofessor D. Dr. **Julius Richter**

Paul Ritter,
Kolonialpolitisches Amt der NSDAP. (Reichsleitung)

Reichsbankpräsident Dr. **Hjalmar Schacht**

Geheimer Regierungsrat **Geo A. Schmidt**,
Kolonial-Wirtschaftliches Komitee

Major a. D. **Paul Schnoeckel**,
Hauptstellenleiter im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP. (Reichsleitung)

Gouverneur a. D. Dr. **Theodor Seitz**

Nora v. Steinmeister

Vorwort von Gouverneur i. R. Dr. **Heinrich Schnee**

Geleitwort:
Warum Kolonien?
Von Dr. e. h. ***Hans Grimm***

Wir leben, sehr viele fleißige, strebsame, gut gelernte und überschulte Menschen, in einem sehr engen Lande mit sehr wenig Sonne. Die **Fähigkeiten** zu leisten sind bei uns rasch über die sich bietenden **Möglichkeiten** zu leisten hinausgewachsen. Seit Jahrzehnten wird der Volksteil bei uns größer, der sich nicht auswirken kann und auch nicht zu dem ganzen Recht seiner Leistung kommt. Er vermag seine Unbefriedigtheit bei fehlender Sonne nicht wegzulachen wie etwa ein südliches Volk, sondern die Unbefriedigtheit frißt sich unter schwerem Himmel in die Herzen und Köpfe. Sie erzeugt dort, neben gelegentlicher echter heldischer Philosophie der Wenigen, leidsam den fressenden, heimlichen Neid und - vom Halbwissen und das heißt von der Überschulung her - tatsam einen gefährlichen Rationalismus der Vielen. Für unsere gemeinsame bessere Zukunft ist bei unserer besonderen geographischen Lage notwendig, daß die höchste Qualität und höchste Leistung vor allem erhalten werde. Höchste Qualität und höchste Leistung sind durch nichts schwerer bedroht als durch Neid und Rationalismus. In Deutschland selbst kann seit Jahren und Tagen vor lauter schwerem Leben nicht erkannt werden, wo der Neid und der Rationalismus - dazu gehören Bürokratismus und Vielregieren und Seelenquälen - wirklich anfangen; dagegen ist der andere Blick für Deutschland und die andere Selbstschau von der Kolonie aus möglich.

Rohstoffversorgung unabhängig von fremder Währung - gut, befreiende Siedlung verstörter Menschen - schön und notwendig, Hoffnung für eine verhemmte vorzügliche Jugend - auch wenn sich die Hoffnung immer nur an einzelnen ganz erfüllen kann - ausgezeichnet, aber tiefste Bedeutung der Kolonien für uns ist die Blickschulung in deutschem Dienste, ist der deutsche Blick von Übersee her, den die Kolonien allein immer neuen jungen Deutschen zu bieten vermögen.



Vorwort
Von Gouverneur i. R. Dr. Heinrich Schnee

Fast ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem Deutsche Kolonialpolitik begann. Ein großes Kolonialreich erwarb **Bismarck** für das deutsche Volk. Aber nur drei Jahrzehnte konnten Deutschlands Pioniere auf dem neu gewonnenen überseeischen kolonialen Boden arbeiten. Gewaltig waren die Leistungen auf dem Gebiete der Kultur und der Hebung der Eingeborenen, ebenso wie auf dem der Wirtschaft. Dann kam der **Weltkrieg**. Heroische Taten wurden von den Verteidigern der deutschen Schutzgebiete, den Weißen und den treuen Schwarzen vollbracht. Trotzdem führte die ungeheure Überlegenheit der feindlichen Streitkräfte zur Besetzung der von der Außenwelt abgeschlossenen Schutzgebiete durch die Gegner.

Durch das **Versailler Diktat** wurde unter Bruch des Vorfriedensvertrages Deutschland der Verzicht auf seine Kolonien aufgezwungen. Begründet wurde dieser Raub mit der **kolonialen Schuldlüge** von Deutschlands Versagen auf dem Gebiet der kolonialen Zivilisation. Längst sind jene Verleumdungen widerlegt und auch im größten Teil des Auslandes als solche erkannt worden, nur bestimmt, die rechtswidrige Wegnahme deutschen Kolonialbesitzes zu bemänteln. Aber noch dauert der Zustand fort, daß deutsche Kolonien unter fremder Mandatverwaltung stehen und daß das deutsche Volk als minderberechtigt von der Verwaltung und Entwicklung eigener Kolonien ausgeschlossen ist.

Die vom Führer **Adolf Hitler** für das neue Deutschland erhobene Forderung gegenüber den anderen Nationen lautet: **volle Gleichberechtigung für das deutsche Volk**. Diese Forderung gilt **auch auf**

kolonialem Gebiet. Es geht nicht an, daß das große deutsche Volk mit seiner überfließenden Fülle von Menschen, von Kräften und Begabungen auf allen Gebieten, mit seiner gerade auch in seinen Kolonien bewährten wirtschaftlichen und kulturellen Leistungsfähigkeit als minderwertig und minderberechtigt von dem ihm gebührenden Anteil an der Entwicklung überseeischer Kolonialgebiete und kolonialer Völker ausgeschlossen bleibt. Gleichzeitig ist die Wiedergewinnung eigener Kolonien eine Lebensfrage für das deutsche Volk, das keinen genügenden Lebensraum hat. **Wir müssen überseeische Kolonien haben für deutsche Siedlung, für Erzeugung von Rohstoffen und als Absatzgebiete für die deutsche Industrie.**

Im deutschen Volke beginnt die Erkenntnis von der Notwendigkeit eigenen Kolonialbesitzes endlich durchzudringen. Die Zeit deutscher Kolonialtätigkeit war dafür zu kurz, die Zahl der Deutschen, die selbst draußen in den Kolonien waren, zu klein, als daß diese Erkenntnis früher Gemeingut aller Deutschen hätte werden können. Sie muß dies aber werden, denn die koloniale Frage ist eine unserer großen Lebensfragen, von deren Lösung die Zukunftsentwicklung des deutschen Volkes wesentlich mit abhängt.

Das **Buch der deutschen Kolonien**, dem ich dieses Vorwort vorausstelle, will dazu beitragen, das deutsche Volk über Deutschlands koloniale Leistungen in der **Vergangenheit** und über seine koloniale Notwendigkeiten für die **Zukunft** aufzuklären. Berufene Kolonialkenner haben sich zu diesem Werke zusammengefunden, größtenteils Persönlichkeiten, die selbst draußen an hervorragender Stelle mitgewirkt haben zur Gestaltung deutscher Kultur und Entwicklung deutscher Wirtschaft in unseren Schutzgebieten. Die deutschen Kolonien, ihre Erwerbung und Entwicklung werden dargestellt, die Erfolge deutscher Friedensarbeit und die Heldentaten im Kriege, die Lage unter der fremden Mandatsverwaltung und schließlich die Aussichten und Ziele deutscher Kolonialpolitik. Aus allen Zweigen deutschen kolonialen Wirkens bringt das Buch Wissenswertes unter Einfügung interessanter Einzelschilderungen aus deutscher Kolonialzeit. So erscheint es wohl geeignet, das Verständnis für deutsche Kolonialtätigkeit und für die **Notwendigkeit der Wiedererlangung eigenen Kolonialbesitzes** im deutschen Volke zu verbreiten. Möge es in vollem Maße diese Aufgabe erfüllen und mithelfen, den kolonialen Gedanken dem Herzen und dem Verstand weitester Volkskreise näherzubringen!



Unser Recht auf Kolonien

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Notwendigkeit deutscher Kolonialpolitik

Gouverneur a. D. Dr. Theodor Seitz

Jede koloniale Betätigung hat ihrem Wesen nach drei Seiten, eine **wirtschaftliche**, eine **politische** und eine **kulturelle**. Wie im gesamten Leben der Völker sich Politik, Wirtschaft und Kultur nicht durch scharfe Grenzlinien trennen lassen, so greifen auch auf kolonialem Gebiet diese drei Momente dauernd ineinander, wenn auch je nach den Bedürfnissen und Anschauungen einer Zeit bald das eine, bald das andere Moment in den Vordergrund tritt.

In unseren Tagen wird, da das Leben der modernen Welt in einer früher nie gekannten Weise von wirtschaftlichen Fragen beherrscht ist, auch bei Behandlung des kolonialen Problems überall in erster Reihe die **wirtschaftliche** Seite behandelt. Für uns Deutsche liegt das um so näher, als wir durch **den verlorenen Weltkrieg** und seine Folgen unter dem auf der ganzen Welt lastenden wirtschaftlichen Tiefstand von allen Völkern am schwersten zu leiden haben.

Man hat, als sich die ersten Anzeichen der sogenannten Weltwirtschaftskrise bemerkbar machten,

vielfach geglaubt, daß es sich lediglich um Konjunkturschwankungen handle, um eine vorübergehende Störung der wirtschaftlichen Funktionen, die, wie es in der Zeit vor dem Weltkrieg so oft der Fall war, die Mittel der Heilung in sich selbst finden werde. Heute spricht kein Mensch mehr von Konjunkturschwankungen, heute hat man allgemein einsehen müssen, daß es sich bei der jetzigen Krise um eine vollständige Umstellung in der Struktur der Wirtschaft handelt. Diese Umwälzung wurde durch den Weltkrieg beschleunigt und verstärkt, die Ursachen aber gehen bis weit in die Zeit vor dem Kriege zurück.

Greifen wir die Hauptmomente heraus!

Erst in unseren Tagen ist es der Welt mit voller Klarheit zum Bewußtsein gekommen, daß eine nicht geregelte, allein auf Profit ausgehende Wirtschaft zwangsläufig führen muß - zu Überproduktion und Arbeitslosigkeit. **Früher** war es den Industriestaaten der westlichen Zivilisation möglich, für ihre Überproduktion immer neue Absatzmärkte zu finden und die an einer Stelle freiwerdenden Arbeiter an anderer Stelle einzusetzen. Heute liegen die Dinge anders. Neue Absatzgebiete sind für die alten Industriestaaten eigentlich nur noch im Innern Afrikas und in einzelnen Gegenden Südamerikas zu finden; in der übrigen Welt ist die Möglichkeit der wirtschaftlichen Expansion für die alten Industriestaaten zu Ende, ja, es droht, von dem einst beherrschten Gebiet ein Teil nach dem anderen verloren zu gehen. Denn neben der Rationalisierung und Mechanisierung der alten Industriestaaten ging unaufhaltsam her die Industrialisierung von Ländern, die bisher rein oder ganz überwiegend agrarischen Charakter hatten.

Wir denken dabei immer zuerst an **Ostasien**, an Japan, China und Indien. Wie die Industrialisierung Japans vor sich gegangen, wissen wir nicht nur, wir fühlen es an der Art, wie die japanische Konkurrenz auf dem Weltmarkt immer weiter nach Westen vordringt. Nicht nur Ostafrika hat sie erreicht und gerade uns Deutsche dort schon überflügelt, sie greift heute schon bis nach Europa selbst herüber. Aber auch in China geht trotz dauernder innerer Wirren die Industrialisierung, wenn auch langsam, doch sicher ihren Weg.

Nicht anders liegt es in **Indien**. Betriebe, die ursprünglich von Engländern mit englischem Kapital gegründet wurden, sind in indische und japanische Hände übergegangen, und sicherlich liegt für die Engländer das Bedenkliche an der Freiheitsbewegung Indiens nicht zuletzt in der Befürchtung, daß mit dem Wachsen der politischen Selbständigkeit Indiens aus dem Abnehmer für den englischen Markt mehr und mehr ein Konkurrent wird.

Aber diese Entwicklung ist nicht auf den Fernen Osten beschränkt, wir sehen sie fast **überall in der Welt**, in Südamerika ebensogut wie in Südafrika. Es handelt sich um eine Umwälzung, die durch den Weltkrieg zwar mächtig gefördert, aber nicht hervorgerufen wurde. Schon vor dem Weltkrieg trat in einer an sich ganz natürlichen Entwicklung in den Agrarstaaten das Bestreben hervor, die natürlichen Schätze des Landes selbst auszunützen und alles im Lande herzustellen, was im Lande hergestellt werden kann. Und so hat sich überall da, wo nicht nur die Rohmaterialien vorhanden, sondern auch die erforderlichen Arbeitskräfte zu beschaffen waren, der Satz: "Die Industrie zieht den Rohstoff an" umgewandelt in den Satz: "Der Rohstoff zieht die Industrie an". So hatte z. B. für die Engländer in Südafrika bis dahin die Theorie von **Cecil Rhodes** gegolten: Südafrika mit seinem ganzen Hinterland bis hinauf zum Nil sollte im wesentlichen Rohstofflieferant und Abnehmer für die Industrie Kleinenglands sein und bleiben. In der Tat waren damals neben den Diamant-, Kohlen- und Goldminen in dem ganzen weiten Gebiet nur wenige, ganz unbedeutende industrielle Betriebe vorhanden. Aber kaum war die Union mit dem Ministerium **Botha** gegründet, so erhob sich der Ruf nach Industrialisierung. Die Zahl der Fabriken stieg vom Jahre 1911 bis zum Jahre 1917 von 500 auf 2500 und auf 4500 im Jahre 1924. Die Burenregierung hat sich an der Industrialisierung mit staatlichem Kapital beteiligt, sie hat die großen Eisen- und Stahlwerke bei Pretoria gegründet und weiter versucht, die Diamantschleiferei von Belgien und Holland nach Südafrika hinüberzuziehen,

sie begünstigt auf allen Gebieten die Einführung neuer Industrien, und auch die Weltwirtschaftskrise hat diese Entwicklung nicht zum Stehen gebracht.

Mit dieser **fortschreitenden Industrialisierung** ist ein zweiter Vorgang verbunden, der schon längst vor dem Kriege begonnen hatte, den man aber in Deutschland nicht sah oder aus theoretischem Dogmenglauben nicht sehen wollte: die Bildung großer, geschlossener Wirtschaftskörper, deren Bestreben dahin geht, sich wirtschaftlich vom Ausland möglichst unabhängig zu machen. Wir sehen dieses Bestreben seit Jahrzehnten bei der nordamerikanischen Union, bei dem zaristischen Rußland, dessen Politik in dieser Beziehung von den Sowjets sogar bis zum äußersten Extrem getrieben wird, bei Frankreich mit seinem gewaltigen Kolonialgebiet und neuerdings bei dem Britischen Weltreich. Es nützt gar nichts, wenn man diese Entwicklung für falsch hält. Wir tun besser daran, uns die Lage Deutschlands zwischen diesen gewaltigen Wirtschaftskörpern klarzumachen.

Die nach dem Deutsch-Französischen Kriege einsetzende Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat, mit der eine beispiellose Zunahme der Bevölkerung Hand in Hand ging, nahm in den achtziger Jahren ein rasendes Tempo an. Die Gefahren, die in dieser Entwicklung lagen, wurden nur von wenigen gesehen, denn die politische Macht des Kaiserreichs bot der Wirtschaft einen starken Rückhalt. **Wir müssen Waren exportieren oder Menschen, so faßte der Reichskanzler *Caprivi* Anfang der neunziger Jahre die Situation zusammen.** Wollte man Menschen exportieren, ohne daß sie dem deutschen Volkstum verloren gingen, so mußte man die **Kolonialpolitik Bismarcks** fortsetzen, die vorhandenen Kolonien nach jeder Richtung hin entwickeln und womöglich neue Siedlungsgebiete erwerben.

Man ist in Deutschland den anderen, für den Augenblick bequemeren Weg gegangen. Man hat entweder aus sogenannten prinzipiellen Gründen jede Kolonialpolitik bekämpft oder wenigstens (bis zum Jahre 1907 mit Erfolg) jede Entwicklung unserer Kolonien verhindert und war so gezwungen, Waren zu exportieren und immer weitere fremde Märkte zu erobern. So kam es, daß wir überall in der Welt als Konkurrenten der Engländer auftraten, nicht zuletzt in ihren eigenen Kolonien. In dieser expansiven Wirtschaftspolitik ist der letzte Grund zu suchen, der uns in dauernden Gegensatz zu England hineintrieb. Wer draußen gelebt hat, hat das von Jahr zu Jahr mehr empfunden.

Diese Politik der einseitigen wirtschaftlichen Expansion hat im wesentlichen die ungesunden Verhältnisse im Innern geschaffen, unter denen wir heute leiden: Entvölkerung des platten Landes, besonders im Osten, Zusammenballung großer Massen in den Industriezentren, Entwicklung eines industriellen Apparates, der viel zu groß ist für seine territoriale Grundlage, für die Bedürfnisse und Aufnahmefähigkeit der eigenen Bevölkerung. Unser Binnenmarkt ist im Verhältnis zur Produktionskraft unserer Industrie zu klein geworden, wir sind angewiesen auf den Export um jeden Preis, wenn wir den Apparat unserer Industrie einigermaßen in Gang halten wollen. Dazu kommt erschwerend, daß unsere gewaltige Industrie in einem Maße für den Bezug von Rohstoffen auf das Ausland angewiesen ist, wie wir es in keinem anderen großen Industriestaat, abgesehen von Japan, finden. Japan hat aus seiner Situation die Konsequenzen gezogen und durch Eroberung und Verträge Abhilfe zu schaffen gesucht. Doch nicht nur im Rohstoffbezug, sondern auch im Absatz sind wir vom Ausland abhängig. Gegen dieses Übel gibt es keine Mittelchen.

Es gibt nur zwei Wege. Der eine wäre: so günstige **Handelsverträge** abzuschließen, daß uns für den Überschuß unserer industriellen Erzeugnisse ein dauernder Absatz zu genügenden Preisen gesichert wäre. Das ist unter den heutigen Verhältnissen, wo jeder Staat und jedes Städtchen sich vom Ausland unabhängig zu machen suchen, vorläufig nicht möglich, wenn auch der **politische** Einfluß, den wir in die Waagschale werfen können, ein ständig wachsender ist, nachdem wir die Gleichberechtigung auf dem Rüstungsgebiet erreicht haben.

Es bleibt uns nur der Weg übrig, auf der einen Seite **unseren Binnenmarkt zu stärken**, indem wir unsere Landwirtschaft retten und eine gesunde Verteilung der Bevölkerung im Reichsgebiet herbeiführen, auf der anderen Seite aber unseren Binnenmarkt **erweitern**, indem wir unserem Wirtschaftskörper Gebiete anschließen, die uns die **Möglichkeit des Rohstoffbezugs** und des vermehrten Absatzes bieten.

Fragen wir vom Standpunkt der Wirtschaft aus, welche Gebiete für diesen Zweck am günstigsten sind, so ist die Antwort: tropische und subtropische Gebiete. Sie bieten an **Rohstoffen**, was uns vor allem fehlt: Baumwolle, Kautschuk, Pflanzenfette und Öle. Sie geben aber auch auf lange hinaus eine sichere Absatzmöglichkeit für einen Teil unserer industriellen Erzeugnisse, weil ihre Industrialisierung, soweit sie überhaupt möglich ist, nur sehr langsam vorwärts gehen wird.

Wer die Lage unseres Vaterlandes nüchtern nach allen Seiten hin prüft, wird immer zu der Überzeugung kommen müssen: eine dauernde **Gesundung der deutschen Wirtschaft** ist, abgesehen von allen anderen Maßnahmen, die eine weitschauende Wirtschaftspolitik gebietet, nur möglich durch eine **Ausdehnung des Lebensraumes unseres Volkes**, durch Angliederung von solchen Gebieten, die geeignet sind, durch Lieferung von Rohstoffen und Abnahme von Industrieerzeugnissen unseren heimischen Wirtschaftskörper in seinen Mängeln zu ergänzen.

Ebenso bedeutend wie das wirtschaftliche Moment ist für jede Kolonialpolitik das **politische**. Man denkt dabei natürlich zuerst an den Zuwachs von **politischer Macht**. Zweifellos, jeder Kolonialbesitz bring dem Mutterland einen Zuwachs an politischer Macht, sofern die Volkskraft des Mutterlandes zu seiner gesunden Entwicklung ausreicht. Aber ebenso groß, für die Dauer vielleicht noch größer, ist die Bedeutung von Kolonialbesitz für die **politische Erziehung** eines Volkes. Zum vollen Bewußtsein muß das jedem kommen, der die politische Entwicklung Deutschlands in den letzten drei Jahrhunderten mit derjenigen Englands vergleicht. Während sich die Deutschen zerfleischten in allen möglichen und unmöglichen Gegensätzen und Parteien, während es eine vom ganzen Volk getragene auswärtige Politik in Deutschland nur in der kurzen Epoche Bismarcks gab, zeigt das **englische politische Leben** seit Cromwells Tagen eine Elastizität, die das Volk befähigte, die gefährlichsten Krisen des Staatslebens ohne große Erschütterungen zu überwinden. Jede neue Erscheinung, sei es auf wirtschaftlichem, sei es auf inner- oder außerpolitischem Gebiet, wurde von der großen Mehrheit der Engländer immer in erster Linie von dem Gesichtspunkt aus beurteilt, ob und welche Wirkungen sie auf die Stellung des Britischen Reiches ausübt.

Diese Einwirkung, diese Summe von lebendiger politischer Erfahrung kann nicht ersetzt werden durch die Schilderungen von Reisenden, die Forschungen von Gelehrten, die Berichte von Diplomaten, nicht einmal durch das Auslandsdeutschtum. Es fehlt dabei immer die Hauptsache, die **tätige Mitarbeit** an der Aufrichtung und dem Ausbau eines neuen **deutschstämmigen** Staates über See unter ganz neuen Verhältnissen, die jene erzieherische Wechselwirkung hervorbringen könnte, wie wir sie zwischen England und seinen Kolonien sehen.

Neben Macht und Wirtschaft spielt bei jeder Kolonialpolitik auch die **Kultur** eine Rolle. Ein Volk, das die Kraft und den Beruf in sich fühlt, Kolonialpolitik zu treiben, wird immer das Bedürfnis haben, in dem Neuland, das es kolonisieren will, auch seine Kultur zur Geltung zu bringen. Dabei ist es selbstverständlich, daß diese kulturelle Aufgabe der Kolonialpolitik von den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt wurde. Beim Beginn der modernen Kolonialpolitik im 16. und 17. Jahrhundert war es die **Christianisierung** der Eingeborenen in den neu entdeckten Ländern Amerikas und der Südsee, die im Vordergrund stand. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die deutsche Kolonialpolitik Bismarcks einsetzte, spielte der **Kampf gegen die Sklaverei** eine Hauptrolle. Einen stark kulturellen Einschlag hat auch der Gegensatz zwischen dem englischen und französischen System der **Eingeborenenpolitik**. Während die **Engländer** davon ausgingen, daß man die Eingeborenen nicht zu farbigen Europäern machen,

sondern sich ihrer Veranlagung entsprechend eigenartig entwickeln lassen solle - **ein Grundsatz, von dem auch wir Deutsche bei unserer Eingeborenenpolitik ausgegangen sind** -, verfolgten die **Franzosen** in ihrer Eingeborenenpolitik von Anfang an bis in die jüngste Zeit das klar ausgesprochene Ziel, aus den schwarzen und gelben Eingeborenen ihrer Kolonien **farbige Franzosen** zu machen, die sich von den Franzosen des Mutterlandes **nur** durch die Hautfarbe unterscheiden.

Nun hat sich aber das Problem der Eingeborenenpolitik seit dem **Weltkrieg** wesentlich verschoben. Die Tatsache, daß Farbige in Massen, wie es in früheren Jahrhunderten nie vorgekommen ist, vier Jahre lang Seite an Seite mit Weißen gegen Weiße kämpften, die Versprechungen, die ihnen, ganz abgesehen von der Proklamierung des Selbstbestimmungsrechts der Völker, für ihre Hilfe im Weltkrieg gemacht wurden, haben das Selbstbewußtsein der Farbigen zwar nicht erweckt - vorhanden war es schon vor dem Weltkrieg -, aber gewaltig gestärkt und häufig bis ins Groteske gesteigert. Hand in Hand gingen damit auf seiten der Weißen eine Steigerung der Achtung vor den Farbigen, die manchmal in eine mit Furcht gemischte Überschätzung ausartete. Eine neue Ära der Behandlung des kolonialen Problems in Theorie und Praxis begann. Man sah ein, daß Völker mit alter Kultur, wie Inder, Ägypter u. a., überhaupt nicht Objekt einer Kolonialpolitik im eigentlichen Sinn sein können. Die Folgerung für die praktische Politik zogen die Engländer, diese Meister der Evolution. Aus den Dominions wurden gleichberechtigte Glieder des Britischen Weltreichs, aus Indien ein Zwischending zwischen dem einstigen, von London aus souverän regierten indischen Kaiserreich und einem Dominion, aus Ägypten ein Zwischending zwischen einem Protektorat und einem verbündeten Staate.

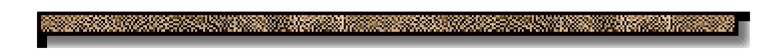
Ein Ergebnis der neuen Einstellung, allerdings ein verunglücktes, weil von vornherein mit unehrlichen Absichten belastet, war auch die Erfindung des burischen Generals **Smuts**, das sog. **Mandatssystem**, das dem Präsidenten Wilson den **Raub der deutschen Kolonien** schmackhaft machen sollte.

Auch für die theoretische Behandlung des Problems wurde es von Bedeutung, daß nunmehr nur noch der größte Teil von Afrika und ein Teil der Südseeinseln mit ihren auf primitiver Kulturstufe stehenden Eingeborenen als Objekte der Kolonialpolitik übrigblieben. Hier aber zeigte es sich, daß die alten Kulturvölker vor eine Aufgabe gestellt sind, die nicht nur auf politischem und wirtschaftlichem, sondern ebensosehr auf kulturellem Gebiet liegt.

Es ist dies die durch Eindringen der modernen wirtschaftlichen Methoden und der Ideen der sogenannten westlichen Zivilisation hervorgerufene Erschütterung der wirtschaftlichen und sozialen Struktur des Lebens der Eingeborenen. Mögen auch einzelne Eingeborene - die Ausnahmen bestätigen die Regel - nicht nur die Äußerlichkeiten der westlichen Zivilisation angenommen, sondern auch einen Hauch europäischer Kultur verspürt haben, die Masse der Eingeborenen befindet sich, nachdem die wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Grundlagen ihres Daseins ins Wanken gekommen sind, in einem Übergangsstadium der gefährlichsten Art. Ihnen hinüberzuhelfen über diesen Übergangszustand, ihr ganzes Leben auf neue, aber **ihrem innersten Wesen entsprechende** Grundlagen zu stellen, ist die **Aufgabe der europäischen Kulturvölker.** So unentbehrlich auch fernerhin auf diesem Gebiet die Arbeit der christlichen Missionen ist, allein kann sie die Aufgabe nicht lösen. Es gehört dazu die Mitwirkung einsichtiger Kolonialverwaltungen, die willens und imstande sind, dem Wesen der Eingeborenen gerecht zu werden.

In dieser Aufgabe mitzuwirken, sind wir Deutsche nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet. Keines der modernen Kulturvölker ist in solchem Maße befähigt, sich einzufühlen in Wesen und Sinnesart fremder Völker wie wir Deutsche. Auf dem Gebiete der Eingeborenenpolitik ist sie ein unschätzbarer Vorteil, und nicht zum mindesten auf diese Eigenschaft ist es zurückzuführen, wenn

heute noch die Eingeborenen die deutsche Herrschaft nicht vergessen haben, sondern sie wieder herbeisehnen. Hier also liegt für eine neue deutsche Kolonialpolitik nicht nur eine Notwendigkeit und Berechtigung unsererseits, sondern auch ein Bedürfnis seitens der Eingeborenen vor. Im stolzen Bewußtsein unserer eigenen Kultur wollen wir diese **nicht** fremden Rassen aufzwängen, vielmehr ihnen helfen, **ihre** Kulturwerte, befreit von Verzerrungen, recht zu erfassen und zu pflegen.



Junges Volk braucht Kolonien!

Paul Ritter, Kolonialpolitisches Amt der NSDAP (Reichsleitung)

Wenn wir ohne Überheblichkeit feststellen, daß **Kultur** und **Zivilisation**, wohlverstanden beides, ihre höchste Blüte in dem kleinen Erdteil **Europa** gefunden haben, so muß uns aus diesem Wissen auch die Erkenntnis kommen, daß dieses auf uns überkommene **Erbe verpflichtet**. Ohne damit ein Werturteil über ältere und in ihrer Entwicklung gleichmäßigere Kulturen abgeben zu wollen, darf die weiße Rasse für sich in Anspruch nehmen, der bewohnbaren Welt ihr heutiges Gesicht gegeben zu haben.

Die ganz **jungen Völker**, die, aus dem physischen und geistigen Überschuß der alten Welt geboren, in neuen unbegrenzten Räumen ihre Jugendkraft ungehemmt entfalten durften, sind - äußerlich gesehen - längst mündig. Sie hatten und haben es besser, ohne Tradition, ohne Geschichte, ohne die Belastung, die aus einer nach vielen Jahrhunderten zählenden schweren Vergangenheit kommt, aufzubauen. Sie konnten in ihren unbegrenzten Räumen und mit den ihnen von Natur zu Gebote stehenden Hilfsmitteln ihre Sehnsucht nach Weite befriedigen, ihre Träume von Kraft verwirklichen und ihren Entfaltungswillen ins Gigantische steigern, und sie haben es auch mit dem Kräfteüberschuß der Jugend ohne die hemmende Hand des weisen Alters bis zur Selbstvergeudung getan, ja, sie haben vielfach den Ursprung ihrer in ihnen schlummernden Kräfte vergessen und wie ungeratene Kinder gegen ihre Eltern sich gegen die Völker gewendet, die sie geboren. Gedacht als **Hüter** der erweiterten Heimat gegenüber dem überbevölkerten **Europa**, haben sie sich vielfach gegen das Mutterland verschlossen und führen heute ihr **eigenes** Dasein in bewußter Abkehr und Abwehr völkischer und blutsmäßiger Bindung. Nur Großbritannien vermochte durch größere Anpassungsfähigkeit und größeres Verständnis für die Bedürfnisse neuentstandener Tochtervölker - nach der ersten lehrreichen Enttäuschung durch die Losreißung der Vereinigten Staaten - sich sein Weltreich in allen fünf Erdteilen zu bewahren. Sonst ist diese neue Welt frei von europäischen Bindungen. "Amerika den Amerikanern" ist seit über hundert Jahren das Losungswort für die, die jede Einmischung Europas ablehnen.

So ist dem alten Europa nur Afrika, der unerschlossene Erdteil als Ergänzungsraum für die sich ständig mehrende und nach immer neuen Möglichkeiten suchende weiße Bevölkerung geblieben. Aber die alte Welt ist keine einheitliche! Eine über zweitausend Jahre bewahrte, schriftlich niedergelegte und dadurch bewußte, lebendig gebliebene Geschichte hat Gegensätze geschaffen, wie sie sonst wohl nirgends in der Welt vorhanden sind. Unaufhaltsam drängt der Geist des indogermanisch-nordischen Menschen nach weiteren, größeren Taten, und tief und schrecklich sind die Furchen, die seine Rastlosigkeit im alten Acker Europa zieht, und die Gegensätze, einst rassisch oder religiös bedingt, prallen mit erneuter Heftigkeit unter anderem Gewande aufeinander. Wie früher das **religiöse** Bekenntnis zu furchtbaren kriegerischen Auseinandersetzungen und der Ausrottung ganzer Volksstämme führte, ist es heute der **politische** Glaube, die politische uferlose Machtgier, die jetzt zu noch viel größeren, schrecklicheren Verbrechen und Ausschreitungen führt.

Ebenso drohend aber wie der politische Anspruch auf Universalität, den die Komintern in der

Verwirklichung des **Weltbolschewismus** sehen, ist für das Schicksal des Abendlandes das Bestreben der überalterten Völker, sich mit Hilfe farbigen Blutes verjüngen zu wollen. **In verhängnisvoller Selbstverblendung** gilt ihnen "Gloire" und "Prestige" **mehr als die Zukunft der weißen Rasse.** Ihrer Eitelkeit genügend, glauben sie, ewigen Gesetzen des Blutes willkürlich Gewalt antun zu können, huldigen, bewußt oder unbewußt, dem Erfolg des Tages, verschließen geflissentlich ihre Augen vor dem, was kommen muß, und **morden die Kultur** mit dem seelenlos materialistischen Versuch ihrer Zivilisation. So graben sie sich langsam ihr eigenes Grab.

Diese Gefahr war auch für unser **deutsches Volk** unter der unerträglichen Herrschaft marxistischer, allen Gesetzen des Volkstums widersprechender, negierender und zersetzender Geisteshaltung groß und steigerte sich noch dadurch, daß viele Deutsche sich dieser Tatsache selber kaum bewußt waren oder wurden, ja, daß manche unter uns den Warn- und Weckruf der braunen Scharen "Deutschland erwache!" heute noch nicht in seinem ganzen Umfang verstehen. Dieses Erwachen bedeutet aber nicht nur das Abschütteln einer asiatisch-jüdischen geistigen Bevormundung und einer untragbaren Knechtschaft, es bedeutet zugleich auch das Besinnen auf die **eigenen** Kräfte, die in **Blut** und **Rasse** als unversiegbarer Born im deutschen Volke ruhen.

Das deutsche Volk ist unter Adolf Hitler wieder ein junges Volk geworden, ein junges Volk mit der ganzen köstlichen Stoßkraft und Beweglichkeit der Jugend, dem dank dieser Jugend die Zukunft gehört und dessen Lebensrecht sich nicht durch längst überholte juristische Klauseln unterbinden läßt.

Dieses junge deutsche Volk braucht Kolonien; es braucht sie in seiner heimatlichen Überenge und Begrenzung nötiger als alle anderen europäischen Völker, und man wird sie dem jungen Riesen nicht vorenthalten können, man wird ihm sein Recht geben müssen! Aber über dieses Recht der Selbstbehauptung hinaus hat **das deutsche Volk eine Weltmission zu erfüllen.** Als größtes und stärkstes Bollwerk gegen den Menschheitsvernichter, gegen das Prinzip des Bösen, das im Chaos enden muß, ist es zur Zeit zwar die bestgehaßteste Macht des Kontinents, und alle die, die noch nicht durch die erbarmungslose Wahrheit der rauhen Wirklichkeit betroffen werden, sehen zunächst scheel auf den unbequemen Warner und Wecker; aber so sicher das Prinzip des Guten dem Bösen überlegen ist, so sicher wird sich auch die Erkenntnis durchsetzen, daß das deutsche Volk Rettung in einer Gefahr bringt, von deren Ausmaßen das **spanische** Gemetzel nur einen schwachen Begriff gibt.

Deutschland seine **Kolonien** noch länger **vorenthalten** und sein **Recht** auf ergänzenden Lebens- und Rohstoffraum **bestreiten**, hieße die Sünde der passiven Duldung der Sowjetherrschaft - dieses größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte - durch eine neue Schuld vermehren, hieße eine neue Gefahr heraufbeschwören, die, wohl noch eine Weile durch die unverdrossene Selbstbescheidung und den Erfindergeist der Deutschen bis an die Grenze des Letztmöglichen gebannt, einmal hereinbrechen **müßte** wie die Wasser eines Stromes, dessen Mündung verstopft ist.

Für das deutsche Volk sind Kolonien kein Ausdruck imperialistischen Denkens, kein äußeres Zeichen von Macht- und Geltungsbedürfnis, **sie sind nichts als eine Lebensnotwendigkeit.** Da es aber eine politische Gerechtigkeit auf der Welt nicht gibt und das "Weltgewissen" noch immer und zu jeder Zeit geschwiegen hat, hat es keinen Zweck, die Hoffnung nur auf den **guten Willen anderer** zu setzen. Der ***einzige Weg***, dem deutschen Volk zu seinem Ziel zu verhelfen, ist der des **Führers**: die deutsche Nation zu einem Machtfaktor von so straffer Geschlossenheit zu machen, daß einer **Vernunftgründen** unzugänglichen Umwelt das **Gewissen** schlagen muß.

Das neue Deutschland fordert Kolonien

Major a. D. Paul Schnoeckel,
Hauptstellenleiter im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP. (Reichsleitung).

Punkt 2 und 3 des Parteiprogramms lauten:

> **"Wir fordern die Gleichberechtigung des deutschen Volkes gegenüber den anderen Nationen, Aufhebung der Friedensverträge von Versailles und Saint-Germain.**
>
> **Wir fordern Land und Boden (Kolonien) zur Ernährung unseres Volkes und Ansiedlung unseres Bevölkerungsüberschusses."**

Die Einstellung der nationalsozialistischen Bewegung zur Kolonialfrage ist somit gegeben. Die Gleichberechtigung erfordert, daß die Diskriminierung des deutschen Volkes in bezug auf Kolonialbesitz aufgehoben wird. Erst dann werden die letzten Fesseln des **Versailler Diktates** fallen. Der Führer hat seine Stellungnahme zur Kolonialfrage bei den verschiedensten Gelegenheiten erläutert und in Punkt 18 des großen **Friedensplanes vom 31. März 1936** dahin klar umrissen, daß Deutschland früher oder später bereit ist, in den Völkerbund zurückzukehren, wobei die Reichsregierung die Erwartung ausspricht, daß im Laufe einer angemessenen Zeit die **koloniale Gleichberechtigung** auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen geklärt wird.

Etwaige falsche Auslegungen oder Zweifel über diese Erwartung dürften durch das neue Vierjahresprogramm, das der Führer auf dem **Reichstag der Ehre am 9. September 1936** bekanntgegeben hat, endgültig beseitigt sein. Sein Programm lautet:

> **"In vier Jahren muß Deutschland in allen jenen Stoffen vom Ausland gänzlich unabhängig sein, die irgendwie durch die deutsche Fähigkeit, durch unsere Chemie und Maschinenindustrie, sowie durch unseren Bergbau selbst beschafft werden können!**
>
> **Der Neuaufbau dieser großen deutschen Rohstoffindustrie wird auch die nach Abschluß der Aufrüstung freiwerdenden Menschenmassen nationalökonomisch nützlich beschäftigen. Wir hoffen, damit die nationale Produktion auf vielen Gebieten erneut steigern zu können, und zwar im inneren Kreislauf unserer Wirtschaft, um damit die aus unserem Export stammenden Eingänge in erster Linie für die Lebensmittelversorgung bzw. für die Versorgung mit den uns dann noch fehlenden Rohstoffen zu reservieren.**
>
> **Die notwendigen Anordnungen zur Durchführung dieses gewaltigen deutschen Wirtschaftsplanes habe ich soeben erlassen. Die Ausführung wird mit nationalsozialistischer Energie und Tatkraft erfolgen.**
>
> **Unabhängig davon kann Deutschland aber nicht auf die Lösung seiner kolonialen Forderungen verzichten. Das Lebensrecht des deutschen Volkes ist genau so groß wie die Rechte der anderen Nationen."**

Das Programm verpflichtet jeden Volksgenossen, sich eingehend mit der Kolonialpolitik und -wirtschaft zu befassen, damit er bewußt hinter dem Führer stehen kann, wenn dieser den Zeitpunkt für gekommen hält, unsere kolonialen Forderungen zu erheben. Mit der hohen Aufgabe, das gesamte deutsche Volk über seine koloniale Gleichberechtigung aufzuklären, ist der neugegründete **Reichskolonialbund** betraut worden.

Die Notwendigkeit eigener überseeischer Rohstoffquellen und Absatzgebiete für überbevölkerte sowie raumgebundene Staaten hat die Geschichte bis in die jüngste Zeit hinein zur Genüge bewiesen. Uns Deutschen hat Feindesmund selbst erläutert, warum wir Kolonien haben müssen. In dem 5. **Wilson**schen Punkt - einem der **14 Punkte**, die als Friedensgrundlage dienen sollten - wird in Verbindung mit der **Lansing**schen Note, die kurz vor dem Waffenstillstand zwischen London und Washington gewechselt wurde, ausdrücklich betont:

> "Die Fortnahme der deutschen Kolonien durch die alliierten und assoziierten Mächte dürfe keine Eroberung darstellen. Deutschland brauche die Kolonien als Zugang zu den Rohstoffquellen der Tropen und Absatzgebiete für seinen Bevölkerungsüberschuß."

Die 14 Punkte wurden - nachdem das deutsche Volk auf deren Zusicherung hin voller Vertrauen die Waffen niedergelegt hatte - in dem **Versailler Diktat** bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Anstatt einer "freien weitherzigen und unbedingt unparteiischen Schlichtung aller kolonialen Ansprüche" wurde der deutsche Kolonialbesitz ohne eine Überprüfung der deutschen Stellungnahme glatt enteignet und zu Mandatsgebieten erklärt. Man stützte sich dabei auf die fadenscheinige Behauptung, Deutschland wäre unfähig zu kolonisieren. Diese **koloniale Schuldlüge** ist erst während des Krieges und auch dann erst in die Welt gesetzt worden, als USA. in den Krieg eingriff und sich das Schicksal zu unseren Ungunsten entschied. Darüber hinaus mußte Deutschland unter dem Druck der Verhältnisse im Versailler Diktat unterzeichnen, daß wir die Kolonien nur als Ausgangspunkt für Raubzüge aller Art der Erde benutzt und deswegen in ihnen militärische Stützpunkte errichtet hätten. Diese ungeheure Beschuldigung stieß nach dem Kriege sogar bei einer der Feindbundmächte, bei der Südafrikanischen Union, auf eine derartige Ablehnung, daß ihre Regierung das "Blaubuch", in dem alles, was an belastendem Material für eine deutsche Kolonialschuld aufgetrieben werden konnte, enthalten war, als **ein Machwerk der Kriegspropaganda** und der Union unwürdig im Jahre 1926 vernichten ließ. **Damit erledigt sich die Erfindung von einer deutschen Kolonialschuld und der Grund zur Fortnahme der Kolonien.** Inzwischen ist diese Kolonialschuldlüge der Lächerlichkeit anheimgefallen; denn die Mandataren - also den Treuhändern unserer Kolonien - ist aus eigenem Lager empfohlen worden, die deutschen Kolonisationsmethoden in den überantworteten Gebieten wieder einzuführen, damit dort endlich wieder Ruhe und Ordnung eintrete. In Wahrheit hat kein Volk auf humanitärem und sozialem Gebiet in so kurzer Zeit solche Erfolge erzielt wie das deutsche Volk. Im Laufe von 25 Jahren sind unsere Kolonien zu Gebieten friedlicher Arbeit umgestaltet und vorhandene Seuchen, so vor allem die Schlafkrankheit, durch die Erfindungen deutscher Ärzte und Chemiker verdrängt worden. Der Verkehr wurde bis in die entferntesten Gegenden durch Bahn- und Wegebauten vorgetragen und dem Rechtsgefühl der Eingeborenen durch einzigartige Ergründung ihrer Stammesrechte entsprochen.

Die halbamtliche **italienische** Kolonialzeitung *L'Azione Coloniale* schrieb am 22. 7. 1936:

> "Die bewundernswerte technisch-wissenschaftliche Organisation, auf die die Deutschen in ihrem Vaterland so stolz waren, wurde weitgehend in den Kolonien angewandt, als das Reich seinen Platz an der Sonne Afrikas hatte. Unsere Bilder geben Zeugnis von der hochentwickelten Leistung der deutschen Kolonisatoren auf dem Gebiet des Sanitätswesens und der Industrie. Nicht umsonst wurde gesagt - wie wir schon kürzlich ausführten -, daß der deutsche Geist das großartigste Beispiel systematischer Kolonisation darstellt, die je in Afrika unternommen wurde."

Wenn heute die Mandataren erklären, daß Deutschland nach Einführung der neuen Rassengesetze und des Arierparagraphen nicht fähig sei, die Eingeborenen im Sinne der Mandatsstatuten der Zivilisation entgegenzuführen, kann darin nur die Absicht erblickt werden - dieses Mal vorbauend, was nachträglich mißlang -, ein giftiges Samenkorn für eine zukünftige deutsche Kolonisation, und

zwar in Gestalt einer Rassenschuldlüge, zu pflanzen.

Unter den vielen Aufgaben, die sich das Dritte Reich selbst gestellt hat, sind die zur Lösung der bevölkerungs- und rassenpolitischen Fragen getroffenen Maßnahmen am meisten mißverstanden oder zum Vorwand willkürlicher Angriffe aller Art gegen Deutschland verwendet worden. Die von Deutschland erstrebte Anerkennung der Verschiedenartigkeit einer Rasse hat nichts, wie man uns gern unterschieben möchte, mit einer Wertung zu tun. Nur dieser Unterschiede wegen lehnt Deutschland auch die Mischehen ab. Ihre Sprößlinge bilden meist eine Mittelstufe der artfremden Eltern. Oft erben sie von dem einen das Gute, von dem anderen das Schlechte, oder umgekehrt. Diese Nachkommen bereiten somit den Boden vor, um die einheitlichen rassischen Elemente eines Volkes zu untergraben. Gerade durch die neuen Gesetze tritt Deutschland für die Erhaltung jeder Rasse und den Schutz ihrer Eigenarten ein, unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu Farbe und Religion, und kann um so leichter seiner kolonialen Tradition folgen, d. h. die Eingeborenen der europäischen Zivilisation entgegenführen, ohne ihre Eigenkulturen zu zerstören. In hervorragendem Maße ist dies z. B. in **Samoa** und am **Kilimandscharo** gelungen.

Das Fehlen solcher Rassegesetze hat sich im Gegenteil bei den alliierten und assoziierten Mächten von 1914 stark fühlbar gemacht. Sie hätten sonst nicht entgegen der wohlerwogenen Kongoakte den Krieg in die deutschen Kolonien getragen, die farbigen Völker aller Länder wahllos militarisiert und in vorderster Front gegen eine weiße Kulturnation auf den europäischen Kriegsschauplätzen verwendet. Dies geschah überdies unter Versprechungen aller Art, die niemals gehalten werden konnten und wohl auch nicht sollten. Nicht Deutschland, sondern der frühere Feindbund hat eine ungeheure Kolonialschuld auf sich geladen, deren Folgen - obwohl wir sie tagtäglich erleben - noch unabsehbar sind. Durch diese Rechtsbrüche und fortgesetzte Verstöße gegen die Richtlinien der Kolonialpolitik des früheren Feindbundes ist **unser Rechtsanspruch auf die Kolonien deutlich gekennzeichnet.**

Lord **Lothian** hat bei seiner großen Rede vor der Anglo-German-Fellowship in London dem Ausdruck verliehen. Er führte u. a. aus, "daß in diesem Augenblick eine unbesprochene Gebietsübergabe z. B. von seiten Englands an Deutschland als praktische Politik zu bezeichnen sei. Er betonte ferner, daß das Problem durch die bloße Rückgabe der alten deutschen Kolonien an Deutschland nicht gelöst werden könne. Das würde Deutschlands Bedürfnissen nicht genügen, und die Dinge hätten sich seit 1914 geändert. Die Frage müsse auf einer viel breiteren Grundlage erwogen werden. Alle Kolonialmächte müßten gewillt sein, ihren Beitrag zu einer Gebietsübertragung an Deutschland beizusteuern." Die Überweisung eines sogar über den Rahmen der alten Schutzgebiete hinausgehenden Kolonialbesitzes für Deutschland ist hier zum ersten Male von einem englischen Fachmann erörtert worden.

Führende Politiker anderer Nationen haben in der letzten Zeit wiederholt darauf hingewiesen, daß ohne eine den Notwendigkeiten der Völker entsprechende Neuverteilung von Kolonialbesitz kein wahrer Weltfrieden aufkommen könne. Für Deutschland bedarf es keiner Neuverteilung, denn wir wollen nur das zurückhaben, was uns gehört: unsere eigenen Kolonien mit eigener Reichsmarkwährung. Das letztere ist Vorbedingung, damit wir unabhängig von fremder Geldvaluta in ihnen arbeiten und die Rohprodukte gewinnen können. Der Führer hat den Hinweis von Lord Lugard, Deutschland benötige keine Kolonien, denn es könne seine Rohstoffe ja ohnehin kaufen, dahin charakterisiert, und zwar **auf dem vorjährigen Reichsparteitag**, daß der Ausspruch dieses Herrn ungefähr genau so geistreich sei wie die Frage jener bekannten bourbonischen Prinzessin, die angesichts des nach Brot brüllenden revolutionären Haufens verwundert meinte, weshalb denn die Menschen, wenn sie schon kein Brot besäßen, nicht Kuchen essen wollten! Der Führer wies weiter darauf hin,daß, wenn das deutsche Volk und das Deutsche Reich nicht fünfzehn Jahre lang ausgepreßt und um seine gesamten internationalen Ersparnisse gebracht worden wäre, wenn es nicht seine gesamten Auslandskapitalien verloren hätte, und wenn es vor allem noch seine eigenen

Kolonien besäße, wir diese Aufgaben jedenfalls **leichter** zu meistern in der Lage sein würden. Dem Einwand, daß uns Kolonien auch nicht viel helfen würden, begegnete der Führer mit den Worten: "Eine Staatsführung, die unter den Voraussetzungen der deutschen **die heute nicht mehr wegzuleugnenden wirtschaftlichen Leistungen** zuwege bringt, würde jedenfalls auch Kolonien **wirtschaftlich nützlich** zu verwalten wissen."

Unsere Kolonien sind bei ihrer vielseitigen Produktionsmöglichkeit durchaus geeignet, bei wohlerwogener Erschließung und Bearbeitung eines großen Teils diejenigen Rohprodukte zu liefern, die unser kleines Deutschland in seiner Zonengebundenheit niemals hervorbringen kann - Rohprodukte, die wir heute unter großen Devisenopfern vom Ausland beziehen müssen. - Die Unterbringung überschüssigen Menschenmaterials in überseeischen Kolonien ist dabei **nicht** Zweck und Ziel unserer Kolonialpolitik. Wir lehnen Massensiedlungen in den Kolonien ab; dagegen kann eine planmäßige und begrenzte Siedlung als Mittel zur Entwicklung der Rohstoffquellen nicht entbehrt werden. Der oft geäußerten Ansicht, unsere Kolonien könnten den gesamten Bedarf Deutschlands an Rohstoffen decken, muß natürlich entgegengetreten werden. Vielleicht wären die Gebiete in bezug auf die pflanzlichen Rohstoffe in der Lage, Einzelprodukte wie Kakao, Kautschuk, Hanf usw. restlos zu liefern, dann jedoch nur zum Schaden anderer wichtiger Erzeugnisse. Unsere Überseeländer sind schließlich nicht so ausgedehnt oder in allen Teilen so fruchtbar, daß sie unbegrenzten Anbau von Kulturen gestatten. Dies ist auch nicht nötig. Wir wollen durch den Handel mit unseren Kolonien nur gewisse Spitzenleistungen erzielen. Auch geringere Devisenersparnisse, die dieser Handel im Gefolge hat, können einen Umschwung zugunsten der Handelsbilanz Deutschlands herbeiführen.

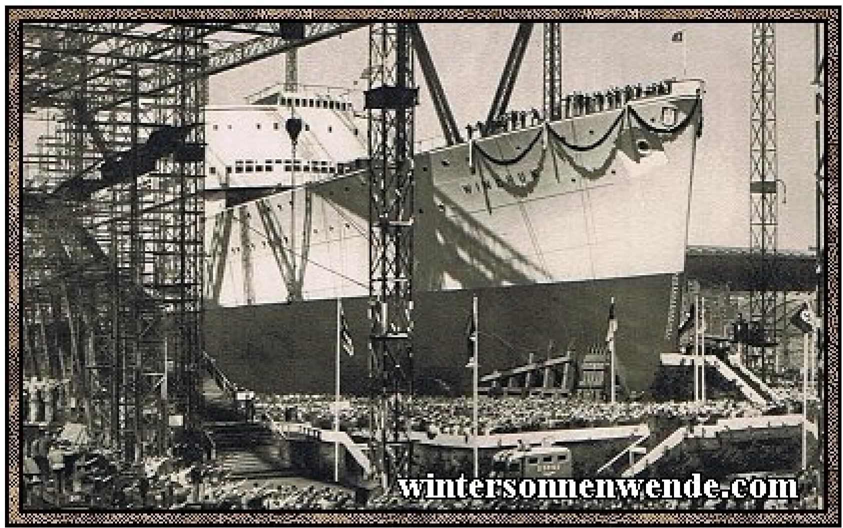
Es muß ferner in Betracht gezogen werden, daß die **heimatliche Handelspolitik** an gewisse Richtlinien gebunden ist. Sie muß unter Umständen von einem Ausland bestimmte Erzeugnisse abnehmen, weil dieses Waren von Deutschland kauft. Wollte man diese Produkte ausschließlich aus unseren Kolonien zu gewinnen versuchen, so würde sich ein solches Vorgehen bei der Endabrechnung vielleicht als nachteilig für Deutschland erweisen.

Wichtig ist jedenfalls, daß nur ein **Mutterland** entsprechend seiner Anforderungen auf die Produktionsart in eigenen Kolonien einen bestimmten Einfluß ausüben kann. Das Mutterland kann gleichzeitig dahin wirken, daß die für die Überseegebiete notwendigen Fertigfabrikate in der Heimat hergestellt und dann in den Kolonien abgesetzt werden. Durch einen sachgemäßen gegenseitigen Warenaustausch wird so zwischen Kolonie und Heimat zum Wohle beider ein inniges Band geknüpft. Sollte eine unserer Kolonien ein pflanzliches oder mineralisches Produkt, das einen Dauerwert auf dem Weltmarkt darstellt, besonders hervorbringen können - wie z. B. **Deutsch-Ostafrika** Sisal, die **Südseegebiete** Phosphate, Gold usw. -, so müßte der An- oder Abbau dieses Produktes auch über den Bedarf des Mutterlandes hinaus gefördert werden. Der Überschuß könnte verkauft und für die erhaltenen Devisen Rohstoffe eingehandelt werden, deren Weltmarktpreis unter den Gestehungskosten im eigenen Überseegebiet liegt oder die in ihm nicht gewonnen werden können.

Der einheitliche Wille, der das neue Deutschland durchzieht, wird auch in der Kolonialfrage zum Ausdruck kommen. Er gibt die Gewähr, daß die Kolonialpolitik und -wirtschaft sich nur mit denjenigen Aufgaben befassen, die für die Volkswirtschaft entgegen den kapitalistischen Forderungen früherer Epochen in Betracht kommen. Auch die von uns erstrebte Ostsiedlung würde durch Zusatzfuttermittel aus den Kolonien und durch Schaffung neuer Industrien eine starke Belebung erfahren und ihre beschleunigte Durchführung ermöglichen. **Somit ist die wirtschaftliche Notwendigkeit von Kolonialbesitz für das Dritte Reich erwiesen.**

Es sei an dieser Stelle auch auf die Ausführungen des Reichsbankpräsidenten Dr. **Schacht** hingewiesen, gelegentlich des Stapellaufs der "Pretoria" von der Deutschen Ostafrika-Linie in

Hamburg. Er sagte, daß jetzt der internationale Warenaustausch auf ein Drittel seines einstigen Höchststandes zusammengeschrumpft sei und heute noch politische Angst und Eifersucht die Völker an einem freien Warenaustausch hindere. Diese Angst beruhe auf dem Gefühl, Unrecht getan zu haben, nicht nur auf politischem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Auch das wirtschaftliche Unrecht müsse wiedergutgemacht werden, Friedensdiktate, die dem Gegner sein Privateigentum nehmen und die ihn aus moralischen Gründen kolonialwirtschaftlich für unwürdig erklären, verbauen jedem Wiederaufbau der internationalen Wirtschaft den Weg.



Stapellauf des Dampfers "Windhuk"
der Deutschen Afrika-Linien am 27. August 1936.

Unsere **Jugend** wird durch einen **Aufenthalt in unseren Kolonien ein erweitertes Blickfeld erhalten** und den dort um ihr Deutschtum schwer kämpfenden Pflanzern und Farmern neuen Lebenswillen übermitteln. Sie wird ferner den dringend notwendigen Zusammenschluß der im Ausland lebenden Deutschen zu fördern in der Lage sein. Nach der Rückkehr können diese Kräfte, gereift und welterfahren, zu tüchtigen Erziehern des deutschen Volkes werden, und es lassen sich aus ihnen geeignete Regierungsvertreter für das Ausland ermitteln, d. h. Konsuln usw. Bei vielen Deutschen wird der Drang zur Auswanderung nach überseeischen Ländern durch einen Aufenthalt in den Kolonien befriedigt werden können, ohne daß diese wertvollen Bestände der deutschen Volkskraft durch Abwanderung Deutschland verlorengehen, der Blutauffrischung fremder Nationen dienen oder gar zu Konkurrenten der alten Heimat werden. **Die Kolonien tragen also auch dazu bei, unser Volkstum zu erhalten.**

Der Führer hat dem früheren englischen Außenminister Simon am 26. März 1935 gegenüber betont, daß Deutschland sich so lange in einer untergeordneten Stellung befinde, als es keine Kolonien besitze. Bei seiner **Friedensrede am 21. Mai 1935** führte er aus, daß sich die von Deutschland geforderte Gleichberechtigung auf alle Besitzrechte im internationalen Leben erstrecken müsse. **Wir müssen also auch die Kolonien vom Standpunkt der Gleichberechtigung zurückerhalten.**

Aus allen unseren Überseegebieten oder, neuzeitlich ausgedrückt, "Übersee-Provinzen" in Afrika und in der Südsee **ertönen die Rufe der Eingeborenen nach Wiedereinsetzung der deutschen Schutzherrschaft, unter der sie ein zufriedenes Leben führen konnten.**

Über die eventuelle Rückgabe von Deutsch-Ostafrika haben englischerseits fortgesetzt Erörterungen stattgefunden. Zur Ergänzung sei hier die Ansicht von J. A. **Groves**, vor kurzem veröffentlicht in der *Yorkshire Post*, wiedergegeben. Es heißt dort:

> **"Die Eingeborenen von Tanganjika hätten sich unter der deutschen Herrschaft sicherer gefühlt und gäben dem offen Ausdruck. Wenn man einen Eingeborenen in irgendeinem Teile des Landes frage, ob er die Deutschen den Engländern vorziehe, laute die Antwort stets: Die Deutschen. Deutschland brauche über den Ausgang einer Abstimmung in Tanganjika keine Sorge zu haben. Es würde zwar nicht die Stimmen der Inder erhalten, diese zählten jedoch nicht. Das Land wäre afrikanisch, und so**

würden auch nur Afrikaner zur Abstimmung zugelassen werden."

Die Rückgabe der Kolonien ist also auch nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker erforderlich.

Die willkürliche Handhabung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, der Bruch von Verträgen nach Abschluß des Waffenstillstandes gegenüber Deutschland leisteten dem Werdegang des Bolschewismus Vorschub. Die große koloniale Schuld des früheren Feindbundes aber lehrte ihn, die bisher innegehaltenen internationalen Bahnen zu verlassen und interrassische zu betreten. Die Vertreibung unserer Kolonialdeutschen von Haus und Hof, die Fortnahme ihres Eigentums und Verschleuderung ihrer Pflanzungen zu teilweise einem Zehntel des Wertes führten ferner zu einer allgemeinen Rechtsunsicherheit, die sich eines Tages bitter rächen mußte. Ein typisches Beispiel dafür, wie man heute über Verträge und Abmachungen denkt, bietet Frankreich. Obgleich von diesem Lande die Anregung zu einem Nichteinmischungspakt der Mächte in den spanischen Bürgerkrieg ausging, betreibt es eine sehr wohlwollende Neutralität zugunsten eines der Kriegspartner, wohl, weil es selbst keine volle eigene Bewegungsfreiheit mehr besitzt. Wenn die gesamte Londoner Presse heute mit großer Besorgnis berichtet, daß die Kommunisten in Barcelona während des spanischen Bürgerkrieges englisches und amerikanisches Eigentum beschlagnahmten, so mögen die Völker erkennen, daß ihre eigenen Handlungen nur Schule gemacht haben. Die Bolschewisten haben leider mit immer stärker fühlbar werdendem Erfolg ihre Wühlarbeit unter den Eingeborenen aller Kolonialländer aufgenommen. Das Wissenschaftliche Institut in Moskau beschäftigt sich zu diesem Zweck u. a. damit, immer neue Völker zu entdecken, denen man das Urbesitzrecht auf das von ihnen bewohnte Land zuspricht. Auf diese Weise wird ein Keil in die Völker getrieben, und diese untereinander verhetzt. **Die Handlungsweise der Bolschewisten in den Kolonialländern ist um so gefährlicher, als es die gesamte farbige Welt gegen die weiße Menschheit aufpeitscht.**

Deutschland, Japan und Italien haben die verheerenden Folgen dieses Vorgehens rechtzeitig erkannt.

In der großen **Schlußrede auf dem Reichsparteitag 1936** äußerte der Führer in seinem Kampfruf gegen den Bolschewismus:

> "Mögen die um uns wohnenden Völker begreifen, daß sie, wenn von ihnen selbst die deutsche Unabhängigkeit, Freiheit und Ehre respektiert wird, keinen wärmeren Freund finden können als das nationalsozialistische Dritte Reich.
>
> Möge aber auch jener Bolschewismus wissen, daß, wenn er die Absicht hat, mit Gewalt das Tor in anderen Völkern zu öffnen, vor dem deutschen Tore die neue deutsche Armee steht."

Die **italienische** Zeitschrift *Populo di Roma* schrieb kürzlich:

> "Ein Teil Europas steht bereits in Flammen; die Völker, die noch ihr geistiges und moralisches Gleichgewicht haben, müssen wachsam sein und sich wappnen."

Reichsminister Dr. **Goebbels** hat auf dem Reichsparteitag 1936 in seiner weltgeschichtlichen Rede den Bolschewismus als furchtbarste Seuche der Menschheit unmißverständlich gezeichnet. Möge sein Ruf an die Völker der Welt, daß der Bolschewismus vernichtet werden muß, wenn Europa wieder gesunden soll, nicht ungehört verschallen! Alle Staaten, die nicht dem Weltproletariat verfallen und damit der Vernichtung entgegengehen wollen, sollten daher mit allen Mitteln bestrebt sein, diese Kraftquelle Deutschland unversiegbar zu gestalten. Dieses Ziel wird erreicht, wenn man

Deutschland gesunde Lebensbedingungen verschafft, d. h. wenn ihm durch die raumgesättigten Staaten seine Überseegebiete wieder überantwortet werden. Nur dann wird Deutschland die notwendige Bewegungsfreiheit erlangen. Nur Deutschland gibt durch seine unversiegbare Kraft die Gewähr, auch in seinen Kolonien zum Wohle der Menschheit ein weiteres Bollwerk gegen den Bolschewismus zu errichten. Die in Santiago in **Chile** erscheinende Zeitung *El Imparcial* schrieb über die Abwehr des Bolschewismus durch Deutschland wörtlich:

> "Die Chilenen können nicht vergessen, daß Deutschland der Verteidigungsdamm gegen den zerstörenden Vormarsch des gefährlichen und widerwärtigen Bolschewismus gewesen ist. An der Grenze des Reiches, an der festen Mauer einer jahrhundertealten Kultur hörte der Einfluß des verderblichen Kommunismus auf, der das unglückliche Rußland beherrscht. Hätte das geschehen können, wenn neben dem großen Laboratorium der Trotzkischen, Leninschen und Stalinschen Experimente ein Land gewesen wäre, das nicht die feste Disziplin wie Deutschland gehabt hätte? Deutschland, das noch von verschiedenen Kräften angegriffen wird, ist der Retter der abendländischen Kultur. Die Rückgabe der ihm zustehenden kolonialen Besitzungen würde eine Vergütung für diese der Menschheit geleisteten unschätzbaren Dienste bedeuten und sich zum Wohle eines großen Volkes auswirken, das mit seiner eisernen Organisation einen Ruhepunkt in dem Strudel der allgemeinen Auflösung bildet."

Die Rückgabe der Kolonien an Deutschland entspräche also nur einem Akte der Gerechtigkeit und der Dankbarkeit.

Die Fortnahme unserer Kolonien unter dem Deckmantel "Mandat" und die uns, wie bereits erwähnt, nachträglich aufgezwungene Kolonialschuld bilden einen unerhörten Angriff auf die deutsche Kolonialehre. Dieser Angriff ist um so schwerwiegender, als wir in unseren Schutzgebieten hochstehende Kulturzentren geschaffen haben, die mit deutschem Blut gedüngt sind. Tausende von Gräbern, in denen deutsche Helden ruhen, die für Deutschlands Ruhm und Größe starben, gemahnen uns, **die Kolonien auch vom Standpunkt der Ehre des Dritten Reiches zurückzufordern.**

Es wäre längst die Pflicht des Völkerbundes gewesen, das uns angetane koloniale Unrecht wiedergutzumachen. Die Genfer Sozietät erwies sich leider dieser Aufgabe und auch anderen nicht gewachsen, weil sie nicht von dem versöhnenden Geist der Völker gebildet und von diesem getragen wurde. Der Völkerbund war nur als Werkzeug zur Verewigung der Artikel des **Versailler Diktates** und somit zur dauernden Niederhaltung Deutschlands gedacht. Dem abessinischen Krieg war es vorbehalten, dem Völkerbund die Maske vom Gesicht herunterzureißen und nach 16jährigem langem Hin- und Herwinden, Wortschwällen und Wortkämpfen aller Art seine wahre innere Gestaltung aufzudecken.

In dieser Erkenntnis hatte der Führer den **Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund** zur rechten Stunde erklärt. Der Wiedereintritt Deutschlands wird erfolgen, wenn sich ein neuer Völkerbund der Tat bildet, der dann den Erwartungen des Führers entsprechend auch **die uns angetane Kolonialschmach tilgen wird**, und zwar - wie der Führer immer wieder betont - **auf friedlichem Wege**.

Die Rückgabe unserer Kolonien würde zu einer erheblichen **Entspannung in der Weltpolitik** führen. Das Dritte Reich aber gibt die Gewähr, daß unsere Übersee-Provinzen, wenn sie wieder in unserem Besitz sind, der Heimat das geben, was sie von ihnen mit Fug und Recht verlangen muß: **Arbeit und Brot.**

Wie Deutschland Kolonialmacht wurde

Dr. Alex Haenicke

Kolonialer Früherwerb

Deutschland ist spät in die Weltpolitik eingeschwenkt. Die seefahrenden europäischen Westmächte waren ihm darin weit vorausgeeilt. Es fehlte gewiß nicht an Schwungkraft und Unternehmungsgeist, die bodenbereitend Neuland schaffen. Wikinger- und Hanseatenblut rollte dem Deutschen durch die Adern als machtvolle Triebkraft und machte ihn von altersher zum begehrten Zuwanderer. Aber die mangelnde staatliche Einheit verschloß ihm lange den Zugang zu kolonialem Besitz. Nur ein **mächtiges** Heimatland gibt dem Siedler und Kaufmann im Ausland die starke Rückenstütze, die ihn sich draußen behaupten läßt und ihm das stolze Vertrauen auf den in aller Welt geachteten Schutz der Heimat verleiht. Verliert er diese Bindung, geht der feste Zusammenschluß mit dem Vaterland verloren, gilt für ihn nur das böse Wort vom Kultur- und Völkerdünger. Nur überschüssige Macht kann die Belange heimatverbundener Siedler auf die Dauer sicherstellen. Weil es daran fehlte und fehlen mußte, solange es kein einiges deutsches Reich gab, weil es dauernd in innerer und äußerer Bedrängnis stand, mußten auch vereinzelte Vorstöße großzügiger und weitschauender Deutscher zunächst erfolglos bleiben.

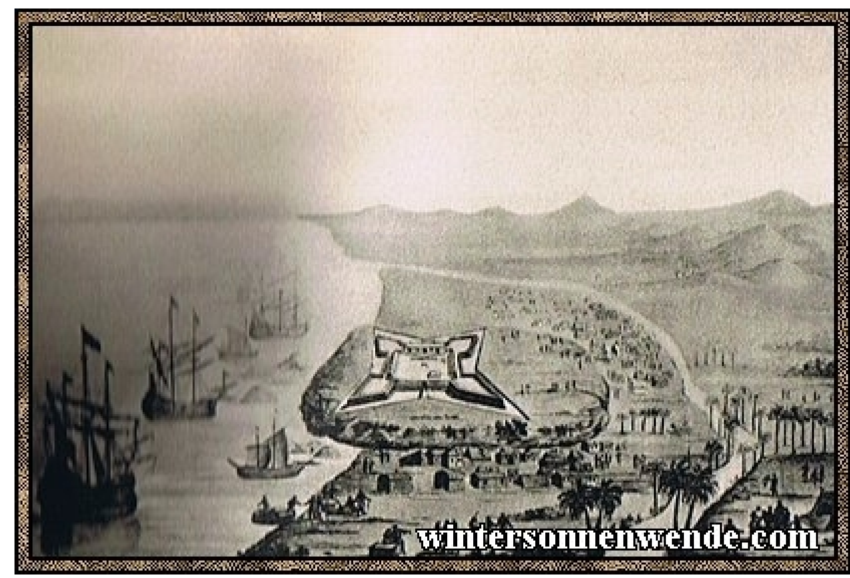
Das gilt sowohl von den kolonialen Unternehmungen der **Welser** als auch des **Großen Kurfürsten**.

Das Augsburgische Kaufmannsgeschlecht der **Welser** erwarb Anfang des 16. Jahrhunderts, als die überseeischen Gebiete noch in Bausch und Bogen himmelstrichweise vom Papst an die damaligen Seemächte Portugal und Spanien verteilt worden waren, von Kaiser Karl V. ein Privileg auf **Venezuela**. Die Hoffnung stand auf Goldfunde. Doch die schwer bewaffneten Landsknechte fielen dem Klima zum Opfer und ihre Führer spanischer Treulosigkeit. Die Unternehmungen verkamen im Urwald und wurden vergessen. Nur elf Jahre vermochten sich die Beauftragten der Welser im Lande zu halten.

Die Zeit der auf die Reformation folgenden religiösen Kämpfe waren der kolonialen Betätigung nicht günstig. Krieg und Pest fraßen die Menschen und legten sich beklemmend auf die Gemüter. Blühendes Leben und wachsender Reichtum sanken ins Grab. Holland, Frankreich und England drängten Portugal und Spanien aus ihrer Seemachtstellung. Deutschland mußte es damals versagt bleiben, ihnen ebenbürtig zur Seite zu treten.

Am niederländischen Hofe hatte **Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst**, gesehen, welche Reichtümer einem kleinen Staate, wie es der brandenburgische auch war, von Übersee her auf dem Handelswege zufließen könnten. Noch ehe er seinem Lande den freien Zugang zum Meere verschaffen konnte, gründete er im Vertrauen auf seine stolze Überzeugung, daß "Schiffahrt und Handel die vornehmsten Säulen eines Staates" seien, 1647, noch vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges eine **"brandenburgisch-ostindische Handelskompagnie"**. Sie konnte sich zwar nicht halten gegen holländische Mißgunst, doch gab er deswegen seine Kolonialpläne nicht auf. Als sein Kolonialbevollmächtigter, der Holländer **Benjamin Raule**, 1680 in **Westafrika** mit 3 Negerfürsten Verträge abgeschlossen hatte, genehmigte er 1682 die Gründung einer **"Afrikanischen Kompagnie"**, die aus kurfürstlichen Mitteln unterstützt, Handelsbeziehungen zwischen Brandenburg und Westafrika knüpfen und ausbauen sollte. Er schickte später seinen Kammerjunker Otto Friedrich **von der Gröben** mit einer stattlichen Flotte. Die Neger kamen "haufenweise mit Zähnen (Elfenbein) an Bord, davon unsre beiden Schiffe 4000 Pfund vor 30 Fäßchen Armringen einhandelten". Am Neujahrstag 1683 hißte von der Gröben an der Goldküste die kurbrandenburgische Flagge, den roten Adler im weißen Felde, auf der **Feste Groß-Friedrichsburg**. Im folgenden Jahre wurden zwar noch die Arduin-Inseln besetzt, aber gegen die weit stärkere Seemacht der Holländer ließen sich die Besitzungen nicht halten. Die Holländer

fürchteten die kurbrandenburgische Nachbarschaft und bedrängten die Neger Groß-Friedrichsburgs. Französische Seeräuber unterstützten sie. Der Handel hielt nicht, was er versprochen hatte. Die Vermögensverhältnisse der afrikanischen Kompagnie verschlechterten sich derart, daß ihre Schulden 1691 auf 900 000 Taler angewachsen waren. Das preußische Schatzamt konnte solche Verluste nicht tragen. So verkaufte Friedrich Wilhelm I. die gesamten brandenburgischen Besitzungen 1720 an die Holländisch-westindische Kompagnie gegen die geringe Entschädigung von 7200 Gulden und die jährliche Lieferung von 12 Schwarzen. Jahrelang kämpften die Holländer unter großen Verlusten gegen die Neger von Gr.-Friedrichsburg. Die förmliche Abtretungsurkunde, die auf Verlangen der Holländer 1728 eine preußische Abordnung dem verteidigenden Negerhäuptling Cuny vorwies, erkannte dieser nicht an. Er habe dem früheren Gouverneur sein Wort gegeben, Flagge und Fort nur **ihm** zu übergeben, der papierene Befehl könne ihn davon nicht entbinden, erklärte er stolz. Als die Festung nicht mehr zu halten war, vergrub er die 6 Geschütze und entfloh unter dem Schutze eines tropischen Gewitters unter Mitnahme der ihm anvertrauten Flagge nachts in den Urwald. So hielten schon vor Jahrhunderten Neger den Deutschen die Treue wie im Weltkrieg die ostafrikanischen Askaris, gewiß ein Zeichen für das gute menschliche Verhältnis zwischen beiden. Als Wahrzeichen zielbewußten kolonialen Strebens und als Vermächtnis an kommende Geschlechter ist eines der 200 Jahre später von der Mannschaft der "Sophie" ausgegrabenen Geschütze in der Ruhmeshalle in Berlin aufgestellt worden.



Feste Groß-Friedrichsburg, die erste Kolonialgründung des Großen Kurfürsten an der Goldküste am Golf von Guinea, Westafrika.

Auch in **Asien** hatte der Große Kurfürst sich festzusetzen versucht und mit dem Schah von Persien einen Vertrag abgeschlossen, der den Austausch von Rohseide und Ambra bezweckte. Noch kurz vor seinem Tode sicherte er sich auf den **Kleinen Antillen** einen Anteil an **St. Thomas**. Sein Nachfolger kaufte 1691 noch einen Anteil von **Tobago** dazu, doch ließ sich auch dieser Besitz nicht halten.

Durch den geringen Umfang des Überseehandels flossen Brandenburg-Preußen nicht die Mittel zu wie einst **der Hansa**. Der Staat war durch seine innenpolitischen Aufgaben festgelegt, und die privaten Mittel, die all die gegründeten Kompagnien hätten halten können, waren zu gering, um Rückschläge überdauern zu können.

Friedrich der Große gründete 1772 die Seehandlung und versuchte noch einmal die Traditionen des Gr. Kurfürsten aufzunehmen, konnte aber der **Asiatischen Kompagnie** nicht mehr aufhelfen. Das Erbe, das der Gr. Kurfürst hinterließ, war der Gedanke einer **staatlichen Kolonialpolitik**, die kaufmännische Unternehmungen in den Schutz und Schatten staatlicher Macht stellt. **Dazu bedurfte es einer starken Flotte,** der Seegeltung eines innerlich und äußerlich einigen Staates und überschüssiger privater Kapitalien. Auf diesen Grundlagen mußte der Kolonialwille der Zukunft erwachsen. Denn an Auswanderungslustigen kann es einem von fremden Nationen umzingelten Staat mit Raumnot wie Deutschland nie mangeln, wenn es nicht an Mitteln fehlt, ihrem Siedlungsbedürfnis Ziel und Sicherheit zu bieten.

So gab das junge Preußen alle Kolonialwünsche auf. Aber der koloniale Gedanke lebte weiter, auch wenn **Nettelbecks** Traum der Wiederherstellung der afrikanischen Kolonie des Gr. Kurfürsten und der Einrichtung von Plantagenbetrieben in **Südamerika**, die Kaffee, Zucker, Gewürze und andere Kolonialwaren liefern könnten, unerfüllt blieb. Was das Heilige Römische Reich zur Zeit **der Hansa** versäumt hatte, nationale Kraft herauszustellen, war dem kommenden Deutschen Reich vorbehalten.

Wegbereiter

Der koloniale Gedanke kam nicht mehr zur Ruhe. Während die westlichen Großmächte jahrzehntelang sich davon abwandten, als nämlich ihre Kolonien langsam geringere Erträge brachten und pflegebedürftig wurden, also Opfer des Mutterlandes verlangten, keimte dieser Gedanke in Deutschland auf.

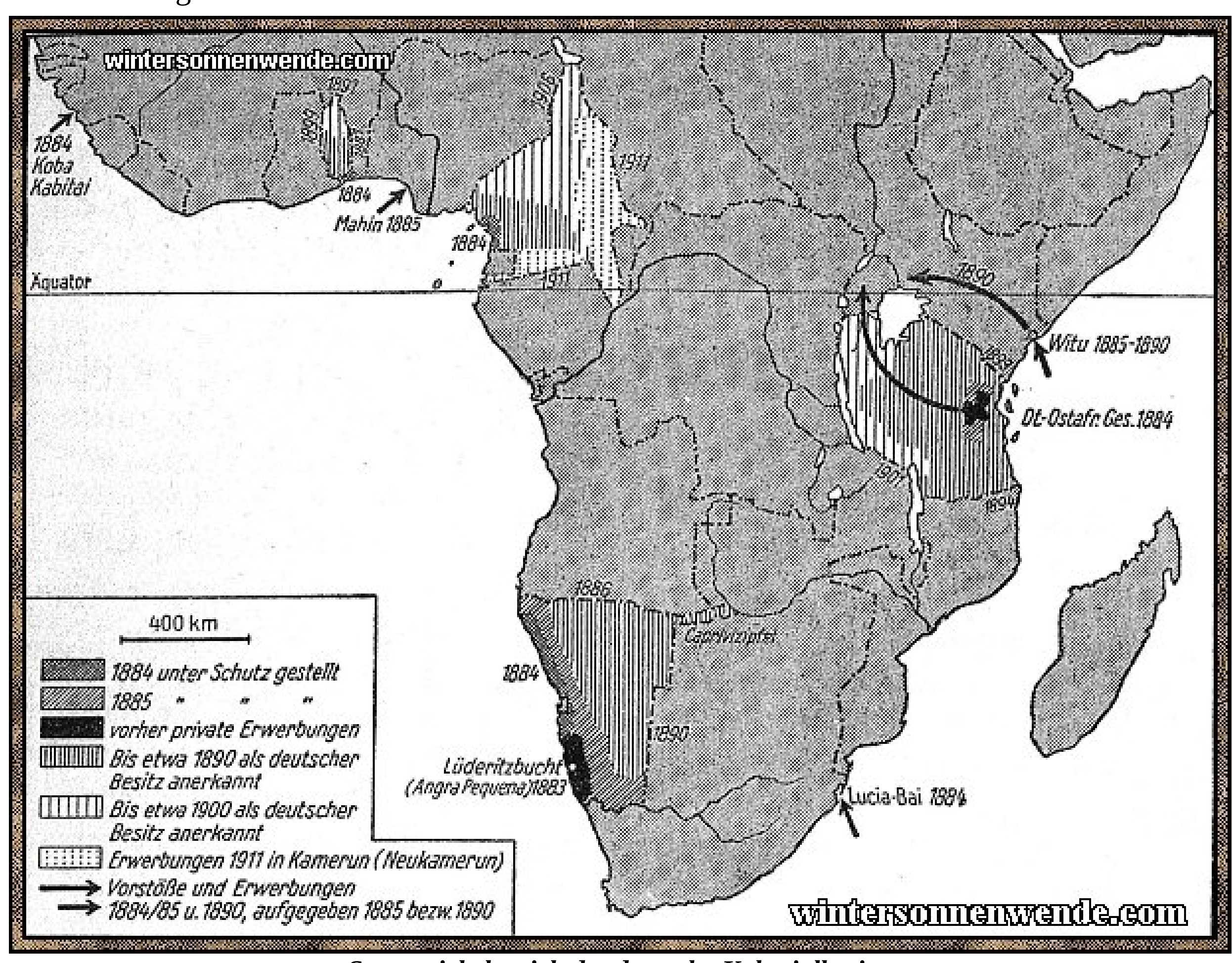
Vorläufig lähmte die deutsche Kleinstaaterei jede Kraftentfaltung nach außen. Um so lebhafter drängte die **wirtschaftliche** Entwicklung zum Kolonialerwerb. Die heranwachsende Industrie verlangte nach Rohstoffen, die, unverteuert auf den Markt geworfen, den wachsenden arbeitenden Massen Arbeit und Brot zu schaffen vermochten. Wirtschaftler, Reeder, Missionare, Gelehrte wetteiferten, die Notwendigkeit des Kolonialerwerbs in Wort und Schrift zu beweisen. Überbevölkerung und Handel verlangten sicheren Kolonialbesitz, der auch für die Aufnahme der Warenüberschüsse der Heimat in Frage käme. **Friedrich List** riet energisch, Kolonialpolitik zu betreiben.

> "Ein umsichtiger deutscher Konsular- und diplomatischer Dienst müsse eingerichtet werden... junge Forscher müßten dazu ermutigt werden, diese Gebiete zu bereisen und unparteiische Berichte zu erstatten. Junge Kaufleute müßten aufgefordert werden, sie auf ihre Handelsmöglichkeiten hin zu untersuchen... Unternehmungen sollten gegründet, von Aktiengesellschaften unterstützt und unter den Schutz der Regierung gestellt werden. In deutschen Hafenstädten sollten sich Körperschaften bilden, die überseeische Ländereien aufkaufen und mit deutschen Kolonisten besiedeln... Auch Handels- und Schiffahrtsgesellschaften, deren Ziel die Eröffnung neuer Absatzgebiete für die deutschen Fabriken und die Aufrechterhaltung von Dampferverbindungen wäre... - Kolonien sind das beste Mittel zur Entwicklung der Produktion, des Ausfuhr- und Einfuhrhandels und einer ansehnlichen Flotte."

Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sehnsucht nach einem größeren Deutschland keine Gestalt annahm, nahm die Zahl der **Auswanderer** stark zu, die in Übersee Eigenes zu schaffen gedachten. Deutsche Kaufleute aus allen Teilen der Welt traten vor und nach den kriegerischen Erfolgen von 1864 und 1866 an den **Norddeutschen Bund** mit Vorschlägen für kolonialen Landerwerb heran. Die **Tageszeitungen** setzten sich lebhaft dafür ein. Der Zeitpunkt sei günstig, an Auswanderungslustigen und an Kapitalien fehle es nicht. Der Artikel 6 der Bundesverfassung, des künftigen politischen Programms Preußens, unterstellte bereits das gesamte Kolonialwesen der Oberaufsicht des Bundes in Gestalt eines **Kolonialamts**. Politische Persönlichkeiten rieten zu schnellem Zugreifen. Der Zeitpunkt dürfe nicht verpaßt werden. Staats- und völkerrechtlich beständen keine Bedenken. Zögern hieße, Deutschland an seiner Auswanderung verbluten lassen. Außerdem könne man sich gegen nachteilige Tarife ausländischer Kolonien nur durch eigene Herrschaftsgebiete wehren. **Bismarck** lehnte vor der Reichsgründung alle Kolonialvorschläge ab. Es fehlte an der starken Reichsmarine, um den aufblühenden Handelskolonien in Afrika und der Südsee den wirksamen Schutz angedeihen zu lassen. Auch schien ihm der Augenblick, der Verwicklungen mit England wahrscheinlich sein ließ, nicht

geeignet. Erst als das Interesse der fremden Mächte am Kolonialerwerb wieder erwachte, als durch die Reisen deutscher Forscher in Afrika die Kolonialbewegung in Deutschland wuchs, als der unter dem Vorsitz des Fürsten **Hermann zu Hohenlohe-Langenburg** am 6. Dezember 1882 in Frankfurt a. M. gegründete **"Deutsche Kolonialverein"** die Kolonialfrage volkstümlich machte, als England und Frankreich in Ägypten ernstlich aneinandergerieten und England verschiedentlich bezüglich der Verwirklichung seiner Kolonialwünsche politisch festgelegt war, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, zuzugreifen.

1880 brachte er die **Samoavorlage** ein. Das angesehene Hamburger Südseehaus **J. C. Godeffroy**, das auf Samoa vorbildliche Kokospalmenpflanzungen angelegt hatte, war durch Verluste in Schwierigkeiten gekommen. Der alte, fast erblindete Chef der Firma vermochte das Unternehmen nicht zu halten, da es ihm nicht gelang, in Hamburg die erforderlichen Mittel aufzunehmen. Auch die Handels- und Pflanzungsgesellschaft, der er seinen Besitz abtrat, erwies sich als zahlungsunfähig, und so wurde der Besitz einem englischen Handelshause verpfändet. Bismarck sah darin eine Gefahr für das Ansehen Deutschlands in Samoa, das gleichzeitig unter englischer und amerikanischer Schutzherrschaft stand. Deshalb schlug er der Regierung vor, der Firma Godeffroy einen jährlichen Beitrag zur Förderung ihres Handelsverkehrs in der Südsee zu bewilligen. "Die Samoavorlage", erklärte der die Vorlage befürwortende Referent vom Auswärtigen Amt **von Kusserow**, "ist keine Parteifrage, keine Frage des Freihandels oder der Begünstigung von Kolonisationsbestrebungen, sondern **eine Frage des Ruhmes und der Ehre Deutschlands**". Der Reichstag lehnte trotzdem ab. Der Wortführer des Freihandels **Ludwig Bamberger** brachte die Vorlage zu Fall. Trotzdem flossen dem bedrängten Hause Godeffroy danach soviel Gelder zu, daß es seine Pflanzungen in Samoa weiter betreiben konnte. Bismarck aber faßte die Samoavorlage als das **Vorspiel zur deutschen Kolonialpolitik** auf. Er war fest entschlossen, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zuzufassen.



So entwickelte sich der deutsche Kolonialbesitz.
Aus: "Deutsche kolonisieren." Verlag F. Hirt, Breslau.

Südwest wird erste deutsche Überseekolonie

*[Anm. d. Scriptorium: mehr zu diesem Thema finden Sie **hier**.]*

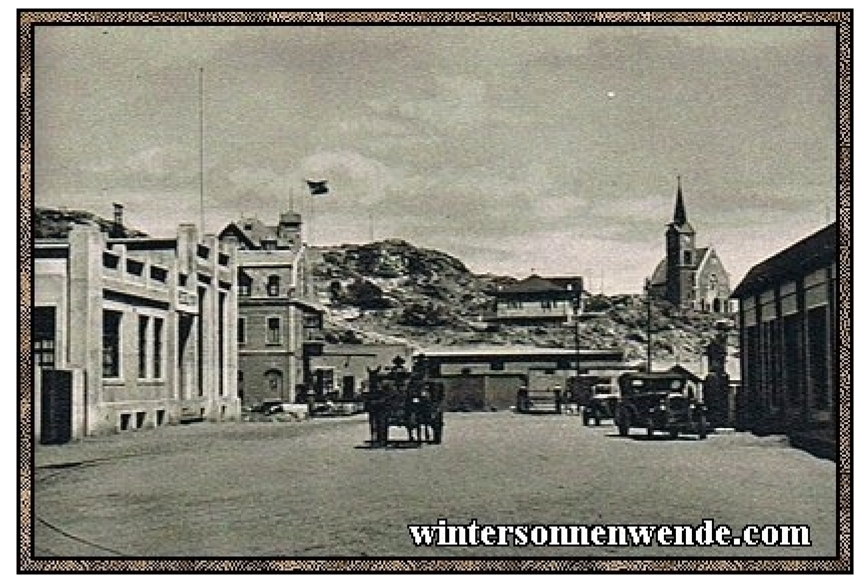
Über den Umfang der kaufmännischen Unternehmungen in Übersee waren trotz des wachsenden Interesses breiter Schichten des deutschen Volkes und trotz der Tätigkeit des Kolonialvereins selbst die Reichsbehörden nicht genau im Bilde. Die hanseatischen Kaufleute hatten allerdings auch nicht viel Aufhebens von ihrer Tätigkeit gemacht. Erst als die englische Regierung verschiedentlich störend eingriff, stürmten von allen Enden der Welt auf das Auswärtige Amt Vorschläge zur Beschlagnahme bedrohter Gebiete ein, die vom Reich nicht abgelehnt werden konnten. Die Volksstimmung drängte zu "nationaler Expansion". Der Reichstag verhielt sich freilich immer noch ablehnend. Eine Denkschrift über die Möglichkeit, staatlich unterstützte Dampferlinien nach Australien und Ostasien einzurichten, wurde nicht einmal auf die Tagesordnung gesetzt. Bismarck hatte recht: "Zu Kolonien gehört ein Mutterland, in dem das Nationalgefühl stärker ist als der Parteigeist" (1883).

Inzwischen eilten die Ereignisse den Erwägungen voraus. Schon 1868 hatte der Inspektor der Barmer Mission **Dr. Fabri**, der für Kolonialerwerb lebhaft eingetreten war, gebeten, die seit Jahren im **Herero- und Groß-Namalande** eingesetzten Unternehmungen von Staats wegen zu schützen. Er empfahl gleichzeitig den Ankauf der **Delagobai** zur Anlage einer Flottenstation, als Portugal nach Käufern für seine Kolonie Mozambique Ausschau hielt. Im Jahre 1881 arbeiteten in Afrika 45 Forschungsunternehmungen, die die Blicke der ganzen Welt auf Afrika lenkten und **"das großafrikanische Wettrennen"** einleiteten.

Der wagemutige Bremer Handelsherr **F. A. E. Lüderitz** (1834-1886) war durch den Vertreter der Firma **F. M. Viëtor** in Westafrika, **Heinrich Vogelsang**, und den Kapitän **Timpe** auf Südwest aufmerksam gemacht worden. Fabri hatte den rheinischen Kaufmann **Hasenclever** angeregt, angeblich reiche Minen im Gebiet des Namalandes zu erwerben. Lüderitz trat 1882 an das Auswärtige Amt mit der Mitteilung heran, daß er ein Schiff mit vorwiegend deutschen Waren nach einem Küstenort Südwestafrikas zwischen 22° und 28° n. Br. zu schicken beabsichtige, also in ein Gebiet, das noch in den Händen eingeborener Machthaber sei. Sein Warenverwalter solle mit denen Verträge abschließen, die ihm gegen jährliche Tributzahlungen Alleinhandel und Besitzrechte zur Anlage von Faktoreien, Pflanzungen, Straußenfarmen und Ländereien überließen. Um ungestört durch fremde Mächte arbeiten zu können, wünschte er, gleich bei Abschluß der Verträge unter den Schutz der Reichsflagge gestellt zu werden und fragte an, ob und unter welchen Bedingungen ihm dieser Schutz gewährt werden könne. Das Auswärtige Amt trat seinem Gesuch näher und nahm mit London deswegen Fühlung. Bismarck ließ im Februar 1883 den Botschafter mündlich höflich anfragen, **ob England Hoheitsrechte über die Gegend von *Angra Pequena* ausübe, um sich über die Auffassung der englischen Regierung zu informieren.** "Wenn nicht, hat Deutschland die Absicht, seinen Untertanen in dieser Region den notwendigen Schutz angedeihen zu lassen." **Granville** erwiderte ausweichend, daß "die Regierung der Kapkolonie gewisse Niederlassungen längs der Küste besäße, daß es aber der britischen Regierung ohne nähere Mitteilungen über die genaue Lage der Lüderitzschen Faktorei unmöglich sei zu sagen, ob sie in der Lage sei, im Notfall den 'gewünschten' Schutz zu gewähren." Drei Jahre vorher hatte sie den Schutz deutscher Missionare im Falle eines Eingeborenenaufstandes in der gleichen Gegend abgelehnt und erklärt, daß England keine Verantwortung für Geschehnisse außerhalb seines Hoheitsgebiets übernehmen könne, das nur die **Walfischbai** und ihr Hinterland umfasse. Bismarck hätte also auf die grundsätzliche Zustimmung Englands rechnen können, umso mehr als er eben erst England einen großen Dienst in Ägypten dadurch erwiesen hatte, daß er ihm die erforderlichen Gelder zur Kriegführung vermittelt hatte.

Inzwischen führte **Lüderitz** sein Vorhaben aus. **Heinrich Vogelsang** erwarb von einem

Hottentottenhäuptling ein ungefähr 1400 qkm. (150 [Scriptorium merkt an: ?] englische Quadratmeilen) großes Gebiet an der Bucht von **Angra Pequena** für 2000 M., für das Lüderitz noch einmal selbst in Berlin im Auswärtigen Amt um Schutz bat. Jetzt wurde der deutsche Konsul in Kapstadt angewiesen, Lüderitz Rat und Schutz angedeihen zu lassen, soweit sich das Unternehmen auf "wohlerwogene" Rechte stütze und nicht mit früheren Rechtsansprüchen, sei es der einheimischen Bevölkerung, sei es Englands, zusammenstoße.



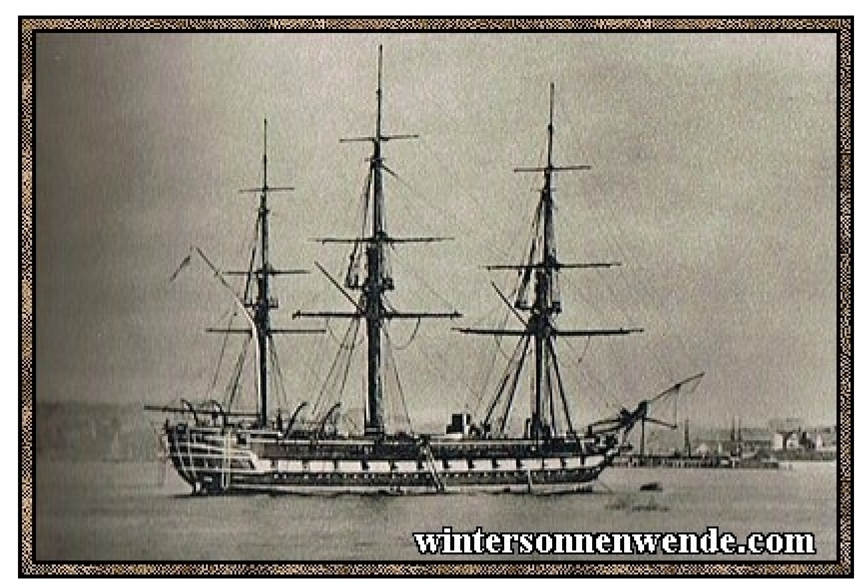
Lüderitzbucht, die deutsche Stadt im Schwarzen Erdteil.
1883 kaufte der Bremer Großkaufmann Adolf Lüderitz den Hafen Angra-Pequena, der drei Jahre später Lüderitzbucht genannt wurde.

Jetzt traf die verzögerte englische amtliche Antwort ein, daß England jeden Anspruch seitens einer fremden Macht auf Hoheits- oder Verwaltungsrechte über das Gebiet zwischen Angola und der Kapkolonie als einen Eingriff in seine rechtmäßigen Ansprüche betrachten würde. Bismarck fragte darauf im Dezember 1883 in London an, auf welche Rechtstitel sich Englands Ansprüche stützten. Eine Landung, die vor 90 Jahren dort stattgefunden hatte, konnte unmöglich noch als solche anerkannt werden.

Der englische Staatssekretär des Kolonialamts, **Lord Derby**, suchte unterdessen die Kapkolonie zu veranlassen, das von Deutschland ins Auge gefaßte Gebiet durch einen Handstreich an sich zu bringen. Im Juni 1884 telegraphierte der deutsche Konsul aus Kapstadt, daß die Kapkolonie im Begriff sei, die Küstenstriche bis Angra Pequena zu beschlagnahmen. Bismarck erklärte: "Jetzt wollen wir handeln!" (April 1884.) **Granville** ließ er wissen, daß er das Gefühl habe, daß wir von England "nicht auf dem Fuße der Gleichberechtigung behandelt worden" seien. Das Reich werde trotzdem seinen Schutz, soweit seine Kräfte reichten, auch auf Handlungsunternehmungen, die mit **Landerwerb** verbunden seien, erstrecken. Er machte den Botschafter in London, Graf **Münster**, darauf aufmerksam, daß er nicht vergessen möge, daß unser Verhalten immer darauf gerichtet sein müsse, in Deutschland den Eindruck zu verhüten, "als ob wir dem in der Tat aufrichtig vorhandenen **Wunsche des guten Einvernehmens** mit England **Lebensinteressen**... opfern könnten". Er schickte seinen eigenen Sohn Herbert nach London zur Verhandlung, der wenigstens eine Entschuldigung Granvilles wegen des ungerechtfertigten Verhaltens der Regierung erreichte. Bismarck betonte, daß wir das Recht in Anspruch nähmen, "in Gebieten, wo ausreichender Rechtsschutz durch anerkannte staatliche Organisationen nicht verbürgt sei, den dort verkehrenden Staatsangehörigen Schutz und Förderung **selbst** zuteil werden zu lassen". Lord Granville nahm das zur Kenntnis und beanspruchte nur die Wahrung der Interesse englischer Untertanen in diesem Gebiet, die ihm zugesichert wurde. Der Kapkolonie untersagte er jedes weitere Vorgehen.

Trotzdem wollten die Gerüchte von einer Annexion des Gebietes nicht zum Schweigen kommen. Bismarck war über die unehrliche Behandlung der diplomatischen Angelegenheit empört. Sie trieb ihn zu eiligem Handeln. Er schickte die kleinen Kriegsschiffe "Elisabeth" und "Leipzig" zur Klärung der Angelegenheit nach Angra Pequena. Sie liefen die Küste an und stellten sie vom Oranjefluß bis zum 26. Breitengrad durch **feierliche Flaggenhissung** am **7. August 1884** unter deutschen Schutz.

Einen lebendigen Bericht über die Besitzergreifung Südwest-Afrikas gibt **Harry Koenig** (*Heiß Flagge*) als Augenzeuge:



Die Fregatte "Elisabeth", die zur Zeit der Kolonialgründungen große Kriegsschiffreisen nach Übersee unternahm.

"Am 24. Juni verließen wir Freetown, um nach Angra Pequena zu fahren, wo wir am 18. Juli mit S. M. S. 'Leipzig' zusammentreffen sollten. - Endlich am 5. August lag in der Ferne, von Wolken noch leicht verhüllt, das gelobte Land vor uns. Wir hofften, noch am selben Tage vor Angra Pequena vor Anker gehen zu können. Aber mit der Dunkelheit wurde das Wetter so stürmisch, daß wir uns dem Lande nicht weiter nähern durften.

Während wir am 6. August beim Frühstück saßen, wurde S. M. S. 'Leipzig' in Sicht gemeldet. - Gegen Mittag endlich grüßten sich S. M. S. **'Elisabeth'** und S. M. S. **'Leipzig'** gegenseitig mit drei kräftigen Hurras. Unter den Klängen des Preußenmarschs lief die 'Elisabeth' in den natürlichen Hafen von Angra Pequena ein und ging ganz in der Nähe der 'Leipzig' vor Anker. Die Reede zeichnet sich durch geschützte Lage aus. Die zahlreichen Inseln und der weit in die See hinausgeschobene Angra Point bildeten einen natürlichen Schutz, eine Mole, die der Bucht ruhige See sicherte. Dabei war das Wasser tief genug, um auch Schiffen von der Größe der deutschen gedeckten Fregatten einen dem Ufer nahen Ankerplatz zu bieten.

Seit dem 18. Juli, also bereits 19 Tage, lag die 'Leipzig' uns erwartend vor Angra zu Anker. Ihre Offiziere kamen sofort zu uns an Bord, und die beiderseitige Freude war natürlich entsprechend groß. -

Am **7. August 1884** wurde es in der deutschen Niederlassung auf Angra und auf beiden deutschen Kriegsschiffen sehr früh lebendig. Schon um 6 Uhr wurde Kaffee getrunken, und um 7 Uhr fuhren in etwa 12 großen Booten Offiziere und Mannschaften von beiden Schiffen an Land.

Das Wasser stand leider so niedrig, daß die Boote nicht am Ufer anlegen konnten. So wurden die kräftigsten Bootsruderer ausgesucht, die ohne Strümpfe und Schuhe ins Wasser sprangen, um die Offiziere an Land zu tragen - ein Anblick, der geeignet war, die feierliche Stimmung in eine recht fröhliche umzuwandeln.

Die Küste machte mit ihrem nackten, felsigen Boden, den kein Baum, kein Strauch zierte, zunächst keinen günstigen Eindruck. Dagegen war der Blick von der Küste aus über die blaue See und die von unzähligen Vögeln umflogenen Inseln sehr freundlich, ja geradezu schön, wenn Schiffe die Bucht belebten, zahlreiche Boote Land und Schiffe verbanden und über dem Ganzen der wolkenlose Himmel lachte, der uns in diesen Tagen beschieden war.

Am Landungsplatz war es jedoch möglichst öde. Eine dicke Staubschicht bedeckte den

felsigen Boden, und auf weite Ferne war kein grünes Blättchen zu sehen.

Vorläufig standen dort nur 3 hölzerne Blockhäuser, die den 5 Beamten der Firma Lüderitz Wohnung und ihren Waren, Straußenfedern, Fellen usw. Schutz gewährten.

Mit voller Musik zogen wir den Abhang hinauf, in dessen Mitte eine hohe Flaggenstange errichtet worden war. Zu beiden Seiten nahmen die Matrosen Aufstellung, während hinter ihr, mit Front zur See, der Kommandant S. M. S. **'Leipzig'** seinen Platz wählte. In Vertretung unseres leider plötzlich erkrankten Kommandanten, Kapitän zur See Schering (von S. M. S. 'Elisabeth'), hatte er dessen hohen Auftrag übernommen und leitete die Feier. Hinter ihm standen wir Offiziere, alle in Hut und großer Uniform, dann die Seekadetten, unter ihnen Franz Hipper, der **später in der Skagerrakschlacht** als Admiral und Führer des Schlachtkreuzer-Geschwaders Ruhmreiches leistete.

Die Mannschaft präsentierte das Gewehr, und unter lautloser Stille verlas Kapitän zur See **Hergig** das folgende Dokument, von dem Herr Lüderitz später eine Abschrift erhielt:

Angra Pequena, 7. August 1884.

Seine Majestät der Deutsche Kaiser, Wilhelm I., König von Preußen, haben mir befohlen, mit Allerhöchster gedeckten Korvette 'Elisabeth' nach Angra Pequena zu gehen, um das dem Herrn A. Lüderitz gehörige Territorium an der Westküste Afrikas unter den direkten Schutz Sr. Majestät zu stellen. Das Territorium des Herrn A. Lüderitz wird nach der amtlichen Mitteilung als sich erstreckend von dem Nordufer des Oranjeflusses zu 26 Grad Südbreite, zwanzig geographische Meilen landeinwärts angenommen, einschließlich der nach dem Völkerrecht dazugehörigen Inseln.

*Indem ich diesen allerhöchsten Auftrag zur Ausführung bringe, **heiße ich hiermit als äußeres Zeichen die Kaiserliche Deutsche Flagge, stelle somit das oben erwähnte Territorium unter den Schutz und die Oberherrlichkeit Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm** und fordere die Anwesenden auf, mit mir einzustimmen in ein dreifaches Hoch - Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. lebe hoch!*

Schering,
Kapt. z. S., Kommandant S. M. S. 'Elisabeth'.

Die Kriegsflagge stieg am Mast empor, und in das dreifache, donnernde Hoch mischte sich dumpf der Kanonenschall von den beiden Fregatten, die der Flagge den Salut von je 21 Schüssen brachten. Die Musik spielte 'Heil dir im Siegerkranz' und 'Ich bin ein Preuße'. Und so war in kaum 20 Minuten eine Tat geschehen, die zunächst freilich nur Herrn Lüderitz zugute kam, die aber doch für unsere ganze Kolonialpolitik von größter Bedeutung werden sollte. —

Als wir nach einigen Stunden zur lustig wehenden Flagge zurückkehrten, fanden wir einen Wächter davor, einen schwarz-weiß-roten Pfosten, der eine Tafel trug, auf der wir lasen:

'Territorium Lüderitz
Nördl. vom Oranjefluß bis 26 Grad S. B.
unter Protektorat des Kaiserl.
Deutschen Reiches. 7. August 1884.'

Über dieser Inschrift prangte der deutsche Reichsadler.

Im Gespräch mit den Beamten des Hauses Lüderitz, den Herren Vogelsang, Franke, Wegener und Falkenthal, erschien uns die Großartigkeit dieser kolonialen Unternehmung, in der bereits über 1 Million Mark steckte, erst in ihrem vollen Lichte."

Deutsch-Südwest! Nur die **Walfischbai** blieb englisch. Da Englands Haltung immer noch unklar blieb, nahm das Kanonenboot "Wolf" auch noch Besitz von dem Gebiet bis Kap Frio. Nun endlich gab England seinen Widerstand auf. Die englische Regierung fragte noch an, ob sich das deutsche Protektorat nur auf deutsche Angehörige und Stützpunkte beschränke, worauf ihr geantwortet wurde, daß es sich über das **ganze** Gebiet erstrecke und die englischen Staatsangehörigen mit in seinen Schutz nähme, die den gleichen Schutz wie Deutsche in englischen Afrikakolonien genießen würden.

Lüderitz faßte unterdessen festen Fuß auf dem Gebiet. Ein Brief an Richard Lesser, den ersten Redakteur der Deutschen Kolonialzeitung, vom 11. Oktober 1884 schildert Art und Leistung des Kolonialpioniers:

"Empfangen Sie folgende Daten über meinen **bisherigen** Lebensgang (der nachfolgende ist hoffentlich auch von Nutzen für Deutschland):

Ich heiße also Franz Adolf Eduard Lüderitz, bin geboren am 16. Juli 1834, als ältester Sohn des hiesigen Kaufmanns F. A. E. Lüderitz (aus Hannover stammend) und seiner Frau Henriette Wilhelmine Schüßler (aus Oldenburg stammend). Beide waren lutherisch, und so wurde ich auch am 3. September 1834 getauft. Ich besuchte die hiesigen Schulen und trat, nachdem ich die Prima der Handelsschule absolviert hatte, Ostern 1851 als Lehrling in das Geschäft meines Vaters, welcher ein seit 1824 bestehendes Tabakgroßgeschäft hatte.

Nachdem ich meine dreijährige Lehrlingszeit bestanden hatte, reiste ich April 1854 nach **Neuyork**, machte von dort einige kleine Abstecher, um Land und Leute kennenzulernen, und ging dann via Vera Cruz nach Colima, an der Westküste Mexikos, wo ich festes Engagement als Kommis im Geschäft der Herren Rücker, Motz & Co. angenommen hatte. Als dies Geschäft liquidierte, pachtete ich einen sogenannten **Rancho**, wo ich Pferde-, Maultier- und Viehzucht usw. betrieb, aber keine Seide spann. In den damaligen Revolutionen wurde ich total ausgeplündert **(Schutz für Deutsche gab es noch nicht)**, und so kam ich via Panama und Neuyork nach Bremen zurück, wo ich am 6. August 1859 anlangte und bei meinem Vater ins Geschäft trat. In den nächsten Jahren machte ich dann für dieses Geschäft Reisen und besuchte hauptsächlich Holland, Westfalen, Rheinprovinz und Ostfriesland.

Am 9. Mai 1866 verheiratet ich mich mit meiner Frau, Emilie Elise von Lingen, geb. am 23. Juni 1836, Tochter von Dr. jur. Carl von Lingen und seiner Frau Meta Henriette Luise geb. Schumacher. Ich habe drei Söhne: Franz Adolf Eduard, geb. 19. Januar 1868, George, geb. 2. Februar 1869, Carl August, geb. 18. Mai 1874. (Gottdank stramme Jungens, und mit Töchtern, welche mir so quarig sind, wie Fritz Reuter sagt, habe ich mich nicht befaßt.) Nach dem Tode meines Vaters, im Februar 1878, übernahm ich das Tabakgeschäft desselben und fing, nachdem die Tabakmonopolfrage aufkam, **Handelsverbindungen mit Afrika an, wo ich 1881 eine Faktorei in Lagos begründete.**

Hieraus entwickelte sich dann der Plan zur Gründung einer Faktorei im sogenannten **Namalande**, mit dessen Ausführung ich Herrn **Vogelsang** von hier betraute.

Dieser ging vorerst per Steamer via England nach Kapstadt, um Erkundigungen über das 'Wo' einzuziehen, und meine Brigg 'Tilly', mit Ladung passender Waren und hier in Deutschland angefertigter und zerlegter Wohn- und Lagerhäuser, sowie einigen Kommis an Bord, folgte bald darnach. In Kapstadt gingen Herr Vogelsang und noch einige, von ihm in Kapstadt engagierte Leute dann an Bord der 'Tilly', fuhren nach **Angra Pequena**, als besten Hafen, und reisten vorab nach Bethanien, um nötige Kaufkontrakte abzuschließen. Die weitere Entwicklung ist ja bekannt."

Lüderitz schickte auch Forscher und Ingenieure, die von dem Hereroberhäuptling Bergbaurechte erwarben, doch erfüllten sich die daran geknüpften Erwartungen zunächst nicht. Englische Abenteurer erschwerten den Abschluß von Verträgen durch Beunruhigung der Hereros. Anfang Oktober erschien dann **Dr. Nachtigal** als Reichskommissar auf der 'Möve" in Angra Pequena und schloß im Namen des Reichs den feierlichen Schutzvertrag mit dem Kapitän Josef von Bethanien, prüfte und bestätigte die abgeschlossenen Verträge und bevollmächtigte den Angestellten der Firma Lüderitz zu Verhandlungen. Eine englisch-deutsche Kommission schaffte 1885 strittige Ansprüche aus der Welt.

Noch war Südwest enttäuschend unfruchtbar scheinendes Land, zu dessen Nutzbarmachung die Mittel des Hauses Lüderitz ebensowenig ausreichten wie die der 1885 gegründeten **"Deutschen Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwest-Afrika"**. Ein Brief vom 8. Nov. 1884 beweist Lüderitz' Sorgen, doch auch zuversichtliche Hoffnung auf die Hilfe des Reichs:

"Ihr freundliches Anerbieten wegen Anlegung einer Bibliothek in Angra Pequena nehme ich mit Dank an.

Neulich sandte ich für ca. 400 Mark Bücher hinaus, und sind besonders Jahrgänge illustrierter Zeitungen in Bänden dort willkommen, da diese den Händlern und Hottentotten gezeigt werden, wenn sie zur Bay kommen. Deutsch lesen können diese Leute ja nicht, aber von den Bildern sind sie stets entzückt. Die bekommen dadurch einen Einblick in deutsches Leben und Treiben und einen Begriff von Deutschlands Macht.

Missionar Bam hatte in meinem Namen dem Häuptling Josef Fredericks von Bethanien 1 Gardeulanenuniform und 12 Kartons mit Soldaten, Garde-Kürassiere, Husaren, Ulanen, Dragoner, Infanterie, Jäger, 1 Batterie, 1 Train, 1 Ponton, 1 Lager mit aufstellbaren Zelten, Kaiser Wilhelm und seine Helden und Kaiser Wilhelm in seinem Wagen, in plastischen Figuren übergeben. Er schreibt, der König wäre ganz entzückt gewesen und hätte geäußert: Dit zyn toch ryke menschen. Die Uniform hätte ihm gut gepaßt und er sehr stattlich darin ausgesehen. Am Sonntag habe er sie in der Kirche angehabt. - In unsern Augen sind derartige Geschenke ja für Kinder bestimmt. Bei den Hottentotten, die aber keine Ahnung von solchen Dingen haben, ist es etwas Außerordentliches und bringt uns hoffentlich Nutzen, und das ist mein Streben. **Deutschland muß über alle anderen Nationen in ihren Augen gestellt werden.** - Höpfner überbringt dem Oberhäuptling Kamaherero in Okahandja in meinem Namen eine Dragoneruniform, andere Häuptlinge bekommen Kürassieruniformen, natürlich ohne Küraß. Das macht auf diese Menschen, die derartige Uniformen noch nie gesehen haben, einen großen Eindruck.

Die Reklamationen der Engländer, welche sie an meinem Gebiet haben wollen (?), werden vom Generalkonsul Dr. Bieber jetzt kommissarisch geprüft, und habe ich deshalb fortwährend Fühlung mit dem Auswärtigen Amt.

Ich denke, daß in diesem Jahr alles geordnet ist, und daß ich dann eine sogenannte Charter bekomme, um endlich mal Geld herauszuholen. Bis jetzt habe ich über 500 000

Mark in Angra Pequena stecken, da alles, was einkam, sofort wieder hineingesteckt wurde. Die Expeditionen verschlingen große Summen, und kein Mensch unterstützt mich dabei. Bankiers haben sich noch nicht gefunden, welche mir, auf Sicherheit auf das Gebiet hin, auch nur einen Pfennig geliehen hätten. Und da die jetzige Ladung der 'Tilly' wieder gegen bar gekauft wurde, so sind vorläufig meine Mittel erschöpft, und kann ich nur das Allernotwendigste beschaffen. Ich würde, wenn ich mein Geld nicht in Angra festliegen hätte, sonst Anlegebrücken mit Pontons, Kohlenschuppen, einen kleinen Dampfer für regelmäßige Verbindung zwischen meinem Hafen und Kapstadt, eiserne Faktoreigebäude für Sandwichhafen usw. anschaffen. Dazu habe ich aber ca. 4-500 000 Mark nötig, und die sehe ich nicht zu beschaffen. Ich würde diese Summe eventuell auf mein Gebiet, welches jetzt laut Kontrakt so groß ist wie Holland, Belgien, Hannover und Oldenburg (von 22° bis Oranjefluß nebst 20 geographischen Meilen im Land von der Küste ab gerechnet) eintragen lassen und zurückzahlen, nebst 4% p. a. Zinsen, sowie ich durch Aufdeckung von konstatiert abbaufähigen Erzlagern usw. dazu imstande bin.

Interesse zeigen die Leute für mein Unternehmen, aber durch Geldmittel unterstützen fällt keinem ein, obwohl die Sicherheit doch im Lande selbst geboten werden kann.

Ich muß also Geduld haben und kann nicht vorwärts kommen, wie ich sonst würde, wenn ich disponible Mittel zu Gebote hätte."

Bismarck hatte nicht die Absicht gehabt, staatliche Mittel zur Verfügung zu stellen. Er wollte nur Rechte schützen. Die Erschließung und Entwicklung der Kolonie war nach seiner Meinung Sache der handeltreibenden Kaufleute. Er wollte nur Freibriefe gewähren nach Art der englischen Royal Charters. Das Regieren wollte er den Nutznießern der Kolonie überlassen, sie nur nach außen hin vertreten und ihnen Schutz und Recht gewähren. "Unsere Absicht ist - daher - nicht, Provinzen zu gründen, sondern kaufmännische Unternehmungen, aber in der höchsten Entwicklung." "Wenn wir sehen, daß der Baum Wurzeln schlägt, anwächst und gedeiht, und den Schutz des Reichs anruft, so stehen wir bei ihm." Da aber die Menschenleere und der Mangel an europäischen Unternehmungen in dem weiten Gebiet es zunächst unmöglich machten, Eingeborenenfehden zu verhindern, erkannte Bismarck 1885 einen **Reichskommissar** für die Kolonie mit dem Sitz in Rehoboth. Es war Amtsgerichtsrat **Dr. Göring** aus Metz, der Vater des preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring; ein Referendar und ein Unteroffizier wurden ihm beigegeben. Gleichzeitig wurde der Missionar **Büttner** gebeten, die verschiedenen Stämme zu friedlicher Unterordnung und Einhaltung der Schutzverträge zu bewegen, worin er auch Erfolg hatte.

Die Verhandlungen mit **Maharero** unterbrach ein kriegerischer Zwischenfall, der Gelegenheit bot, den wilden Haß, mit dem sich die Hereros und Namas seit Jahren befehdeten, kennenzulernen. Ein Bericht aus der Deutschen Kolonialzeitung aus dem Jahre 1886 zeigt am besten, wie die Verhältnisse zur Zeit der Ankunft des Kaiserlichen



Der erste Reichskommissar Dr. Göring (rechts auf dem Korbstuhl) und seine Mitarbeiter. Dr. Göring ist der Vater des Ministerpräsidenten Göring.

Kommissars **Dr. H. E. Göring** lagen:

> "Auf Osona bei Okahandja, der Residenz Mahareros, waren die Hereros zu ungefähr 1500 Mann in Waffen gelagert, als die auf dem Kriegspfade begriffenen Namas heranrückten, ungefähr 5 - 6000 Mann stark und ihre Posten ausschickten, um sich mit Wasser aus der Quelle zu versorgen, welche in dem Besitz der Hereros war. Infolge der Verweigerung dieses Verlangens griffen die Namas sofort mit dem ihnen eigenen Mute, trotz ihrer weit geringeren Zahl, die Hereros an, und so wurden denn am 15. Oktober die zur Zeit auf Okahandja weilenden Deutschen, der Reichskommissar **Dr. Göring**, Referendar Neels, von Goldammer, Reichsspezialkommissar Pastor Büttner, Kleinschmidt, Scheidweiler, Wiesel und Missionar Diehl unfreiwillige Zeugen eines erbitterten Kampfes, der von morgens ½ 12 Uhr bis abends 9 Uhr dauerte, als die Namas, welche während des Tages von den Hereros vollständig eingeschlossen waren, sich mit Hinterlassung von 2 Wagen, 5 Karren und einem Verlust von 1000 Pferden zurückzogen. Die Zahl der Verwundeten bei den Hottentotten (Namas) blieb unbekannt, da sie dieselben sämtlich mitnahmen; 35 Tote ließen sie auf dem Kampfplatze zurück. Die Damaras (Hereros) hatten einen Verlust von 30 Toten und über 70 teils sehr schwer Verwundeten, - beide Teile waren mit englischen Repetiergewehren bewaffnet. Während des Kampfes hielt sich der kleine deutsche Trupp in einiger Entfernung auf einem Hügel auf, aber nicht in müßiger Beobachtung, sondern alsbald entwickelten unsere Landsleute die Liebestätigkeit, welche die Menschlichkeit verlangt. Dorthin wurden die Verwundeten in Schutz gebracht und aus ihrem mitgebrachten kleinen Vorrat an Medikamenten und Verbandszeug so gut als möglich versorgt. **Alle Deutschen wetteiferten darin, und zumal Dr. Göring war nicht müde, selbst Kugeln herauszuschneiden und Wunden zuzunähen.** - Jedenfalls hat diese humane Werktätigkeit den Deutschen bei dem Kampfe am 15. Oktober den Abschluß der Verhandlungen zwischen ihnen und Maharero gefördert. - Bei Unterzeichnung des Vertrages wurde auf dem Gebäude des Herrschers die deutsche Flagge feierlich gehißt, einige Ochsen wurden zur Feier des Tages abgeschlachtet, sowie Lebensmittel an die Eingeborenen verabreicht. Festspiele und großes Feuerwerk beschlossen den Abend."

Der große amtliche Bericht des Kaiserlichen Kommissars Dr. Göring, den er aus Angra Pequena am 22. April 1886 dem Reichskanzler Fürst Bismarck erstattet hat, zeichnete sich durch Klarheit aus und war richtunggebend für die Kolonialarbeit der ersten 20 Jahre im Lüderitzland. Noch heute ist dieser Bericht, abgedruckt in der Deutschen Kolonialzeitung 1886, lesenswert.

Damit war die **erste deutsche Kolonie in Übersee als Schutzgebiet vom Reiche übernommen.**

Den Mann, dessen Weitblick wir das deutsche Schutzgebiet "Lüderitzland" verdanken, traf bereits 2 Jahre später ein tragischer Tod.

Sein Sohn Carl August **Lüderitz** gab für dieses Buch folgenden Bericht über den Tod seines Vaters:

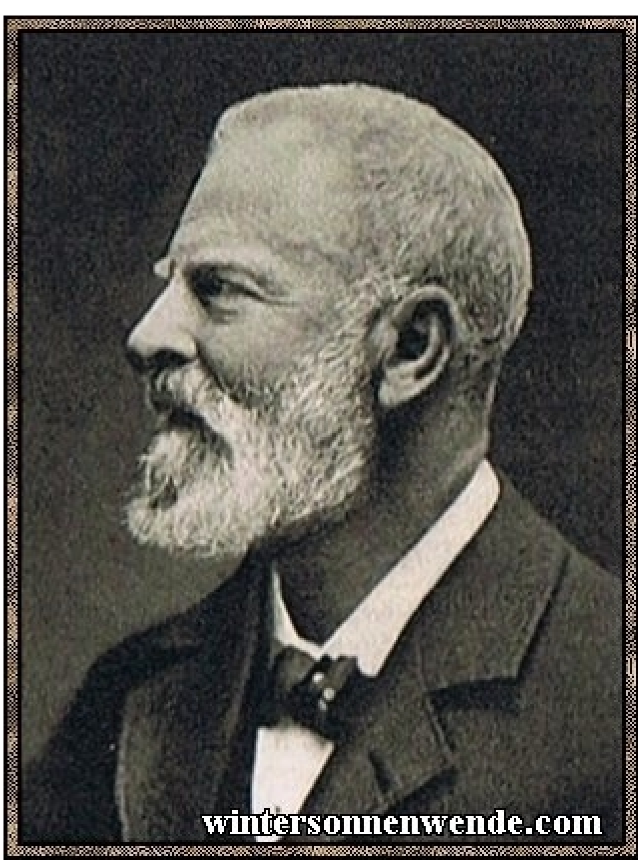
> "Das letzte Lebenszeichen von meinem Vater war jener Brief vom 19. Oktober 1886 von Quies Drift an meine Mutter, den er durch Boten nach Port Nollott, von dort nach Kapstadt sandte, gleichzeitig mit Brief an seine dortigen Geschäftsfreunde Poppe, Rassenau & Co., in dem er ebenfalls von seiner Absicht schrieb, den Oranjefluß per Boot hinunterzufahren und weiter die Küste entlang nach Angra Pequena zurück.
>
> In der Nacht vom 21./22. Oktober übernachtete er mit seinem Gefährten Steingröver auf einer Farm, und hat der betr. Farmer später ausgesagt, daß das Wetter am Tage der Abfahrt und den darauf folgenden Tagen gut gewesen sei, daß dann aber Sturm und hoher Seegang eingesetzt habe. Wenn also mein Vater und Steingröver Opfer dieses Sturmes geworden

sind, so wäre wohl der 24. Oktober 1886 als Todestag anzunehmen.

Merkwürdigerweise waren noch viele Jahre später unter den Eingeborenen Gerüchte im Umlauf, daß 2 weiße Männer gelandet und von den herumstreifenden Buschleuten ermordet worden seien. Näheres hat sich trotz aller Nachforschungen nie feststellen lassen."

Togo und Kamerun

An Orten der **Guineaküste** bis zum **Kongo** hinunter waren seit 1835 durch deutsche Missionare und Kaufleute Niederlassungen gegründet. **Woermann**, Hamburg, besaß schon 1868 in Kamerun einige Stationen, die von der Hamburger Firma **Jantzen & Thormählen** noch vermehrt wurden. In **Togo** hatten sich **Broehm & Wölber**, Hamburg, und die beiden Bremer Firmen **C. Goedelt** und **F. M. Viëtor Söhne** festgelegt. Seit Anfang der achtziger Jahre betrieb Woermann eine regelmäßige Dampferlinie nach Kamerun und Westafrika. Bereits um 1880 lag die Hälfte des gesamten Küstenhandels in den Händen deutscher Kaufleute. Auf Anregung Woermanns beauftragte Bismarck Dr. Nachtigal als deutschen Konsul, sämtliche Küstenorte zu



Adolph Woermann (1847-1911), Gründer der Deutschen Ostafrika-Linie und bedeutender Kolonialpionier.

besuchen, die Besitzverhältnisse zu klären und die Klagen der deutschen Kaufleute über Belästigungen durch eifersüchtige englische und französische Kaufleute, über unterschiedliche Behandlung, hohe Zölle und Schikanen aller Art zu prüfen. Vor allem seien die Verträge, die deutsche Handelsfirmen mit eingeborenen Häuptlingen abgeschlossen hätten, zu bestätigen und in der **Biafrabai** das deutsche Protektorat einzurichten.



Gustav Nachtigal (1834-1885) hißte am 14. Juli 1884 die deutsche Flagge in Kamerun.

Im Gebiet der **Loosinseln**, wo der Stuttgarter Kaufmann **Colin** eine Niederlassung besaß, sowie im **Dubreka**gebiet lagen bereits feste englische, bzw. französische Anrechte vor. Aber in **Togo** hißte die Besatzung der "Möve" am **5. und 6. Juli 1884** die nach erfolgreichen Verhandlungen mit den Häuptlingen von Lome

und Bagida die deutsche Flagge. Die Häuptlinge versprachen, ihr Land an keine fremde Nation abzutreten, sowie ohne deutsche Genehmigung mit keiner fremden Macht Handelsverträge zu schließen. Dasselbe geschah **am 17. Juli in Kamerun**. Der englische Konsul, der 5 Tage später mit Vertragsvollmachten eintraf, fand vollendete Tatsachen. Sein Protest half nichts mehr, da die englische Regierung keine festgeschlossenen Verträge nachweisen konnte. Englische Vertreter brachten zwar die Eingeborenen durch ihre Umtriebe in Erregung, doch warfen 100 Mann der Besatzung des nach Kamerun geschickten Geschwaders von 4 Kriegsschiffen Mitte Dezember 1884 den Aufstand nieder und stellten weitere Plätze im Innern des Gebiets unter deutsche Oberhoheit. Der Reichstag hatte unterdessen ein Vorgehen der Regierung bewilligt und die Ernennung eines Reichsgouverneurs und einer Verwaltung zugebilligt. Bismarcks Sohn Herbert brachte in London die Verständigung mit dem Außenministerium zuwege. Durch eine Vereinbarung vom **29. April 1885** wurde **die deutsche Schutzherrschaft** in den fraglichen Gebieten **anerkannt** und ihre vorläufigen Grenzen festgesetzt, die dann in den Jahren 1890 bis 1911 erweitert und endgültig geregelt wurden.

Gouverneur in Kamerun wurde der Petersburger Gesandte Freiherr **von Soden**, der zur Aufrechterhaltung der Ordnung eine kleine Eingeborenenpolizeitruppe einrichtete. In **Togo**, das keine Eingeborenenaufstände erlebt hat, nahm der eingesetzte Kaiserliche Kommissar, Reg.-Ass.. **Falkenthal**, seinen Sitz in Bagida. Ein **allgemeines Kolonialabkommen** bewirkte 1885 die Verständigung bezüglich aller kolonialen Fragen längs der westafrikanischen Küste zwischen Deutschland, England und Frankreich.

Der Zugriff in Ostafrika

Ostafrika war seit Jahrhunderten Ausgangsgebiet des arabischen Sklavenhandels, der gewissenlos die Bevölkerung dezimierte. Die Basler Mission, die seit den vierziger Jahren dem entgegenwirkte, hatte nicht nur Niederlassungen an der Küste angelegt, sondern war weit ins Innere vorgestoßen. Seit 1846 bestand die **Station Mombassa**, von der aus die deutschen Missionare **Ludwig Krapf** und **Johann Rebmann bis in das Gebiet des *Kilimandscharo* vordrangen, dessen Schneehaupt Rebmann als erster Europäer erblickte.** Die fesselnden Berichte über seine Erlebnisse zogen deutsche Gelehrte mächtig an. 1856 bereiste **Ed. Vogel** das Wadailand, 1860-1865 **Klaus von der Decken**, der den Wert des Landes bereits übersah, Ostafrika. Nach seiner Ermordung versuchten seine Mitarbeiter **Dr. R. Bremer** und **Dr. O. Kersten** in Deutschland für seine weitschauenden Pläne Stimmung zu machen. Auf Kerstens Veranlassung gingen die Gebr. **Clemens** und **Gustav Denhardt**, denen sich als Arzt **Dr. Fischer** anschloß, 1879 in das Gebiet von **Witu** und befuhren den **Tana**fluß. Im **"Zentralverein für Handelsgeographie"** in Berlin hoffte Denhardts Freund **v. Weber** vergeblich, kaufmännischen Unternehmungsgeist zu wecken, indem er mit zündenden Worten für den Erwerb des bereisten Gebietes eintrat. Da sowohl England als auch König Leopold, der Belgier, ein Auge auf das Gebiet warfen, bat Denhardt das Auswärtige Amt, wenigstens eine wissenschaftliche Station in Witu anzulegen. Das erklärte sich aber für derartige Aufgaben als nicht zuständig, und ehe ihm das Ministerium des Innern helfen konnte, hatten die Engländer bereits in Witu zugegriffen.

Mit dem Sultan von Sansibar war 1859 ein Handelsvertrag geschlossen worden. Als die Hamburger Kaufleute 1880 darüber Klage führten, daß der Sultan die deutschen Interessen nicht genügend wahre, regte das Auswärtige Amt die Erneuerung des Vertrages an und erwog die Errichtung eines Konsulats zum Schutze der deutschen Handelsrechte. Der Sultan ging darauf nicht ein, da ihm schon 1862 ein zwischen England und Frankreich geschlossenes Abkommen, von dem man in Deutschland nichts wußte, seine Unabhängigkeit gewährleistet hatte. Lord Derby hatte freilich 1875 erklärt, daß England in Sansibar keine Vorrechte besäße, gleichzeitig erhielt der Sultan aber als

Entschädigung für die Aufhebung des Sklavenhandels seit 1875 jährlich 20 000 Kronen aus den indischen Kassen, die ihn England verpflichteten, da er ständig verschuldet war. Dennoch spannen sich Fäden zu Deutschland. Da einer deutschen Staatsangehörigen vom Sultan ihr Erbe vorenthalten wurde, beschloß man die **Errichtung eines Konsulates** in Sansibar, für das der durch verschiedene Reisen in Nordafrika bekanntgewordene Forschungsreisende **Gerhard Rohlfs** ausersehen wurde. Seine vorzeitig in England bekanntgewordene Ernennung zum Konsul erweckte dort heftiges Mißtrauen. Bismarck erklärte jedoch auf Anfrage, daß keine Annektion beabsichtigt sei. Darauf konnte sich **Rohlfs** auf der "Gneisenau" einschiffen und traf Januar 1885 in Sansibar ein.

Auf dem Festlande gegenüber Sansibar hatte sich inzwischen mancherlei begeben, was die Anwesenheit eines deutschen Konsuls erforderte. Nicht nur hatte Lüderitz in der **Luciabai** Fuß zu fassen versucht und der Photograph **A. Einwald** Anfang 1884 das Auswärtige Amt telegraphisch zu eiligem Zufassen aufgefordert. Er hatte auch schon einen Vertrag mit einem Häuptling Dinizulu gemacht, aber ehe seine Verträge in Berlin eingetroffen waren, hatten in dem gemeldeten Gebiet die Engländer ihre Flagge gehißt. Greifbar wurden erst deutsche Kolonialpläne, als **Carl Peters** am 3. März 1884 eine **"Gesellschaft für deutsche Kolonisation"** mit dem Zwecke der **Kapitalbeschaffung** gegründet hatte, die seinen Vorschlag, ostafrikanisches Gebiet gegenüber der Sansibarküste in Besitz zu nehmen, aufgriff und zu dem Zwecke Carl Peters, dessen Freund **Dr. Jühlke** und den **Grafen Joachim Pfeil**, der als einziger von den dreien Afrika kannte, dorthin schickte.

Peters hatte in England die Akten der britischen Kolonisation in Amerika in Indien studiert und von dort aus mit einem Amerikaner zusammen ein gemeinsames Unternehmen im Maschonaland geplant. Nach der Art der alten englischen Abenteurer verfahrend, wollte er dem Amerikaner die Ausbeutung des Goldes überlassen, während er das Land für das Deutsche Reich in Besitz nehmen wollte. Darauf wollte sich der stolze Amerikaner aber nicht einlassen, und so scheiterte dieser Plan. Nach Berlin zurückgekehrt, trat er an den Kolonialverein heran, um mit seiner Unterstützung die **Gründung einer deutschen Kolonie in Ostafrika** durchzusetzen. Der Vorsitzende des Vereins, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, machte ihm klar, daß seine Ziele zunächst nur Vorstudien und vorsichtige Propaganda für den Kolonialgedanken umfaßten. Der Kolonialverein zählte im Dezember 1883 erst 3260 Mitglieder, hatte aber schon 492 Zweistellen in Deutschland, 43 im Ausland, davon bereits 19 außerhalb Europas. 1885 war die Zahl der Mitglieder auf 10 275 gestiegen.



***Dr. Carl Peters** (1856-1918),*
Gründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika.

Peters ließ sich durch die Ablehnung nicht abschrecken, sondern rief die bereits erwähnte **"Gesellschaft für deutsche Kolonisation"** ins Leben, die ihm die Verwirklichung seiner Pläne gestattete. Trotz Hungersnot und Abratens durchzogen die drei Ostafrikabegeisterten das Küstenland, in dem der Sultan von Sansibar Zollbeamte unterhielt, und schlossen mit einer Anzahl Dorfhäuptlingen Verträge, in denen sie ihr Gebiet an die von Peters vertretene Gesellschaft abtraten. Am 5. Februar 1885 war er schon wieder in Berlin und erbat von Bismarck die Anerkennung der

Verträge. Bismarck gewährte ihm darauf am 27. Februar 1885 einen **kaiserlichen Schutzbrief**. Die Gesellschaft beabsichtigte, in der Art der Ostindischen Kompagnie aus eigener Kraft in Ostafrika ein Staatswesen aufzurichten. Der Schutzbrief verlieh der zu diesem Zwecke von Peters ins Leben gerufenen **Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft** als der unter Reichsschutz stehenden Rechtsnachfolgerin staatliche Aufsichtsbefugnisse. Peters gelang es auch, Mittel flüssig zu machen, doch fehlte die Kapitalkraft des Großunternehmertums. Peters ging zunächst nach Ostafrika zurück, um durch weitere Verträge ein möglichst großes Gebiet in die Hände zu bekommen und vor dem Zugriff Englands zu sichern. Er griff dabei weit über die später durch Vereinbarung mit England gezogenen Grenzen hinweg, schwebte ihm doch ein bis an die Grenzen Transvaals, Südwests und Ägyptens reichendes, das Kongobecken umschließendes Kolonialreich quer durch ganz Afrika vor, das einen gesicherten und verteidigungsfähigen Großbesitz vorstellte und wirtschaftliche Ausbaufähigkeit besäße, die durch nichts zu erschüttern gewesen wäre. Zur Verwirklichung seines Zieles wäre ein hohes koloniales Verständnis und der geschlossene Wille der Heimat erforderlich gewesen, woran es trotz der Arbeit der Kolonialvereine noch weithin mangelte, vor allem hätte es der Opferwilligkeit des Großkapitals bedurft, das jedoch fast alles zu wünschen übrig ließ.

Der Sultan von Sansibar sah durch das Vorgehen von Peters den Nachschub an schwarzen Arbeitskräften aus Ostafrika für seine Nelken- und Zuckerrohranbauten auf den Inseln gefährdet. Es lag ihm nichts an preußischer Ordnung. Leicht ließ er sich daher von dem **englischen** Konsul **Sir John Kirk** dazu veranlassen, Einspruch gegen das deutsche Unternehmen zu erheben und seine Leute unter die Waffen zu rufen. Aber da England 1875 erklärt hatte, dort keine Vorrechte zu besitzen oder zu erstreben, konnte Deutschland nicht verwehrt werden, Handelsverträge abzuschließen. Die Gebrüder **Denhardt** hatten inzwischen am **Tana** ihre Station erreicht und das Schutzgesuch des Sultans von **Witu**, der ein erbitterter Feind des Sultans von Sansibar war, an das Reich durch Vermittlung von **G. Rohlfs** weitergegeben.

Zur Klärung all dieser Angelegenheiten schickte Bismarck den Admiral **Paschen** mit 5 Kriegsschiffen nach Sansibar, der den Sultan von Sansibar durch ein Ultimatum zur Anerkennung der deutschen Schutzherrschaften und zur Zurückziehung seiner Truppen zwang. Am 13. August 1885 wurde ein Vertrag mit ihm geschlossen, nach dem er alle Ansprüche des Reichs zu erfüllen versprach. Bismarck nahm **nicht** Sansibar bei dieser Gelegenheit, wie man in England gefürchtet hatte. Die Grenzfestsetzung in Ostafrika wurde einer Kommission übertragen, zu der deutscherseits Dr. Schmidt, von seiten Englands Lord Kitchener und französischerseits der Generalkonsul Patrimonia ernannt wurden.

Durch elf weitere Verträge war die Zahl der Rechtsansprüche der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft beträchtlich vermehrt worden. Auch hatten sich die einzelnen Gruppen an der Küste und im Witugebiet über ihren Einfluß geeignet. Die von den Arabern und ihren Stammeshäuptlingen eingeschüchterten und aufgestachelten Schwarzen machten jedoch der Gesellschaft erhebliche Schwierigkeiten. Es fehlte zudem durchaus an Geld. Zollstationen, die 1886 eingerichtet wurden, vermochten die erforderlichen Einnahmen nicht herbeizuschaffen. Um den Zusammenbruch des Unternehmens zu verhindern, mußte das Reich einspringen. Die Seehandlung beteiligte sich mit einer Reihe von Geldgebern. Im November 1886 kam ein Vertrag zustande, der die Besitzrechte der einzelnen Staaten regelte, allerdings für Deutschland nicht so viel Gebiet rettete als Peters ersehnt hatte und erwünscht gewesen wäre. Der Sultan von Sansibar mußte auf seine Küstenstationen verzichten, die allerdings nur Sklavenhandelsplätze darstellten. 1888 pachtete Deutschland dann den ganzen Küstenstreifen einschließlich der Hafenanlagen und Zölle, 1890 kaufte es ihm alle Anrechte für 4 Millionen ab. Dadurch wurde der Küstenhandel gesichert, wodurch der Besitz erst Bedeutung gewann.

Die arabischen Sklavenhändler setzten unbekümmert um fremde Rechte ihren Menschenhandel fort. Die Streitigkeiten um die Einsetzung deutscher Zollbeamten an Stelle der indischen, denen der

Sultan verschuldet war, verlangten die Hilfe des Sultans. Ein deutsches Kriegsschiff wurde in **Tanga** mit Schüssen empfangen. Weder die Gesellschaft, noch der Sultan konnten der Unruhen Herr werden, deren Haupt der Halbaraber **Buschiri** war. In **Bagamoyo** fielen in einem Gefecht an hundert Eingeborene. In **Kilwa** wurde ein Angestellter der Gesellschaft getötet. Aus anderen Orten mußten die Deutschen flüchten. Die Gesellschaft sah sich plötzlich in ernste Schwierigkeiten verwickelt, deren sie nicht Herr zu werden vermochte. Sie war im Begriff, eine Truppe von einigen hundert Mann zusammenzustellen, als deren Leiter der Generalkonsul den früheren Leutnant und Afrikadurchquerer **Hermann Wissmann** in Vorschlag brachte.

Die Unterdrückung des Sklavenhandels fand umso mehr Fürsprache in Europa, als bei den Aufständen auch Mitglieder der katholischen Mission umgekommen waren und der Papst sich für kraftvolle Maßnahmen einsetzte. Selbst der völlig binnenländisch denkende Reichstag, dem es an kolonialerfahrenen Mitgliedern noch fehlte, und der sich nicht von der Meinung freimachen konnte, daß nicht alle Kolonien Indien seien und daher nicht von vornherein reiche Erträge bringen könnten, ließ sich durch den Gedanken der Bekämpfung des Sklavenhandels für eine energische Reichshilfe gewinnen. Am 8. Februar 1889 erhielt **Wissmann** den Auftrag, als **Reichskommissar** zur "Herstellung von Ruhe und Ordnung in dem vom Sultan gepachteten und dem benachbarten, unter deutschem Schutze stehenden Gebiete" alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen, nachdem im Dezember des Jahres 1888 englische und deutsche Kriegsschiffe die Küste blockiert und teilweise die Ruhe wiederhergestellt hatten.



Major Hermann von Wissmann (1853-1905),
Deutscher Afrikaforscher,
1895 Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Mit deutschen Soldaten, die tropenungewohnt waren, konnte Wissmann nichts anfangen. Statt ihrer ließ er in Ägypten 600 krieggewohnte Sudanesen anwerben, die er der Führung ehemaliger deutscher Offiziere und Unteroffiziere unterstellte, die wenigstens z. T. afrikaerfahren waren. Anfang März traf er mit vier kleinen Küstendampfern, die er in Hamburg erworben hatte, in Sansibar ein. In Mozambique ergänzte er seine kleine **"Wissmanntruppe", die erste deutsche Schutztruppe**, noch durch hundert Suluneger.

Den ersten Schlag führte er gegen Buschiri. Bismarck hatte ihn mit dem Befehl entlassen: "Stehen Sie auf eigenen Füßen. Ich gebe Ihnen immer wieder den **einen** Auftrag: Siegen Sie!" Seine Hauptaufgabe mußte er daher zunächst darin sehen, dem Schürer und Führer des Aufstands eine empfindliche Niederlage beizubringen. Buschiri hatte sich mit seinen verwegenen und gut bewaffneten Leuten in einem befestigten Lager bei **Bagamoyo** verschanzt. Die in aller Eile notdürftig gedrillte "Askari"truppe Wissmanns sollte auf Wunsch des Admirals **Deinhardt**, des Chefs des Blockadegeschwaders, mit einem Marinekorps zusammenarbeiten. **Rochus Schmidt** berichtet darüber:

> "Mit Sonnenaufgang traten die Truppen den Vormarsch an. Auf 400 Meter Entfernung wurde von Schutztruppe und Marine das Feuer auf das Lager eröffnet, das, wie sich später zeigte, stark verpalisadiert und mit Erddeckungen wohlversehen war. Die Besatzung des

Lagers erwiderte das Feuer kräftig. Auf deutscher Seite traten auch die leichten Geschütze in Tätigkeit. Die tapferen deutschen Angreifer hielten sich aber nicht lange bei der Vorrede auf; vielmehr wurde schon nach kurzer Feuervorbereitung der Sturm auf das Lager unternommen, in das gleichzeitig Teile der **Schutztruppe** und der **Marine** eindrangen, so daß die sich in solchen Fällen erhebende Streitfrage, wer der erste im Lager gewesen, welcher Truppenteil dasselbe zuerst erreichte, nicht zugunsten des einen oder andern zu entscheiden ist, vielmehr beiden die gleiche Ehre zugesprochen werden muß. Der Sturm ging natürlich nicht ohne Verluste auch auf seiten der Wissmanntruppe und der Marine vor sich. So fiel von der Marine beim Eindringen in das Lager Oberleutnant z. See **Schelle**. Die große Tapferkeit der Verteidiger, die 106 Tote - fast durchweg Araber und Belutschen - verloren, war in hohem Maße anzuerkennen. Die **Wissmannsche Schutztruppe** - sie hatte ja gegen Buschiri, bis auf die eine nach Daressalam gesandte Sudanesenkompanie, die sich dort ebenfalls bewährte und Erfolge zu buchen hatte, in allen ihren Teilen im Gefecht gestanden - berechtigte zu den besten Hoffnungen. Sie hatte ihre Feuertaufe unter der Führung ihr bis dahin völlig fremder Offiziere und Unteroffiziere erhalten und glänzend bestanden. Daß die **Marine** tapfer aushalten und ihren Mann stehen würde, hatte natürlich von vornherein nicht dem geringsten Zweifel unterliegen können. Diese geschlossene weiße, an das Marschieren und Kämpfen in einem ungünstigen Klima nicht gewöhnte Truppe hatte von allen die meisten Leiden zu ertragen. Das brachte die beim Rückmarsch mit tropischer Glut herniederbrennende Sonne Zentralafrikas mit sich. Gegenüber der Einwirkung dieser Sonnenstrahlen half alle Energie nichts, und es durfte nicht wundernehmen, daß der Rückmarsch der Marine jetzt ein Bild der Erschöpfung zeigte, nachdem sie vorher glänzend ihre Pflicht erfüllt hatte. Es war ein Glück, daß es bei den Mannschaften der Marine und den natürlich auch arg mitgenommenen deutschen Offizieren und Unteroffizieren der Schutztruppe, die in der weit überwiegenden Zahl doch afrikanische Neulinge waren, ohne größere Verluste an Sonnenstich und Hitzschlag abging."

Leider entkam der buschgewohnte Buschiri mit einem Teil seiner Leute, und es bedurfte noch mehrerer Unternehmungen, bis man seiner habhaft wurde. Nachdem **Wissmann** den Aufstand im **Bagamoyo** und **Daressalam** niedergezwungen hatte, ging er mit gleichem Erfolg gegen die Aufrührer in **Pangani**, **Tanga** und **Sadani** vor. Dabei unterstützten ihn die Kriegsschiffe und seine kleine Flotille auf das wirksamste. Der verhetzte eingeborene Führer hier, **Bana Heri**, dehnte seinen Einfluß auch auf das Innere aus, wodurch er weit gefürchteter war als Buschiri. Wissmann ging gegen ihn mit aller Macht vor, dennoch ergab er sich erst nach einer Reihe schwerer Niederlagen. Als er sich überwältigt sah, überreichte er Wissmann sein Schwert. Klug den großen Einfluß des eingeborenen Führers wertend, übernahm ihn Wissmann darauf in deutsche Dienste. Er hat das in ihn gesetzte Vertrauen auch nie getäuscht. Wissmanns Ziel war die **innere Befriedung** des Landes und die **Wiederherstellung der Ordnung in Handel und Wandel**, worin er mit der Unterstützung der Eingeborenen, die nur verhetzt waren, rechnen mußte. Wissmann war ein Meister im Verhandeln mit Eingeborenen und verstand es, sehr bald auch das Vertrauen der Stämme im Innern zu gewinnen, so daß der Karawanenverkehr mit dem Innern wieder aufgenommen werden konnte.

Während seiner Abwesenheit in Mwapmwa gelang es Buschiri noch einmal, die **Mafiti** aufzuwiegeln und zum Angriff auf Küstenstationen zu verleiten. Sie wurden aber durch die Wachsamkeit der Truppe unter **von Gravenreuth** zurückgeschlagen. Buschiri war damit völlig ausgeschaltet und geriet bald darauf in die Hände Wissmanns, der ihn seinem Schicksal, dem Tode durch den Strang, überlieferte. Wissmann hielt streng darauf, daß die Eingeborenen gut und gerecht behandelt wurden. Er selbst genoß den Ruf lauterster Gesinnung und Rechtlichkeit. Aber gegen den arabischen Verräter ließ er keine Milde walten.

Im Mai 1890 trat der Afrikaforscher **Emin Pascha** in deutsche Dienste und wurde von Wissmann an den **Viktoriasee** geschickt, um den Sklavenhandel im Innern zu unterbinden und Ordnung zu

schaffen. Emin Pascha, der kurz vorher infolge seiner großen Kurzsichtigkeit einen Unfall erlitten und eine Schädelverletzung davongetragen hatte, unternahm leider ungeeignete Maßnahmen, so daß dieses Unternehmen, das durch Emin Paschas Tod beendet wurde, keinen Erfolg brachte.

Während Emin Pascha am Viktoriasee tätig war, unterwarf Wissmann 1890 den Häuptling **Machemba** im Süden Ostafrikas und besetzte einige Stützpunkte, was das deutsche Ansehen weiter hob. Nach einer Erhloungsreise nach Deutschland, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, befriedete er im Januar 1891 die Stämme im **Kilimandscharogebiet** und legte die Station **Moschi** an. Bald darauf legte er sein Amt in die Hände des inzwischen ernannten Gouverneurs. In seinem Bericht wies er mit Stolz darauf hin, daß **die deutsch-ostafrikanische Kolonie zurückerobert** und in Zukunft durch die angelegten Befestigungen mit Hilfe der kleinen Truppe gegen Aufstände behauptet werden könne, daß die Karawanenstraßen ins Innere gesichert, **die deutsche Macht bis an die äußersten Grenzen des Gebiets getragen** wäre und dem deutschen Namen bis dahin Achtung gezollt würde. In Deutschland gelang es seinem Ansehen, Mittel zum Bau eines Dampfers zusammenzubringen, der zerlegt von ihm nach dem **Nijassasee** über den Sambesi und Schire gebracht wurde. Während sein Kapitän **Prager** das Schiff an Ort und Stelle montierte, marschierte er selbst mit seiner ergebenen Askaritruppe gegen den unbotmäßigen Häuptling **Sunda der Wanjika am Tanganjikasee** und zwang ihn zu Gehorsam und Unterwerfung. Damit war endlich die Ruhe in Ostafrika hergestellt. Das Reich einigte sich mit der Ostafrikanischen Gesellschaft und trat in ihre Rechte ein, während die Gesellschaft nun allein die wirtschaftliche Erschließung des Landes übernahm.

Der Erwerb von Kolonien in der Südsee

Das Haus **Johann Cäsar Godeffroy** in Hamburg hatte seit dem ersten Landankauf auf Samoa 1857 viele Handelsstationen auf den Südseeinseln angelegt. Für das Haus **Robertson & Hernsheim** wurde 1875 die Insel Makada, ab 1878 die Insel **Matupi** in Neubritannien Operationsbasis. Beide Handelshäuser besaßen zahlreiche Faktoreien im Stillen Ozean und beherrschten den Koprahandel wie den Handel mit Kakao, Zucker und Kaffee. Robertson & Hernsheim übernahm auch die schwierige Aufgabe der Arbeiterbeschaffung. Joh. Cäsar Godeffroy hieß bei den Engländern "der König der Südsee". Während 1868 noch 34 englische Schiffe und 24 deutsche samoanische Gewässer befuhren, war das Verhältnis 1871 26 zu 36. Auch auf den **Fidschiinseln** hatten andere Hamburger Häuser hohe Kapitalien festgelegt und leisteten damit koloniale Pionierarbeit. Die Arbeiteranwerbung in den melanesischen Inseln führte wiederholt zu Zusammenstößen der Anwerberschiffe mit den Insulanern, auch Streitigkeiten mit englischen und australischen Anwerbefirmen blieben nicht aus. Beschwerden beim Reich wegen fremder Eingriffe in die Rechte der Arbeiterbeschaffung machten 1880 die Errichtung eines Generalkonsulats auf **Samoa** notwendig, wo seit 1879 eine dreifache Herrschaft seitens Deutschlands, Englands und Amerikas bestand, die einander die auf dem Wege zu dem künftigen Panamakanal liegenden Inseln mißgönnten. 1883 wollte auch noch **Neuseeland** zugreifen. Gleichzeitig begannen amerikanische Besitzer, ihre bis dahin liegengelassenen Ländereien auf den Inseln auszunutzen. Die verhetzten Eingeborenen, die durch Streitigkeiten wegen Ausübung der königlichen Machtbefugnisse ihrer Häuptlinge in mehrere Lager gespalten waren, gefährdeten die friedliche Arbeit der deutschen Kaufleute. Es kam zu Übergriffen, die ein amerikanischer Abenteurer so zu schüren verstand, daß alle Bemühungen, wieder Ruhe herzustellen und straff geordnete Rechtszustände herbeizuführen, 1884 dem deutschen Konsul mißlangen. Die Eingeborenen stützten sich auf die Eifersüchteleien der Konsuln der Vertragsländer und hielten die deutschen Verträge nicht ein. Beschwerden über Vertragsverletzungen liefen hin und her und wetterleuchteten am politischen Himmel. Um Ordnung zu erzwingen, hißte der deutsche Konsul 1885 in **Apia** eigenmächtig die deutsche Flagge, was aber

den lebhaften Protest aller anderen hervorrief und Bismarcks Zustimmung nicht fand. Die Lage wurde nicht klarer, die Unruhen immer ernster. Sie spitzten sich 1888 zu blutigen Kämpfen zu, zu denen sich noch ein schweres Orkanunglück gesellte, das Deutschland den Verlust der Schiffe "Eber" und "Adler" einbrachte, aber auch die amerikanische und englische Marine nicht verschonte. Noch einmal versuchte man, die verwickelte Lage dadurch zu klären, daß man einen neutralen Schlichter einsetzte. Die Unsicherheit auf den Inseln hatte derart zugenommen, daß die vollständige Entwaffnung der Eingeborenen unerläßlich erschien. Jede der Vertragsmächte wollte sich dabei die Oberhoheit zuschanzen. Da die Kämpfe der Eingeborenen kein Ende nahmen, wurde 1898 das samoanische Königtum abgeschaffen. Die Eingeborenen wurden sämtlich entwaffnet. Diplomatische Verhandlungen des **Fürsten Bülow** brachten 1899 die Inseln **Upolu und Sawai** in deutsche Hände, während Deutschland gleichzeitig auf einen Teil der Salomo-Inseln, sowie auf Tutuila, das an Amerika fiel, verzichtete. Den anderen Mächten wurde Meistbegünstigung in Handel und Schiffahrt zugesichert. Auf diese Weise erhielt Deutschland in **Samoa** einen für sein politisches Gewicht wertvollen Flottenstützpunkt. Die **Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft für die Südseeinseln** konnte sich von da ab unter dem Schutze des Reichs kräftig entfalten und nutzte die Inseln in musterhafter Weise für den Anbau von Kokospalmen und Kakaopflanzen aus.

Fast ebenso verwickelt lagen die Verhältnisse auf **Neuguinea**. **Adolph von Hansemann**, der die deutsche Seehandelsgesellschaft zur Unterstützung der **Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in der Südsee** gegründet hatte, die die Firma Godeffroy ablöste, hatte schon 1880 Niederlassungen auf Neuguinea geplant und Bismarck in einer Denkschrift das Programm einer deutschen Kolonialpolitik in der Südsee entwickelt. Der Forschungsreisende **Dr. Finsch**, der 1879-1882 die Südsee bereist hatte, beriet ihn bei den Landerwerbungen und hatte auch gelegentlich eines Vortrags in Deutschland die Besetzung Neuguineas empfohlen, dessen gute Häfen er lobte. Das darüber erregte **Queensland** (Australien) war darauf 1883 zur Annexion geschritten, doch stellte sich das Mutterland nicht dahinter, weil es zuerst die Kostenfrage geregelt zu sehen wünschte. Maßlosen Angriffen der australischen Presse begegnete **Bismarck** 1884 in London mit dem Hinweis darauf, daß sich Deutschland in der Südsee als gleichberechtigt betrachte. Um politisch unerwünschte Reibungen zu vermeiden, suchte er zu glatter Verständigung zu gelangen. **Gladstone** erklärte, daß sich Englands Ansprüche nur auf die **Südküste** Neuguineas richteten. Darauf wurde der deutsche Generalkonsul in **Sydney, von Oertzen**, beauftragt, im **Norden Guineas** überall da, wo deutsche Niederlassungen beständen, die deutsche Flagge zu hissen. Ehe noch Antwort aus London auf **Bismarcks** Vorstellungen eingetroffen war, erfuhr man in Berlin, daß England sich plötzlich entschlossen habe, **ganz** Neuguinea zu besetzen, soweit nicht holländischer Besitz vorläge. Bismarck ließ darüber nur seine Verwunderung aussprechen. Während **Dr. Finsch** im Auftrage v. Hansemanns die Nordküste Neuguineas erkundete, hißten Ende des Jahres 1884 die Kriegsschiffe "Elisabeth" und "Hyäne" in **Matupi, Friedrich-Wilhelms-Hafen, Finschhafen und im Huongolf** die deutsche Flagge. In den Erinnerungen von **Harry Koenig** (*Heiß Flagge*) ist dieser bedeutungsvolle Tag geschildert:

> "Am 3. November 1884 wurde morgens um 8 Uhr auf **Matupi** durch S. M. S. 'Elisabeth' feierlich die deutsche Flagge gehißt. Dabei verlas Kapitän z. S. **Schering** folgende Proklamation:
>
> > *»Seine Majestät der Deutsche Kaiser, Wilhelm I., König von Preußen, haben mich mit Allerhöchstdero gedeckten Korvette 'Elisabeth' nach Matupi gesandt, um daselbst die deutsche Flagge zu hissen, als ein Zeichen, daß die deutschen Niederlassungen der Herren Hernsheim & Co. sowie die Niederlassungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee und die derselben gehörigen Grundbesitzungen unter den direkten Schutz des Kaiserlich Deutschen*

Reichs gestellt werden sollen.

Indem ich diesen Befehl hiermit zur Ausführung bringe, hisse ich auf Matupi die Kaiserliche Flagge und fordere die Anwesenden auf, mit mir in ein dreifaches Hoch auf Seine Majestät den Kaiser Wilhelm I. einzustimmen: Seine Majestät der deutsche Kaiser lebe hoch!«"

Am 2. April 1886 kam die Einigung zwischen Deutschland und England zustande, die dahin ging, daß Deutschland der **Norden** zwischen 141 Grad östlicher Länge und 8 Grad südlicher Breite und dem Meere mit mehr als der Hälfte des Hinterlandes und aller im Norden gelegenen Inseln zufiel. Beide Teile mußten sich verpflichten, keine Sträflingskolonien anzulegen und gemeinsam die Anwerbung von Arbeitern zu betreiben. Am 10. April 1886 wurde durch eine gegenseitige Erklärung der beiden Regierungen die beiderseitige Handels- und Verkehrsfreiheit in den deutschen und englischen Besitzungen und Schutzgebieten im westlichen Stillen Ozean festgelegt.

Nachdem die Mittel der Neuguineagesellschaft erschöpft waren, übernahm das Reich mit dem 1. April 1899 die Verwaltung. **Der erste Gouverneur** war **Rudolf von Bennigsen**. Die Gesellschaft beschränkte sich seitdem darauf, Pflanzungen anzulegen und die Hilfsquellen des Landes erforschen zu lassen. Sie arbeitete unter großen Schwierigkeiten. Schiffsverluste, Mißernten und Seuchen unter den Eingeborenen fügten ihr viel Schaden zu. Die Regierung übernahm die Erschließung des Landes durch Wegebauten und bemühte sich, mit Hilfe der Missionare in freundschaftlich erzieherische Beziehungen zu den Eingeborenen zu treten.

Die Übernahme der **Karolinen** und der **Marschallinseln**, auf denen seit 1875 Händler aller Länder ungestört ihren Geschäften nachgegangen waren, durch das Reich auf Grund der Vereinbarungen mit England, blieb in Spanien, dem der Papst Ende des 15. Jahrhunderts diesen Teil der Welthälfte zugesprochen hatte, nicht unwidersprochen, obgleich es schon 1877 seinen Anspruch auf die Karolinen unter dem Druck Englands und Deutschlands aufgegeben hatte. In erwachender Kolonialbegeisterung hatte es 1884 eine Verwaltung eingerichtet, gegen die Deutschland in Madrid Verwahrung einlegte. Während Spanien seine nach **Yap** geschickten Kriegsschiffe dort untätig liegen ließ, hißte das deutsche Kanonenboot "Iltis" am 25. August 1885 auf Yap und bald darauf auch an anderen Plätzen die deutsche Flagge und teilte Spanien seine Besitzergreifung amtlich mit. Der auf den Protest Spaniens von Bismarck als Schiedsrichter angerufene Papst entschied, daß **Spanien** eine geordnete Verwaltung einzurichten habe und daß **beide** Länder in gleicher Weise berechtigt seien, auf den **Karolinen** Niederlassungen, Plantagen und Marinestationen einzurichten. Nach dem für Spanien ungünstigen Ausgang des Krieges auf den Philippinen erwarb Deutschland von ihm die **Karolinen**, die **Palauinseln** und die **Marianen** käuflich. Sie wurden dem Schutzgebiet von Neuguinea eingegliedert.

Auf den **Marschallinseln** hatte Deutschland bereits 1878 durch Verträge mit Häuptlingen festen Fuß gefaßt. Der Hafen von **Jaluit** wurde Kohlenstation. Nach den Auseinandersetzungen mit England hißte der "Nautilus" am 15. Oktober 1885 auf Jaluit die deutsche Flagge, da die deutsche Firma Robertson & Hernsheim Bismarck erklärt hatte, daß man ohne Geld, Schiffe und Militär im 19. Jahrhundert keine Kolonien mehr gründen könne und Handelsfirmen außerstande seien, ihr Vaterland allein machtvoll zu vertreten. Zunächst übernahm die **Jaluit-Gesellschaft** 1888 die Kosten der Verwaltung durch einen kaiserlichen Kommissar, sie richtete auch 1900 eine eigene Dampferverbindung nach Sydney und Hongkong ein. Schließlich mußte das Reich aber am 1. April 1906 wegen Handelsstreitigkeiten mit Australien die Verwaltung übernehmen. Die Marschallinseln wurden dem Schutzgebiete Neuguinea eingegliedert.

Kiautschou

Lange Zeit hatte Deutschland, abgesehen von einem bescheidenen Tuchhandel, kein Interesse an China gezeigt, soweit es sich nicht um seine Kultur handelte. Anfang des vorigen Jahrhunderts waren dort noch die Engländer übermächtig. Erst als China nach dem unglücklichen Ausgang des Opiumkrieges einige seiner Häfen dem Handel aller Völker öffnen mußte, schickte **Friedrich Wilhelm IV.** 1843 den Kommerzienrat **Grube** nach China, um auf Anraten des deutschen Gesandten in London, von Bunsen, regere Handelsbeziehungen anzubahnen. Unglücklicherweise starb Grube vorzeitig, so daß seine Arbeit erfolglos blieb. Als England 1848 als Freihandelsvertreter auf Handelsbeschränkungen der anderen Länder verzichtete, konnten die Handelsbeziehungen Deutschlands zu China lebhafter werden. Je mehr sie es wurden, desto mehr machte sich der Mangel des Schutzes durch Kriegsschiffe und Konsuln fühlbar. 1859-1861 besuchte ein preußisches Segelschiffgeschwader mit Diplomaten, Forschern, Kaufleuten und Künstlern an Bord zunächst Japan und dann auch China. Trotz der Gegenminen der Engländer und Franzosen, die den deutschen Wettbewerb fürchteten, kamen Verträge zustande, die den Zollvereinsstaaten - das Deutsche Reich war noch nicht geboren! - die gleichen Rechte wie England, Frankreich und Rußland einräumten. Ein Zusatzvertrag vom Jahre 1880 brachte weitere Handelserleichterungen. Die Zahl der deutschen Handelshäuser wuchs in rascher Folge. Kaufmännische und Berufskonsulate wurden eingerichtet. Die Warenumsätze stiegen schnell. Das fremdenscheue Land bewilligte Deutschland Ende des vorigen Jahrhunderts eigene Wohnbezirke für seine Kaufleute an verschiedenen Plätzen und trat ihm im **März 1898** die **Ufer der Bucht von Kiautschou** ab, die Deutschland auf die Dauer von 99 Jahren in Pacht nahm. Es erhielt das Recht, das Pachtgebiet so zu befestigen und zu verwalten, als ob es sein Eigentum wäre. Durch Anschlußbahnen an die vorgesehenen chinesischen Bahnen zur Erschließung der Shantungkohlenfelder erhielt das Gebiet hohe wirtschaftliche Bedeutung.



*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Deutschlands Kolonialkriege

Befriedung der Hottentotten 1889-1894

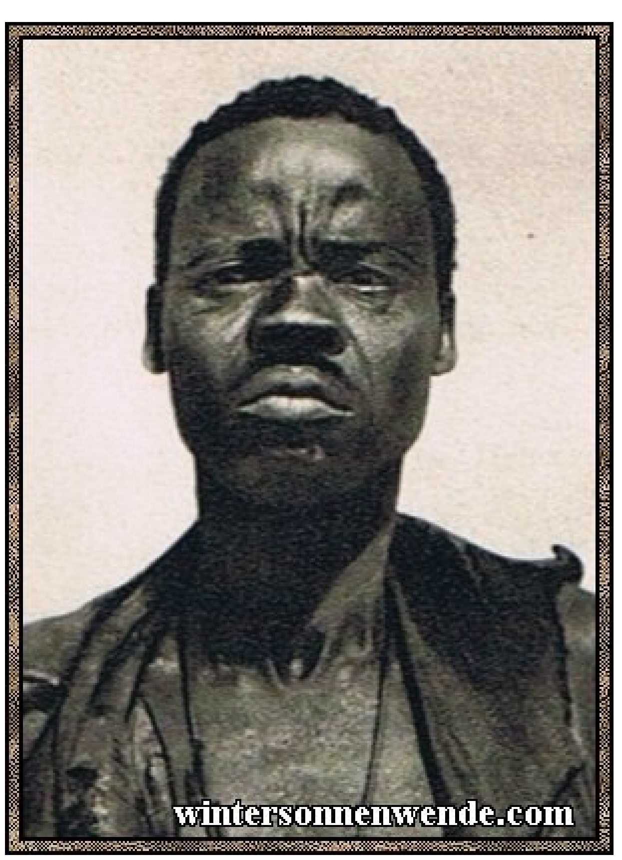
Dr. Alex Haenicke

Mehr als zwei Jahrhundert hatten Holländer und Engländer nötig gehabt, um den Widerstand der Eingeborenen in ihren südafrikanischen Kolonien zu brechen. Der unabhängige Rest zog nach Deutsch-Südwest ab. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts wanderten immer weitere Hottentottenstämme über den Oranje nordwärts, darunter die Orlams, Hottentottensklaven, die holländisch sprachen und im Besitz von Gewehren und Munition waren, wodurch sie Hottentotten und Hereros überlegen wurden. Nach längerem Umherstreifen setzten sie sich unter starken Häuptlingen in Berseba, Gibeon, Windhuk und Gobabis fest. Unter Jager-, Jonker- und Jan-Jonker-Afrikaner unterwarfen sie das ganze Land vom Oranje bis zur Etoschapfanne, sowohl Bergdamas wie Hereros, das von Norden her (bis 1870) in der Stärke von etwa 150 - 200 000 Köpfen eingewanderte Hirtenvolk vom Bantustamme. Jahrzehntelang befehdeten sie sich gegenseitig grimmig mit wechselndem Kriegsglück.

Erst 1863, als auch die Hereros durch Viehtausch in den Besitz von Waffen gelangt waren, befreiten sie sich unter Samuel Maharero vom Joche der Hottentotten. Deren Sinnen und Trachten richtete sich allein auf Rinderraub, um Waffen und Munition, Pferde, Branntwein und europäische Kleidung dafür einzuhandeln. Ihre Frauen stolzierten damals in Samt und Seide einher. Ende der sechziger Jahre gewannen sie unter **Hendrik Witboi** wieder die Oberhand, und eine schlimme Zeit blutiger Fehden setzte ein. Witboi und Jan-Jonkers hausten in den unwirtlichen Schluchten des Glansbergs




Oberhäuptling Samuel Maharero, Okahandja 1885. Deutsch-Südwestafrika.



Bergdamara aus dem Namaland. Deutsch-Südwestafrika.

und fielen sengend und brennend über Feinde und Bundesgenossen her, plünderten sie aus und hielten Südwest in Aufregung und Unruhe. "Auf die Ermahnungen seines Missionars - Witboi war Christ -, der wiederholt versuchte, ihn zum Friedensschluß zu bewegen, erklärte er dünkelhaft, daß Gott selbst ihm den Krieg geboten, ihm Gelingen verheißen und ein Zeichen vom Himmel gegeben habe." (**Schwabe:** *Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika*, Berlin 1904.) Der bis 1892 andauernde Krieg machte aus dem Rest der stark zusammengeschmolzenen Hottentotten "stahlharte Soldaten". Der erste Reichskommissar konnte, da es ihm an ausreichenden Machtmitteln fehlte, den Zwist nicht beilegen und mußte infolge der Hetze englischer Agenten mit seinen Beamten das Land 1888 wieder verlassen.

Darauf kam 1889 Hauptmann **Kurt v. Francois** zunächst mit einer Schutztruppe von nur 30 Mann nach Südwest und trieb Hendrik Witboi, der in seinem Hochmut die Annahme der deutschen Schutzherrschaft verweigert hatte, in seinem Hauptlager Hornkrans in die Enge, nachdem er alle Pässe und Zugänge zu dem Felsennest besetzt hatte. Hendrik selbst entkam zwar, aber Frau und Tochter fielen in seine Hände. "Ohne eine Spur von Furcht trat sie vor uns und antwortete frei und stolz auf alle Fragen. Sie riet, in die Heimat zurückzukehren; denn ihr Vater werde einst wie ein Löwe über uns herfallen und Vergeltung üben." (Schwabe.) Ohne das Schutz-und-Trutz-Bündnis mit den geländekundigen Rehobother Bastarden hätte die noch landesunkundige kleine Truppe die Geländeschwierigkeiten kaum überwinden können. Auch war der Gegner nicht nur ein geschickter Reiter und Schütze, sondern auch durch seine lange Kriegserfahrung und seine gute Bewaffnung, seine militärische Zucht und Fechtweise gefährlich und nicht zu unterschätzen. Wegen der Nachschubschwierigkeiten mußte die Verfolgung Witbois aufgegeben werden. Major v. Francois mußte sich darauf beschränken, das Bastardland durch Besetzung einer Anzahl Wasserplätze vor der Überrumpelung durch die Witboileute zu schützen, konnte aber nicht verhindern, daß andere Hottentottenstämme im Osten das Land beunruhigten.

Seit 1894 ging Major **Leutwein** mit stärkeren Kräften erneut gegen Witboi vor, ohne dessen Befriedung das Land nicht der deutschen Besiedlung erschlossen werden konnte. In der Naukluft

(enge Kluft), einem Gebirgsstock von Harzgröße, der - "erdrückend und gewaltig, einem riesigen Kastelle gleich" - aus den Ebenen des Namalandes hervorwächst, erfüllte sich zunächst das Geschick Witbois. Im Tsondaptal, einem der Eingangstore zum Gebirgsinnern, protzten die beiden Geschütze ab. Witboi verlegte sich aufs Verhandeln, dann drohte er, doch die Deutschen ließen sich nicht einschüchtern. Hendrik hatte nicht erwartet, daß sie ihm in das Gebirge folgen würden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes, der ihm noch gewährt war, erstürmten die Deutschen in der Nacht, die Höhe erklimmend, die Hauptwerft Witbois. Unter der heldenmütigen Führung des Hauptmanns **v. Estorff** war die 1. Kompanie morgens in den Haupteingang der Naukluft eingedrungen, nachdem die Geschütze die Schanzwerke der Hottentotten unter Feuer genommen hatten, und hatte den Feind, der unsichtbar in Deckung stand und mit großer Sicherheit zielte, unter gewaltigen Anstrengungen zurückgeworfen. Immer wieder setzten sich die Witbois fest, immer wildere Landschaften öffneten sich den Verfolgern. Denn die Witboileute entwichen eiligst über Felsgewirr, Schründe und Trümmerfelder. Auf beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung Tag und Nacht gekämpft, bis die Witbois in die Ebene gedrängt waren. "Hendrik Witboi ergab sich schließlich, ohne den letzten Angriff abzuwarten" (1894). Leutwein wies ihm Gibeon als Wohnsitz an und sicherte ihm ein Jahresgehalt zu. Bei dem ungeheuren Einfluß auf seine Stammesbrüder, den er für die deutsche Herrschaft ausnutzen wollte, schien es ihm geratener, ihn zu schonen. Hendrik verpfändete sein Wort, Frieden zu halten und Heeresfolge zu leisten, wenn es erforderlich würde. Deutsch-Südwest war frei für Handel und Besiedlung. Ein Zusammenarbeiten mit selbständigen Stämmen hatte sich als unmöglich erwiesen.

Der Hereroaufstand 1904-1907

Der Aufstand setzte unvermittelt in den ersten Novembertagen 1903 mit dem Aufstand der Bondelzwarts um Warmbad ein. Leutwein mußte aus dem ruhig scheinenden Hererogebiet alle Truppen fortnehmen. Hendrik Witboi leistete dabei vertragsgetreu Heeresfolge und kämpfte unter deutschen Offizieren. Kaum sahen die Hereros ihr Gebiet von Truppen entblößt, als sie nach geheimer Vereinbarung, von der selbst die unter ihnen lebenden Missionare nichts gemerkt hatten, Anfang Januar 1904 losschlugen. Sie stahlen Vieh auf den einsamen Farmen und ermordeten etwa 150 Farmer und Soldaten. Auf die Schreckensnachricht hin kehrte die **Kompanie Franke** sofort um, legte 380 Kilometer in vier Tagen zurück und entsetzte "in beispielloser Hingabe und Tapferkeit" die bedrohten Orte Windhuk, Okahandja und Omaruru. Die Hereros zogen sich in die Onjatiberge zurück. Nachdem die Heimat Verstärkung unter Major **v. Estorff** und **v. Glasenapp** geschickt hatte (23 Offiziere und 600 Mann), kam es zu schweren Zusammenstößen mit den Hereros, die über 30 000 Gewehre verfügten. Die deutschen Truppen reichten nicht aus, um den Waterberg, den letzten Unterschlupf des Feindes, völlig einzukreisen. Am 11. August 1904 wurde er mit allen verfügbaren Kräften von mehreren Seiten her angegriffen. In dem durch dichten Dornbusch unübersichtlichen Gelände stießen sie auf zähen Widerstand und wurden hart bedrängt. Vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne erbarmungslos auf die verdursteten Truppen, die bis in die sinkende Nacht hinein erbittert kämpften und die Hereros aus den Felsen und Klippen des Südabhangs des **Waterberges** verjagten. Der Tag endete mit dem vollen Sieg. Die Hereros zogen in wilder Flucht nach Südosten ab und entwichen in die Omaheke (das große Sandfeld). Dort mangelte es ihnen in der September/Oktober einsetzenden Trockenzeit stark an Wasser. Hauptmann **Klein**, der die Verfolgung aufnahm, fand die wenigen Wasserlöcher von totem Vieh verstopft. Überall fand er längs des Weges verdurstete Hottentotten, die zu Hunderten in den Gebüschen am Wege lagen, neben- und übereinander. Er mußte schließlich die Verfolgung aufgeben und starb, nachdem er seine Aufgabe bis zur äußersten Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit erfüllt hatte, am Typhus. Die Widerstandskraft der Hereros war gebrochen. Die viehische Grausamkeit, mit der sie sich an verwundeten Kriegern vergangen hatten, rächte sich durch ihren Untergang. Nach dem Kriege waren sie kein selbständiger Volksstamm mehr. Samuel Maharero floh mit einem Teil auf

englisches Gebiet, ein Teil wurde Minenarbeiter am Kap, ein andrer floh zu den Hottentotten, ein dritter trieb sich in den Steppen umher, einer wurde schließlich Eisenbahnarbeiter bei den Deutschen. Gouverneur **v. Lindequist** siedelte sie in Reservaten an.

Das Sandfeld blieb monatelang mit eiserner Strenge abgesperrt. Das Land war bis auf den südlichsten Teil erobert; die bis vor kurzem noch als gefährdet anzusehende Herrschaft des Deutschen Reiches schien gesichert zu sein.

Der Aufstand der Hottentotten

Da lief im Oktober 1904 die Botschaft vom Aufstand der Hottentotten ein. Sie hatten die nachsichtige Behandlung nicht vertragen und als Schmach ausgelegt. Vor den Augen von Frau und Kindern hatten sie ihren Missionar Holzapfel ermordet. Neben einer Anzahl von Farmern wurde auch der Bezirksamtmann **v. Burgsdorff** das Opfer seines Vertrauens. Sofort rückte das 2. Feldregiment nach Süden ab. **Deimling** erhielt den Oberbefehl. Hendrik Witboi, auf dem v. Burgsdorff und Leutwein geschworen hatten, war damals bereits an 80 Jahre und stand unter dem unseligen Einfluß eines fanatischen schwarzen Wanderapostels der äthiopischen Kirche, der den alten Mann aufgehetzt hatte. Zögernd schlossen sich die anderen Hottentottenstämme an. Die abwartende Haltung der Deutschen legten sie als Schwäche aus. Ihr Hochmut, ihre unbändige Freiheitsliebe und ihre kriegerische Gesinnung ertrugen den Frieden nicht länger. Ungeheuer beweglich, durch ihre Anspruchslosigkeit und Landeskenntnis im Vorteil, wichen sie jeder Entscheidung aus. Die ungeheure Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, die den Nachschub von Nahrungsmitteln und Munition oft in Frage stellte und zur Vernichtung zahlreicher Patrouillen und Proviantkolonnen führte, außerdem an die Willensstärke des einzelnen Soldaten allerhöchste Anforderungen stellte, von denen besonders hohe Marschleistungen gefordert wurden, und die den Feind und seine feldmäßige Angriffsweise erst kennenlernen mußten, um mit ihr fertigwerden zu können, das Fehlen von ausgebauten Wegen und Bahnlinien, den Nachschub zu sichern und zu beschleunigen, zogen den Feldzug in die Länge. Am 1. Dezember begann der Vormarsch auf Rietmont, wo Hendrik kampfbereit stand. Deimling fand aber die Werft leer, die fluchtartig nach heißem Kampf um die Wasserstelle bei Naris von dem Kapitän verlassen war, denn vor seinem Pontok stand noch sein Lehnstuhl mit Decken und Fellen, der Tisch mit der unangerührten Mahlzeit, seinen Briefschaften und Büchern, seinen Gewehren und geraubten deutschen Offizierssäbeln. Während Hendrik in der Richtung des Auob bis Gochas entwich, ging die deutsche Truppe bei Kalfontein am Auob ins Lager, weil es an Verpflegung und Ausrüstung mangelte. Im Auobtale vereinigten sich Hendrik mit Simon-Copperleuten, während sein Schwiegersohn **Cornelius** von Bethanien mit etwa 200 Mann die Station **Maltahöhe** angriff, aber von Hauptmann **Ritter** am Hudup nach elfstündigem hartem Kampfe aus seiner Stellung verjagt wurde. Im Januar 1905 wurde Hendrik bei **Gr.-Nabas**, wo er eine starke Stellung in den Dünen bezogen hatte, von drei Seiten umfaßt. Der steigende Durst stellte die braven Schutztruppler auf eine harte Probe. Als die Dunkelheit hereinbrach, flaute das Gefecht auf beiden Seiten ab. Ein Gewitter zog auf. Die Soldaten spannten Zeltbahnen, um das erquickende Naß aufzufangen, aber ein Sturm verjagte die Wolken, ehe es zum Regnen kam. Die Truppen verbrachten die Nacht mit dem Gewehr im Arm. Mit Sonnenaufgang flammte das Gefecht wieder auf. Manch einen verließ die Besinnung vor Durst. Obendrein begann die Munition knapp zu werden, während der Feind mit verstärkter Kraft feuerte. Manch einer trank das Blut getöteter Pferde oder legte sich einen Stein in den Mund. Andere traf der Hitzschlag, oder sie wurden wahnsinnig vor Hitze und stürzten sich besinnungslos auf den Feind, dessen Kugeln sie durchsiebten. Die Hottentotten höhnten die Halbverdursteten, indem sie ihre gefüllten Wassersäcke hochhielten und riefen: "Dütschmann sehr durstig! Gutes Wasser hier!" Der am Verbandsplatz schwerverwundet liegende Major **v. Nauendorf** bot im Fieber 1000 Mark für einen Schluck Wasser. Sein schwerverwundeter Sergeant kommt herangekrochen und bietet ihm

den letzten Schluck Rotwein aus seiner Feldflasche an. Der Major lehnt nach kurzem Kampfe mit sich selbst das Angebot ab: "Behalten Sie den Wein für sich selbst, Sie müssen zurück zum Geschütz. Mit mir ist es ja doch vorbei." Die Lage spitzte sich zu, als die Hereros am Nachmittage einen Vorstoß wagten. Es gelang ihnen aber nicht, die beiden Flügelgeschütze zu nehmen. Endlich hatte ein Eingeborener eineinhalb Stunden rückwärts eine Regenrinne gefunden. Mit dem ersten Becher Wasser hob sich die Stimmung in den Schützenlinien. "Das Wasser sah aus wie Kartoffelsuppe, aber geschmeckt hat es schöner als das schönste Glas Pilsener zu Haus." Am Abend des dritten Gefechtstages verkündete ferner Kanonendonner das Anrücken der rettenden Kameraden. Die Hottentotten schimpften laut und verschwanden nach dem erfolgreichen Sturm der Abteilung **Meister** auf die Wasserstelle. Danach wurde das Gebiet von Kalkfontein besetzt, um den Hottentotten die Rückkehr zu verlegen. Deimling wandte sich nun zum Angriff gegen die **Karasberge**, in denen sich Jakob **Morenga** mit seinen Bondelzwarts festgelegt hatte. Morenga war ein baumlanger, schlanker Herero, etwa 50 Jahre alt, der früher in den Kapminen viel Geld verdient hatte, sich nie am Leben der Farmer, die er ausplünderte, vergriff, einen englischen Sekretär als Kriegsberichterstatter bei sich hatte und in der Narudasschlucht der Karasberge, die reichlich gutes Wasser und Weide besaß, seine Herden vereinigt hielt, wo er sich vor jedem Angriff sicher fühlte. Mit seinem wachsenden Anhang überfiel er **Warmbad**, wo er jedoch energisch abgewiesen wurde. Auf 500 bis 800 Gewehre angewachsen, mußte er unschädlich gemacht werden. Ein Bastard übernahm die Führung der Truppe. Nachdem das Plateau von Kraikluft erstiegen, Geschütze und Maschinengewehre in Stellung gebracht und eine sehr ergiebige Wasserstelle gefunden worden war, wurde der Feind in der Schlucht schwer beschossen. Unter größten Anstrengungen bei der Überwindung der tiefen Querschluchten wurde der fliehende Feind verdrängt. All sein Vieh und Kleinvieh fiel der Schutztruppe in die Hände. Obwohl er sich zunächst auf die schwächste deutsche Abteilung warf, konnte er die Südausgang der Schlucht doch nicht mehr rechtzeitig besetzen. Er wurde umzingelt, und seine Banden wurden zersprengt. Morenga floh zunächst auf englisches Gebiet, sammelte aber, bald zurückkehrend, seine Banden wieder, mit denen es dann in den östlichen Karasbergen noch zu mehreren schweren Gefechten kam, bis er nach dem Gefecht bei **Narus** in Verhandlungen eintrat und nach dem Oranje abzog. General **v. Trotha** übernahm jetzt die Leitung des Feldzuges gegen die Hottentotten von seinem Hauptquartier Gibeon aus selbst. Er erließ eine Proklamation an die Hottentotten und eröffnete ihnen die Bedingungen für ihre Unterwerfung und setzte Preise auf die Köpfe der Hauptrádelsführer.

Cornelius saß mit seinem Bethanieranhang in Keitsub, später in Kutip, und belästigte Patrouillen. Von allen Seiten bedrängt, floh er in wilder Flucht in Richtung Berseba und wurde den Fischfluß abwärts verfolgt. Das Vorwärtskommen im Triebsand war ungemein schwer. Bei Gaos eingeholt, ließ er in wilder Flucht alle Pferde, alles Vieh und Kleinvieh zurück, aber entscheidend geschlagen wurde er nicht. Er vereinigte sich jetzt mit **Morris** und den Bondels, deren Kapitän **Christians** - den Leutnant v. Trotha, der freundschaftlich mit ihm über den Friedensschluß verhandeln wollte, nicht vor der Ermordung hatte schützen können - durch einen Irrtum aus der Haft entlassen war. Sie hatten im unteren Fischflußtal eine starke Stellung bei Kochas bezogen und hielten sich durch Viehdiebstähle. Der Fischfluß bildet vom Haomusriver ab bis zu seiner Mündung in den Oranje ein tiefeingeschnittenes, von steilen Felswänden ummauertes Tal von 100 - 150 Meter Sohlenbreite. An den Biegungen erweitert es sich zu weiten Kesseln, die von Klippen, Felsblöcken oder Dünen durchsetzt sind. Parallel mit ihm verläuft ein nach Süden immer höher und schroffer werdendes Gebirge, das schließlich mit den den Oranje begleitenden Ketten verschmilzt. Nur von Osten her öffnen sich zwei Zugänge, die "Trothaschlucht" und das Guisibrivier. Die Hottentotten hielten die Höhen und benutzten Klippen und Felsen als Deckung. Jeder einzelne lag unsichtbar hinter einer kleinen Schanze mit Schießscharte etwa 50 Meter vom nächsten entfernt, so daß das Gefecht stundenlang währen konnte, ehe die Truppe einen Hottentotten zu Gesicht bekam. Unsichtbar räumten sie unhaltbare Stellungen, waren clownartig gewandt beim Vor- und Zurückgehen, zerstoben in alle Winde beim Rückzug, um sich bei der nächsten Wasserstelle wieder zusammenzufinden. Trotzdem wurde Cornelius den ganzen Fischfluß hinuntergejagt, wich aber,

ohne geschlagen zu sein, nach Warmbad aus.

Morenga war inzwischen in die großen Karasberge entkommen, aus denen er über die Grenze auf englisches Gebiet gedrängt wurde, ohne dort zu bleiben oder entwaffnet zu werden.

Die Witbois waren nach den unglücklichen Kämpfen am Auob in die Kalahari geflüchtet, wo ihnen der Wassermangel ein entbehrungsreiches Leben aufzwang. Lange Zeit wußten die Deutschen nichts über ihren Verbleib. Dann überfielen sie plötzlich am Auob Transporte, worauf sie ebenso schnell wieder in die Kalahari entschwanden. Als sie dort einen katholischen Pater ermordeten und eine deutsche Kompanie angriffen, rückte Major **v. Estorff** gegen ihre Schlupflöcher auf beschwerlichem Wege über die Dünen vor und brachte Hendrik, nachdem er alle Wasserstellen besetzt hatte, empfindliche Verluste bei. Er verschwand darauf in der Wüste, wo viele seiner Leute verdarben, auch der ruchlose Mörder des Bezirkshauptmanns v. Burgsdorff. Seine weitere Verfolgung mußte aufgegeben werden. Später gelang es ihm noch einmal, die Absperrungslinie am Auob zu durchbrechen. Die Not hatte ihn dazu bewogen. Gelungene Überfälle und Zuzug von Hererobanden machten ihn sicher. Damit war er aber in eine Falle gegangen, die **v. Trotha** längst geplant hatte. Zwar mißlang die Umzingelung im Achabgebirge durch zu früh einsetzendes Geschützfeuer, dennoch wurde er so vernichtend geschlagen, daß die Widerstandskraft der Witboileute endgültig gebrochen war. **Hendrik** selbst erhielt auf der Flucht eine tödliche Wunde, an der er verblutete. Sein Tod war das Zeichen zur Aufgabe der letzten Wasserstellen.

Cornelius vermochte, gut unterrichtet von Bersebaleuten, seine Verfolger immer wieder von seiner Spur abzubringen. Zufuhrschwierigkeiten auf dem Baiwege von Lüderitzbucht her und die 1905 ausbrechende Rinderpest verurteilten die oft in schwieriger Lage Befindlichen zur Untätigkeit. Hafer für die aus Südamerika beschafften Maultiere fehlte, und die Weide war versengt. Darunter litt die Beweglichkeit der Truppe. Patrouillen und Gewaltmärsche verbrauchten Menschen und Tiere. Oft fehlte der Truppe beides. Endlich wurde Cornelius im März 1906, halb zu Tode gehetzt, bei Heikoms gestellt, wo er sich erschöpft ergab. Er wurde nach dem Norden des Schutzgebietes abtransportiert und zunächst in Omaruru angesiedelt. "Er war wie eine lästige Fliege gewesen, die immer wieder zurückkehrt, so oft sie auch vertrieben wird." Andere Stammteile unterwarfen sich daraufhin freiwillig. Nur die Bondelzwarts wußten sich durch Viehdiebstähle in den schwer zugänglichen Oranjebergen noch eine Weile zu halten.

Die Abteilung **Coppy** marschierte auf unwegsamen Saumpfaden den Oranje abwärts. Die Sonne brannte auf die kahlen Felsen vom wolkenlosen Himmel und erschöpfte Reiter und Pferde. Meist mußte nachts marschiert werden. Weide fehlte so gut wie ganz, von etwas Schilf abgesehen. Von den Hottentotten war keine Spur zu sehen, so sehr die Truppe darauf brannte, an den Feind zu kommen. Bei **Hartebeestmund** geriet die Abteilung in eine Falle zwischen den Dünen und hatte einen schweren Stand. Auf dem eiligen Rückweg, quer durch die Oranjeberge, blieb sie 40 Stunden ohne einen Tropfen Wasser. Gewissenlose weiße Händler an der englischen Grenze, die den Hottentotten für gestohlenes Kriegsgut Munition und Verpflegung lieferten, wodurch das englische Gebiet für sie zur Operationsbasis wurde, zogen den Krieg ungebührlich in die Länge, besonders, da die Hottentotten jeden Schlupfwinkel und jede Wasserstelle weithin kannten. Erst als die englische Grenze für die Zufuhr gesperrt wurde, kam es zur Krisis. Für die Deutschen war die Hauptsache, den Transportverkehr Warmbad - Ramansdrift offenzuhalten und den Fuhrpark bei Norechab vor Überfällen zu sichern. Als Major **v. Estorff** das Kommando über die Truppen des Südbezirks (Dezember 1905) übernahm, blieb ihm die Aufgabe, die letzten Reste der Bondelzwarts und etwa dazustoßende Hottentottenbanden langsam einzukreisen und zur letzten Übergabe zu zwingen. Durch Kundschafter über jede deutsche Truppenbewegung genauestens unterrichtet, ließen sie es auf keinen Entscheidungskampf ankommen und wichen immer wieder aus, wobei sie versuchten, die Deutschen in Hinterhalte zu locken. Nur durch äußerste Wachsamkeit konnten Überrumpelungen abgewehrt werden. Ihre Raubzüge führten trotz der Zurückhaltung der Truppen

zu gelegentlichen Zusammenstößen. Verschiedentlich wurden Hottentottenbanden zum Übertritt auf englisches Gebiet gezwungen, schließlich auch Morenga, nachdem sämtliche Waffen seiner Bande in deutsche Hände gefallen waren. Danach herrschte im allgemeinen im östlichen und südöstlichen Bezirk des Namalandes Ruhe.

Die letzten, nach Osten entwichenen Bondelzwarts wurden bei **Sperlingspütz** gestellt. Wieder wichen sie nach Westen aus und führten einen ermüdenden Kleinkrieg, der sich hauptsächlich auf Viehdiebstähle gründete. Oberst **v. Deimling** stellte an den großen und kleinen **Karasbergen** an verschiedenen Punkten Verfolgungskolonnen auf, die den Feind durch unablässige Hetze ermatten und in seiner Widerstandskraft treffen sollten. Dieses Verfahren führte nun zu schneller Beendigung des Kleinkriegs. Nahrungsmangel ließ sie im Oktober zu Friedensverhandlungen bereit werden, während deren es aber nicht an gelegentlichen Hottentottenüberfällen fehlte. Die Verhandlungen waren nach dreijährigem, erbittert geführtem Kriege sehr schwierig. Schließlich erklärten sie sich aber zur Abgabe aller Waffen bereit. Sie durften in ihrem alten Wohnbezirk sitzenbleiben und saßen bereits am Weihnachtstage 1906 in Frieden mit den Deutschen zusammen in der Kirche, das Weihnachtsfest zu feiern, als hätte es keinen Krieg gegeben. Am 31. März 1907 wurde der Kriegszustand aufgehoben. Deutsch-Südwest, das so viel deutsches Blut getrunken hatte, war "ein Stück deutsches Land" geworden und versprach eine wirtschaftliche Zukunft. Der Krieg war kein Kampf für "eine Wüste und Sandbüchse" gewesen, sondern für eine Kolonie, die seitdem infolge der zahlreichen Opfer, die er gefordert hatte, dem deutschen Herzen am nächsten lag.



Drei Tage Kampf um eine Wasserstelle
Vom großen Ringen bei Groß-Nabas, Januar 1905

Aus den Erinnerungen von Max Schmidt (†)[1]

Am 2. Januar 1905 wurde der Weitermarsch durch einen Wagen verzögert, der nicht zu folgen vermochte und dessen Hafer auf andere Fahrzeuge verteilt werden mußte. Dann setzten wir den Vormarsch über die steinige, wellige Fläche fort. Die 4. Kompanie, 64 Gewehre stark, und die beiden ersten Geschütze der Batterie bilden die Vorhut.

Das Gesträuch wird dichter, die Hochfläche faltiger, durch beides die Übersicht in bedrohlichem Maße verdeckt.

Neben den Geschützen des Haupttrupps reitend, höre ich auf meine halblaute Frage: "Wieviel Schuß haben wir noch?" von Leutnant **Overbeck**, dem Führer der Batterie, die besorgte Antwort: "Nur 150!"

Mit kaltblütiger Freundlichkeit hatte er eben vorher seinen Leuten ein paar ermunternde Worte zugerufen und dabei gescherzt:

> "Artilleristen werden in der Schlacht
> wie andere Menschen umgebracht."

Zum Abteilungsstabe vorgeritten, werde ich von Major Meisters neuem Adjutanten angeredet: "Passen Sie auf, in kurzer Zeit liegen wir in schwerstem Gefecht!"

Schon nach wenigen Minuten zischen uns die Kugeln um die Ohren. Im Nu ist alles abgesessen, und kurze, scharfe Befehle setzen die Truppe an.

Rechts von der zuerst ins Gefecht getretenen 4. Kompanie wird die 7. vorgeschickt, links die 5. Die Geschütze kämpfen alsbald zwischen den Kompanien auf beiden Flügeln. Die Wagen und Karren werden nahe herangezogen und zu einer Wagenburg zusammengefahren.

Der Gegner *[Scriptorium merkt an: die Hottentotten]* weicht eine Strecke zurück, liegt aber dann erst in seiner besten Stellung, in einer Felsenfestung mit klippigen Schluchten und bombensicheren Laufgräben, die von der Natur in den gewachsenen Fels geschnitten sind.

Diese Felsenburg sollte die kleine deutsche Abteilung einer, wie sich herausstellte, fünf bis sechsfachen Übermacht entreißen.

Das stärkste Feuer hatte sich sofort gegen die halbe Batterie der Vorhut gerichtet, der nur ein Zug der 4. Kompanie voraufritt. Durch Schnellfeuer hatte man sich aber Luft geschafft und war mit der ganzen Schützenlinie vorgedrungen. Der Gegner feuerte jedoch aus solcher Nähe, daß er mit etwa viertelstündigem Kartätschenfeuer zurückgejagt werden mußte. Inzwischen waren auch das dritte und vierte Geschütz aufgefahren. Leutnant Overbeck läßt ein Geschütz 500 m weiter nach links rücken, um die gegenüberliegende Höhe unter wirksames Feuer zu nehmen. Wenige Minuten später hat ein Herzschuß diesen jungen, tatkräftigen, besonnenen Batterieführer, unsern allseitig beliebten Kameraden, getötet.

Auch Major **v. Nauendorff**, der Kommandeur der Artillerieabteilung, war bald nach begonnenem Gefechte, in das er tatenfroh eingegriffen hatte, neben der Lafette des zweiten Geschützes durch einen schweren Unterleibsschuß verwundet. Von den Bedienungsmannschaften lagen schon mehrere tot oder verwundet in der Nähe ihrer Führer.

Stundenlang dauerte der heftige Kampf ohne entscheidende Fortschritte.

Wohl wird von den zwei Kompanien der Versuch gewagt, an buschreicher Stelle gegen den Feind vorzubrechen, aber dessen Feuer ist zu stark. Die 7. Kompanie hat sich bis zum Uferrand und bis zu einer Felsnase vorgekämpft, von der sie einen Teil der feindlichen Stellung flankieren kann, doch die Entscheidung wird dadurch nicht erzwungen.

Als der Feind die Überlegenheit seiner Zahl auszunutzen beginnt und die den Auob in einer Entfernung von etwa 1200 m parallel streichende hohe Düne besetzt, die vorher von einer Patrouille noch frei gefunden war, wird die Lage bedenklicher. Die 5. Kompanie muß ihren linken Flügel zurückbiegen, um eine Umfassung zu verhindern. Zwei Geschütze greifen an ihrer Seite an.

Doch nun muß auch unserer Wagenburg und damit dem Rücken unserer Stellung ein Angriff drohen. Denn Leutnant **v. Petersdorff**, dessen Zug als Wagendeckung kommandiert ist, sucht alle Pferdehalter für seine Schützenlinie. "**Ein** Mann hält zehn Pferde", schallt es durch die in flacher Bodensenkung aufgefahrenen Fahrzeuge, bei denen die Pferde in einiger Deckung stehen. Bald werden die Rufe dringlicher: "**Ein** Mann hält **zwanzig Pferde!** Vorwärts! Es wird brenzlig; ihr werdet gleich angegriffen!"

Der Leutnant hat diese Gefahr abgewehrt; der Feind wurde sogar durch kühnen Ansturm mit aufgepflanztem Seitengewehr an die Düne zurückgeworfen.

Wieder verrinnt Stunde auf Stunde, und eine Gefechtsstunde dauert lange.

Doch hört man, wenn das Feuer nicht gar zu scharf herüberprasselt, noch Äußerungen gelassenen Humors. Die vorüberpfeifenden Geschosse werden nach dem Gewehrkaliber bestimmt, dem sie entstammen. "Das war eine 71er", bemerkt ein kampfgeübter Unteroffizier zu seinem Nebenmann,

als eine Kugel mit tieferem Ton vorbeistreicht. "Das sind 98er", geht das Gespräch weiter, als Geschosse mit kurzem, hellem Pfeifen über den Köpfen hinfliegen. "Es können auch 88er sein", entgegnet einer, "98er und 88er sind nicht zu unterscheiden." Aber eben diese heulenden Pfiffe? "Das müssen Explosivgeschosse sein! Wo die Kerle die wohl herhaben?" - "Oder", äußert einer, "es sind Dum-Dum-Kugeln."

Dann beherrscht das sich verschärfende Gefecht alle Gedanken.

Major **v. Nauendorff** muß schwer verletzt sein. Mit welchem Feuereifer war er beim Gefecht, und wie lebhaft hat er noch bei **Stamprietfontein** in der Silvesternacht sein glückliches Geschick gepriesen, das alte Jahr in den allerletzten Stunden mit einem Gefecht abschließen zu können! Nach seiner Verwundung hat er eine Zeitlang hinter einem Busche mit dem gleichfalls verwundeten Sergeanten **Wehinger** gelegen, und beide hatten durch halblautes Singen ihre Schmerzen zu betäuben, dann wieder durch Bibelsprüche ihr Herz zu stärken gesucht. Der Major ruft mich an sein Schmerzenslager im Schatten eines Ochsenwagens und bestellt für alle Fälle Grüße an die Seinen: "Bringen Sie meiner Mutter meine letzten Grüße, und sagen Sie ihr, daß ich im Glauben an meinen Erlöser sterbe." Dann fragt er nach der Gefechtslage und ob von **Deimlings** Herannahen noch kein Anzeichen bemerkbar sei. Als er danach eine kurze Beratung darüber hörte, ob unsere Gefallenen sofort oder erst nach dem Gefecht zu bestatten seien, entschied er für meinen Vorschlag, unseren Toten lieber sofort das Ehrengrab zu sichern. Wie wir Leutnant **Overbeck** als ersten an seine Gruft trugen, rief ihm **Nauendorff** zu: "Lebe wohl, Overbeck, ich folge bald nach." Oft bin ich an diesem und dem folgenden Tage an das Lager des schwer Leidenden zurückgekehrt.

Das Gewehrfeuer erstarb schließlich, und eine ruhelose Nacht folgte. In der Schützenlinie hieß es, jeder zweite Mann dürfe mit seinem Nebenmanne abwechselnd schlafen, und die Ermattung ließ in einen Halbschlaf sinken, aus dem einer hier und da wirr auffuhr. Die in der Finsternis zugetragenen Nahrungsmittel hat kaum einer zu essen vermocht; alle litten Durst, Durst - aber keinen Hunger. Zwar wurden einige Flaschen Wein von unserem geringen Bestande vorgeschickt, aber was konnten diese helfen? Sehnsüchtig schauten wir nach den Gewitterwolken, die sich am Himmel zusammenballten, breiteten Zeltbahnen über schnell ausgeschaufelte Vertiefungen, stellten jedes erreichbare Gefäß zurecht, legten die Tropenhüte zum Auffangen einiger Tropfen neben uns - allein der aufsteigende Wind verjagte die Wolken und unsere Hoffnungen. Es war wohl niemand, der ohne Gebet dem kommenden Morgen entgegenharrte.

Bei der ersten Dämmerung brach der Kampf mit verstärkter Heftigkeit los und währte bis zur dunklen Nacht. Niemand verhehlte sich an diesem zweiten Tage die vielfache Gefahr. Der Feind war in unverminderter Übermacht in seiner Felsenburg geblieben und wehrte uns die rettende Wasserstelle. Nach wenigen Stunden sengte die Sonne wieder unerbittlich herab.

Beim Verbandsplatz häuften sich die Verwundeten. Einige suchten sich einzureden, die Gebirgsbatterie werde von **Rietmond** zu Hilfe eilen, andere trösteten sich mit **Deimlings Anmarsch**. Die beiden Ärzte, die verbinden, Dr. **Jäger** und Dr. **Wels**, haben Tag und Nacht den schwersten Dienst.

Major **v. Nauendorff** leidet schwer. Er bittet um Morphium. Dann forscht er wieder nach dem Gefechte, nach **Deimlings** Herannahen. Wer ihn doch mit Wasser laben könnte! Er ruft mit ermatteter Stimme: "Tausend Mark für einen Schluck Wasser!" Still kriecht auf diesen Ruf Sergeant **Wehinger** von der 5. Batterie, selber am Fuß verwundet, zu seinem seufzenden Major und bietet ihm seinen Rotwein, den er - der Reiche - noch besaß! Der Major sieht ihn dankbar an, aber er wehrt mit auflodernder Entschlossenheit ab: "Lieber Sergeant, Sie brauchen das nötiger als ich, Sie

müssen wohl noch zu Ihrem Geschütz; mit mir ist's doch bald aus." Es war der letzte Sieg, den der Sterbende errang. Die Schmerzen betäubten hernach seine Sinne, und einige Stunden später war er still eingeschlafen.

Der Schützenlinie brachte die immer glühendere sengende Hitze unerhörte Durstqualen. Wohl denen, die von einem nahen Strauche wenigstens zeitweise Schatten erhielten; sie konnten auch die kleinen, zähen Blätter kauen und so ihren schmachtenden Mund ein wenig erfrischen.

Andere versuchten das Blut erschossener Maultiere zu schlürfen. Vorüberkriechende große Ameisen, die in der Angst des Durstes in den Mund gesteckt wurden, halfen ebensowenig. Es kam sogar vor, daß Schützen vor Ermattung einschliefen und - wie die Verdurstenden in der Wüste - von herrlichem Wasser träumten, das in ihren Wassersäcken durch die Schützenlinie gereicht würde. Der Tod war den Schmachtenden vielfach gleichgültig geworden, aber sie rissen ihre Kraft zusammen und taten ihre Pflicht. Doch traten auch einige Hitzschläge ein.

Zuweilen wurden Einzelrufe zwischen dem Gewehrfeuer hörbar. "Mutter, Mutter!" Ein anderer verwünschte dies Land, in dem er verdursten müsse, aber sein Nebenmann sprach ihm Mut zu und bezeichnete einen Felsblock, hinter dem einer eben auf sie geschossen hätte. Dann hörte man wieder einen Seufzer: "Er führet mich zum frischen Wasser" - es soll ein Gebet sein in dieser Not des Verdurstens.

Dabei locken drüben in Hörweite die Hottentotten mit höhnischen Zurufen: "Dütschmann, banja Dorst? Komm, hier stief Water!" Doch nicht alle Mannen Hendriks gebärdeten sich so zuversichtlich. Bei der Abwehr eines Rückenangriffs hörte einer unserer Bergdamara, der mit in der Schützenlinie lag, deutlich in der ihm geläufigen Namasprache, wie der Kapitän seine Leute mit der Lederpeitsche bedrohte. Als die Unseren einige Sprünge vorwärts machten, hatten die Gelben ängstlich gerufen: "Sie kommen, sie kommen!" worauf der Kapitän sie anherrschte: "Ich schlag euch mit dem Schambock (der gedrehten Lederpeitsche) tot! Gerade wenn sie kommen, sollt ihr liegen bleiben und schießen."

Gegen 1 Uhr, während der stärksten Hitze, kam die gefährlichste Stunde. Die Batterie hat ihre Munition bis auf wenige Schüsse verfeuert, obwohl schon gestern stundenlange Feuerpausen eingeschoben waren. Beim ersten Geschütz rührt sich keine Bedienung mehr. Der Geschützführer, Unteroffizier **Pöschel**, liegt erschöpft hinter der Protze. Da drängen die Hottentotten gegen die Geschütze heran. Leutnant **Semper**, der schon einen Arm im Verband trägt, holt seine letzten Leute herbei. Der Unteroffizier **Köhler** soll ein zweites Geschütz zurückziehen und dann das erste retten helfen. Er hat nur noch acht Schüsse. Als gegen das zurückgehende Geschütz das feindliche Feuer zu stark wird, muß er halten und sich erst durch drei Schüsse Luft schaffen. Jetzt erhält Leutnant **Semper** seinen zweiten, tödlichen Schuß. Vor dem Bremssporn liegend, weist er die sich um ihn Bemühenden zurück und kommandiert weiter, bis sein Blut und seine Kraft verströmten - ein Beispiel heldenmütiger Pflichttreue. Todesmatt wird er auf den Verbandsplatz geschafft, wo er bald klaren Geistes mit Grüßen der Liebe an die Seinen verscheidet. Mit ihm zugleich sind noch zwei Kanoniere verwundet.

Nun haben sich die Hottentotten auf das bedienungslose erste Geschütz geworfen. Sie sind schon auf zwanzig Schritt heran. Da werden die letzten fünf Schüsse des zweiten Geschützes gegen die Bedränger abgerissen. Leutnant **v. Seutter** und einige Reiter der 5. Kompanie eilen herbei und helfen dem Unteroffizier **Köhler** und dem Gefreiten **Schulz**, der vom ersten Munitionswagen zu Hilfe gekommen ist, auch das erste Geschütz bergen. Bei diesem finden sie noch etwas Munition, aber der Geschützführer **Pöschel** hat inzwischen den Todesschuß empfangen. **Die ganze Bespannung dieses Geschützes war erschossen.**

Ebenso versuchte der Feind, auf dem rechten Flügel ein Geschütz zu nehmen, als auch dort die Munition versagte und die Bedienung kampfunfähig dalag. Hier war es die 7. Kompanie, die rechtzeitig Hilfe brachte.

Die Batterie hatte zähesten Heldenmut bewiesen. Ein Richtkanonier z. B., der einen Beinschuß erhalten hatte, bat, ihm nur in die rechte Stellung zu verhelfen, dann könne er sein Geschütz schon weiter richten. Der Tapfere hielt aus, bis ihn ein zweiter Schuß völlig kampfunfähig hinstreckte.

Der drohende, schmähliche Verlust der Geschütze war abgewandt. Allein, die heiße Sonne brannte weiter und drohte die letzte Kraft auszudörren. Nur mit Anspannung allen Pflichtgefühls zwang man sich noch, seinen Dienst zu tun.

Unterdessen hatte Major **Meister** seinen Versuch, Wasser suchen und herbeischaffen zu lassen, nochmals mit Aussetzung hoher Preise bei unseren eingeborenen Bambusen fortgesetzt; unsere eigenen Reiter aus der immer bedrohlicher gelichteten Schützenlinie auf Wassersuche zu schicken, war ja unmöglich. Ob die Schwarzen rückwärts im Flußbett Wasser finden und ob sie durch die Hottentotten überhaupt hindurchkommen werden?

Mit einem Male verbreitet sich die freudigste Bewegung über den Verbandsplatz. Die abgeschickten Eingeborenen kommen mit gefüllten Wassersäcken zurück. Anderthalb bis zwei Stunden rückwärts im Revier haben sie Regenwasser gefunden. **Es gab Wasser!** Dieses war zwar lehmig, aber es erfrischte belebend bis in die Fingerspitzen hinein. Zuerst wurden die Verwundeten gelabt. Hernach, als die Eingeborenen und einige mit ihnen entsandte Deutsche den weiten Weg nochmals zurückgelegt hatten, konnten volle Wassersäcke in die Schützenlinie vorgebracht werden. Es gelang sogar, einen Wasserwagen zur Regenpfütze zu schaffen und **gefüllt** zurück. Dieser Wasserfund war unsere Rettung und gab alsbald der ganzen Abteilung wieder frische Kraft und freudige Zuversicht auf siegreiches Gelingen.

Aus der Schützenlinie durften die einzelnen nacheinander vorsichtig zum Trinken zurückkriechen. Der pflichttreuen Ausdauer der Truppe stellte hierbei der Reiter einer Kompanie ein bewußtes Ehrenzeugnis aus, als er den Zuruf, die Reiter sollten einzeln zum Wassertrinken kommen, entschlossen abwehrte: "Aber Mensch, wir dürfen doch jetzt unsere Stellung nicht verlassen!" Er hatte die Stimme seines Leutnants nicht sofort erkannt, der seinen Leuten die ersten Wassersäcke zutrug.

Trotz des gefundenen Wassers blieb die Lage der Abteilung jedoch bitter ernst. Unsere Batterie konnte noch notdürftig zwei Geschütze bedienen und besaß nur eine ganz geringe, für den äußersten Fall aufgesparte Munition. Die drei schwachen Kompanien waren durch den Verlust an Toten und Verwundeten insgesamt auf wenig über 100 Gewehre zusammengeschmolzen.

Wie oft hatten wir schon voll bangen Sehnens nach Südosten gelauscht, ob **Deimling** noch immer nicht Entsatz und Rettung bringe! Wie lange vermochte unser geschwächtes Häuflein dieser Übermacht noch zu trotzen?

Gegen Abend war ferner Geschützdonner gehört worden. So beteuerten die einen, während es andere für Täuschung der erregten Sinne erklärten. Aber Major **Meister** mußte von der Schützenlinie die gewisse Meldung haben, er versicherte die Richtigkeit. **Deimling** ist also im Anmarsch! Gott sei Dank! Aber die Entfernung muß noch sehr groß sein! Was kann bis zu seinem Eintreffen alles geschehen, wenn **Hendrik Witboi** die Gunst seiner Lage auszukosten versteht?

Das Gefecht tobt mit verstärkter Heftigkeit bis in die tiefe Nacht.

Am späten Abend noch eine aufregende Meldung! Etwa 250 Feinde, meist großwüchsige Gestalten, die Hälfte beritten, die übrigen zu Fuß, sind über das Flußbett gezogen und scheinen sich in unserem Rücken festzusetzen, die langen Orlogleute müssen Herero sein! Will Hendrik morgen von allen Seiten mit seiner großen Überzahl angreifen?

Es kommt die zweite Nacht in diesem Ringen, während der unsere Truppe in der Schützenlinie ausharrt. Wie unsere überlebenden Zugtiere vor Durst brüllen! Sonst ist's so unheimlich still nach dem unaufhörlichen Geknatter.

Nur die Erschlaffung hilft einigen zu leisem, unruhigem Schlaf. Dann wieder ernste, wache Stunden. Jeder Krieger ist allein mit seinen Gedanken und seinem Gott. Von den Lagern der Verwundeten klagt hier und da ein verhaltenes Stöhnen.

Am Morgen des 4. Januar, unseres dritten Gefechtstages, setzte das Feuer schwächer ein. Von der hohen Düne zu unserer Linken fiel kein Schuß mehr. Es ist auch flußabwärts ein Trupp in scheinbarem Abzuge gesehen worden. Zieht der Feind auf den gestrigen Kanonendonner ab, oder hat der alte Schakal **Hendrik** nur eine Kriegslist ersonnen?

Nach einiger Zeit steht der Leitung jedoch fest, daß große Haufen der Feinde abgezogen sind. Die Wasserstelle ist trotzdem noch so stark besetzt geblieben, daß unsere hungernde und durstende Truppe neuen Qualen, vielleicht trotz alledem ihrem Verderben entgegensieht.

Das Kommando berät mit einigen Offizieren, ob der Zustand in ihren Reihen das Wagnis eines Sturmes noch irgend gestatte. Die Truppe soll möglichst mit Wasser versorgt ihre letzte Kraft zum Sturmangriff sammeln.

Es muß gewagt werden! Aber gefährlich genug sieht's bei der Abteilung aus. Es war eine bange Stunde, die wir mit pochendem und doch gehobenem Herzen durchlebten. Die beiden Geschütze, für die noch Bedienung und Munition übrig war, erhoben wieder ihre langvermißte eherne Stimme und halfen mit einigen Treffern zum Gelingen des Sturmangriffs. Die anfangs zäh und heftig feuernden Feinde flohen schreiend vor den blitzenden Bajonetten davon, und Geschütze wie Sturmkolonnen stießen erfolgreich nach.

Die Wasserstelle Groß-Nabas war gestürmt, die furchtbare Felsenfeste des Feindes in unseren Händen!

Ein Gefangener berichtet uns über die Stärke der Hottentotten und den Grund ihres Abzuges und bestätigt die eigenen Wahrnehmungen der Truppe. Von 1000 oder 1100 Gewehren sind gestern abend auf die Nachricht von **Deimlings** siegreichem **Vordringen** 250 - 300 Herero von **Hendrik** abgezogen, der alte Häuptling selber hat sich nach Gochas dem Obersten entgegengeworfen.

Jetzt übersahen wir erst völlig die ganze Festigkeit der Hottentottenstellung. Die Massen abgeschossener Patronen bezeichneten die natürlichen wie die künstlichen Verschanzungen des Feindes. Die Stellen, an denen er während der Gefechtstage seine Toten mehr verscharrt als bestattet hatte, verrieten sich durch die lose aufgeschütteten Kiesflächen.

Ein Häuptling hatte beim schnellen Abzug seine kräftige Fleischbrühe im Stiche gelassen. Sogar einige Gewehre wurden gefunden.

In dieser eroberten Stellung bezogen wir mit allen Sicherungen unser Lager.

Nun wurden zuerst die halbverschmachteten Tiere mit Vorsicht zur Wasserstelle geführt. Etwa 150

von ihnen waren schon erschossen worden. Die gequälten Tiere zitterten vor Erregung am ganzen Leibe, als sie mit geblähten Nüstern das Wasser witterten.

Darnach durfte die Truppe, die seit drei Tagen fast nichts mehr gegessen hatte, an sich selber denken.

Der Kampf hat uns 24 Tote und 47 Verwundete gekostet, ein Drittel unserer Stärke, und etliche Verwundete waren sehr schwer verletzt!

Die hartgeprüfte, siegreiche Truppe war von tiefem, dankbarem Ernste beherrscht. Bei einer Kompanie stellte sich nach Erfüllung der ersten Pflichten eine Gruppe zusammen und sang aus matten Kehlen "Nun danket alle Gott". Es war das allbeherrschende Gefühl, das jede Zurückhaltung durchbrach. Wie viele versicherten aus freien Stücken: "Heute haben wir beten gelernt!" Ein Unteroffizier (Einjähriger) rief mir mit leuchtenden Augen zu: *"Te Deum laudamus!"* (Herr Gott, dich loben wir) und sprach damit nur aus, was alle Herzen erfüllte. Bei einem Häufchen Verwundeter hat einer sein kleines Feldgesangbuch aufgeschlagen, und ein Unteroffizier neben ihm stimmt dem Lesenden zu, er tue recht, in solchen Zeiten gewinne man das Büchlein lieb.

Bald sank die Nacht hernieder, und wer keine Wache hatte, durfte nun wirklich ruhen! Wir dachten still dieser unvergeßlichen Tage - und wir dachten der Toten, der Toten.



Anmerkung:

1 Dieses Ehrenzeugnis für die Volksgemeinschaft und die Kameradschaft der deutschen Kämpfer verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Es ist entnommen dem Erlebnisbuch: *Aus unserem Kriegsleben in Südwest*. Der Verfasser, eine Führernatur besonderer Art, hat in den Jahren 1900/01 als Felddivisionspfarrer im ostasiatischen Expeditionskorps und 1904/05 in der kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika das Vertrauen von Offizieren und Mannschaften in hohem Maße gewonnen. ...zurück...



Kamelritt in die Kalahari

Hauptmann Artur Schmitt

*[Anm. d. Scriptorium: mehr zu diesem Thema finden Sie **hier**.]*

Im Laufe des Jahres 1907 war es den deutschen Truppen in Südwestafrika gelungen, das Schutzgebiet, in dem seit drei Jahren der Kampfeslärm des Herero- und Hottentottenaufstandes widerhallte, zu befrieden. Lediglich **Simon Copper**, der Häuptling der bei **Gochas** sitzenden Franzmann-Hottentotten, stand noch allein im Felde und war nicht willens, die Überlegenheit der deutschen Waffen anzuerkennen. Er hatte sich in die damals noch völlig unbekannte Kalahari ostwärts Gochas zurückgezogen, von wo er jedoch immer wieder gelegentliche Vorstöße nach Westen machte. Er war in der Lage, sich dem Zugriff der deutschen Truppen zu entziehen, da diese wegen des Fehlens von Wasser ihm nicht folgen konnten.

Als Hauptmann **v. Erckert** den Auftrag erhielt, ein Expeditionskorps zur Niederwerfung Simon Coppers zusammenzustellen, war es ihm klar, daß nur eine auf Kamelen berittene Truppe, die für längere Zeit vom Wasser unabhängig ist, imstande war, Simon Copper in seinen Schlupfwinkeln im Innern der Kalahari aufzusuchen. Dem Kamelreiterkorps Erckerts blieb der Erfolg auch nicht versagt; leider starb dieser hervorragende Führer den Heldentod, noch bevor die Früchte des Sieges gepflückt waren. Seine Tatkraft und Umsicht waren aller Schwierigkeiten Herr geworden, die sich

bei der Zusammenstellung dieser Expedition, für welchen die Schutztruppe so gut wie keine Erfahrung besaß, in den Weg gestellt hatten.

Am 16. März 1908 wurde Simon Copper auf englischem Gebiet bei Seatsub von dem Nachfolger Erckerts, Hauptmann **Grüner**, entscheidend geschlagen. Zwar bequemten sich die Copperleute als einziger Hottentottenstamm nicht dazu, die deutsche Oberherrschaft anzunehmen. Aber ihre Stoßkraft war gebrochen. Sie blieben von nun an in der Regel auf englischem Gebiet und überschritten nur zu Jagdzwecken die Grenze. Nach Beendigung der Kalahariexpedition blieben anfänglich zwei Kamelreiterkompanien bestehen. Sie wurden später in eine Kompanie mit den Standorten Gochas und Arahoab verschmolzen.

Die Patrouillenerkundungen waren der beliebteste Dienstzweig in der Schutztruppe. Waren sie doch willkommene Unterbrechungen des Garnisondienstes; denn sie vermittelten stets neue Eindrücke und boten Gelegenheit zu jagdlichen Abenteuern. Führte der Weg der Patrouillen voraussichtlich in die Nähe der Jagdgründe der Copper-Hottentotten, so mußten sie befehlsgemäß auf mindestens 20 Gewehre bemessen werden, um nicht die Beute eines Hottentottenjagdtrupps zu werden. Jeder Reiter erhält reichlich Munition. An seinem Sattel trägt er zwei Wasserflaschen zu je vier Liter, die bei einem zugestandenen täglichen Wasserverbrauch von zwei Litern für vier Tage ausreichen. Aus diesen zwei Litern muß der Trinkbedarf und das Wasser zum Kochen bestritten werden. Waschen kann nur angedeutet werden oder muß, wie der Soldat sich ausdrückt, "durch stramme Haltung ersetzt werden". Traberpacktiere tragen große, gut verschließbare Eisenbehälter, die mit Wasser gefüllt sind. Unterwegs wird dann nach Verbrauch der Wasserration aus den Sattelflaschen vom Patrouillenführer dieses Wasser auf den Kopf genau zugemessen. An Proviant wird nur das Notwendigste mitgenommen, um das Kamel nicht zu sehr zu belasten, Reis und Brot oder Mehl, Tee oder Kaffee, Zucker und Salz werden in den Satteltaschen mitgeführt. Das Fleisch liefert in der Hauptsache die Jagd. Zeltbahn und Kochgeschirr werden hinten am Sattel angeschnallt. Dazu kommt in der kalten Zeit, nämlich im Juni und Juli, der lange Reitermantel als Schutz gegen die Kälte.



Deutsche Kamelreiter in Deutsch-Südwestafrika.

Nachdem die Sattelung und die Verpackung nachgeprüft sind, trabt die Patrouille auf der zunächst noch sichtbaren "Pad" von der Station gen Osten. Für einige Tage sind wir auf uns allein gestellt, ohne jegliche Verbindung mit der übrigen Welt. Reiten wir nossob- oder auobabwärts, so vergrößert sich rasch die Entfernung von der Station; denn wir traben mit durchschnittlich zehn Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde. Geht es querfeld, so müssen wir langsamer reiten; denn vor uns liegt ein unendliches Dünenmeer, das z. B. von Gochas nach Osten bis zum Kleinen Nossob rund 200 Dünen zählt. Der günstigste Weg in dem von Wühlmäusen, Erdeichhörnchen, Stachelschweinen, Erdfarken unterwühlten Boden wird ausgesucht. Die Pad, unter der man sich keine europäische Straße vorstellen darf, ist nämlich bald verschwunden. In den Dünentälern wird getrabt, bergauf wird in Schritt übergegangen. Langsam und bedächtig schreitet das Kamel den Dünenkamm hinan, um, auf der Höhe angelangt, den Kopf zuerst neugierig rechts und links zu drehen.

Je weiter unsere Patrouille nach Osten vordringt, um so mehr ist Vorsicht angebracht. Mit dem spurenkundigen Buschmann Fritzi, der sich aber mit Händen und Füßen dagegen wehrt, ein Buschmann zu sein, und mit Isaak, dem Khauashottentotten, meinem treuen Bambusen, trabe ich voraus. Mit Dünenabstand folgt der Rest der Patrouille. Die Augen der Eingeborenen sind scharf und unverbraucht. Es entgeht ihnen kaum etwas, was in der weiten Steppe sich ereignet. Erst mit dem Prismenglas vermag ich ihre Sehleistung zu erreichen. Jede Spur von Mensch und Tier, die unsern Weg kreuzt, wird von Fritzi angesprochen. Es ist erstaunlich, zu welchen Leistungen im Spurenlesen es die Eingeborenen bringen, so daß es den Anschein haben könnte, als sei Karl May bei den Buschleuten in der Kalahari in die Lehre gegangen. Die geringsten Merkmale der Spur geben ihnen wichtige Aufschlüsse. Zwar kann auch der Weiße durch ständige Übung im Spurenlesen Fortschritte erzielen, allein, die Meisterschaft des Buschmannes wird er nie erreichen.

Zwei, drei Reitstunden von der Station entfernt treffen wir schon häufig auf die Spuren von Großantilopen. Es glückt uns zuweilen, die Tierwelt der Steppe zu belauschen, wenn wir vorsichtig den Dünenkamm ersteigen und über die Höhe hinweg ins nächste Dünental lugen. In Gebieten, in denen nur selten Kamelreiter sich zeigen, ist das Wild meist sehr vertraut. Auf einer Patrouille im Februar 1914, die zum Aufspüren der Mörder eines von Buschleuten erschossenen Reiters abgeschickt wurde, stießen wir, geräuschlos den Elefantenfluß abwärts trabend, im Morgengrauen auf ein Rudel von etwa 30 Oryxantilopen. Sie bequemten sich kaum dazu, uns Platz zu machen, so daß wir auf 10 - 20 Schritt an ihnen vorbeitrabten, ohne daß sie flüchtig wurden. Ja, sie bildeten förmlich Spalier und begleiteten uns eine Strecke Wegs. Kurz nach diesem Vorfall springt der Buschmann Eisip, der von Oberleutnant **Kirchheim** bei einer Copperbande gefangen worden war und uns jetzt gute Dienste als Spurensucher leistet, vom Kamel. Eine etwa 50 Zentimeter lange Schildkröte hat er entdeckt, die er sofort von allen Seiten untersucht. Er grinst über das ganze Gesicht und ruft in den schnalzenden Lauten der Namaquasprache meinem Bambusen etwas zu, worauf dieser ebenso freudig strahlend mir das Wort "Frumensch" zuruft. Nachdem wir abgesattelt haben, wird mir die Freude der beiden verständlich; denn Isaak bringt mir 15 kugelrunde Eier, so groß wie Enteneier und auch im Geschmack diesen ähnlich. Und zum Essen gibt es heute eine von Isaak zubereitete schmackhafte Schildkrötensuppe.

Während sich aus den besiedelten Gebieten von Deutsch-Südwestafrika die Großantilopenarten meist zurückgezogen haben, ist die Kalahari für sie noch eine gesicherte Zufluchtsstätte geblieben. Nur der Buschmann und das große Raubzeug, Leoparden und die zeitweilig auftretenden Löwen, stellen ihnen hier nach, deren Strecke jedoch vom Bedarf an Fleisch bestimmt wird. Aber sicher sind sie hier vor den Gewehren der weißen Aasjäger, unter denen früher besonders die Buren eine große Rolle spielten. In Großantilopen birgt die Kalahari namentlich Oryxantilopen, vom Buren "Gemsbock" getauft, ferner Gnus (Wildebeester) und Kuhantilopen. Als ich zum erstenmal mit Stabsarzt Dr. **Wilde** auf dem Weg von Gochas nach Arahoab die Kalahari betrat, stießen wir in der Nähe des Elefantenflusses auf eine starke Herde Oryxantilopen. Wir konnten bis an 200 Stück zählen, bevor die Antilopen flüchtig wurden. Wenn sie mit ihren langen Stangengehörnen elastisch und flink über die Steppe galoppieren, so glaubt man, die Attacke einer Lanzenreiterschwadron zu sehen. Außer von den obengenannten Antilopenarten wird die Kalahari von zahlreichen Springbockherden bevölkert, die den Aufenthalt in den Revieren und in den Brackpfannen bevorzugen. Überall kann man gazellenschlanke, kleine Böcke, den Steinbock und den Doiker, Stachelschweine, Honigdachse, Strauße, Trappen, Gackelhühner feststellen. Zur Nachtzeit schleichen bellend und heulend Hyänen und Schakale ums Lager, die manchmal sehr dreist auftreten, ohne allerdings dem Menschen gefährlich zu werden.

Auf unseren Patrouillen brechen wir so früh als möglich auf, um den Kamelen am Tage Zeit zur Weide zu geben. Dadurch vermeidet man es auch, bei der größten Hitze noch im Sattel zu sein. Ist die Pad leicht zu finden, so kann bei hellem Mondschein noch in der Nacht geritten werden. Nach durchschnittlich drei, vier Stunden Trab wird ein passender Lagerplatz aufgesucht, für den günstige

Baumweide bestimmend ist. Wenn uns das Jagdglück hold ist, so kommen wir jetzt rasch noch auf eine Großantilope zum Schuß, damit wir nicht erst noch die Jagdbeute auf ein Kamel verpacken müssen.

Unter einzelne Bäume verteilt, die uns in der Gluthitze des Mittags Schatten spenden, satteln wir ab. Kaum ist die Patrouille aus dem Sattel, so brennen schon die Feuer, und das Wasser für Kaffee oder Tee brodelt im Kochgeschirr. Die Kamele werden auf die Weide getrieben. Eine Weidewache wird eingeteilt. Falls gewohnheitsmäßige "Ausreißer" unter den Kamelen sind, so legt man ihnen an den Vorderbeinen Spannfesseln an, die so kurz bemessen sind, daß die Tiere nur Schritt gehen können; denn es gehört zu den unangenehmsten Überraschungen, wenn die Reittiere von der Weide weg den Heimweg zur Station allein antreten und den Reiter hilflos in der Steppe zurücklassen.

Nun geht es an das Aufbrechen und Zerlegen der Antilope. Bald schmort der Braten, dessen Größe den Anstrengungen des Rittes durchaus angemessen ist, im Kochtopf. Was zunächst an Fleisch übrigbleibt, wird zu "Fleckfleisch" verarbeitet. Das Fleisch wird dazu in Streifen geschnitten, mit Salz eingerieben und im Schatten eines Baumes zum Austrocknen aufgehängt. Bald werden diese Stücke infolge der feuchtigkeitsarmen Luft hart und schinkenähnlich. Einige Tage müssen wir sie noch nach dem Absatteln zum Trocknen aufhängen; nach einer Woche etwa sind sie vor dem Verderben geschützt. Diese "Bulltong" sind sehr schmackhaft und lassen sich gut in den Satteltaschen mitführen.

Unvergeßlich sind jedem Kalahariréiter die Stunden am Lagerfeuer unter dem afrikanischen Sternenhimmel, der infolge der Reinheit der Luft ganz nahe zu sein scheint. Von besonderer Schönheit sind die mondhellen Nächte. Dies empfanden wir auf Patrouille immer wieder aufs neue. Nachdem wir bis zum Nachmittag gerastet haben, werden die Kamele von der Weide geholt und gesattelt. Wie am Vormittag legen wir in der Regel 20 - 30 km zurück; dann suchen wir uns gegen Abend einen geeigneten Lagerplatz aus, der jetzt nicht durch die Weide, sondern durch die Holzverhältnisse bestimmt wird. In der kalten Zeit meiden wir die Dünentäler, welche Feuchtigkeit anziehen. Die Kamele werden niedergelegt und mit Spannfesseln versehen. Die Zeltbahnen werden ausgebreitet, nachdem der Boden geglättet worden ist. Darüber kommen zwei oder drei Woilachs, die zum Satteln der Kamele benötigt sind, und das "Bett" ist fertig. Hoch flammt der Holzstoß auf, um den sich die Patrouille herumgruppiert. Über uns strahlt das Kreuz des Südens, das Kennzeichen des südlichen Sternenhimmels, der Wegweiser für die Patrouille in der Nacht. Hinter uns liegen mit langausgestrecktem Hals, gespensterhaft umrissen, unsere Dromedare. In der Nähe heulen und bellen Schakale, die das Wildbret im Lager wittern und ihren Anteil heischen. Knisternd brennt das Feuer. Ein kühler Wind läßt des Tages Hitze vergessen. Behaglich liegen wir um das Feuer herum und ruhen von den Anstrengungen des Rittes aus. Ein, zwei Becher Tee, vielleicht sogar mit einem Schluck Rum, stehen jedem Reiter zu. Da kommt dann von selbst die richtige Stimmung, die die Zungen löst und die Herzen öffnet. Manch feines Garn wird da gesponnen. Alle kommen sie zu Wort: der Ostpreuße und der Rheinländer, der Märker und der Bayer, der Schwabe und der Sachse. Wenn die afrikanischen "Stories" erschöpft sind, dann erzählen sie sich von der Heimat, in der "es ein Wiedersehen gibt". Alle lernen sie sich verstehen und sich ergänzen, wo ihnen Gelegenheit dazu gegeben ist. Jeder weiß, daß er sich auf den andern verlassen kann. Das war eine Erkenntnis, die jeder Schutztruppenreiter mit sich in die deutsche Heimat nahm. (Aus "*Jambo Watu*".)

Land und Leute in unseren Kolonien

*[Anm. d. Scriptorium: mehr zu diesem Thema finden Sie **hier**.]*

Deutsch-Ostafrika

Dr. Alex Haenicke

Geschichte und Erforschung

Deutsch-Ostafrika nimmt allein infolge seiner geographischen Lage eine Sonderstellung unseren anderen afrikanischen Kolonien gegenüber ein: Seine Lage am Indischen Ozean hat es seit Urzeiten in Verbindung mit der alten orientalischen Kultur gebracht. Die Überlieferung Ostafrikas verliert sich im Dunkel der Zeiten. Dazu kommt, daß unsere Kolonie gerade das Gebiet umfaßt, welches mit der ihm vorgelagerten Inselreihe die natürliche Eingangspforte nach Afrika bildet: denn nirgends sonst greift der Indische Ozean mit tiefen Buchten so weit ins Land. Außerdem aber reichen die periodisch ihre Richtung wechselnden Winde, die **Monsune**, deren Bedeutung für die Seefahrt auf den arabisch-indischen Meeren stets eine große war, gerade bis nach Ostafrika, für Verkehrsmöglichkeiten und Klima gleich wichtig.

Im frühen Altertum schon finden sich viel Hinweise auf Ostafrika und seine Reichtümer an Gold und Elfenbein. Eine Wanderung semitischer Stämme im 3. Jahrtausend vor Christo hatte auch Afrika in Mitleidenschaft gezogen; wenn es auch den arabischen Völkern nicht gelang, sich dauernd dort festzusetzen, so war doch die Brücke des Handels nach dem Orient geschlagen. Vom Ägypten der Pharaonen aus wurden Expeditionen nach den sagenhaften Goldländern, wie **Ophir**, unternommen. Der Zug der Königin Hatschepsut ist mit seinen Ergebnissen an gefangenen Negersklaven und allerlei Schätzen heute noch auf den ausgezeichneten Reliefs des Tempels von Dehr-el-Bahri bei Luxor zu sehen. Die märchenhaften Reichtümer des Königs Salomo sollen nach einer alten Sage in einer innerafrikanischen Schatzkammer aufbewahrt werden - der Engländer Rider Haggard hat einen phantastisch-spannenden Roman (*Die Herrin des Todes*) aus der Idee gemacht; jedenfalls ist Ostafrika im Altertum als lockendes Ziel für viele, die reich werden wollten, verhältnismäßig gut bekannt gewesen - wir besitzen eine Weltkarte des großen, 161 nach Christo gestorbenen Geographen **Claudius Ptolemäus**; ihre einigermaßen genauen Angaben stützen sich nach seiner Beschreibung auf die Angaben von Arabern, die in Ostafrika Handel trieben. Auf jeden Fall rühren die Nachrichten von Menschen her, die an Ort und Stelle gewesen sind - wenn auch ihre Erzählungen die Geographie etwas durcheinanderbringen, so sind doch folgende Feststellungen sehr bemerkenswert: Gewaltige schneebedeckte Berge erheben sich im Innern, die *"Montes lunae"*, das Mondgebirge, genannt werden - sie kommen noch in Wilhelm Raabes großartigem Roman *Abu Telfan* vor; eine große Anzahl von Bächen, die von diesen Bergen herabfließen, sammeln ihr Wasser in zwei großen Seen, den Quellen des Nils - also das berühmteste Problem in der Afrikaforschung des 19. Jahrhunderts, die Erforschung des Nilursprungs, ist tatsächlich in der Hauptsache von den Arabern der Antike bereits gelöst worden!

Die **Araber** blieben während des ganzen Mittelalters und bis in die neue Zeit die Handelsherren an der Küste; die Zeit der Entdeckungen brachte politische Neuerungen, ohne daß an den wirtschaftlichen Bedingungen viel geändert worden wäre. Die Portugiesen gingen zunächst daran, die Gestalt Afrikas zu erforschen; es gelang auch **Vasco da Gama**, in den Jahren 1497 - 1499 die Umsegelung auszuführen. Er landete in der Gegend von Mombasa und Malindi, bevor er nach Indien weiterfuhr; die Notwendigkeit, zur Sicherung dieses Seeweges nach dem Osten die afrikanische Küste zu besetzen, wurde erkannt. Die Küste wurde besetzt, Forts wurden angelegt, aber heftige Kämpfe mit den Arabern, in denen sich der Admiral Francisco d'Almeida besonders auszeichnete, und das Klima erschütterten ihre Herrschaft immer aufs neue. Sie hielten sich vom Beginn des 16. Jahrhunderts mühselig bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts; 1729 mußten die Portugiesen endgültig Ostafrika räumen und das Gebiet den Arabern überlassen. Die geographische Erforschung des Landes hat in jenen Jahrhunderten, die auf seiten beider Gegner nur dem

wirtschaftlichen Vorteil geweiht waren, gar keine Fortschritte gemacht; die Küste wurde bekannt, aber schon wenige Kilometer landeinwärts begann das "große Unbekannte", von dem nur die Ptolemäischen Schnee-Mondberge und Seen halbvergessene Kunde von alter Kenntnis gaben.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts blieb alles, wie es war: die Araber verdienten hauptsächlich mit Sklavenhandel viel Geld und ließen das Innere Inneres sein, während die Europäer ihr ganzes Interesse auf Amerika sowie die Südsee konzentrierten und Afrika völlig vernachlässigten. Auf der Weltkarte von d'Anville vom Jahre 1871 sind die Ptolemäischen Angaben unverändert übernommen worden.

Dann aber, von 1848 ab, änderte sich das Bild völlig - Ostafrika rückte plötzlich in den Mittelpunkt des geographischen Interesses, nachdem drei württembergische Missionare: **Krapf**, **Rebmann** und **Erhardt**, die schon seit 1830 mißglückte Missionsversuche in Schoa und den südlichen Gallaländern unternommen hatten, im genannten Jahre auf einer von Mombasa aus unternommenen Reise wichtige Entdeckungen vollbrachten. Rebmann erblickte als erster den Schneegipfel des **Kilimandscharo**, Krapf ein Jahr später den des **Kenya**. Ihre Mitteilungen, die den Ptolemäus rechtfertigten, begegneten in Europa großem Mißtrauen - Schneeberge am Äquator schienen allzu widersinnig, man nahm an, daß sich die Reisenden durch helles Gestein oder frischgefallenen Hagel hatten täuschen lassen. An ein gewaltiges Binnenmeer, dessen - auch ganz falsche - Skizze Erhardt und Rebmann 1856 in *Petermanns Mitteilungen*, der klassischen geographischen Zeitschrift, veröffentlichten, glaubte man schon eher; aber das Gewässer erregte hauptsächlich in England viele Debatten, bis sich zwei anglo-indische Offiziere, **Richard Burton** und **John Hanning Speke**, entschlossen, selber nachzusehen, was an den Entdeckungen der Missionare Wahres sei. Ihre Reise, von der englischen Regierung unterstützt, begann 1857 in **Bagamojo**; die Offiziere erreichten ohne besondere Schwierigkeiten am 13. Februar 1857 bei Udjidji das Ufer des **Tanganjika**. Dort erkrankte Burton, und Speke stieß allein nach Norden vor, wo sich nach Erzählungen von Arabern ein anderer großer See befinden sollte, und kam am 30. Juli 1858 bis zum Südufer des **Ukerewe-** oder **Viktoria-Njansa**, in dem der sachkundige Brite sehr richtig einen Quellsee des Nils vermutete. Ptolemäus war wieder einmal glänzend gerechtfertigt.

Burton aber war auf den Einzelerfolg seines Kameraden eifersüchtig und warf ihm nach ihrer Heimkehr öffentlich Schwindel und Phantasterei vor - ein von jeher bei Reisenden beliebtes Mittel, um den Gegner zu erledigen. Speke ließ die Vorwürfe keineswegs auf sich sitzen und erreichte es, daß die Londoner Geographische Gesellschaft, eine der wichtigsten wissenschaftlichen Vereinigungen, ihn noch einmal nach Afrika schickte, um dem Streit ein Ende zu machen und die große Frage der innerafrikanischen Meere klarzustellen. 1860 begann Speke gemeinsam mit einem anderen Offizier, **J. A. Grant**, den Marsch von Bagamojo aus aufs neue; er hielt erst die alte Route durch Ussagara, Ugogo und Unjamwesi inne, bog aber dann nach Norden zum Westufer des Viktoria-Njansa ab. Dann marschierte er durch die Landschaft Karagwe und gelangte 1862 in das Königreich **Uganda** und drang weiter nach Osten vor. Im Juli entdeckte er einen großen, nach Norden fließenden Strom, den er bis zu seinem Austritt aus dem Viktoria-Njansa verfolgte. Speke war überzeugt, den Oberlauf des Nils gefunden zu haben und marschierte nun flußabwärts bis Gondokoro, das an eben jenem Flusse liegt - die Verbindung zwischen Mittel- und Oberlauf war hergestellt, und triumphierend konnte Speke die Mitteilung von seiner Entdeckung nach Europa schicken, was er in der unübertrefflich englischen Form tat: *"The Nile is settled"...*

Etwa zu derselben Zeit wie Speke arbeitete ein anderer englischer Forscher weiter südlich in Ostafrika - eine der merkwürdigsten Pioniergestalten der alten Afrikazeit, **Dr. David Livingstone**. Ihm war 1856 die erste Durchquerung Afrikas gelungen, die von Loanda an der Westküste nach Quelimane an der Sambesimündung führte. Vom **Sambesi** aus kam er auf einen Nebenfluß dieses Stromes, dem Schire, zum kleinen Schirwasee und wenige Wochen später zum Njassa (15. September 1859). Die Duplizität der Ereignisse wollte, daß kurze Zeit nach Livingstone ein junger

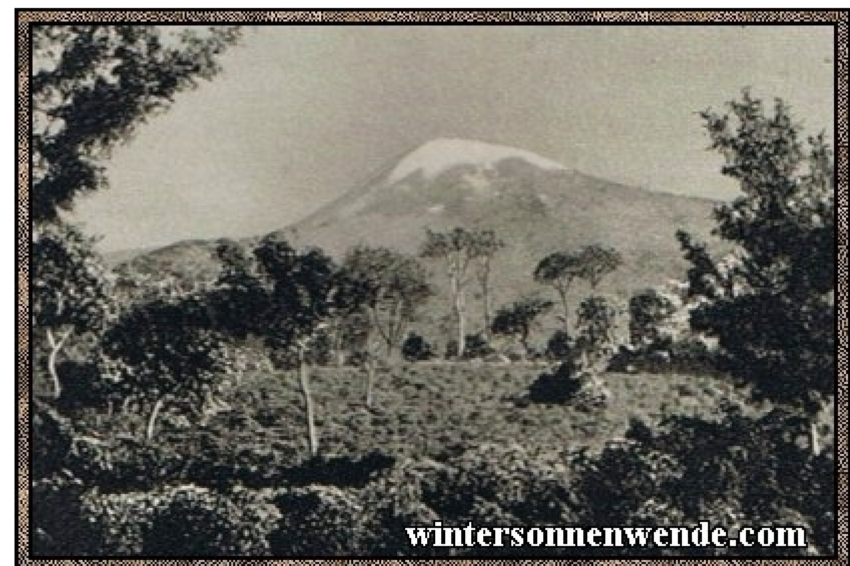
deutscher Forscher, **Albrecht Roscher**, ganz unabhängig von diesem, den Njassasee erreichte; er endete 1860 auf tragische Weise durch Mord - seine Papiere sind alle verloren. Livingstone war ein gründlicher Arbeiter; er blieb bis 1863 am Njassa und löste seine geographischen Probleme auf das genaueste, ging auf kurzen Urlaub nach England und kam 1866 wieder nach Ostafrika zurück. Vielleicht hat niemals ein Mensch Afrika heißer geliebt als dieser schottische Reisende. Diesmal nahm er die Rovumamündung zum Ausgangspunkt, durchquerte das später deutsche Rovumagebiet, passierte den Njassa südlich, um die **Quellen des Kongo** zu erforschen. Zeit spielte bei ihm keine Rolle; er fühlte sich augenscheinlich am wohlsten, wo es auf der Karte "am weißesten" war... Er entdeckte den Bangweolosee und wandte sich dann zum Tanganjika zurück - aber erst nach fünf Jahren (1871). In all dieser Zeit hatte er nicht geschrieben.

Natürlich hielt man ihn in Europa für tot oder verschollen. Die *Times* ließ sich die gute Gelegenheit für eine sensationelle Artikelreihe nicht entgehen und beauftragte **Henry Morton Stanley**, der als Reisender ebenso geschickt war wie als Journalist, "Livingstone zu finden" - ein nicht ganz leichter Auftrag, der eine gewisse Ähnlichkeit mit der berühmten "Nadel im Heuhaufen" hatte. Aber Stanley zog aus - und, so märchenhaft es klingt, am Tanganjika fand er Livingstone. Es gibt nichts Englischeres als die Begrüßungsszene der beiden: Die Träger beider Kolonnen waren aufmarschiert, Stanley ging auf Livingstone zu und - brach nicht etwa in ein Triumphgeschrei aus, sondern sagte kühl: *"Mr. Livingstone, I [presume]... Allright, I am Mr. Stanley"* -, womit denn der Vorfall und eine der glänzendsten Pioniertaten der afrikanischen Forschungen erledigt waren...

Sie befuhren zusammen den Tanganjika und trennten sich dann in Udjidji. Stanley kehrte zur Küste zurück, während Livingstone, der in der Tat nicht genug bekommen konnte, zum Bangweolo zurückkehrte und dort im Mai 1873 starb.

In den folgenden Jahren wechselten deutsche und englische Reisende in der Erforschung Ostafrikas miteinander ab; auch Stanley durchquerte das Gebiet von neuem und widmete sich insbesondere der geographischen Festlegung des Viktoria-Njansa, den er vollständig umfuhr. Außerdem entdeckte er den Kagera als größten Zufluß des Viktoriasees und trat im November 1876 seinen berühmt gewordenen Vor- und Durchmarsch zum Kongo an, womit er aus dem später deutsch gewordenen Gebiet entschwindet.

Das Küstengebiet mit dem Hinterland war schon in den sechziger Jahren von Baron **C. C. von der Decken** untersucht worden, der den **Kilimandscharo** und den **Kibo** bis zur Höhe von 4000 m bestiegen und tatsächlich die Vereisung der Gipfel festgestellt hatte. Er gehört zu den für Afrika Gefallenen; im Sommer 1865 wurde er von Somalileuten ermordet.



Die höchste Kuppe im Kilimandscharo-Massiv,der Kibo, 6010 m hoch. Deutsch-Ostafrika.

Nun traten außer der geographischen Erforschung des Landes auch die anderen Wissenschaftler in ihre Rechte ein; Zoologen, wie **R. Böhm**, Astronomen, wie **E. Kaiser**, Geologen, wie der von der Londoner Geographischen Gesellschaft entsandte **Joseph Thomson**, stellten die auf ihren Gebieten herrschenden Zustände und Bedingungen fest. Die Hamburger

Geographische Gesellschaft wollte hinter der englischen Kollegin nicht zurückstehen und rüstete eine Massaiexpedition unter Führung **E. Fischers** aus, die erst dem Pangani folgend zwischen Kilimandscharo und Meru zum Natronsee durchmarschierte und wichtige geologische Ergebnisse nach Hause brachte. Außerdem studierte er die eigentümlichen Sitten und Gewohnheiten der **Massai**, die noch wenig bekannt waren, und sammelte reichhaltiges ethnographisches Material - die Zeit wurde reif für den Bau der Völkerkunde-Museen: das Berliner ist im Jahre 1883 eröffnet worden.

Wir haben bereits die Erwerbungsgeschichte der Kolonie besprochen und dabei der Verdienste von **Dr. Carl Peters** gedacht. Im Zusammenhang mit der genauen Darstellung der Ereignisse sollen hier noch einige Einzelheiten nachgetragen werden.

Als Dr. Peters auf seiner ersten Reise in Ostafrika landete, erfuhr er sogleich, daß er auf irgendwelche Unterstützung des Reiches nicht zu rechnen habe: das Unternehmen wurde als Privatsache der "Gesellschaft für deutsche Kolonisation" betrachtet, deren Abgesandte Peters und seine zwei Begleiter waren. Die Kleinzügigkeit einer solchen Politik erscheint uns gerade in unseren Tagen völlig unfaßlich; glücklicherweise ließ sich Peters nicht entmutigen, rüstete sogleich seine Expedition aus und durchzog den Küstenstreifen, über den der Sultan von Sansibar seine Hoheitsrechte ausübte - oder auszuüben behauptete. Am 23. November 1884 wurde im unabhängigen Gebiet von Unguru der erste jener später viel angefeindeten Verträge mit einem Häuptling abgeschlossen, dem noch eine ganze Anzahl folgten. Am Weihnachtstage war das Endziel Muinin Sagara in Ussagara erreicht. Der **Vertrag** mit dem **Sultan** lautete:

> "Muinin Sagara, alleiniger absoluter Herr von ganz Ussagara, und Dr. C. Peters als Vertreter der »Gesellschaft für deutsche Kolonisation« schließen hierdurch einen ewigen Freundschaftsvertrag ab. Sultan Muinin Sagara erhält eine Reihe von Geschenken; weitere Geschenke für die Zukunft werden ihm versprochen, und er tritt hierdurch unter den Schutz der Gesellschaft.
>
> Dafür tritt der Sultan an Herrn C. Peters als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation kraft seiner absoluten und unumschränkten Machtvollkommenheit das alleinige und ausschließliche Recht ab, Kolonisten nach ganz Ussagara zu bringen; ferner das alleinige und ausschließliche Recht völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung von ganz Ussagara; endlich alle diejenigen Rechte, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechtes den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen, unter anderem das Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Forsten, Flüssen; das Recht, Zölle aufzuerlegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen.
>
> Der privatrechtliche Besitzstand des Sultan wird von der Gesellschaft anerkannt und garantiert, und die Vertreter der Gesellschaft werden angewiesen werden, diesen Besitzstand mit allen Kräften mehren zu helfen.
>
> Die Gesellschaft wird mit allen Kräften dahin wirken, daß Sklaven aus dem Gebiet des Sultans Muinin Sagara nicht mehr fortgeschleppt werden dürfen."

Mit einer Reihe solcher Verträge stellte Peters innerhalb von sechs Wochen ein Gebiet von der Größe des Königsreichs und äußerst günstigem Boden mit reicher Ertragsmöglichkeit für das Deutsche Reich sicher - wenigstens insoweit, als er es dem Zugriff der anderen Nationen entzog. Es ist ganz überflüssig, über die moralische oder ethnische Seite solcher "Verträge", deren Inhalt mit seinen juristischen Begriffen den Negerhäuptlingen vollkommen unklar bleiben mußte, zu diskutieren - es ist natürlich, daß der Eingeborene, geblendet durch ein paar Tuchstücke, Messer,

Spiegel und bunten Schmuck sich seiner Rechte für nichts und wieder nichts entäußerte. Es ist auch nicht weiter sonderbar, daß später, als eine gewisse Erkenntnis in den Negerhirnen dämmerte, Aufstände ausbrachen, und daß die arabischen Sklavenhändler, die ihre Existenz durch die Kolonisation bedroht oder ruiniert sahen, einen Kampf auf Tod und Leben gegen die Eindringlinge führten.

Die Konflikte, die sich aus der Besitzergreifung Ostafrikas zwischen der mit dem Schutzbrief Kaiser Wilhelms I. versehenen Kolonialgesellschaft und dem **Sultan von Sansibar** ergaben, hätten fast zu europäischen Verwicklungen geführt. Der Sultan erhob Protest gegen die Erwerbungen in Ussagara, Unguru, Useguka und Ukami:

> "Wir protestieren hiergegen, weil diese Gebiete uns gehören und wir dort Militärstationen halten und jene Häuptlinge, welche die Abtretung von Souveränitätsrechten an die Agenten der Gesellschaft anbieten, dazu nicht Befugnis haben: diese Plätze haben uns gehört seit der Zeit unserer Väter."

Dazu ist zu bemerken, daß dem guten Said Bargasch von Sansibar aus dem Geschlecht der Maskatherrscher diese Gegenden ganz und gar nicht gehörten; die Häuptlinge gehorchten dem Sultanat Sansibar pro forma, aber die unbedingt beherrschende Stellung nahmen bis zum Tanganjika und Viktoria-Njansa die arabischen Händler ein. Aber Said Bargasch hatte Mut und befahl seinen Truppen den Einmarsch in das von den Deutschen in Anspruch genommene Gebiet - so daß sich Fürst **Bismarck** persönlich gezwungen sah, eine sehr energische Antwortnote loszulassen, die noch zu besserer Wirkung von der Ankunft eines deutschen Geschwaders vor Sansibar unterstützt wurde. Als der Sultan die Mündungen der Kanonen in peinlicher Nähe auf seinen Palast gerichtet erblickte, verließ ihn der Mut mit überraschender Geschwindigkeit, und am 14. August 1885 gab seine Hoheit von Sansibar folgende Erklärung ab:

> "Infolge der Forderung, welche von Seiner Majestät dem Kaiser gestellt ist als Ultimatum und unerläßlich für die Aufnahme freundlicher Beziehungen, anerkennen wir die Schutzherrschaft Deutschlands über die Länder von Ussagara, Nguru, Nseguha, Nkami und über das Gebiet von Witu. Wir übernehmen es, unsere Soldaten zurückzurufen, und machen dies unseren Beamten bekannt, welche die sämtlichen Küstengebiete besetzt halten."

Bis zum Herbst 1886 war es der sehr rührigen Ostafrikanischen Gesellschaft gelungen, große Gebietsteile zu erwerben, und zwar:

- September 1885: Die Nordostküste des Somalilandes, die Landschaft Usarama, südwestlich von Daressalam.
- November 1885: Uhehe, Mahenge, Ubena, sowie das Gebiet zwischen Rufidji und Rowuma.
- Januar 1886: Das Land nördlich und südlich von Sabaki.
- Herbst 1886: Die Küste des Somalilandes an der Wubuschimündung.

Soweit wäre alles gut gegangen, wenn nun nicht - **England** auf den Plan getreten wäre, das den Konkurrenten erkannte und sofort beschloß, ihn nicht zu groß werden zu lassen. Man darf allerdings nicht vergessen, daß englische Missions- und Handelsstationen seit Jahrzehnten in Ostafrika tätig waren, und daß englische Reisende und Gelehrte Leben und Gesundheit an die Erforschung des Landes gesetzt hatten: also konnten sie naturgemäß hoffen, eines Tages ihrem Weltreich das ganze Gebiet angliedern zu können. Nun kam ihnen Deutschland in die Quere, und es ging dem *Foreign Office* auf, daß es die Gefahr nicht rechtzeitig erkannt hatte. Die Deutschen saßen in Ostafrika und konnten nicht ohne weiteres wieder hinausgeworfen werden - also, was konnte geschehen? Ein Vertrag mußte geschlossen werden - ob es eigentlich einen Vertrag gibt, der kein Unheil gestiftet

hat? -, da im Hintergrunde europäische Konflikte lauerten, und wegen einiger ziemlich schattenhafter Landstrecken in Afrika ein Krieg nicht ausbrechen durfte. Berlin ging also auf die Londoner Vorschläge ein, und es kam ein Vergleich zustande, nach dem die beiderseitigen Interessensphären genau abgegrenzt wurden und Deutschland auf weitere Gebietserwerbungen im Norden und Süden verzichtete. Auch Portugal als südlicher Nachbar hatte sich zu schützen gewußt.

Am Ende des Jahres 1886 war also mit Ausnahme des Küstenstreifens, der dem Sultan von Sansibar geblieben war, das Gebiet der Kolonie festgelegt: die Westgrenze hielt sich an die Seenkette vom Njassa bis zum Viktoria-Njansa. Stationen wurden im ganzen Lande angelegt. 1888 starb Said Bargasch, sein Bruder Said Khalifa folgte ihm. Mit ihm schloß Peters einen "vorteilhaften und zugleich verhängnisvollen" Vertrag ab, in dem den Deutschen der Küstenstreifen "zunächst probeweise für 50 Jahre" abgetreten wurde: verhängnisvoll, weil er den blutigen Araberaufstand zur Folge hatte, den wir bereits kennengelernt haben. Er wurde zwar mit manchen Opfern siegreich niedergeschlagen - aber die Freude aller Koloniebegeisterten über den Erfolg dauerte nicht lange. Denn wieder erschien England auf dem Plan...

Am 1. Juli 1890 kam es zum Abschluß eines neuen Vertrages, der die Besitzverhältnisse in Ostafrika "endgültig regelte". (Die Realität der Begriffe wird an solchen Worten klar; "endgültig" hieß in jenen Zeiten "bis 1914"...) Der Vertrag bedeutete eine schwere diplomatische Niederlage Deutschlands: denn das Gebiet, das uns zugesprochen wurde, hatten wir schon sowieso durch den Vertrag von 1886 sicher: aber dann bestimmt Artikel II:

> "Um die in dem vorstehenden Artikel bezeichnete Abgrenzung zur Ausführung zu bringen, zieht Deutschland seine Schutzherrschaft über Witu **zugunsten Großbritanniens** zurück. Deutschland **verzichtet** ferner auf seine Schutzherrschaft über die an Witu angrenzende Küste bis nach Kismaju und auf seine Ansprüche auf Gebiete des Festlandes nördlich vom Tanaflusse und auf die Inseln Patta und Manda."

Dann im Artikel III:

> "Deutschland verpflichtet sich, die Schutzherrschaft Großbritanniens anzuerkennen über die verbleibenden Besitzungen des Sultans von Sansibar mit Einschluß der Insel Sansibar und Pemba, sowie über die Besitzungen des Sultans von Witu und das benachbarte Gebiet bis Kismaju, von wo die Deutsche Schutzherrschaft zurückgezogen wird."

Endlich der XII. Artikel:

> "Vorbehaltlich der Zustimmung des Britischen Parlaments wird die Souveränität über die Insel **Helgoland** nebst deren Zubehörungen von Ihrer Britischen Majestät an Seine Majestät den Deutschen Kaiser abgetreten."

Der Sansibarvertrag... Was bedeutete er? Wir traten sehr große, sehr fruchtbare, sehr wichtige Gebiete, die uns einwandfrei gehörten, an England ab, das sich außerdem für seine Vermittlertätigkeit beim Sultan von Sansibar mit Auslieferung von dessen gesamtem Besitz bezahlen ließ. Helgolands Erwerbung schien vom nationalen und flottenstrategischen Standpunkt aus gewiß wichtig - wir haben allerdings im Weltkrieg die Erfahrung gemacht, daß eine Minen- und U-Bootsperre wirksamer ist, als eine schwerbefestigte Insel... Gewiß, das konnte man damals nicht wissen, aber auf der anderen Seite war vermutlich die Gefahr, die von einem englischen Helgoland drohte, nicht sehr groß. Ich erinnere mich sehr genau an den englischen kleinen Zollkutter, den als einzigen Vertreter des englischen Weltreiches ich als Kind im Jahre 1889 bewunderte. Aber vor allen Dingen: es war das Nachgeben, das schwächliche Platzmachen, das in Deutschland alle Afrikafreunde verbitterte und in England mit dem selbstverständlich-verächtlichen Achselzucken

des Starken zur Kenntnis genommen wurde. Es zeigt sich immer wieder, wie falsch es ist, Politik ohne Psychologie zu machen!

Am 1. Januar 1891 wurde Ostafrika zur Reichskolonie erklärt, und der Gouverneur von Kamerun, Herr von Soden, zum Leiter bestellt.

Die nächsten Jahre brachten die Expeditionen **Emin Paschas**, die wir bereits kennen; **Dr. Franz Stuhlmann**, einer seiner Begleiter, trennte sich nach Erforschung des schneebedeckten **Ruwenzori** und der Landschaften am oberen Ituri westlich vom Viktoria-Njansa von ihm und kehrte auf vollkommen neuen Wegen zur Küste zurück: seine Reise ist nach ihren wissenschaftlichen Ergebnissen als eine der wichtigsten zu betrachten, die jemals ausgeführt worden sind. 1892 erhielt **Oskar Baumann** vom Deutschen Antisklavereikomitee den Auftrag, einen Weg zum Viktoria-Njansa durch den nördlichen Teil der Kolonie zu finden und das noch wenig bekannte Gebiet zwischen Kilimandscharo und dem Viktoriasee zu erforschen. Bei Ausführung dieses Auftrages betrat er als erster Europäer das Quellgebiet des Kagera, Urundi, drang dann westlich bis ins Gebirgsland Iraku vor, durchquerte auf dem Rückweg die ganze Massaisteppe und kam am 21. Februar 1893 nach Pangani zurück: zahlreiche geographische und kartographische wichtige Ergebnisse und große Sammlungen "sichern Baumann für alle Zeiten einen Platz in der Reihe der größten Afrikaforscher". (Dr. E. Obst.)

Das Antisklavereikomitee veranstaltete noch verschiedene Expeditionen, verausgabte aber dabei seine Mittel, so daß es 1893 aufgelöst werden mußte. Eine ursprünglich aus sportlichen Motiven unternommene Reise, die Graf **Götzen** veranstaltete, wurde durch die Gunst der Verhältnisse und die Tatkraft des Führers zur wissenschaftlichen: bei der Durchquerung Afrikas von Pangani (Aufbruch Dezember 1893) zur Kongomündung erreichte die Expedition als erste das sagenhafte Land **Ruanda** mit seinen mächtigen und grausamen Königen und riesenhaften Einwohnern; dann entdeckte er zwischen Tanganjika und Edward-Njansa den Kiwusee mit einer Reihe tätiger Vulkane - die teilweise bestiegen wurden -, passierte den Urwaldgürtel zwischen Kiwu und Kongo und kam im Dezember 1894 glücklich in Banana an der Westküste an.

Eine weitere große Anzahl ausgezeichneter Forscher und Gelehrter hat das Gebiet Ostafrikas bis in alle Einzelheiten vollkommen unserer Kenntnis zugänglich gemacht.

Das Land

Betrachten wir die klimatischen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas, so glauben wir zunächst auf sehr hohe Temperaturen zu stoßen, da das Gebiet in unmittelbarer Nähe des **Äquators** liegt: aber wir sehen unsere Erwartungen getäuscht. Ostafrika ist von der heißen Zone der Erde, dem afrikanischen Wüstengürtel, ebenso weit entfernt wie Kleinasien oder die südlichsten Teile von Europa: also sind die Temperaturen keineswegs unerträglich. Im Küstenland beträgt der Jahresdurchschnitt 25 - 26°, im Hochland 18 - 24° Celsius. Hinsichtlich der Maximaltemperaturen wird Ostafrika sogar von Südeuropa übertroffen, da stets Temperaturen unter 40° gemessen worden sind, während in Spanien und Griechenland das Thermometer bis auf 42 - 45° steigen kann. Der nördlichste Teil, etwa bis zum fünften Grad südlicher Breite, weist im Laufe des Jahres zwei Wärmeperioden auf, die erste vom Februar bis März, die zweite im Oktober, während die anderen Monate relativ kühl sind. Mitte und Süden des Gebietes haben nur eine wärmere Zeit vom Januar bis April und eine kühlere vom Mai bis September: der Winter der südlichen Halbkugel.

Die besonderen klimatischen Verhältnisse Afrikas - die mit dem Hitzezentrum des Saharasommers und der Auflockerung der Luft infolge der Glut zusammenhängen, reichen in das Gebiet der Monsune oder Passatwinde nach Afrika hinein: die heiße Luft steigt, und die kühlere vom Indischen Ozean wird mit gewaltiger Kraft angesogen. Daher wehen im Sommer diese Winde besonders stark, wachsen manchmal zum heftigen Sturm und verursachen im Indischen Ozean recht schwere Seen - deren sich jeder erinnern wird, der einmal in dieser Jahreszeit Kap Guardafui passiert hat. Die hohe Monsunsee steht dann so plötzlich da, daß der alte Seemanswitz meint, der Dampfer schwanke vorn schon mächtig, während er hinten noch ganz ruhig liegt...

Die Meteorologen teilen infolge der Einwirkung, welche die Passate haben, Ostafrika in die "Klimaprovinzen": **1.** Die Äquatorialprovinz im Nordwesten, **2.** die Monsunprovinz im Nordosten und **3.** die Wendekreise in der Mitte und im Süden, die je nach den Jahreszeiten verschiedene Witterung haben:

Juni - September:	**1.** Niederschlagsarm.
	2. Südwestmonsun, Trockenheit.
	3. Südostpassat, Trockenheit.
Oktober - Dezember:	**1.** Kleine Regenzeit.
	2. Kleine Regenzeit.
	3. Starker Südostpassat, Ende der Trockenheit.
Dezember - März:	**1.** Niederschlagsarm.
	2. Starker Nordostmonsun, kleine Trockenzeit.
	3. Regenzeit.
März - Mai:	**1.** Große Regenzeit.
	2. Große Regenzeit.
	3. Südostpassat, Ende der Regenzeit.

Reisende können nach einer solchen Tabelle ihren Aufenthalt einrichten. Das Klima von Ostafrika ist jedenfalls angenehmer als das Kameruner im Küstengebiet mit seiner Treibhausschwüle und das des tiefer gelegenen Südwestafrikas mit seiner glühenden Sonnenhitze in schattenloser Wüste.

Das Vegetationsbild Ostafrikas können wir auf einer Reise von der Küste nach Udjidji am Tanganjika kennenlernen. Wie in Kamerun, begrüßt uns an den Flußmündungen eine Bekannte von der Westküste: die Mangrove, bei der wir uns also nicht lange aufzuhalten brauchen. Hinter dem leuchtend weißen, aus Korallenkalk-Sandmassen bestehenden Strande zieht sich der niedrige Küstenbusch hin, aus dem verschiedene Palmenarten aufragen. Der Busch besteht zunächst nur infolge der Feuchtigkeit des Meeresklimas aus immergrünen Gewächsen; je weiter wir aber ins Innere kommen, desto häufiger treffen wir auf Bäume, die ihr Laub wechseln, wie mehrere Akazienarten. Nach wenigen Kilometern verschwinden die immergrünen Pflanzen vollkommen, und die Steppe, die typische Vegetationsform Ostafrikas, tut sich auf. Wir sehen also sogleich den Gegensatz zu Kamerun, dessen düster-großartige Urwälder dem Lande etwas von dämonischer Feierlichkeit verleihen, während das offene Gelände Ostafrikas die typischen Waldbeklemmungen des Westens nicht aufkommen läßt. Die meisten Menschen fühlen sich in der Steppe denn auch bedeutend wohler.

Ein "uferloses, blumenarmes Grasmeer mit getrennt stehenden Büscheln und scharfen, kantigen, übermannshohen Halmen breitet sich über die wellige Landschaft aus". Mächtige Affenbrotbäume, schlanke Borassuspalmen oder vereinzelte Sykomoren ragen aus der Fläche auf, bedeutend als Stimmungsmomente und gleichsam poetische Gegenstände: das Ganze ähnelt der Parklandschaft im Kameruner Hochland, nur daß Waldungen, wie sie dort noch vorkommen, hier ganz fehlen. "Busch- oder Bauminseln" bilden die einzigen Unterbrechungen der Steppe.

Nach einigen in der durchaus angenehm-anmutigen Steppe verbrachten Wandertagen kommt ein mächtiger Gebirgszug in Sicht, die von Norden nach Süden gelagerten Uluguruberge, deren Kamm eine Vegetationsgrenze bildet. Die den feuchten Meerwinden ausgesetzte Ostseite ist mit dichtem Tropenwald überzogen; hohe Bäume, Farne, Lianen und Orchideen geben ihm sein Gepräge, obgleich er die erschütternde Vielgestaltigkeit der Kameruner oder anderer, etwa brasilianischer Urwälder nicht erreicht: er ist freundlicher, gemäßigter, gutmütiger. Blicken wir aber nach Durchschreiten des Waldes, der sich am üppigsten zwischen 500 und 1200 m Höhe entfaltet, über den Kamm den Westhang hinunter, so schweift der Blick über ein so gut wie baumloses Grasland auf der dem Regen und der Meeresfeuchte abgekehrten Seite.

Hinter den Ulugurubergen kommen wir in eine neue Vegetationslandschaft Ostafrikas: den Steppen- oder Miombowald, den "Pori", ein hochstämmiges, hauptsächlich aus Schirmakazien und Euphorbien bestehendes Gehölz ohne oder nur mit sehr spärlichem Unterholz. Der Eindruck ist wieder ein ganz neuer: der Wald ist licht, man kann weit hindurchsehen; er erinnert fast ein wenig an unsere deutschen Wälder. Haben wir aber den Pori hinter uns gelassen, wird es wieder sehr afrikanisch: die Mkataebene nimmt uns auf, ein ausgesprochenes Trockengelände mit sehr geringem Pflanzenwuchs - etwas Gras, einige vereinzelte Bäume: Steppe, Sonne und Staub. Indessen winkt schon am Horizont ein Trost: der Steilabfall des ostafrikanischen Hochlandes taucht auf, die Berge von Ussagara und Unguru erheben sich.

Die Hänge dieser nach Osten gewendeten Bergseite unterscheiden sich nicht sehr vorteilhaft vom Ulugurugebirge: der schöne Urwald war, hier wie dort, einmal vorhanden, aber die Eingeborenen haben ihn abgeholzt, so daß jetzt nur ein kümmerlicher Buschwald dasteht, in dessen Lichtungen die Äcker der Eingeborenen liegen. Ein wenig höher hinauf treffen wir das Weideland der Eingeborenen - auch nicht sehr interessant, und erst ganz oben, auf dem höchsten Rücken des 2000 m ansteigenden Randgebirges, steht wieder unberührter Wald und zwar wieder von neuer Form: der "Nebel"-, "Höhen"- oder "Gebirgswald" bildet den letzten Ausläufer des tiefer gelegenen "Regenurwaldes" - sein Merkmal besteht in dem niedrigen, gedrückten, oder breiten Wachstum der Bäume. Die Stämme haben beträchtlichen Umfang und breiten ihre Kronen flach aus, die Äste liegen gleichsam und winden sich schlangenförmig nach oben.



Eine wichtige Tätigkeit: Wassertragen in Deutsch-Ostafrika.

Von Kilossa, das am Fuß des Randgebirges liegt, führt das Tal der Mukondokwa in das Gebirge hinein, - die Zentralbahn nach Tabora führt hier entlang; die Vegetation, also auch die Landschaft, bringt keine Neuigkeiten, bis wir durch die immer trockener werdende Steppe Mpapua, den Hauptort der Landschaft Ugogo erreichen. Die Steppe nimmt infolge der großen Trockenheit - vom Juni bis Oktober fällt niemals Regen - teilweise den Charakter einer steinigen Wüste an; andere Teile sind mit ödem und unangenehmem Dornbusch bewachsen. Nun - ein Gebiet von solcher Größe wie Ostafrika, das so viele Vorzüge aufzuweisen hat, kann sich auch einmal von der unangenehmen Seite zeigen. Außerdem brauchen wir nicht mehr zu laufen wie die Besucher der früheren Zeit, sondern fahren sehr bequem in sauberen Zügen, und schließlich: ansiedeln muß sich ja hier niemand, da in anderen, schöneren Gegenden noch viel Platz ist.

Also fahren wir ohne weiteren Aufenthalt weiter nach **Kilimatinde**, der alten deutschen Militärstation an der Westgrenze Ugogos. Nun tritt die Parklandschaft wieder in ihre Rechte, denn nach der Landschaft Unjamwesi hin breitet sich Laubbusch, der schließlich in einen riesigen Miombowald übergeht: ein breites Band vom Südufer des Viktoriasees bis zur Südwestgrenze der Kolonie. Einförmig ist der Wald, das kann niemand leugnen, wenn **belebte** Natur überhaupt einförmig sein kann, da schließlich das Pflanzen- und Tierleben immer Abwechslung bringt; es ist wohl ein besonderes Verhalten der Seele in manchen Menschen, die in der Gleichförmigkeit nicht die unendlichen Verschiedenheiten sehen - wie etwa auf dem Meere, das von so empfindenden Menschen als "langweilig" erklärt wird, weil "es immer dasselbe sei".

"Eng umfriedete Gärten sind es nicht, die die Natur da draußen geschaffen hat, aber schier unbegrenzte, so weit das Auge **nicht** mehr reicht, von einem unbeschreiblichen Tierreichtum wimmelnde Riesengebiete. - Und das Reich ist groß, unfaßbar groß und weit! Da kann sich denn auch jegliches Geschöpf das Gebiet auswählen, das ihm zusagt. Was hier lebt, ist strotzendste, wildeste Gesundheit.

Wie schwach und unvollkommen kommt sich da die Krone der Schöpfung, das Menschlein, unter diesen Recken vor!" schreibt **Wilhelm Kuhnert** bewundernd und fährt fort:

> "So ist das afrikanische Tierparadies in seiner unbeschreiblichen Großartigkeit, in seinem hinreißenden Zauber eine nie versiegende Fundgrube unvergeßlicher Eindrücke. Wollte man all die Lebewesen, die man häufig im Laufe einiger Stunden innerhalb dieses Bannkreises zu Gesicht bekam, - nicht schildern, nur zählen, man käme in Verlegenheit.
>
> Heller, sonniger Morgenzauber! Wie unendlich weit kann das Auge jetzt in die klare, herrliche Morgenluft sehen. Und es gibt so viel zu sehen, eigentlich viel zuviel, um das alles aufzunehmen, erfassen zu können. - Da ist zunächst einige hundert Meter links von mir ein Rudel großer Säuger, das mich sofort fesselt, - **61 Giraffen** zähle ich! Sie sind wahrhaftig das auffallendste Wild der afrikanischen Steppe. Seltsame Tiergestalten! - Da ziehen hoch oben in der Luft **4 Hagedaschibisse** mit krächzendem Geschrei über mich hinweg. Ihr prächtig metallgrün, blau und schwarz schimmerndes Gefieder glänzt in der Sonne in scharfen Lichtern. Und ihr Erscheinen erinnert mich daran, daß auch noch andere Tiere da sind. Als meine Blicke über die Steppe schweifen, begegnen sie mehreren Trupps **Zebras**. Sind die doch häufig die Gesellschafter der Giraffen. In Herden von 20 - 30 Stück stehen sie da. Zu ihnen gesellen sich wieder **Kuhantilopen** und **Strauße**. So macht es mitunter tatsächlich den Eindruck, als hielten alle diese Tiere eine Zusammenkunft ab. Jetzt spazieren auch bei der mir zunächst stehenden Gruppe zwei **Schabrackenschakale** einher. Weiter südlich steht eine sehr zahlreiche Herde schlanker **Swallahantilopen** und **Grantsgazellen**. Dicht daneben befindet sich in flacher Bodensenkung ein Tümpel, in dessem grauem Morast ein stattlicher **Jabiru**, drei **Kronenkraniche** und mein Liebling, der prächtige **Schreiseeadler** sich zu schaffen machen. Letzterer hat es wahrscheinlich auf die im tiefen Schlamm lebenden kleinen **Welse** abgesehen, denn was hätte er sonst in der Steppe zu suchen? Da entsteht vielstimmiges Geschrei; heilige **Ibisse** und zahlreiche **Nil-** und **Höckergänse** fallen ein. In der Luft aber treiben **Kibitze** unter vielem Geplärr das aus der Heimat genügend bekannte Gaukelspiel. Welch ein Leben um mich her! Sitze ich hier nicht wirklich wie in einem Tiergarten? Doch da kommt schon wieder etwas Neues. Durch den Lärm hindurch vernimmt mein Ohr starkes Trompeten, wohlbekannte Töne von **Elefanten**. Na - war das nicht eben mein Freund Leo? Natürlich - jetzt wieder "Huh!" Kaum hörbar klingt's, kurz und dumpf nur, aber der Laut ist mir doch zu vertraut, als daß ich ihn überhören könnte. Jetzt fällt mir auch ein, daß gestern abend **Löwen** in der Steppe brüllten und dort zweifelsohne gejagt haben. - Noch bin ich nicht weit gekommen, da erheben sich plötzlich einige graue Rücken aus dem gelben Grase - eine Rotte **Warzenschweine**. Mit

erhobenem plumpen Warzenkopfe und langer, gesträubter Rückenmähne trollt die Rotte dahin. Ihnen folgen ganz kleine Frischlinge. Wieder etwas weiter springen blitzschnell kleine **Zwergantilopen** von Busch zu Busch. Nicht weit von meinem Standorte befinden sich zwei niedrige, sehr verkrüppelte Sträucher. Der vordere ist dicht mit **Nimmersatts** besetzt. Ich zähle neunzehn der großen weißen Vögel. Auf dem anderen haben sich fünf **Marabus** niedergelassen. Ganz unten am Fuße des Busches hockt zahlreiches gewöhnliches **Geiervolk**.

Dort drüben steht noch anderes Wild. Zwölf **Elenantilopen** stehen da ganz frei auf der weiten, abgebrannten Blöße und dösen vor sich hin. - Auf dem Rückmarsche beobachte ich noch **Büffel** und **Antilopen**. **Wasserböcke** stehen mit den **Rappenantilopen** zusammen, eine Beobachtung, die ich sonst noch nie gemacht habe. Ein ganz interessanter Anblick wird mir noch zu guter Letzt zuteil. Mit dem Glase noch einmal die Gegend absuchend, fällt mir etwas Merkwürdiges auf. An einer freien Stelle springt ein großer Vogel, in eigentümlicher Weise hüpfend, fortwährend auf und nieder. Es ist ein **Sekretär** oder Kranichgeier, ein Raubvogel mit Ständern, so lang wie etwa beim Storch. Häufig sah ich den komischen Vogel ernsthaft in der Steppe daherschreiten. Ganz prächtig sieht er dann aus, wenn er plötzlich sichernd stehenbleibt und den Kopf mit den großen schönen Falkenaugen und der gelüfteten langen Haube zur Seite dreht. - In der Nacht gab es eine leichte Erschütterung des Zeltes, und ich hatte das Gefühl, als wenn die Zelttaue locker geworden wären. Völlig munter, höre ich ein schmatzendes Geräusch. **Flußpferde!** Und wie ich aus dem Zelt gucke, sind die Störenfriede längst über alle Berge.

Ich habe mir und den Leuten ausgiebige Ruhe gegönnt. Nun geht es weiter im Pori. Da bringt mir der heutige Tag noch eine Überraschung, die ersten **Weißbartgnus**. Flüchtig galoppiert die zahlreiche Herde an mir vorüber, in einer dicken Staubwolke verschwindet sie. Und nun erscheint das farbenprächtigste Bild des Tages, ein nach Hunderten zählender Flug rosenroter **Flamingos**. Auch dieses herrliche Bild zieht, wie alles Schöne, viel zu schnell vorüber!"

Die Bevölkerung

Das ostafrikanische Hochland gehört zu den von allen Seiten zugänglichen Teilen des Kontinents, da völkertrennende Schranken, große Urwaldzonen, schroffe Gebirge, ausgedehnte Wüstengebiete fehlen. Die großen Völkerzüge der Vergangenheit gingen also gern hindurch - von den meisten blieb etwas hängen, und so finden sich alle afrikanischen Rassen hier vertreten: Reste der Urbevölkerung, Neger, Hamiten und Semiten.



Tanz vor einem Häuptling in Kiymbila, Deutsch-Ostafrika.

Wir erinnern uns der Pygmäen im Kameruner Urwald und der Buschmänner in der Kalahari Südwestafrikas; solche Gesellen, Überbleibsel der ersten Afrikabewohner, finden sich auch in Ostafrika, nämlich die

Batua in Urundi, vom Herzog **Adolf Friedrich zu Mecklenburg** entdeckt, ferner die Wahi, Wanege und Wakindiga am Ejassisee, deren Leben noch verhältnismäßig wenig erforscht ist. Sie führen ein scheues Jägerdasein, ziehen genau wie ihre Verwandten in West und Süd in kleinen Horden herum, wohnen in kleinen, an Bäume gelehnten Grashütten und sprechen die Schnalzlautsprache, die kein Mensch versteht - die Neger im Osten genau so wenig wie die Hereros im Süden oder die Bali im Westen.



Beim Zauberer von Itete, Deutsch-Ostafrika.



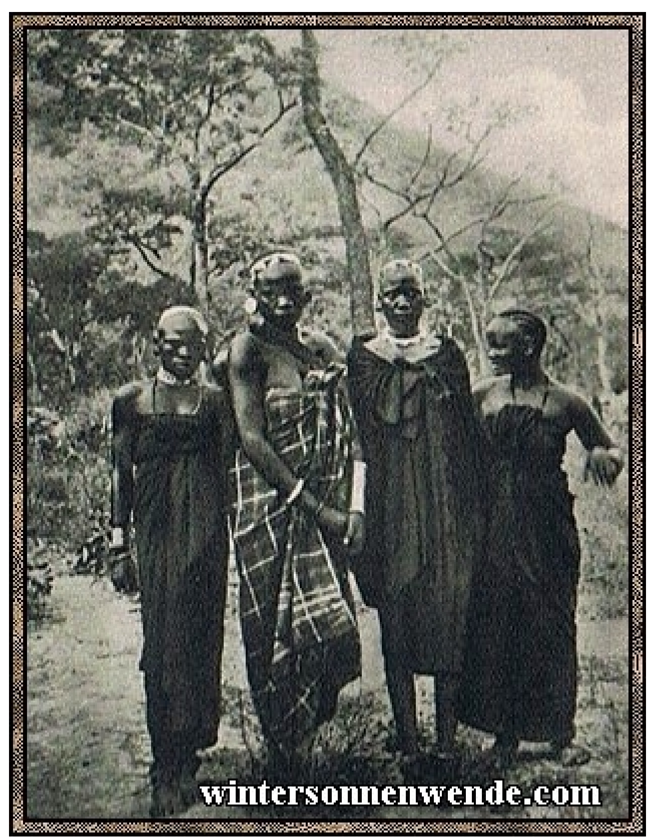
Am Strande des Njassa-Sees in Deutsch-Ostafrika.

Den Haussa im Sudan und Nordkamerun, die hamitischen Ursprungs sind, entsprechen, demselben Stamm entsprossen, in Ostafrika die **Wahima** oder **Watussi** im Zwischenseegebiet und die **Massai** östlich und südöstlich des Viktoriasees.

Das übrige Gebiet bewohnen **Bantustämme**, die mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts von Süden her nach Norden drängten; um die Mitte dieses Jahrhunderts erschienen sie am Rovuma, eroberten den größten Teil des alten Schutzgebietes und siedelten sich hier an: es sind die **Mafiti**, die **Masitu** und die **Wangoni** östlich und nördlich vom Njassa, die **Watuta** kamen bis zum Viktoriasee. Die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen diesen Kriegsstämmen und den nicht weniger tapferen Massais lag nahe - indessen schob sich gerade damals die Macht des Deutschen Reiches trennend zwischen die zukünftigen Feinde. Außerdem aber verminderte die Geißel Afrikas, die uns schon mehrfach begegnet ist, die Rinderpest, die Herden der Massais und damit das Volk selbst. Die alteingesessenen Neger, die Urbantu, blieben unter diesen Einwanderern von Norden und Süden die Grundschicht der Bevölkerung im Gebiet der Kolonie; sie bilden viele Stämme, deren Namen alle mit "Wa" anfangen, wie die Wasaramo, Wanguru, Wassukuma usw.; manche Dampfer des Ostafrika- und der Woermann-Linie haben sie in Europa bekannt gemacht. Alle diese Stämme werden unter dem Namen Wanjambo zusammengefaßt. Die Verwandtschaft zeigt sich in der Sprache - das charakteristische Merkmal der Bantuidiome besteht darin, daß jedes Wort aus einer Stamm- und einer Vorsilbe zusammengesetzt ist. Es wird uns nun auch der immer gleiche Anfang der Stammesnamen klar - "Wa" bedeutet nichts anderes als "die Leute", die Mehrzahl von "M" gleich Mann: also z. B. M-hehe, ein Angehöriger des Stammes der Hehe oder Wa-hehe; das Land erhält die Vorsilbe U - also U-hehe das Land der Wahehe. Die Bantusprache ist durchaus logisch und keineswegs primitiv - sie übertrifft sogar an Menge der Verbalformen die europäischen Sprachen und kann sehr komplizierte Konstruktionen bilden. Die auf den ersten Blick so

schwierigen und schwer merkbaren ostafrikanischen Namen werden plötzlich durch die Vorsilbentechnik sehr klar. Die Bantuworte sind infolge ihres Vokalreichtums sehr klangvoll, z. B. heißt in Suaheli "drei Menschen" = *wathu watatu*.

Dieses **"Suaheli"** ist die Landessprache Ostafrikas geworden; es wurde von allen Deutschen, die von Amts wegen in der Kolonie waren, gesprochen. "Aus dem Einfluß, den die Deutschen durch dieses Eingehen auf die sprachlichen Möglichkeiten der Schwarzen hatten, erklärt sich wohl auch zu einem großen Teil der deutsche Erfolg in Ostafrika."



Schwarze Damen aus Deutsch-Ostafrika. Wanjamwanga-Gruppe.

Das "Kisuaheli" hat sich sogar über die Grenzen Deutsch-Ostafrikas hinaus ausgedehnt und wird auch in Britisch- und Portugiesisch-Ostafrika und selbst bis tief in den Kongostaat hinein verstanden. Ja, im Kongogebiet hat sich aus Kisuaheli und den dort gesprochenen Dialekten eine eigene Sprache entwickelt, die man fast als Pidgin-Suaheli bezeichnen könnte. Die englische Mission gibt in dieser Sprache, in der man unbedingt noch den Suahelikern erkennen kann, Bibeln und religiöse Traktate für die Pygmäen heraus...

Der Name der Sprache ist arabisch und bedeutet Küsten(-sprache), ebenso wie Suaheli Küstenbewohner heißt. Die Küste heißt auf arabisch *sâhil*; durch die Form des gebrochenen Plurals wird *"sawahil"*, Küstengegenden, gebildet. Im Dialekt spricht man entgegen der klassischen Aussprache *suâhil* oder *suâhel*. Eine adjektivbildende Endung des Arabischen ist "i", so daß also *"suaheli"* etwas oder jemand von der Küste, an der Küste bedeutet. Der Suaheli betont nun alle Worte auf der vorletzten Silbe und setzt diesem arabischen Fremdwort die seiner Sprache eigenen Vorsilben voran: so entstanden die Bezeichnungen *m-suaheli*, ein Suaheli, und *Ki-suaheli*, die Suahelisprache.

Die Sprache selbst ist eine echte Bantusprache, die eine große Anzahl arabischer Lehnworte aufzuweisen hat, da die meisten Suaheli Mohammedaner sind. Besonders an der Küste sind außerdem viele persische, indische, portugiesische, englische und auch deutsche Worte in den Sprachschatz der Suaheli aufgenommen worden.

Die Suaheli haben heute bereits eine verhältnismäßig umfangreiche Literatur aufzuweisen, bei der die Presse nicht den kleinsten Teil für sich in Anspruch nehmen kann. Allerdings muß mit Bedauern festgestellt werden, daß der Krieg diese blühende Eingeborenenpresse, die für die linguistische Erforschung des "Kisuaheli von großer Bedeutung hätte werden können, zum Tode verurteilte. Erst mehrere Jahre nach dem Krieg begann man wieder, **Zeitungen** zu gründen, aber die Presse hat heute noch **lange nicht den Stand erreicht, wie sie ihn 1914 hatte"** (Hilde Lemke, *Die Suaheli-Zeitungen und -Zeitschriften in Deutsch-Ostafrika*, Leipziger Dissertation 1929).

"Habari za Mwezi" (Monatliche Nachrichten) war die erste in der Eingeborenensprache erscheinende Zeitung, die wichtigste der von der deutschen Regierungsschule herausgegebene

"Kiongozi" (Führer, Karawanenführer); den Hauptinhalt bildeten Nachrichten aus allen Ortschaften Ostafrikas, auch die amtliche Bekanntmachungen nahmen einen großen Raum ein. Hilde Lemke gibt ein paar charakteristische Beispiele an:

> 1. **"Verordnung, welche allen Menschen Freude macht."**
> "Es ist durch die Regierung eine Erlaubnis ausgegeben worden, daß alle Menschen Erlaubnis haben, immer die ganze Nacht hindurch spazieren zu gehen. Nicht nur im Monat Ramananzi, sondern auch in allen anderen Monaten.
> Aber es ist verboten, zu lärmen und Unannehmlichkeiten zu machen. Die Leute sollen nur ruhig ihrer Wege gehen.
> Tanga, d. 15. 11. 1906.
> Der Kaiserliche Bezirksamtmann
> Zache."
>
> 2. **"Verordnung, welche die Gesetzgebung über Palmwein zeigt."**
> "Die Palmweinzapfer haben die Erlaubnis, ihren Palmwein alle Tage bis 10 Uhr abends zu verkaufen, das ist die vierte Stunde in Kiswahili.
> Tanga, d. 15. 11. 1906 usw."
>
> In der Ursprache heißt die zweite Verordnung:
> *Tangazo, ionheshayo hukumu za tembo.*
> *Wagema tembo wana ruhusa kuuza tembo lao siku zote hata saa usiku ya kizungu, saa une ya kiswaheli.*

Eine Inhaltsangabe der im Laufe eines Jahres (1910) veröffentlichten **belehrenden** Aufsätze zeigt die wirklich erstaunliche Höhe, auf die die Zeitungen unter deutschem Einfluß gehoben worden waren:

Eine Reise durch Ruanda. - Der Kreislauf des Wassers. - Die Wurmkrankheit. - Uzaramo, Ukwere und Udowe. - Wie die Baumwolle gepflückt werden soll. - Die Kriegsschiffe des Kaisers, illustriert. - Das deutsche Heer im Kriege, illustriert. - Zeppelin in Berlin. - Luftschiffe, illustriert. - Eine Reise um die Erde, illustriert, in neun Fortsetzungen. - Warum wir unseren Kaiser ehren, illustriert. - Kometen. - Die Massai, illustriert. - Der deutsche Soldat bei der Arbeit, illustriert, in acht Fortsetzungen.

Das Blatt der **evangelischen** Mission hieß *"Pwani na bara"*, "Küste und Inland"; es wurde von seinem Herausgeber zu ethnologischen Studien benutzt. Nicht alle evangelischen deutschen Missionen beteiligten sich an dem *Pwani*. "Die Herrnhuter z. B. lehnten die Zeitung ganz ab, wie sie schon vorher den *Kiongozi* abgelehnt hatten, weil durch die Zeitungen mehr der Islam als das Christentum verbreitet würde... Dafür beteiligten sich aber die **englischen Missionen** an der Zeitung... Es hat schnell mehr als 1000 Abonnenten gefunden" (Hilde Lemke). 1927 wurde als Nachfolgerin die Zeitung *"Ufalme wa Mungu"*, das "Reich Gottes", gegründet.

Das **katholische** Blatt hieß kurz und einfach *"Rafiki yangu"*, "Mein Freund".

Der Umfang aller dieser Blätter war 4 - 6 Seiten; ein Zeitungsformat im europäischen Sinne hatte nur der Kiongozi mit 44 x 32 cm. Die übrigen erschienen in kleinerem Format, z. B. 31 x 23,5 cm. Die Redaktionen arbeiteten ganz nach europäischem Muster. Wichtig war der "Kopf", denn "es mußte mit der primitiven Anschauung der Eingeborenen gerechnet werden, die noch mehr auf das Äußere geben, als der kulturell höher stehende Europäer es schon tut"... (Sieht man sich allerdings Filmreklameplakate und Filme selber an, dann ist man sehr im Zweifel, wer eigentlich der primitivere ist - der Bantu oder der Europäer, der jeden unmöglichen Unsinn behaglich aufnimmt.)

Der Kopf der Zeitung *"Kiongozi"* sah also 1908 so aus:

KIONGOZI
Habari kwa wotu wote wa Deutsch-Ostafrika

Mtu akitaba "Kiongozi" ao akiheta habari aandike kwa anwani hil: Kwa Kiongozi Schule Tango	Inatolewa kila mwanzo wa m wezi	Kiasi cha Kiongozi kwa wa mwaka mmoja kwa muda Deutsch-Ostafrika na Deutschland Rupia 1. Kwa nchi myingine ni Rupia 1 Heller 25. Kiasi cha Nummer moja ni Heller 10.

Die Übersetzung lautet:

Wenn ein Mensch diesen "Kiongozi" wünscht oder Neugikeiten bringt, schreibe er an die Adresse: Für den Kiongozi Schule Tanga	Erscheint am Ende jedes Monats	Der Preis des Kiongozi für den Zeitraum eines Jahres für Deutsch-Ostafrika und Deutschland beträgt 1 Rupie, für andere Länder 1 Rupie 25 Heller. Der Preis einer Nummer ist 10 Heller.

Über die Mitarbeit der Neger sagte Dr. **Hilde Lemke**:



Deutsch-Ostafrikanische Bethel-Druckerei. Wuga.

> "Fast die gesamte Arbeit an der Zeitung wurde von den Schwarzen selbst geleistet. Der Europäer behielt nur die geistige Oberhand, er gab Anregungen und achtete darauf, daß die Zeitung das blieb, was sie sein sollte, ein Kulturfaktor. Denn nur der Weiße war imstande, die Zeitung den großen Gedankengängen der deutschen Politik unterzuordnen. Aber der Deutsche »machte« nicht die Zeitung, sondern der Eingeborene selbst »machte« sie, d. h. fast jedes Wort, das vor dem Kriege in einer Suahelizeitung stand, war vom Eintauchen der Feder an bis zur Drucklegung Eigentum der schwarzen Rasse."

Alle Arbeiten in der Redaktion und in der Druckerei wurden von Eingeborenen ausgeführt, und auch die Mitarbeiter, die die Berichte aus dem Lande schrieben, waren Schwarze, meist eingeborene Lehrer. Daß aber Eingeborene auch ganz selbständig eine Zeitung leiten konnten, davon zeugt das Beispiel des S. Sehoza, der 1908 die *"Habazi za Mwesi"* ganz allein wieder ins Leben zurückrief.

"Es mag für den deutschen Herausgeber einer Suahelizeitung nicht leicht gewesen sein, sich einen geeigneten Mitarbeiterstab heranzuziehen, denn der Suaheli mußte erst zum Schreiben erzogen werden. Viele Streichungen an den Berichten durften nicht vorgenommen werden, da man dadurch den Mitarbeiter verärgert hätte und eine der Haupteigenschaften des Negers seine große Empfindlichkeit ist"...



In der Buchbinderei von Wuga, Deutsch-Ostafrika.

"Der Neger hört sich gern sprechen und freut sich sehr, wenn er einen Artikel aus seiner Feder in der Zeitung findet, besonders, wenn er noch seinen Namen unter einen Aufsatz schreiben darf. Damit steigt sein Ansehen in seinem Verwandten- und Freundeskreis, und das schmeichelt seiner Eitelkeit"...

So **sehr** verschieden scheinen weiße und schwarze Mitarbeiter in der Tat nicht zu sein!

Als Beispiel dafür, wie ein Neger schreiben kann, teilt Hilde Lemke den Brief eines Negers vom 11. August **1928** mit: außer dem Datum ist kein Kommentar nötig. In diesem Schreiben heißt es:

"... Ich lebe hier in Armut. Das Land ist ohne Segen und Güte; es ist keine Nahrung und kein Geld da. Alles ist durch die Feindschaft und den Weltkrieg zerstört worden. Seit Ausbruch des Krieges arbeite ich nicht mehr bei einem Europäer, sondern nur noch auf meiner Pflanzung. Das bringt allerdings wenig ein... Aber was soll ich machen? Ich stelle es Gott anheim. Was die Pflanzung hervorbringt, wird oft noch von Dieben gestohlen. Zur Zeit tritt das Raubgesindel wie ein Heuschreckenschwarm auf... Der Krieg hat unser Land zerstört. Grämen dürfen wir uns darüber nicht, die Suaheli sagen: »Gott hat keine Fehler«... Wir wissen nicht, wie die Zukunft aussehen wird. Ob Gott uns wohl den früheren Segen und Reichtum wieder bescheren wird?... Wenn Du mich sähest, würdest Du fälschlich glauben, ich sei ein alter Mann geworden: meine Haare sind ganz weiß... aber ich bin erst 38 Jahre. Verstehst Du in diesem Briefe auch alles Kisuaheli gut?

Ich lege Dir ein trockenes Blatt unseres Landes bei. Möge es Dir ein Erinnerungsblatt unserer Armut sein!
Verstehst Du?!! Verstehst Du?!!
Gruß und Friede sei mit Dir! N. N."

"Die Deutschen sind unwürdig, Kolonien zu verwalten, weil sie die Eingeborenen schlecht behandelt haben"... so lautet die ***Kolonialschuldlüge***! **Ein** solcher Brief beweist das Gegenteil!

Alle Bantuneger besitzen dieselben körperlichen Eigenschaften und Merkmale. Die ostafrikanischen Bantus sind in erster Linie Ackerbauer und auf einer frühen Stufe dieser

Wirtschaftsform stehengeblieben: das einzige Ackergerät, mit dem sie ihre Felder bearbeiten, ist eine kurzstielige Hacke. Es werden in erster Linie Hirsearten, Bohnen und Bananen angebaut. Neben der Arbeit auf dem Felde wird Viehzucht getrieben.

Die Kunst, Felle herzurichten und aus gewissen Baumrinden Zeug herzustellen, ist bei den Bantu Tradition, ebenso wie eine schon frühzeitig hochentwickelte Eisentechnik, die der hohe Eisengehalt des Bodens entstehen ließ. Schmiedeeisen wird sogar stellenweise in primitiven Hochöfen erzeugt, die allerdings wohl erst später von höher kultivierten Einwanderern zu den Bantu gebracht worden sind. Die ursprünglichen Waffen der Bantu waren wie bei allen Naturvölkern Bogen und Pfeil, Speer und Keule.

Die Musik bei den Bantunegern

Der **Bantu**neger hat wie alle Neger ein stark ausgeprägtes rhythmisches Gefühl, von dessen elementarer Kraft wir Europäer uns kaum eine Vorstellung machen können. Der **Takt** setzt sich jedoch nicht aus gleichen Teilen zusammen, innerhalb deren eine Gesangsmelodie fest eingefügt daherschreitet. Vielmehr werden zwei- und dreiteilige Glieder zu Gruppen zusammengeschlossen, die Sänger, Spieler und Hörer in lebendigster Spannung halten und den rhythmischen Ablauf des Gesanges oder Tanzes wechselvoll und figurenreich gestalten. Gesangs- und Schlagrhythmus laufen jeder für sich nebeneinander her wie zwei voneinander unabhängige Stimmen. Der meist einstimmige Gesang wird dabei durch Quinten- oder Quartenabstände der sich im Wechselgesang antwortenden Stimmen klangvoller. Den rhythmisch festen Vortrag begleiten und steigern wirkungsvoll Aufstampfen der Füße, Händeklatschen auf den unbetonten Ton, der Synkope, die Marimba (eine Art Xylophon), Holzposaunen oder die vielfach gestaltete Trommel aller Größen. Die Tonstufen der Gesänge fügen sich nicht in die europäischen Tonleitern und erscheinen unseren Ohren ungewohnt. Wir tun sie als "Geheul der Wilden" ab und werden der Negermusik damit nicht gerecht. Das kurze Motiv einer



Fröhliches Spiel auf einem deutsch-ostafrikanischen Dorfplatz.



Dorfstraße in Mwakalele, Deutsch-Ostafrika.

meist absteigenden Melodie wird im Wechselgesang, zahllosen ungleich langen Strophen angepaßt, oft endlos wiederholt, wobei der Rhythmus fest bleibt. Zuweilen begleitete die Melodie auch ein einfacher Summton, oder es läuft ein ständig wiederholtes, kurzes Motiv in verschieden gewandelter Gestalt selbständig darunter. Wie ausgesprochen die Musik das Leben des Negers durchpulst, beweist allein die Tatsache, daß alle gemeinsam ausgeführte Tätigkeit von Gesängen begleitet wird. **Leo Frobenius** schreibt von "der Zeit herzhaften Frühlingsackerns in den Ländern der **Mande** (Sudannegerstamm)":

> "In früher Morgenstunde zieht alle junge und auch die noch stämmige ältere Mannschaft hinaus auf den Acker. Voran einige Trommler, einige Bläser. Wie Soldaten zum Manöver ziehen sie aus, arbeitsfreudig, frohlaunig, scherzbereit. Am Feld angelangt, treten sie in langer Reihe an, ergreifen Mann für Mann ihre Hacke und - heißa setzt der stramme Rhythmus der Trommeln und Flöten ein! Schlag auf Schlag, Lockruf auf Lockruf! Die Mannschaft rückt vor, die Musikanten tänzeln nach. Juchhe, wie die Erdballen fliegen! Juchhe, wie Mutter Steppe den Schoß öffnet! Arbeit, Frohsinn, Trommeln und Blasen von früh bis spät. - Frau Musika ist eine wahrhaft seelenhaft starke Gutsherrin."

Der Instrumentenschatz der Neger is außerordentlich vielgestaltig, doch sind Schlaginstrumente neben Harfe, Leier, Flöte, Marimba und Holzposaunen mannigfaltigster Ausgestaltung am wichtigsten und zugleich für die Klangverstärkung unentbehrlich. Neben dem einseitigen, mit einem Stäbchen geschlagenen Saiteninstrument, der Grundform des Banjo, ist die dreiseitige "Sese", die ein Art Griffbrett zum Verkürzen der Saiten besitzt und so verschiedene Tonhöhen wiedergibt, allgemein bei den Bantus gebräuchlich. **Frobenius** schildert den eigentümlichen Reiz dieser Negerinstrumente, die durch den Jazz dem Europäer bekanntgeworden sind:

> "Mir fallen da eben die Trommelkonzerte ein, die so oft meine tiefe Bewunderung erweckt haben. Rümpfe mir nicht die Nase ob solchen Ausdrucks! Trommel und »Konzert«, wie sich das zusammenreimt? - Ein weiter Platz. Rund herum eine große Menschenmenge. Von allen Seiten kommen die Musikanten, diese mit zwei kleinen, halbkugligen, jene mit einer langen, kegelförmigen Trommel. Hier schleppt einer eine Fußpauke, da ein anderer eine Kesselpauke heran. Sie stellen sich im Umkreise auf und stimmen ihre Instrumente, üben einige Rhythmen und spielen sich auf ihre verschiedenen Taktarten ein. Unmerklich geht langsames Hinsummen und anscheinend isolierte Spielweise in ein Allgemeines über. Ein Kapellmeister fehlt. Das Gefüge ist erst unmerklich und kommt als solches nur ganz langsam zur Erscheinung. Dann aber erschüttert es auch wie eine unbeugsame Notwendigkeit. Die Fülle der Töne schwillt. Der Rhythmus des Ganzen fließt immer glatter. Ein Grollen des Donners, ein Beben der Erde. Ein höchster, knallender Paukenschlag. Das erschreckte Gehör erzittert ob des plötzlichen Schweigens nach dem Verstimmen der Elemente. Und tief aufatmet Frau Musika."

Im Gegensatz zu den Bantu, den "Vollblutnegern", stehen die hamitischen, als Gegenspieler der Bantu erkannten Nilhamiten (von denen aber die Haussa nicht rein geblieben sind).

Allein der körperliche Eindruck ist ein ganz anderer als der, den uns die Bantu machen. Die Watussi sind "lange Kerls" nach dem Geschmack Friedrich Wilhelms I., hohe, schlanke Figuren von etwa 2 m Größe; sie haben längliche, schmale Schädel und kluge, feingeschnittene Gesichter, die durch lebhafte Augen, gutgeformte Nasen und Lippen geziert werden. Gliedmaßen und besonders die Gelenke sind von fast übermäßiger Schlankheit, die Knöchel und Handgelenke könnten einen Bildhauer in höchste Begeisterung versetzen: wahrscheinlich hätte übrigens Lehmbruck bei den Watussi die Erfüllung seines Idealtraums gefunden und sich manche Abwegigkeit gespart, wenn er

einen solchen Hamiten zu Modell genommen hätte. Ihre Hautfarbe ist ziemlich hell, oft gelbbraun; sie sind als die "Aristokraten", als "der Hirtenadel" Zentralafrikas bezeichnet worden, der die Bantus psychisch und physisch weit überragt. Allerdings bieten sie einen königlichen Anblick, bei dem wir uns, wenn wir einmal ganz ehrlich sind, eigentlich ungewöhnlich mäßig aussehend vorkommen und zwar mit ganz außerordentlicher Berechtigung. Der lächerliche Stolz, den der Europäer und vor allen Dingen der Tropenneuling oft gegen die Eingeborenen empfindet, wirkt niemals törichter, als wenn man einen der wunderbar gewachsenen, Spannkraft, Ausgeglichenheit, Entschlossenheit und natürliche Ruhe in der Haltung wie ein edelstes Vollblutrennpferd vereinenden Watussi oder Somali einem fettleibigen, kurznackigen, sportungeübten, lauten, herumfuchtelnden, dazu bärtigen und bebrillten Vertreter Europas gegenüberstehen sieht.

Das Haar der Watussi ist nicht hart und kraus, wie das der Neger, sondern leicht gewellt und weich; manchmal rasieren sie es ganz kurz ab, manchmal tragen sie es halblang, manchmal rasieren sie den Schädel spiralförmig aus und ziehen die übrigbleibenden Haare senkrecht nach oben - was seltsam berührt. Schmuck tragen die Watussi kaum; nur ein paar Ringe aus Kupferdraht lassen die unwahrscheinliche Schlankheit der Gelenke noch beneidenswerter hervortreten.

Sie sind ein Hirtenvolk, dessen einziger Stolz ihre Herden bilden - langgehörnte Rinder von großer Kraft des Körperbaus. Sie lieben die Tiere, wie die Hereros in Südwest es taten; ihre Nahrung besteht aus Milch und Pflanzenkost, welche ihnen die tributpflichtigen Bantu liefern: sie schlachten nicht gern...

Ihr Nomadenleben läßt sie wenig Sorgfalt auf den Hausbau verwenden. Biegsame Äste werden in den Boden gerammt, oben zusammengebogen und festgebunden, und das so entstandene "reifrockähnliche" Gebilde mit Blättern, Matten, Gras und Buschwerk verkleidet. An einzelnen Orten, wie in Ruanda, wo sich die Watussi einigermaßen seßhaft gemacht haben und ihr Vieh vom Orte aus zu weit entfernten Weiden treiben, finden sich sorgfältig und behaglich gebaute "Bienenkorb"-Hütten.

Die Bewaffnung besteht neben Pfeil und Bogen aus einer Lanze mit schmalem Spitzenblatt und einem Holzschild; für gewöhnlich aber geht der Watussi unbewaffnet mit einem langen Hirtenstab - man denkt an biblische Gestalten. Immer bewahren sie ihre Selbstbeherrschung, niemals geben sie irgendwelchen Gemütsbewegungen Ausdruck - auch hierin ganz im Gegensatz zum Neger und zum Europäer. Sie erlauben sich, je nach ihrer Vermögenslage, Vielweiberei, und sie behandeln ihre Frauen auch hierin im Gegensatz zu den Negern mit Achtung und Ehrerbietung. Ihre Kinder lieben sie zärtlich.

Sie sind Heiden; allerdings ist über ihre religiösen Anschauungen nicht viel bekannt. Jedenfalls verehren sie Dämonen, deren höchster ein Nyawingi genannter Geist ist. Die Ansicht, daß neben diesem Glauben auch noch andere, an das Alte Testament anknüpfende Überlieferungen bestehen, wird von Forschern vertreten. Die Watussi haben die Sprache der Bantu, in deren Gebiet sie eingedrungen sind, angenommen; einer der besten Kenner der Watussi, **M. Weiß**, berichtet, daß sich eine eigene Sprache in notdürftigen Resten erhalten habe.

Am Ostufer des Viktoriasees wohnt ein Volk, das wohl zu den Negern gehört, aber mit den Bantu gar nichts zu tun hat: die **Wagaia**, die unbekleidetsten und sittsamsten aller ostafrikanischen Neger. Sie sind tiefbraun und von hohem, kräftigem Wuchs, mit riesigen Speeren und mächtigen Schilden bewaffnet; außerdem lieben sie phantastischen Kopfputz aus Federn und anderen Dingen, der zu vollkommenen Hochbauten aufgetürmt wird.

Das zweite große hamitische Hirtenvolk Ostafrikas sind die **Massai**, bekannt durch die nach ihnen benannte Steppe, dem größten Freizoo der Welt. Ihre Urheimat ist Arabien; in drei mächtigen

Heerhaufen, die sich in längeren Zeitabschnitten folgten, wanderten sie nach Afrika ein. Der erste Trupp, die **Wanderobbo**, wurden durch Kriege und Viehseuchen so geschwächt, daß sie ihren Nachfolgern, den **Wakuasi**, im afrikanischen Gebiet weichen mußten; sie wurden teils von diesen aufgenommen, teils fanden sie Zuflucht bei den Bantu, teils führten sie - oder führten wenigstens bis zum Kriege - ein armseliges Wanderleben in Busch und Steppe.

Aber den Wakuasi ging es nicht anders: auch sie wurden gelichtet und waren gezwungen, dem dritten Trupp das Feld zu räumen: denen, die heute noch Massai heißen. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts sah unaufhörliche und grausame Kriege zwischen den Brudervölkern, in denen die Massai Sieger blieben und die Wakuasi in Gebiete verwiesen, welche sie nicht begehrten. Nun herrschten die Massai ungestört in den weiten Steppen ganz Ostafrikas - bis auch ihnen um die Jahrhundertwende die Stunde schlug und Viehseuchen sowie die europäische Kolonisation sie ihrer Macht beraubten: nicht ohne daß sie verzweifelten Widerstand geleistet hätten.

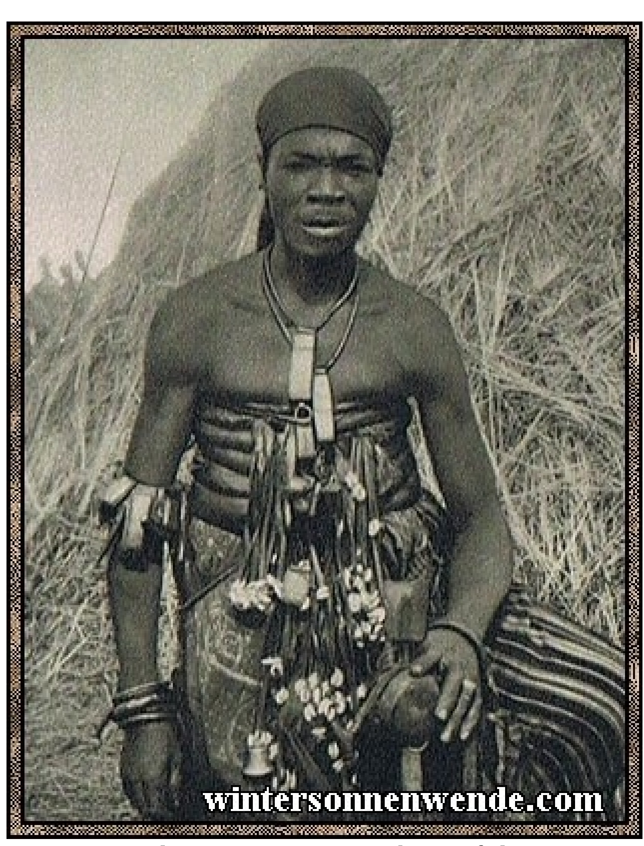
Sie sind den Watussi im Körperbau ähnlich, nur nicht so überschlank wie diese; die feinen Knochen und schmalen Gelenke sind dieselben. Vor allem zeichnen sich die jungen Mädchen des Stammes durch große Anmut und vollendete Körperformen aus. Auch der Gesichtsschnitt ist so fein, die Nase gestreckt und schmal, vor allem aber finden sich wulstige Lippen so selten, daß sie, wenn sie einmal vorkommen, ihrem unglücklichen Besitzer den Spottnamen "Leleleb", Dicklippe, eintragen. Eine merkwürdige Verunstaltung des Ohres ist beliebt; die Ohrläppchen werden in früher Kindheit mit einem starken Akaziendorn durchstochen und durch Einsetzen immer dickerer Holzpflöcke gedehnt, so daß sie in einzelnen Fällen bis zur Schulter herabhängen. In den Öffnungen wird ein aus zahlreichen Drahtspiralen bestehender Schmuck befestigt. Außerdem werden bei Knaben und Mädchen die zwei oberen Schneidezähne entfernt, sowohl in frühester Kindheit, wie beim Zahnwechsel, wie bei den Hereros dieselben Zähne früher spitz gefeilt wurden. Die seltsame Sitte treffen wir auch bei Naturvölkern anderer Erdteile, z. B. bei den Eingeborenen der Südseeinseln; es ist wohl möglich, daß sie weniger Schönheits- als magischen Beweggründen ihr Dasein verdankt. Die Bekleidung der Massai besteht im allgemeinen aus Tierfellen, dicke rindslederne Sandalen sind für beide Geschlechter Zwangspflicht. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die Haartracht der jungen Männer verwendet: diese lassen das Haar lang wachsen, drehen es dann in Strähnen zusammen, flechten Rindenfasern des Baobab hinein, scheiteln das Haar quer über den Kopf von Ohr zu Ohr und teilen die Strähnen der vorderen Hälfte in drei Teile. Die Spitzen der Strähnen werden mit Bast umwickelt, und auf dem Rücken ein bis zur Taille reichender fester Zopf gewickelt. Dafür aber rasieren sich die Massaifrauen jeden Monat das Haar ab: Ausgleich muß sein. Sie entschädigen sich, indem sie sich mit unzähligen schweren Drahtspiralen, Ringen, Ketten und Kettchen behängen, so daß eine Massaifrau in vollem Glanz etwas an einen gepanzerten Ritter erinnern könnte und sich, da natürlich die Beine und Fußgelenke auch ihr Teil an Metall zu tragen haben, genau so schwerfällig fortbewegen kann wie einer der eisenbekleideten Reisigen des Mittelalters.

Die Waffen der Massai sind Speer und Schild, ein zweischneidiges Schwert und eine Keule; Feuerwaffen erscheinen ihnen unritterlich - wie würden sie die Anwendung von Gasbomben verachten —! "Obgleich sich ihnen in zahlreichen Kämpfen mit der Schutztruppe wiederholt Gelegenheit bot, haben es die Massaikrieger stets verschmäht, Feuerwaffen zu gebrauchen"... Und man nennt sie doch Wilde!

Ackerbau ist ihnen fremd; sie lieben ihre Herden über alles - immer wieder finden wir denselben Zug. Ihre Hauptnahrungsmittel sind Milch und Fleisch; auch entnehmen sie Blut vom lebenden Rind - was keine besondere Angelegenheit ist, ein kleiner Aderlaß, den das Tier wohl kaum spürt - und mischen es mit der Milch. Das ist für uns bestimmt keine angenehme Vorstellung, aber das will natürlich nichts besagen, und im übrigen scheint mir gerade diese Mischung einen tiefen symbolischen Sinn zu haben: das **lebenerhaltende** mit dem **lebenspendenden** Element gemischt - die Zusammensetzung entbehrt nicht der magischen Wirkung. Es ist vielleicht gerade bei der

früheren Forschung nicht genug auf die magischen Einflüsse und Bestimmungen geachtet, oder allzuviel als "Aberglauben", "heidnischer Brauch" und ähnliches verächtlich beiseite geschoben worden, was leicht durch magische Zwecke zu erklären ist.

Wir können an dieser Stelle nicht den Wert oder den Unwert solcher geheimnisvollen Traditionen und Gebräuche erörtern; fest steht jedenfalls, daß eine ganze Anzahl von beobachteten Tatsachen nüchternen Wissenschaftlern viel zu denken gegeben haben - wobei natürlich der Begriff der "Magie" als "Zauberei" nicht in Frage kommt. Die Naturvölker befinden sich noch im Besitz ungebrochener Naturverbundenheit, die dem naturentfremdeten Europäer kaum mehr verständlich und daher unheimlich erscheint. Daß ihre Naturnähe ihnen einige uns unbekannte oder gänzlich verlorene Kräfte verleiht, die im steten Zusammenleben mit der Natur sich in gleicher Stärke erhalten haben oder noch stärker geworden sind, auch natürlich bei einzelnen Personen mit besonderer Deutlichkeit auftreten, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Ich habe selbst einige Fälle, z. B. von sogenanntem "Schlangenzauber" und von Tanzmagien erlebt, die - nun, sehr sonderbar waren. Der "Schlangenzauber" hat nichts mit den üblichen herumziehenden Jahrmarktsgauklern zu tun, die Schlangen nach den Klängen einer Pfeife "tanzen" lassen; es ist eine besondere Fähigkeit einzelner Menschen der farbigen Rasse - ich habe es bei Somalis erlebt -, Giftschlangen mit einem Pfiff anzulocken, sie sich auf die Hand kriechen zu lassen und fast zärtlich zu ihnen zu sein: die Tiere denken nicht an Beißen, und der "Zauberkundige" trägt sie dann an einen sicheren Ort und setzt sie aus... Jedenfalls sehr sonderbar, wenn etwa eine Sandviper an einem vorbeikriecht auf die ausgestreckte Hand des Schwarzen zu: würde man selbst nur einen Finger rühren, führe die Schlange zu, und man wäre zum mindesten in schwerer Lebensgefahr, wenn nicht verloren... Magie? Zauber? Ich weiß es nicht, aber "es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt!" Die "Zauberer" sind naturgemäß die besonderen Gegner der Missionare, durch deren Tätigkeit ihr oft verderblicher Einfluß gebrochen wird.



Zauberpriester in Deutsch-Ostafrika.

Die Sprache der Massai hat naturgemäß mit den Negersprachen nichts zu tun, scheint aber verwandt mit dem Urdialekt der Wahima.

Die Negerstämme, mit denen die Massai in Berührung kamen, scheinen von dem sie in jeder Beziehung geistig und körperlich überragenden Volk einen so starken Eindruck davongetragen zu haben, daß sie viel Wert darauf legten, sich mit ihnen zu vermischen; es werden also eine Anzahl von Stämmen als **"von den Massai beeinflußte Bantu"**, oder kurz und schlagend als **"Massaiaffen"** bezeichnet, da sie sich manchmal nicht ganz dem gewünschten Erfolg entsprechend bemühen, ihrem Ideal ähnlich zu werden. Am wenigsten geschickt gelingt das den **Wadschagga**, die zwischen Kilimandscharo und Meru sitzen.

Es bleiben die Bewohner des Küstenstrichs, die Wasuaheli oder kurz **Suaheli** genannt werden; wir haben bereits gesehen, daß ihre Sprache zur herrschenden in Ostafrika geworden ist. Sie sind aus

jahrhundertelanger Vermischung der Küstenbantu mit Inlandstämmen, Arabern, Persern, Indern und Europäern hervorgegangen. Ihr Typ wechselt infolgedessen ebenso wie die Hautfarbe, die zwischen lichtem Gelbbraun und Dunkelbraun schwankt. Sie sind Mohammedaner und kleiden sich arabisch; in ihrer Überlieferung hat sich eine Fülle von Sagen und Liedern, Fabeln und Märchen erhalten, die ihrer literarischen Begabung, wie wir sie beim ostafrikanischen Zeitungswesen kennengelernt haben, entspricht und auf den Einschlag des alten, dichterisch-kultivierten Orientalenblutes zurückzuführen ist. Echte Araber, Inder und Goanesen aus der portugiesischen Kolonie in Ostindien vervollständigen das Rasse- und Völkergemisch, das den Landenden an der Küste Deutsch-Ostafrikas empfängt.

Deutsch-Südwestafrika

Dr. Alex Haenicke

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Das Land

Die westafrikanische Küste bildet in ihrem südlichen Teil ein unwirtliches Gestade, das nicht ohne Grund von den Seefahrern gefürchtet war. Landungsplätze sind selten, in gleichförmiger gerader Richtung zieht sich der Strand vor öden Sanddünen dahin; unablässig dröhnte die Brandung auf das Ufer, auch bei scheinbar ruhiger See. Die gewaltige Dünung, welche die Oberfläche des freien Ozeans in langen, weit auseinanderliegenden Wasserhügelzügen aufwölbt - die zu manchen Zeiten so wenig markiert sind, daß größere Dampfer fast unmerklich über sie hinweggleiten - staut sich in der Nähe des Ufers, so daß nun hochragende Wogen entstehen, die mit unwiderstehlicher Gewalt, dem Lande zurollend, sich in mehreren Linien hintereinander überschlagen und als stürzende Brandungswellen in Gischt und Schaum endigen. Es ist nicht möglich, in gewöhnlichen Booten die sich überstürzenden Wogen zu überwinden; eine Landung ist also unmöglich, wenn sich nicht eine gegen die Wucht der Flut geschützte Bucht im Einerlei der Strandlinie öffnet. Eine solche bot sich den frühen Besuchern der Küste gerade über dem 23. Grad südlicher Breite; von hier aus wurde Jagd auf das kostbare Säugetier des Meeres gemacht, das Tran und andere nützliche Stoffe liefert. So erhielt sie den Namen **Walfischbai** und kam 1878 in englischen Besitz, der dann als Enklave im deutschen Besitz lag. Indessen sollten die Briten keine allzu große Freude an ihr erleben; die Bai versandete und war bald für die Schiffahrt nicht mehr von Nutzen.

Aber auch das hinter der Küste sich dehnende Innenland ist von wenig einladendem Charakter: Es stellt sich als eine von Felsen durchzogene Sandwüste dar, die nur vereinzelt Wasser bietet und infolgedessen auch von den Eingeborenen gemieden wurde. Die aus dem Innern strömenden Flüsse erreichen das Meer zumeist nur gelegentlich in der Regenzeit, sonst sind ihre steinigen Betten trocken. So ist also der erste Anblick des Landes nicht geeignet, Sehnsucht oder nur freundliche Empfindungen im Herzen des Ankommenden zu erwecken. Es bedurfte vielleicht des Deutschen und seiner zähen Liebe zur erwählten Scholle, vielleicht wurde manchem Ansiedler die neue Wahlheimat durch leise Erinnerung an norddeutschen Dünenboden besonders wert. Jedenfalls bildet die Kolonisierung **Südwestafrikas**, des von der Natur stiefmütterlich behandelten Gebietes, ein Blatt des Ruhmes, den deutsche Energie verdient. Gerade weil in Südwest mit dem Mangel gerungen werden mußte, während Kamerun und Ostafrika den Kolonisten mit ihrer unendlichen Fülle des Tier- und Pflanzenreiches zu ersticken drohten, gerade deshalb hängt der Südwestmann mit fanatischer Hingebung an dem Boden, um den er gerungen und gekämpft hat.

Das Schutzgebiet umfaßt den südwestlichen Teil des südafrikanischen Hochlandes; dieses wird rings von kahlen, zerklüfteten und malerisch geformten Randgebirgen umzogen. Das Land steigt

fast unmittelbar hinter dem Küstensaum stark an. Bereits in einer Entfernung von 100 km werden 1000 m Höhe erreicht, die höchste Erhebung des Plateaus beträgt 1600 m. In der Mitte des Landes erheben sich ebenfalls wilde Gebirgsmassen bis zur Höhe von 2500 m und darüber. Von dieser zentralen Höhe senkt sich das Gelände nach Norden zum **Kunene**, nordöstlich zum **Sambesi**, ostwärts zu der berüchtigten **Kalahariwüste** und südwärts zum Oranjefluß. Der bereits erwähnte, fast bis auf das Plateau reichende wasserlose Wüstengürtel heißt die **Namib**; ihr entspricht ein breiter, öder, nur mit Gras und Buschwerk bewachsener Sandgürtel im Osten - was zwischen diesen todbringenden Landstrichen liegt, ist Steppe, deren Vegetation im Süden hauptsächlich aus Sträuchern, im Norden aus Bäumen besteht: hier gibt es Wasser. Das ist eigentlich bewohnbare und bestellungsfähige Gegend. Sie wird nach den Völkerschaften, die sie ursprünglich besiedelten, benannt: Im Süden als Namaland, in der Mitte als Herero- oder Damaraland, und im Norden als Amboland. Zwischen Herero- und Namaland, in jenem Teil, der anfangs am stärksten von Weißen besiedelt wurde, saßen die Bastardmischlinge von Hottentotten und Europäern, hauptsächlich Holländern. Ein schmaler Streifen Landes, der östlich von Amboland von Bismarcks Nachfolger erworben wurde, heißt der "Caprivizipfel".

Die Namib gehört zu den so gut wie regenlosen Gegenden der Erde; nur die häufig sich bildenden Nebel, welche die seltsame Melancholie der in ihrer Einsamkeit großartigen Landschaft vermehren, hinterlassen Niederschläge, die einiges Vorkommen von Vegetation ermöglichen - Pflanzen von grotesker Form und jener merkwürdigen Weisheit der Natur, die ihnen das Gedeihen ohne viel Wassernahrung ermöglicht. Eins der hier lebenden Gewächse, das fußhohe Sarcocaulon, schwitzt ein Harz aus, das den Stengel umgibt und die innere Feuchtigkeit zurückhält. Es hat sogar die Kraft, radförmige rosa Blüten hervorzubringen.

Ein wunderliches Ding ist die **Welwitschie**, deren 2 - 3 m lange Blätter, aus einem im Boden steckenden dicken Stamm entwickelt, sich flach dem Boden anschmiegen. Die Naras, ein Kürbisgewächs mit kilogrammschweren eßbaren Früchten, schätzen die Eingeborenen sehr.

Die **Tierwelt** tritt zurück. Von Raubtieren sind fast nur Hyänen, Schakale und Geparden vertreten, an der Etoschapfanne kommen auch Löwen vor. Von Steppentieren begegnen uns Zebras, Gnus, Antilopen, Gazellen, Springböcke, Giraffen, Springhasen, Trappen und Strauße. Mit den fallenden Tieren der Schaf- und Rinderherden räumen die Geier auf. Eine Plage sind die Schlangen. An der Küste sind Wasservögel häufig, außer Möwen auch Kormorane. Die schlimmsten Feinde des Hausbaus sind die Termiten.

Ehe wir der Küste und der wüstengleichen Namib fürs erste den Rücken kehren, um die höhergelegenen Gebiete zu betreten, wollen wir noch einen Blick auf die wenigen Plätze werfen, die eine Landung in der Kolonie ermöglichen: **Lüderitzbucht** und **Swakopmund**. **Sandfischhafen**, südlich der Walfischbai, teilt das Schicksal der Versandung mit der zweitgenannten; zwar gibt es dort Wasser, aber abgesehen von der durch die Sandbank bedingten Schwierigkeit oder Unmöglichkeit des Landens, erschweren die sich hinter ihr erhebenden mächtigen 28 km breiten Sanddünen den Zutritt zum Lande. Die **Croßbai** (Kreuzbucht) bildet einen guten Hafen mit grasreichem Hügelhinterland; hier landeten im Jahre 1486 Portugiesen und setzten ein hölzernes Kreuz, das durch ein steinernes abgelöst worden ist. Wenn sich auch an der Bucht Ansiedler niedergelassen haben, so ist doch Swakopmund infolge der Bahnanlage für den mittleren und nördlichen Teil der Kolonie am wichtigsten geworden und geblieben.

Lüderitzbucht, der geräumigste Hafen, wird von einer Halbinsel und drei Eilanden gebildet, deren Namen, in die Vergangenheit weisend, wenigstens bei zweien nicht mehr stimmen: von der **Robbeninsel** hat das Seevolk längst vor dem wachsenden Schiffsverkehr das Weite gesucht, auf der



Die Hafenanlagen von Lüderitzbucht, Deutsch-Südwestafrika.



Der Bahnhof in Lüderitzbucht.
Schwierig ist es, die Gleise von dem Sand der Wanderdünen freizuhalten.

Pinguininsel ist von den kommerzienrätlichen Einwohnern nichts mehr zu spüren; die Guanoberge, die sie hinterließen, sind wertvoller Dung für andere Länder. Nur um die **Haifischinsel** mögen sich noch die dreieckigen Flossen der gierigen Seeräuber über das Wasser erheben. Alle drei Inseln sind kahle Klippen... Trinkwasser gibt es in Lüderitzbucht nicht; anfangs mußte es aus dem Innern des Lands oder sogar von Kapstadt hergebracht werden, später wurde das Meerwasser kondensiert. Der Aufschwung des Ortes begann mit dem Bau der **Bahn** nach **Keetmanshoop**.

Swakopmund liegt am Swakop, der das englische Walfischbaigebiet im Norden begrenzt. Sein breites Flußbett ist, Seltenheit in diesem Lande der Austrocknung, manchmal bis zum Meer mit Wasser gefüllt. Es ist daher mit einer schönen, stellenweise sogar üppigen Vegetation bestanden und für Ochsenwagen gut fahrbar. Vor allem aber: Wasser wird überall in geringer Tiefe gefunden. Die Landungsstelle an der Swakopmündung wurde geschaffen, um von der englischen Walfischbai ganz unabhängig zu sein. In der ursprünglich ganz öden Gegend entwickelte sich der Ort verhältnismäßig schnell, ein angenehmer Gartenbau, ebenso nützlich wie zierlich, grüßt den Ankommenden... Hier ist der Ausgangspunkt für die Lebensader der Kolonie, für die Eisenbahnstrecken nach Windhuk, Otavi - unzertrennlich mit dem Begriff Kupfer und einem ehemals viel umkämpften Spekulationspapier der Börse verbunden - und Tsumeb. Auch diese werden uns zusammen mit dem Kampf, der gegen den Ozean um die Mole und den Pier geführt werden, später beschäftigen.

Es möge an dieser Stelle eine anschauliche Schilderung des Auftretens von Wasser in trockenen Flußläufen eingefügt sein, da wir im Verlaufe unserer Schilderung noch mehrfach solche Ereignisse zu erwähnen haben werden. Vom Abkommen des Swakop-Flusse berichtet einer der ganz frühen Besucher des Landes, Dr. **Pechuël-Loesche**, folgendes:

> "Am 21. und 22. Oktober 1884 entluden sich einige Wetter über der Wasserscheide des Swakop und Nasob. Am 23. morgens um 4 Uhr sahen wir das Wasser im Flußbett herannahen, im Grunde etwa so, wie Flüssigkeiten in Rinnsteinen von Städten. Kotig und dickflüssig von Staubmassen, Rindermist, Spreu, Blattwerk usw. wälzte es sich zunächst

über die tiefsten Stellen des Bettes, jedoch so schnell heran, daß übermütige Knaben sich nur im vollsten Lauf vor ihm halten konnten. Binnen einer Stunde strömte der Fluß in einer 220 Meter breiten Stelle 1 - 1,5 Meter tief mit großer Gewalt bis zum nächsten Vormittag, fiel dann ein wenig, stieg aber nachmittags nochmals zu größerer Höhe und ließ dann stetig nach, bis am 26. Oktober der Kotstrom aufhörte und nächsten Tages das Bett trocken lag wie zuvor. Um festzustellen, wie weit die bedeutenden Wassermassen gelaufen waren, folgten wir dem Bette. Es fanden sich überall nur noch geborstene Schlammanlagen."

Den größten und zur Besiedlung geeignetsten Teil der Kolonie bildet das **Herero-** oder **Damara**land; es umfaßt einen Flächenraum von 100 000 bis 200 000 qkm, entspricht also etwa der Ausdehnung Bayerns, Württembergs und Badens. Sein Charakter ist durchaus gebirgig; zahlreiche Berggruppen, Tafelberge und kuppig geformte Erhebungen geben ihm seinen eigentümlichen Charakter. Die Verwitterung dieser Steinmassen ist eine große und etwa dem Abbröckeln der Dolomiten zu vergleichen, das jedem Bergsteiger vor der kleinen Zinne, am Cimone oder der Fünffingerspitze nur allzu bekannt ist. Wie die Wände des Rosengartens von Bozen festen und glatten Mauern gleichen, sich dem an ihrem Fuße Befindenden aber in unzählige Kamine, Bänder, Rillen und anderes Getrümmer auflösen, so verraten die Berge Südwestafrikas auch erst aus der Nähe ihren wahren, sehr brüchigen Charakter. Allerdings geht der Auflösungsprozeß dieser Gebirge noch schneller und intensiver vor sich als die Splitterung der alpinen Höhen, da die Temperaturunterschiede größer und die Einwirkungen der Naturkräfte im ganzen viel gewaltsamer sind. So finden sich an vielen Stellen nur noch wirre Haufen durch- und übereinandergestürzter Blöcke, die nun auch noch der Zerstörung ausgesetzt und zum Vergehen verurteilt, ein großartiges und melancholisches Bild alles Irdischen darbieten, aber im heißen Sonnenschein zugleich von außerordentlich malerischer Wirkung sind. Allerdings sind ästhetische Betrachtungen mit einem gewissen und sehr verständlichen Recht in einem Lande nicht allzu häufig angestellt worden, in dem erst das Ringen um den Boden und das Wasser, dann der jahrelange Kampf um das Leben selbst bis zur Unterwerfung der Eingeborenen, dann der Wiederaufbau und die weitere Erschließung der Kolonie alle Kräfte und Interessen vollkommen in Anspruch nahm; wenn aber, wie sehr zu wünschen wäre, **Menschen, deren wirtschaftliche Lage eine weitere Reise gestattet, in die verlorenen Schutzgebiete gingen,** um sich von der Notwendigkeit ihrer Rückgabe zu überzeugen - was sehr viel wichtiger wäre, als etwa aus rein sportlichen oder künstlerischen Gründen irgendwo in der Welt herumzufahren: dann würden wohl sehr viele, denen die Schönheiten etwa der Riviera selbstverständlich sind, auch die außerordentlichen Reize unserer ehemaligen Gebiete als Reiseländer entdecken, die den meisten Menschen noch ganz und gar verschlossen zu sein scheinen. Gerade das Hereroland gehört zu den sehr reizvollen und ist im übrigen heute ohne jede Mühe oder gar Gefahr zu erreichen. Die **Onjati**berge, auf denen der Swakop entspringt, bedeuten wohl mit ihrer Erhebung von über 2000 m den Höhepunkt der landschaftlichen Südwestschönheit.

Aber nicht nur der Naturschwärmer und Ästhet kommt hier auf seine Rechnung: vor allen Dingen wird der **Landwirt** den Wert des gras- und wasserreichen Bodens erkennen. Das Vorland der Onjatiberge erinnert in seinem Äußern an eine mitteldeutsche Landschaft: Hügel und Täler, dichter Baumwuchs in den Flußläufen, die von allen Seiten auf das Bett des Swakop zustreben, geben der Landschaft das trauliche Gepräge der Heimat - nur daß die Luft jene stählerne Klarheit, Frische und Reinheit hat, wie wir sie nur in den Gegenden der Alpen antreffen.

Als die Eckpfeiler des Landes können wir im Süden das Erongogebirge bei Karibib, im Nordwesten das Paresisgebirge bei Outjo betrachten. Die Erongoberge erinnern in ihrer Formation an die altbekannte Gestalt des Tafelberges bei Kapstadt; sie erinnern an die geometrische Gestalt eines Trapezes. Im Norden aber liegt der **Waterberg**, dessen Name durch die Entscheidungsschlacht gegen die Hereros in der Kriegsgeschichte der Kolonien unvergänglich ist. Seine Form bestimmt ihm zum Schlachtfeld: ein 50 km langes und 10 - 15 km breites, flaches, in Terrassen abfallendes

Sandsteinplateau bietet die besten Verteidigungs- und Festsetzungsmöglichkeiten - man hat den Waterberg oft genug eine "natürliche Festung" genannt. Etwa in der Mitte des Hererolandes erhebt sich als höchster Berg der **Omatako** (2280 m); nordwestlich von ihm erstreckt sich der 2130 m hohe **Etjo**, ebenfalls ein Tafelberg, an dem der zum Atlantik fließende wichtige **Omaruru** oder **Eisib** entspringt. Uns begegneten diese Namen in der Geschichte des großen Aufstandes.

Für **Jäger** bietet das als Landeszipfel vom Hererogebiet nach Nordwesten reichende **Kaokofeld** viel Anziehendes. Obgleich der Name "ohne Wasser" bedeutet, ist das Feld besser als seine Bezeichnung es behauptet: die hügelige Hochebene besitzt gutes Weideland. Sie ist nur dünn bevölkert, zur Feldbestellung nicht recht geeignet - für Pferdezucht bieten sich Möglichkeiten; infolgedessen ist der Wildreichtum groß; im Norden sollen hier und da sogar noch Elefanten zu sehen sein. Antilopen, Leoparden und Hyänen sind zahlreich. Im Nordosten des Schutzgebietes zieht sich als Gegensatz zum Kaokofeld das **große Sandfeld** hin - ein von feinem roten Sande bedecktes Dünengebiet; als drittes schließ sich nach Osten das Kaokofeld an, dessen riesige Affenbrotbäume berühmt sind; es bildet den Hauptwohnsitz der Buschmänner, des am niedrigsten stehenden Eingeborenenvolkes. Wieder weiter nach Osten wird mit dem zunehmenden Mangel an Feuchtigkeit die Vegetation immer spärlicher, bis schließlich noch auf deutschem Gebiet die **Kalahari**wüste beginnt. Sie ist im Charakter vollkommen von jenen Wüsten verschieden, die der Nordafrikareisende von Algier oder Ägypten her kennt. Es ist kein Sandmeer mit gewaltigen Dünenwogen wie die Sahara, keine flache rötliche Steinsee mit ragenden Basaltklippen wie die nubische Wüste; sie ist zum größten Teil mit dünnem Gras bewachsen, zwischen dem sich sogar allerlei Knollengewächse und Kriechpflanzen finden lassen. Aber gerade diese kümmerliche und qualvolle Vegetation bringt einen Hauch von Trauer der Vergänglichkeit hervor, welcher zuzeiten stärker wirken kann, als das Grauen des Sandes oder der Schrecken der Steine.

Zu den wichtigsten Wohnorten des Hererolandes gehört **Okahandja**, 1330 m hoch am Okahandjafluß gelegen, einst die größte Ansiedlung der Hereros und Sitz des Oberhäuptlings. Hier schlug im großen Aufstand 1904/06 der Hauptmann **Franke** die Hauptmacht **Samuel Mahareros** und erwarb sich für seinen schneidigen Angriff den *Pour le mérite*. Die Stadt ist heute Eisenbahnstation. Ihr Wahrzeichen ist der gen Norden sich erhebende Kaiser-Wilhelm-Berg (1613), der letzte bis zu seinem dreieckigen Gipfel mit hohem Gras bewachsene Ausläufer der Onjatiberge. Ganz anders ist der Eindruck **Otjimbingwes**, einer am mittleren Swakop gelegenen Missionssiedlung: ein sonnendurchglühter, von steilen Felsbergen umschlossener Felskessel umgibt den 940 m hoch gelegenen Ort. "Die Umgebung ist ziemlich öde, und das Vieh muß weit nach Osten und Südosten zur Tränke geführt werden", heißt es - die wenigen Worte schildern die Lage sehr treffend.

Im Südosten der Erongoberge liegt **Karibib** in einer Kalkmulde als nördlichster Punkt der Bahn Swakopmund - Windhuk. Wir werden bei der Schilderung des Bahnbaus noch mehr von diesem Ort zu sagen haben. **Omaruru** und das ganze im Osten des Gebietes liegende **Gobabis** haben während des Hereroaufstandes Wichtigkeit gewonnen.

Zwischen dem Ovambo- und dem Hereroland breitet sich zwischen dem 19. und 20. Grad des Südens ein zur Ansiedlung besonders geeignetes Gebiet aus, das nach einem in seinem Norden gelegenen Salzsee das **"Becken der Etoschapfanne"** genannt wird und bereits die Merkmale der Tropen zeigt. Die Regenzeit dauert einen Monat länger als im Hererolande, dementsprechend ist die Niederschlagsmenge größer, und da der Boden aus Kalk gebildet wird, wird die begehrte Flüssigkeit mit Leichtigkeit durch das poröse Gestein aufgesogen und in unterirdischen Höhlen, Trichtern, Schloten und anderen natürlichen Behältnissen aufbewahrt. In dieser Formation, deren Alter und Entstehungsart die geologische Forschung wohl vor manche noch ungelöste Aufgabe

stellt, finden sich reiche Kupferlager - die Otaviminen; der Boden gibt hier viel, Erz und Wasser unten, sowie üppigen, dichtblättrigen Baumbestand und gutes Weideland auf der Oberfläche... **Wieviele Deutsche könnten hier unter deutscher Herrschaft auf deutscher Erde ein gesichertes Dasein führen** und das noch in keiner Weise ausgenutzte Land zum Grund neuen Wohlstandes, neuer Kräfte, neuen Lebens machen, die eines Tages alle dem Mutterlande zugute kommen könnten.

Die Etoschapfanne selbst stellt sich als Überbleibsel eines viel größeren Binnensees in Form eines Dreiecks dar, dessen Südrand 130, dessen nach Norden sich erstreckendes Westufer 80 km in die Länge mißt. Wasser findet sich in diesem Becken, dessen Umgebung vielfach salzig oder "brackig" ist, nur zur Regenzeit: dann bedeckt sich der Boden mit einer trüben salzigen Flut. Hauptmann **Hutter** hat in einem Berliner Zeitungsbericht vom 19. Dezember 1907 eine hübsche Schilderung des landschaftlichen Eindrucks gegeben, den der seltsame, in der trockenen Zeit mit einer Salzschicht belegte "See" gewährt.

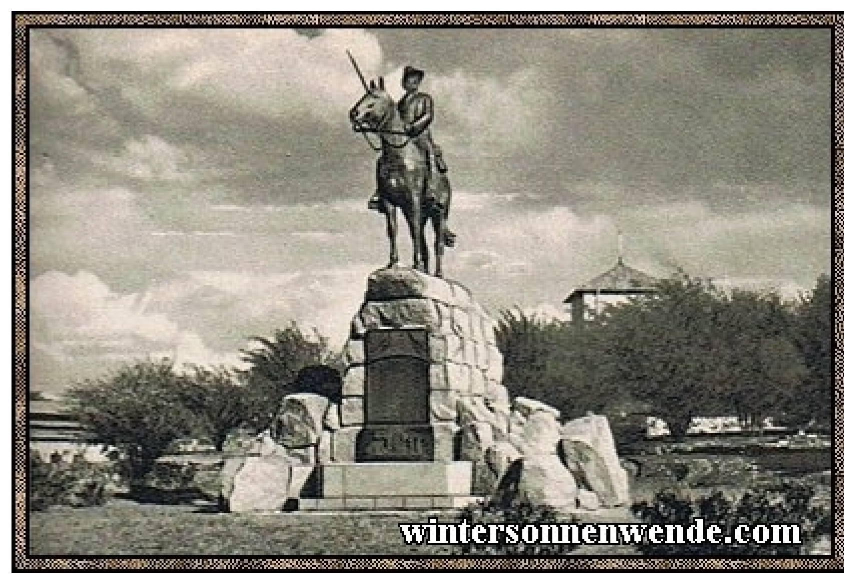
> "Nähert man sich von der Station Namutoni frühmorgens dem Ufer, so liegt plötzlich nach Passieren einiger der zahlreichen schmalen, aber dichten Buschwaldstreifen scheinbar ein unendlich weißglitzernder Wasserspiegel gen Westen. Nun beginnt mit dem Höhersteigen der Sonne ein reizendes Strahlungsspiel draußen auf der Fläche und insbesondere in den durch Landzungen und Buchten lebhaft gegliederten Uferpartien. Bald schimmert hier ein schmaler, weit ins Ufer hineinzüngelnder vermeintlicher Wasserarm wie eine tiefblaue Ader, bald leuchtet dort eine smaragdgrüne Bucht, und drüben, wo eine bewaldete Bodenwellen sich weit in den »See« hineinschiebt, spiegeln sich, um die Täuschung vollkommen zu machen, die Bäume in der Salzpfanne genau wie im ruhigen offenen Wasser eines Sees. Ist die Sonne höher gestiegen, dann wandelt sich das Bild zu einer neuen Täuschung; da glitzern und funkeln die weißen Salzausblühungen auf der uferosen Fläche gleich frischgefallenem Schnee; man glaubt sich in eine nordische Winterlandschaft versetzt. Dieses einzigartige Gebilde ist umrahmt, soweit eben seine Ufer überblickt werden können, von der ungemessenen Steppe: fahles gelbes Gras, dazwischen quadratkilometergroße Felder niederen Dornbusches, der aus seinem gelben Blütenmeer die klaren reinen Lüfte mit herrlichen Wohlgerüchen erfüllt. Nach den beiden Nordquadranten schweift der Blick von den Türmen der Feste über offenes Land, nach Süden, Osten und Westen sind inselartig dichte Waldstreifen eingelagert, die zum Teil aus Laubbäumen mit tiefgrünen Blättern bestehen."

Welch ein Motiv der malerischen Darstellung! In der Tat: auch der Künstler fände in unseren verlorenen Gebieten eine Fülle von Anregungen und Aufgaben - wie es denn eine sonderbare Tatsache ist, daß gerade von den besten Naturdarstellern die Welt von Übersee noch nicht entdeckt worden ist.

Das **Ovambo**land, 20 000 qkm, ist noch so ziemlich im Urzustand, eine echt tropische Gegend, von der gesagt wird, daß man in ihr vier Monate ertrinke, vier Monate verdurste und nur vier Monate gute Zeit habe. Immerhin - vier Monate gute Zeit ist wohl mehr, als von den meisten Klimaten, etwa auch vom mitteleuropäischen, behauptet werden kann... Von den Einwohnern werden wir später noch zu sprechen haben; das von ihnen besetzte Land stellt sich als "eine Aufeinanderfolge von Lichtungen in einem großen Waldgebiete" dar. Zur Besiedlung durch Europäer ist es bis jetzt noch nicht gekommen; ebenso wie bereits beim Caprivizipfel bieten sich hier dem Forscher noch viele Möglichkeiten zu interessanten Entdeckungen.

Bereits ins Gebiet der **Namastämme** gehört Südwestafrikas wichtigster Platz: **Windhuk**, der Sitz des früheren Kaiserlichen Gouvernements, ein stattlicher Ort mit vielen großen Gebäuden und einer auf beherrschendem Berge liegenden starken Feste. Die Umgebung ist für Garten- und Ackerbau

wohl geeignet, die hohe Lage, 1650 m über dem Meere, also etwa der der Talsohle des Oberengadins entsprechend, bürgt für gute Luft. Das Hochland wird im Süden durch das wilde **Auasgebirge** abgeschlossen; auf ihm entspringt der wasserreiche **Otjihavera**, der, sich später mit dem Swakop vereinigend, dem Tal seines Laufes den Namen gibt: es erinnert an manchen Orten mit seinen bewaldeten Höhen in seiner stattlichen Breite an das Rheintal zwischen Schwarzwald und Vogesen, und wird von Okahandja bis Windhuk von der Swakopmunder Bahn durchzogen. Hier ist das Land dicht besiedelt, deutsche Arbeit gedieh - und gedeiht zum Teil auch noch, aber unter fremder Herrschaft...



Deutsches Reiterstandbild in [Windhuk,] Deutsch-Südwestafrika.

Durch die "große Scharte" des Auasgebirges führt der Weg von Windhuk in das Land der **Bastards** mit dem Hauptort **Rehoboth**; es zeigt etwa denselben landschaftlichen Charakter wie das Hereroland, hat die besten Weidegründe und wird von öden Bergzügen begrenzt, die noch verhältnismäßig wenig erforscht sind, wie das von **Bergdamaras** bewohnte Hakosgebirge im Norden. In den südlichen Bergen liegt das berühmte, längst von den Eingeborenen verlassene Raubnest **Hoornkrans**, der Schlupfwinkel Hendrik **Witbois**, das am 12. April 1893 von den Deutschen erstürmt wurde. Witboi wollte die deutsche Herrschaft nicht anerkennen; er sah das ganze Namaland als sein Eigentum an, raubte und plünderte, immer im geeigneten Augenblick aus seinem Bergnest hervorbrechend, ohne Ansehen der Person, bei Namas, Hereros und Weißen, kurz, er trotzte den Europäern in einer Weise, die in ihrer Art zwar etwas Wild-Großartiges hatte, aber leider auch viel Unglück über die deutschen Siedlungen brachte. Die Roheit und Grausamkeit der in diesem Falle wirklich "Wilden" verbreitete Schrecken unter den Kolonisten, bis es dem Gouverneur Major **Leutwein** mit der verstärkten Schutztruppe nach blutigen Kämpfen gelang, den Rebellen zu bezwingen. Der kluge Hendrik erkannte die Überlegenheit des Gegners, gelobte Treue und trat gegen ein Jahresgehalt von 2000 M. sogar in deutsche Dienste.



Ein Bild aus der Umgebung von Windhuk in Deutsch-Südwestafrika.

Das Bastardland leitet uns noch weiter nach Süden in das **Namaland**; es reicht bis zum Oranjefluß, der Grenze der Kolonie, und ist in der Längsrichtung von Norden nach Süden klar durch zwei "Gräben" gegliedert, zwischen denen die **Hanami-** oder Zwiebelhochfläche emporragt: den

westlichen oder nach seinem Hauptort "Bethanien" genannten, und den östlichen, in gleicher Weise bezeichneten Bersebaer Graben - breite Talgebilde, die als "geologische Senkungsgebiete" aufzufassen sind. Drei Flüsse durchziehen die Täler: das westliche der **Konkip**, das östliche der **Leberfluß** und der **Fischfluß**, der durch eine schmale und tiefeingeschnittene Öffnung den Graben erreicht, um sich mit dem Leberfluß zu vereinigen. Der Bersebagraben wird durch ein reiches Farbenspiel der Natur belebt, das an die koloristischen Wunder der nordamerikanischen Kanons erinnert: denn der Ostrand besteht aus hellem Kalk, während der steile Abfall des Hanamiplateaus ein düsteres Sandsteinrot erkennen läßt - ein fast erschreckender Gegensatz, der die Bezeichnungen Schwarz- und Weißrand entstehen ließ. Der Westen des Bethaniergrabens wird durch eine Reihe plateauartiger, durch tiefeingerissene Schluchten voneinander getrennter Massengebirge gebildet: das **Naukluftgebirge**, in dem sich die letzten Kämpfe Leutweins gegen die Witboianhänger abspielten, bemerkenswert in botanischer Hinsicht; das **Zarisgebirge**, das, von einem Gewirr baumbestandener Schluchten durchzogen, der Entdeckung zum Teil noch harrt, und das **Tirasgebirge**, welches Wasser und Weiden besitzt.

Viel Raum für ein Volk, das solchen bedarf... Im Osten des Namalandes, jenseits des "Weißrandes", breitet sich ein weites Kalkplateau aus, das zwar Quellen und in "Kalkpfannen" zur Regenzeit auch Wasser besitzt, aber im ganzen doch zu wenig, um als Ansiedlungsgebiet in Frage zu kommen. Dann beginnen parallele Dünenketten aus rötlichem Sande den Kalkboden zu bedecken, die sich in endlos gleichförmigem Zuge bis über die Grenze in die Kalahari hinein erstrecken. In den drei Flußtälern, die dieses Gebiet durchziehen, tritt die Kalkunterlage wieder zutage: **Auob**, **Elefantenfluß** und **Nossob** haben ihre Betten wohl tief in das Gestein eingeschnitten, aber die Wasserstellen sind nur im Oberlauf des Auob häufiger und verlieren sich später ganz. Das Land der wasserlosen Flüsse.

Einen Ersatz bietet die **"Tsama"**, eine wilde Melone von so großem Wassergehalt, daß Menschen und Tiere ihren Durst an ihr stillen können. Zur Zeit ihrer Reife können die Grasflächen der Flußtäler als Weidegebiet benutzt werden - Sorge der gegensätzlichen Natur... In einem dünenfreien Gebiet am Elefantenfluß, auf dem **"Ointjesfeld"**, wachsen die kleinen zwiebelähnlichen Knollen in reicher Menge, die einen Hauptbestandteil der Eingeborenennahrung bilden.

Der südliche Teil des Namalandes wird vom Bezirk **Keetmanshoop** gebildet - auch dieser Ort spielte während der Aufstandsjahre eine wichtige Rolle. In diesen Gebieten machte sich der Wassermangel manchmal besonders fühlbar, da es vorkommen kann, daß eine Regenzeit nur schwach auftritt oder sogar ganz ausfällt. Dann kann nach dem Verschwinden des vorjährigen Grases kein neues wieder wachsen, und die Weidemöglichkeiten sind dahin; wenn sich auch das dort wachsende Gras vorteilhaft von dem bei uns vorkommenden unterscheidet, da die Halme mit Mark gefüllt sind - also ein hervorragendes Futtermittel bilden - und mehrere Jahre hindurch stehenbleiben kann, ohne die Nährkraft zu verlieren, so nutzt dies dann auch nichts mehr, wenn der neue Regen nicht reichhaltig genug ist, um neues Gras wachsen zu lassen, da der alte Halm stets mit dem Regen zugrunde geht. Gerade hier, zwischen Lüderitzbucht und Keetmanshoop haben Menschen und Tiere in den Kriegsjahren entsetzlich gelitten; wie wir noch sehen werden, wieder infolge der falschen und kleinlichen Sparsamkeit des Reichstages, der kein Geld zum Bahnbau bewilligt hatte.

Ganz im Süden erheben sich die Großen **Karrasberge** bis zur Höhe von 2000 m, in ihrem schwer zugänglichen Gebiet gibt es Wasser genug und gute Weiden... sie sind nicht recht zu benutzen. Westlich dieses Gebirges wird indessen die Gegend ganz trostlos: die in zahlreiche Plateaus aufgelöste **Huibhochfläche** übertrifft an Dürftigkeit alles andere... Nun, wir brauchen sie nicht, unfruchtbares Land ist auch anderswo zu finden. An solche gewiß nicht gerade einladenden Stellen aber knüpften die Gegner der Kolonien, besonders auch im Reichstage, an, um die überseeischen Gebiete in Verruf zu bringen.

Das Klima des in gemäßigte Zonen reichenden Namalandes kann für manches entschädigen; es ist gesund für Menschen und Tiere. Außerdem aber lockt ein Zauberruf: **Diamanten**. In der Nähe von Berseba und Gibeon finden sich zahlreiche "Blaugrundstellen", die den Lagern von Kimberley gleichen: tiefe, trichterförmige Schlote, die mit einer bläulich-grünen oder gelben Masse vulkanischen Ursprungs gefüllt sind und allerlei farbige kristallisierte Mineralien, auch Diamanten, enthalten... Auch ein paar heiße, starke Heilquellen entsteigen dem Boden, so bei Warmbad und Bethanien.



Deutsches Wohnhaus in der Diamantenstadt Lüderitzbucht. Brütende Hitze, trostlose Landschaft, aber unendlicher Fleiß schafft Werte.

Die Einwohner

Das ehemalige Deutsch-Südwest ist recht dünn besiedelt, erst auf 4 qkm kommt ein Mensch. Weite Küsten- und Wüstenstrecken sind unbewohnbar. Am dichtesten ist das Amboland bevölkert. Das Gebiet zwischen Herero- und Namaland wurde zuerst als Regierungsland, das von Samuel Maharero billig gekauft war, an deutsche Siedler vergeben. Nach dem Aufstand verdoppelte sich die Zahl der Weißen, bis 1913 vervierfachte sie sich auf etwa 15 000. Die Zahl der Farmen, der Verwaltungsstützpunkte und kleinen Städte wurde seitdem beträchtlich vermehrt und viel Weideland gewonnen. Bei der großen Regenarmut wurden Staubecken als Tränken für die Viehherden von hoher Bedeutung.

Die farbigen Einwohner Deutsch-Südwestafrikas stellen sehr verschiedene Kulturstufen dar, die vom Urzustand des nomadisierenden Jägervolkes bis zur gewissen Zivilisation des seßhaft gewordenen Ackerbauers und Viehzüchters einen Teil der Menschheitsentwicklung in längst vergangenen Zeiten anschaulicher zu machen imstande sind.

Allerdings müssen die **Buschmänner**, die noch der primitivsten Daseinsform hingegeben sind, früher einmal - genauere Zeitbestimmungen sind unmöglich, die Angaben der Forscher schwanken bis zu tausend und mehr Jahren - auf einer höheren Stufe gestanden haben als jetzt: das



Rassen in Deutsch-Südwestafrika:
vorn zwei Buschmannsfrauen, dahinter zwei Bergdamaras, an den Seiten Hereros.

bezeugen die "Buschmannmalereien", die sich in Höhlen gefunden haben und stark an die europäischen Zeichnungen der Eiszeit erinnern. Es scheint allerdings diesen Dokumenten einer so gut wie unbekannten Vergangenheit gegenüber einige Vorsicht am Platze, vor allem müssen wir wohl ihren **Farben** mißtrauen, die vielleicht in neuer und neuester Zeit nicht ganz ohne Auffrischung geblieben sind.

Die **Buschmannzeichnungen**, die auszuführen die heutigen Vertreter dieses Volkes ganz und gar außerstande wären, zeigen recht lebendige Darstellungen des erwünschten Wildes: Antilopen verschiedener Gattungen und Elefanten; sie sind wohl als Beschwörungsbilder aufzufassen, deren Zauber das Erscheinen des Wildes bewirken sollte. Auch Menschen sind dargestellt, während sie Zaubertänze aufführen oder zur Jagd ausziehen. Bei diesen Figuren ist eine fesselnde Besonderheit zu beobachten, die zeigt, daß in der Kunst ganz verschiedener Völker häufig genug dieselben Gestaltungen auf dem Wege zur realistischen Darstellung anzutreffen sind, ohne daß eine Beziehung zwischen diesen Völkern bestanden hat. Die menschlichen Figuren zeigen zum Teil genau dieselbe Form wie archäische griechische Bronzen des 7. und 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung: der Oberkörper wird als Dreieck gezeigt, dessen Spitze die Leibesmitte bildet; die Hüften wölben sich rund heraus, die Beine sind sehr kurz und die Arme sehr lang. Die Dreiecksform ist natürlich als Versuch zum Realismus zu erklären, da breite Schultern und schmale Hüften stets als Schönheit des Mannes gegolten haben; bei den Griechen half die "Geometrie" des alten Stiles (man bezeichnet die Art gewisser Vasen nach ihren Ornamenten als "geometrischen Stil") wohl zur Anwendung der Dreiecksform, die Buschleute sind auf anderen Wegen zu derselben Erkenntnis gelangt. Es ist also gar nicht nötig, zur Erklärung von Stilgleichheiten, die sich ja bei manchen durch die Weltmeere getrennten Völkern vorfinden (z. B. Inkas und Ägypter), versunkene Kontinente und Landbrücken anzunehmen. Den jetzt lebenden Buschmännern ist die Erinnerung an die Entstehungszeit dieser Bilder so völlig entschwunden, daß sie die Zeichnungen den Weißen zuschreiben - ein "kunsthistorischer Mißgriff", zu dessen Richtigstellung es keiner großen Stilkritik bedarf, abgesehen davon, daß sich die Malereien in weit entlegenen Gebieten befanden, die bis zu ihrer Entdeckung noch kein Weißer betreten hatte.

Die Rückbildung oder Verkümmerung der Buschmänner, welche sich auf Geist und Körper erstreckt, wird auf den Hunger zurückgeführt: denn in früherer Zeit fand das Jägervolk bei dem ungeheuren Wildreichtum des Inneren ohne viel Mühe ein behagliches Auskommen. Viehsterben und Pestilenzen zerstörten den Überfluß, so daß es seit Jahrzehnten für den Buschmann als ein Glücksfall betrachtet werden muß, wenn es ihm gelingt, mit seinem Giftpfeil ein größeres Stück zur Strecke zu bringen. Trotz dieser Mißhelligkeit, trotz knurrenden Magens und elenden Lebensbedingungen ist der Buschmann in den meisten Fällen nicht zu bewegen, seßhaft zu werden und auf einer Farm Arbeit zu nehmen, die ihn aller Daseinsnot entheben würde. "So hatte", schreibt Major **Rothmaler**, ein ausgezeichneter Kenner der Südwestbevölkerung, "ein um die Erforschung der Buschmänner sehr verdienter Missionar der Missionsstation **Ghaub** eine Anzahl Buschmannsfamilien in der Station angesiedelt, auf der sie ein recht beschauliches Dasein unter günstigen Lebensbedingungen führen konnten. Eines Tages packte die ganze Gesellschaft der naturhafte Trieb in den Busch mit seinem doch so entbehrungsreichen Leben, und sie war spurlos im Busch verschwunden. Ähnlich ist es oft bei den wenigen in der Nähe der Buschmannsgebiete angesiedelten Farmern gegangen, und dann meist zu einer Zeit, in der diese die Eingeborenen dringend gebrauchten."

Die Angehörigen des Volkes sind für unsere Begriffe von groteskem Aussehen, "plattnasig, breitmäulig und klein"; so unzivilisiert sie begreiflicherweise sind - nie kann das ein Vorwurf sein oder mit dem Hochmut des "Europäers" ausgesprochen werden, der durch seine zivilisatorischen "Errungenschaften" den Materialismus, die platte Diesseitigkeit zum Lebensinhalt gemacht und den Idealismus, die hohe Geistigkeit, gänzlich verloren hat: so "unzivilisiert" also die Buschmänner sind, so gut kennen sie sich in der Natur aus: sie wissen aus den kleinsten Anzeichen das Leben des

Waldes und der Steppe bis ins letzte zu deuten, sie riechen mit dem sicheren Instinkt eines Tieres, was in der Ferne vorgeht - kurz, sie haben zum Ausgleich einer fehlenden Gesittung erstaunliche **Naturverbundenheit**. Ich erinnere mich sehr wohl der Erzählungen von Regimentskameraden, die den Aufstand in Südwest mitgemacht hatten; sie berichteten, daß sie besonders anfangs auf Patrouillenritten und Transporten ohne den Spürsinn und das tierhafte Naturdurchdringungsvermögen der Eingeborenen, hauptsächlich der Buschmänner, gänzlich verloren gewesen wären. Allerdings ist den schmutzigen, übelriechenden, verschlagenen Gesellen jene falsche Indianerromantik, von der früher viel die Rede war, völlig fern; sie betätigen sich mit Vorliebe als Viehdiebe, besonders wenn sie lange nichts gejagt haben, und schießen, wenn sie es für nötig halten, mit ihren kleinen, tödlich wirkenden Giftpfeilen mit großer Seelenruhe auch auf Weiße. Ortschaften kennen sie nicht; manchmal bauen sie sich Hütten von bienenkorbähnlicher Form, begnügen sich aber meist mit Windschirmen. Sie sind so vorsichtig, sich niemals direkt an einer Wasserstelle niederzulassen, sondern finden es entschieden praktischer, in einiger Entfernung zu lagern, da dies erstens sicherer ist und außerdem noch Aussicht auf eine gelegen kommende Beute bietet... Ihre Sprache ist für den Europäer wohl fast unerlernbar; sie besteht aus eigentümlichen Schnalz- und Schmatzlauten, die nicht nachzumachen sind.

Die Buschmänner sind, wenn vielleicht auch nicht die Ureinwohner, so doch jedenfalls sehr lange im Lande gewesen; leider ist eine Datierung der Malereien zu ungewiß, um genaue Anhaltspunkte zu geben. Dagegen sind die **Hottentotten** oder **Nama** bestimmt nach Südafrika eingewandert; der Ursprung ihres Volkes ist allerdings unbekannt. Sie sprechen eine hamitische, mit Schnalzlauten der Buschmänner vermischte Sprache.

Die Hottentotten besitzen keine gleichmäßige Hautfärbung - wie übrigens die Europäer auch nicht. Ihre Farbe schwankt zwischen hellem Gelb und schwärzlichem Braun, ebenso wie sich der hellhäutige Europäer vom dunklen Sizilianer unterscheidet; es ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß eine Verwandtschaft mit malayischen Völkern vorliegt. Ihre Stammesnamen beziehen sich auf die charakteristischen Färbungen: sie heißen **Witbois** und **Zwartbois** - weiße und schwarze Männer.

Die Nama zeigen eine Zivilisationsstufe etwas höheren Grades als die von den Buschmännern eingenommene: sie sind zum größten Teil seßhaft und betreiben Kleinviehzucht. Diese Tatsachen hindern sie jedoch keineswegs daran, für den Weißen unter Umständen sehr viel unangenehmer zu sein als die Waldgeschöpfe: sie sind ausgesprochen kriegerisch, hinterlistig, grausam und von nicht geringer Intelligenz. Die bereits erwähnten Kämpfe gegen Witboi 1893 und in den Naukluftbergen 1894, vor allem aber ihre Fortführung des Hereroaufstandes nach der Schlacht am **Waterberg** 1904 haben unseren Schutztruppen und den Farmern zur Genüge bewiesen, ein wie gefährlicher Gegner der Hottentotte ist. Natürlich stehen ihm die Naturkenntnisse des "Wilden" auch in hervorragendem Maße zur Verfügung; in Verbindung mit der europäischen "Zivilisation", das heißt also in diesem Falle mit guten Gewehren und großer Schießfertigkeit, wurde ihre Busch-, Steppen- und Gebirgspraxis zur schwersten Gefahr für Soldaten und Kolonisten. Auch ihnen fehlt der groteske Zug nicht: sie leiden in hohem Maße an dem kindlich-kindischen Nachäffungstrieb, der manche Negerstämme erfüllt, und kommen sich in abgelegten Uniformröcken oder anderen unpassenden und nichtsitzenden europäischen Bekleidungsstücken ungemein prächtig vor. Da die Hottentotten über die ganze Kolonie verteilt waren und mit den Ansiedlern in engeren Beziehungen standen, legten im Bestreben nach "Zivilisierung" vor allem die Frauen den größten Wert auf europäische Tracht; nur der Turban als Kopfbedeckung und Laststütze sowie die selbstgefertigten Bastschuhe waren von der alten Tracht übriggeblieben. Besonders in der Viehwirtschaft sind die Hottentottenfrauen dem Ansiedler brauchbare Helfer.

Die Sprache der Hottentotten, der "Stotterer", wie sie von den Holländern genannt wurden, ist dem Idiom der Buschmänner verwandt; außer dieser hat sich eine Art von holländischem Dialekt unter

ihnen verbreitet, so daß es einem Niederdeutschen bald gelingt, sich mit ihnen zu verständigen - auch dies zeigt ihre geistige Überlegenheit den Buschleuten gegenüber. Der ehemalige Missionar Theophilus **Hahn** hat wesentlich zur Erforschung der Hottentottensprache beigetragen.

Die Hottentotten bereiten sich ihre Nahrung stets zu; auch Früchte werden merkwürdigerweise immer erst etwas angekocht oder gebraten; wenn auch die Reinlichkeit beim Kochen nicht gerade hohen Ansprüchen gewachsen ist, steht sie doch auf einer höheren Stufe als bei den Buschmännern, von denen Hauptmann **Schmitt** erzählt:

> "Wir sind nicht kleinlich und überlassen den Buschleuten gern Stücke des Wildbrets (gelegentlich einer Jagd in der Kalahari), die unsern Gaumen nicht reizen. Der Aufbruch liefert dem Buschmann besondere Leckerbissen. Der Dickdarm ist sein Lieblingsgericht, das an erster Stelle vertilgt wird. Er wird flüchtig mit der Hand gereinigt, mit Blutgerinnsel und Fett gefüllt und in die Asche gelegt. Auf besondere Zubereitung, auf Beigabe von Salz und Pfeffer, legt der Buschmann keinen Wert. Alles, was wir ihm übrig lassen, Rippenstücke, Magen, Herz, Lunge, Kopf, wird vom Buschmann in der Asche geröstet und dann unter Schmatzen verschlungen. Auf den Gebrauch der Gabel verzichtet er; ist das Fleisch noch so groß, so führt er es trotzdem mit beiden Händen zum Mund, packt mit den Zähnen einen möglichst großen Happen und säbelt mit dem Messer den übrigbleibenden Teil ab. Nicht selten kommt es vor, daß der eingeschrumpfte Leib des Buschmanns bei einem solchen Schlemmermahl sich immer mehr rundet und schließlich zu einem richtigen Buschmanns-»Penz« anschwillt. Alles bis auf den letzten Rest aufzuessen, ist für den Buschmann Ehrensache. Wo Buschleute tafeln, bleibt für Aasgeier, Schakale und Hyänen nur das Nachsehen..."

In einigen etwas fragwürdigen europäischen Gepflogenheiten sind die Hottentotten schnell Meister geworden. Ihre heitere und leichtsinnige Veranlagung ließ sie nicht eben selten zur Schnapsflasche greifen.

Übrigens sind sie, vielleicht auch ein Ausdruck ihrer inneren Beschwingtheit, ziemlich musikalisch; sie besitzen ein Gom-Gom oder Gora genanntes Saiteninstrument sowie eine Art Trommel, die aus einem irdenen, mit einem Schaffell überzogenen Topfe besteht.

Die Europäisierung und Christianisierung der Hottentotten hat manche der alten Volksbräuche ganz oder so gut wie ganz beseitigt; ursprünglich herrschte z. B. Polygamie unter ihnen, obgleich hier wie auch anderswo das Geld in dieser Frage seine Rolle spielte und nur der reiche Viehbesitzer sich den Luxus mehrerer Frauen leisten konnte. Seltsam und von alter Magie bestimmt waren die Gebräuche bei Todesfällen: Man bestrich die Leiche mit Bocksblut, band sie mit Stricken in Hockstellung zusammen und nähte sie vor der Beerdigung in Matten und Felle ein. Der Tote durfte, um die Rückkehr seines Geistes zu verhindern, nicht durch die Tür hinausgetragen werden, sondern mußte die Behausung durch eine der Tür gegenüberliegenden Öffnung verlassen. "Besonders eigentümlich", sagt **Karl Heßler**, "ist das Grab eingerichtet. Nachdem ein Grab, das etwa dem unsrigen gleicht, hergestellt ist, bringt man noch an der einen Längsseite eine Nische an. In diese legt man den Toten, verschließt die Öffnung durch Steinplatten und Stäbe, wirft die ausgegrabene Erde wieder in das Grab und bedeckt dasselbe mit einem Steinhügel, um auf diese Weise die Leiche vor den Hyänen zu schützen. Da die Herstellung eines solchen Grabes wegen der unvollkommenen Werkzeuge außerordentliche Schwierigkeiten verursacht, wird die Leiche zuweilen in Höhlen und Felsen beigesetzt."

Aber diese romantisch-zaubereihaften Gebräuche haben sich wohl heute fast ganz verloren - ebenso wie die ursprüngliche Bewaffnung mit Wurfspieß, Wurfstock (Kirri), Pfeil und Bogen - die Geschosse waren vergiftet - sich schon vor dem letzten Aufstande in gute moderne Gewehre

verwandelt hatte - sehr zum Schaden unserer Schutztruppe. Die Nama haben ein nicht geringes Geschick, sich der europäischen Technik anzupassen; so wird berichtet, daß die Telephonvermittlungsstelle in Keetmanshoop mit zwei Hottentotten besetzt war, die ihren Dienst mit bestem Gelingen versahen.

Ganz verschieden von den Hottentotten sind die **Damara**, ein den Bantunegern verwandter Stamm von sehr dunkler, fast schwarzer Hautfarbe. Sie sind bescheidene, dienstwillige Leute, denen ihr Gebiet nordwestlich des Erongogebirges ungeschmälert belassen worden war, da sie der deutschen Schutzherrschaft niemals Schwierigkeiten gemacht haben. Sie erfreuten sich wegen ihres unkriegerischen Wesens niemals besonderer Wertschätzung bei den anderen Eingeborenen, wie schon ihr Name zeigt, der ihnen von den Nama verliehen worden ist: Damara, ursprünglich Daman, bedeutet Schmutzmenschen, und die Hereros sagten *"Ovosorotua"* zu ihnen - schwarze Rechtlose. Sie treiben Kleinviehzucht und Ackerbau, leben in behaglicher Einfachheit im allgemeinen vegetarisch und sind gegen die Unbilden des Lebens und des Klimas ziemlich unempfindlich. Unseren Schutztruppen haben sie gute Dienste geleistet, solange keine Gefahr drohte. Mut ist nicht ihre stärkste Seite, und eine Giftschlange ließ, wie der bereits zitierte Major Rothmaler erzählt, das Gesicht eines bei der Landvermessung als Träger beschäftigten Damara "zunächst aschgrau werden, was dem Bleichwerden des Weißen entspricht; dann drückte er sich sofort aus der Nähe dieses gefährlichen Reptils".

Das Herrenvolk unter den Eingeborenenstämmen Südwestafrikas aber sind die **Hereros**, die alle anderen Farbigen mit großer Verachtung betrachten und auch dem Weißen gegenüber nie ihren Stolz verloren. Sie kämpften im Jahre 1904 ihren Freiheitskampf gegen uns; die Ritterlichkeit verlangt anzuerkennen, daß sie - was wir gerade jetzt sehr gut zu verstehen imstande sind - von ihrem Standpunkt im Rechte waren und mehr als tapfere Gegner gewesen sind. Sie empfanden ihre Niederlage denn auch tief. Ihre Frauen legten, nachdem das Volk seine Selbständigkeit verloren hatte, ihre alte Kopfbedeckung, den Dreispitz, einen helmartigen Kopfputz aus Lederlappen, ab - ein Zug, der fast an die Haltung von Frauen in der griechischen Kunst gemahnt. Die Hereros sind von schlankem, hohem Wuchs und besitzen somit das Merkmal ihres Stammes, der **Bantuneger**, denen wir auch in Ostafrika begegnen werden. Sie sind vor nicht allzulanger Zeit nach Südwestafrika eingewandert und haben ihr Gebiet von den Hottentotten erobert, das ihnen, wie wir sahen, nach dem Aufstand genommen wurde...

Wir brauchen nicht sentimental zu sein, im Gegenteil, wir sehen die Notwendigkeit sicheren und ausgedehnten Kolonialbesitzes für unser Volk klar vor uns; aber dennoch können wir die Tragik wohl empfinden, die über einem unerschrockenen Volke liegt...

Ein Schicksal bricht über seine Angehörigen herein, das sie nicht verstehen, eine dämonische Welt wird gegen sie losgelassen, von der sie nichts wissen, Menschen sind stärker als sie, die ihnen in allen Fragen der Naturverbundenheit nicht gewachsen scheinen... Die Magie des Wissens gegen den Zauber des Instinktes: es ist keine Frage, wer da unterliegen muß.

Die Hereros glauben - oder glaubten - an einen wunderlichen Mythos, der ihre Abstammung nicht vom Menschen oder einem höheren, göttlichen Wesen, sondern von einem Baume herleitet: dem Ahnenbaum Omomborombonga... Vielleicht liegt hier nur ein Ausdruck des tiefsten Zusammenhanges mit der lebendigen Natur vor, denn nur das versteht sich, was vom gleichen Stamme ist: Baum und Mensch, die Göttlichkeit in beiden ist dieselbe. Auch bei den Hereros stirbt alter Glaube, sterben alte Sitten, wie das Abfeilen der Vorderzähne, immer mehr aus; vielleicht verliert sich auch ihre Tapferkeit und mit ihr eine plötzlich hervorbrechende, hemmungslose Roheit.

Ihre Sprache ist klangvoll und vokalreich, wie der Name ihres Ahnenbaumes zeigt; sie stehen auf der wiederum nächsthöheren Zivilisationsstufe der viehzüchtenden Menschheit mit festen

Wohnsitzen. Ihr größter Stolz vor dem Aufstand waren die Herden mächtiger, breitgestirnter Rinder, in denen ihr Reichtum, ihre Macht sich verkörperten; als sie nach dem Kriege heimat- und besitzlos geworden waren, dienten sie den sich neu ansiedelnden Farmern als unentbehrliche Hilfskräfte - so konnten sie wenigsten ihrer Passion für Rinderzucht und Ringerpflege nachgehen... Etwa wie ein verarmter Herrenreiter sich als Stallmeister verdingt, nur um nicht für immer vom Sattel zu müssen. Die Liebe der Hereros zu ihren Tieren war so groß, daß sie selbst in der dürren Zeit, wenn Mangel an Früchten und an Milch herrscht, lieber hungerten als ein Rind schlachteten... Die "Kreatur" stand ihnen näher als der Mensch; wir finden diese Auffassung gerade bei sehr naturverbundenen Völkern nicht eben selten.

Ihre alte Kleidung aus Schaf- und Ziegenfellen haben die Hereros längst aufgegeben und europäische Tracht angelegt, die ihre wunderschönen Gestalten nur allzuoft zur Karikatur werden läßt. Aber es fehlt bei ihnen vollständig jenes äffische Element, das, wie wir auch bei den Hottentotten sahen, so oft dem Neger anhaftet, wenn er den Europäer spielt. In der Schutztruppe hießen vor dem Kriege die europäisierten Eingeborenen "Hosennigger" oder "Stadtfräcke".

Solche gab es jedenfalls bis nach dem Kriege unter den etwa 100 000 **Ovambo**, die den nördlichsten Teil des Schutzgebietes bis zur Grenze von Portugiesisch-Angola bewohnen, nicht. Die deutsche Kolonialverwaltung vermied es, "durch starken Verkehr von Weißen Unruhe in dieses Land hineinzutragen, das sich seine echte Eingeborenenursprünglichkeit noch bis zum Ausbruch des Weltkrieges bewahrt hat". Die Ovambo sind durch die Zugehörigkeit zum Bantustamm mit den Hereros verwandt, wie auch ihre Sprache zeigt, die eine Dialektart des Herero-Idioms darstellt. Aber die Ovambo haben in langer Seßhaftigkeit eine noch höhere Zivilisationsstufe erklommen als ihre Vettern. Sie treiben neben der Viehzucht auch Ackerbau; eine Beschäftigung, die durch das fruchtfördernde tropische Klima ihres Landes in jeder Weise unterstützt wird. Sie ziehen als Hauptprodukte zwei Hirsearten, außerdem aber Erbsen, Bohnen, Mais, Weizen, Kürbisse, Wassermelonen und Tabak, der ihnen sehr wichtig ist; denn nach jeder Mahlzeit wird geraucht. Ihre kleinen Hütten erheben sich auf Lehmsockeln, die Getreidespeicher sind aus Ton und ebenso wie die Häuser mit Binsen gedeckt. Sie salzen ihre Speisen, was die anderen vor ihrer Europäisierung nicht taten. Als Bantuabkömmlinge sind sie kriegerisch und trugen schon vor dem Kriege mit Vorliebe Gewehre - allerdings damals noch sehr ungefährliche uralte Donnerbüchsen mit niemals passender Munition. Ohne Zweifel wird dieser Mangel in der letzten Zeit auf das beste und wirksamste durch Lieferung guter und moderner Waffen mit den nötigen Instruktionen behoben worden sein.

Zum Verständnis der **Ovambo**, besonders des großen Stammes der Ovahuanjama und seiner Sprache, hat **H. Tönjes** durch sein Buch *Ovamboland* und sein *Lehrbuch* und *Wörterbuch der Ovambosprache* wesentlich beigetragen.

Nach seinen Schilderungen sind die Bewohner des Ovambolandes ein fleißiges, arbeitsames Volk. Um in den Besitz wenigstens einer kleinen Herde zu gelangen, scheuen sie keine noch so große Arbeit und Mühe. Die Pflege des Viehes wie auch die Bearbeitung der Äcker erfordern große Anstrengungen. - Seit 50 Jahren und noch länger zogen und ziehen noch alljährlich tausende junge Leute nach dem Süden, um dort Arbeit und Verdienst zu finden. Dort sind sie von den Deutschen als Arbeiter sehr geschätzt.

In dem Volk der Ovambo findet sich, vielleicht bedingt durch ihre Gebundenheit an heidnischen Kult und Zauberei, viel Grausamkeit. Ein böses Wort ist oft der Anlaß zu blutigsten Schlägereien. In ihrer Aufregung sind sich die Leute kaum ihrer Taten und deren Folgen bewußt.

In dem Buch *Ovamboland* berichtet **Tönjes**:

"Auf unserer Station befanden sich unter der besonderen Obhut meiner Frau eine Anzahl junger Mädchen. Der Onkel eines derselben wohnte in unserer Nähe und suchte dieses zu überreden, nachts mit einer Kameradin heimlich die Station zu verlassen, um ihm bei den Feldarbeiten zu helfen. Am nächsten Morgen waren die beiden dann auch wirklich ausgerückt. Sie waren schon längere Zeit bei uns und, über den Grund ihres Verschwindens benachrichtigt, hielt ich es für geboten, sie zurückzuholen.

Ich ritt persönlich zu dem betreffenden Mann und traf ihn auch an. Auf meine Frage nach dem Grunde seines Verhaltens gab er ausweichende Antworten, um bald darauf plötzlich zu verschwinden. Mit den beiden Mädchen versteckte er sich in einem der nächsten Gehöfte. Bald war dieses mit Hilfe meiner Begleiter entdeckt und auch die beiden Flüchtlinge gefunden.

Darob geriet nun der betreffende Mann in furchtbare Aufregung. Wütend wie ein Löwe, dem sein Raub entrissen, kam er aus dem Gehöft, welches ich gerade betreten hatte, heraus, und wir zwei stießen in einem engen, mit hohen Palisaden eingefaßten Gang zusammen. Sobald er mich erblickte, ergriff er Bogen und Pfeil und legte, fünf Schritte vor mir stehend, auf mich an, vor Aufregung am ganzen Körper zitternd. Ruhig schaute ich ihn an und sagte: »Bedenke, was du jetzt tun willst«, ihn keinen Moment aus den Augen lassend. Endlich ließ er seinen Bogen sinken und durchbrach, um ins Freie zu gelangen, die eine Palisadenwand. Nach einigen Tagen kam er auf meine Station und bat demütig um Verzeihung."

In der Regel suchen aber die Ovambo, besonders im Umgang mit den Weißen, die Ruhe zu bewahren. Der Weiße aber glaubt oft, dem Eingeborenen zu imponieren, wenn er möglichst laut schreit und poltert, und - erreicht das gerade Gegenteil.

"Ich habe immer wieder gestaunt über die Ruhe, die auch bei allerernstesten Gerichtsverhandlungen bewahrt wurde. Sie haben ein von Geschlecht zu Geschlecht überliefertes Recht von großer Feinheit der Unterscheidung und tiefem Sinn für Gerechtigkeit.

Die Aufnahmefähigkeit der Ovambo für das Gute unserer abendländischen Kultur ist überraschend groß. In der Schule hatte ich reichlich Gelegenheit zu beobachten, wie viele meiner schwarzen Schüler, was Intelligenz anbelangt, kaum hinter einer großen Schar ihrer Kameraden in Europa zurückstehen dürften. Eine Menge Kinder, Knaben und Mädchen, habe ich unterrichtet, die spielend in kurzer Zeit die Kunst des Lesens lernten, obwohl sie früher nie einen Buchstaben gesehen hatten. Einer der ersten Minister des Häuptlings, der mich sehr oft besuchte, war so hingerissen von dem »Zauber«, der in allem Geschriebenem und Gedrucktem verborgen ist, daß er in seinem Alter - er war über 60 Jahre - ohne große Schwierigkeiten noch die Kunst des Lesens lernte." (Tönjes.)

Die Ovambo gehören, wie ihre südlichen Nachbarn, die Ovaherero, zu der großen Familie der Bantu. Aber sie haben in langer Seßhaftigkeit eine noch höhere Zivilisationsstufe erklommen als diese. Sie sind Ackerbauer und Viehzüchter. In ihren Feldern ziehen sie als Hauptprodukte zwei Hirsearten, außerdem noch Bohnen, Kürbisse und eine Art Erdnüsse. Viele befassen sich auch mit dem Anbau des sehr geschätzten Tabaks. (Der Name Ovambo ist wahrscheinlich zu übersetzen mit "Bewohner von Gehöften". *Ovaneumbo* = die [also Menschen] mit *eumbo* = Gehöft.)

Je reicher und angesehener ein Ovambo ist, um so größer seine Wohnstätte. Diese liegt in der Regel am Eingang, zuweilen auch in der Mitte des Ackers. Die Wohnstätten werden beinahe kreisrund angelegt und sind eingefriedigt mit Palisaden oder starkem Dorngestrüpp. Das Innere ist in die benötigten Räume: Wohnraum, Schlafräume, Küche, Scheune, Oschini (Stelle, wo sich die zum

Mehlstampfen benötigten Mörser befinden) und Kräle für das Vieh eingeteilt.

An der Spitze eines jeden Stammes steht, mit unbeschränkter Gewalt ausgerüstet, der Häuptling, König (Ohamba), umgeben von der Schar seiner Minister, Richter und Großleute. Das Stammesgebiet ist in Bezirke eingeteilt. Der Bezirksvorsteher hat für Ruhe und Ordnung zu sorgen und ist für die Durchführung königlicher Verordnungen in seinem Bezirk verantwortlich.

Religiöser Aberglaube, nach dem auch ein noch so natürlicher Tod auf bösen Zauber zurückzuführen ist, wo in jedem Fall der Schuldige gesuchte werden muß und für seinen Tod mit dem eigenen Leben zu büßen hat, sowie häufige kriegerische Unruhen haben die zahlreiche Bevölkerung immer wieder stark verringert. Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile - letztere häufig mit vergifteter Spitze -, Speere, Dolche, Keulen. Moderne Schußwaffen waren und sind - jedenfalls auch heute noch - in allen Stämmen in nicht geringer Anzahl vorhanden.

In der Holzschneidekunst und im Flechten von Körben und Tellern aus starken Palmenblättern sind viele wahre Meister. Das für ihre Waffen und Werkzeuge benötigte Eisen holen sie sich aus im Nordosten des Stammesgebietes gelegenen Gruben, wo die Erze gleich an Ort und Stelle durch eigens dazu hergerichtete Öfen geschmolzen werden müssen. Das reiche Vorkommen von Kupfer bei Tsumeb haben die Ovambo schon vor hunderten von Jahren gekannt. Hier holten sie das für ihre Handelsgegenstände benötigte Kupfer.

Eine Ausnahmestellung unter den Eingeborenen nahmen die **Bastards** ein - nicht die zufälligen Produkte vorübergehender Vereinigungen von Weiß und Schwarz, die häufig die schlechten Eigenschaften beider Stammrassen in sich vereinten, sondern der **Stamm** der Bastards, der vor mehr als 100 Jahren durch Vereinigung von Buren und Hottentotten entstanden, zu einem Volk geworden ist und eine selbständige Rasse bildet. Sie wurden von der deutschen Verwaltung besonders gut behandelt. Ihr Gebiet in der Gegend von Rehoboth bestand aus dem fruchtbarsten Weideland des ganzen Schutzgebietes und war durch besondere Maßnahmen geschützt; z. B. durfte kein Farmer hier Land erwerben. Stets waren die Bastards der deutschen Regierung freundlich und beteiligten sich an keinem Aufstand; während des großen Aufstandes nahm sogar eine Bastard-Kompanie auf seiten der Weißen am Kampf gegen die Farbigen teil...

Vielleicht hätte diese ein wenig **zu** große Loyalität doch die Deutschen stutzig machen sollen, die stets **jede Rassenmischung aufs schärfste bekämpft** haben - so sehr sie auch eine den Eingeborenen gerecht werdende Behandlung durchzuführen suchten. Die Bastards lohnten es den Deutschen schlecht; sie kehrten sich während des Weltkrieges als einziger Eingeborenenstamm, von den Engländern verhetzt und gekauft, gegen die Deutschen, und zwar zeigten sie sich von einer Grausamkeit gegen die weißen Farmer und deren Familien, die früher von den Hereros und Hottentotten auch nicht übertroffen worden war. Die Bastards erhoben sich, als die südafrikanischen Unionstruppen unter Führung des uns aus dem Burenkriege bekannten General **Botha** sich anschickten, das Schutzgebiet mit ungeheurer Übermacht zu besetzen. Die Bastards wurden trotzdem von unseren Schutztruppen in einigen Gefechten erledigt.

Die Bastards leben auf einer verhältnismäßig hohen Stufe der Zivilisation. Außer Garten- und Ackerbau beschäftigen sie sich fast ausschließlich mit Vieh-, vor allem mit Pferdezucht, und produzierten ein kleines, aber hartes und bedürfnisloses Pferd, das der Schutztruppe gute Dienste geleistet hat. Es ist mit dem auf dem östlichen Schauplatz des Weltkrieges berühmt gewordenen "Panjepferd", dem struppigen, ausdauernden polnischen Gaul zu vergleichen.

Das Volk der Bastards hat nach dem Kriege eine bedeutsame Veränderung erfahren: Unter der deutschen Herrschaft war der Schnapsverkauf verboten, die Mandatsherren haben ihn zugelassen. Viele Bastards, die früher wohlhabend waren, sind infolge ihrer bereitwillig unterstützten

Trunksucht verarmt; ihr Vermögen und ihr Land gehören den neuen Herren... **"Dem Deutschen Reiche aber"**, sagt Major **Rothmaler** sehr richtig, **"glaubten unsere Feinde, die Ausbildung und Erziehung der Bevölkerung nicht mehr anvertrauen zu dürfen! Wahrheit und Dichtung!"**

> "Von den Hottentotten leben noch heute drei Gruppen in Reservaten in ihren alten Organisationen, ebenso die Ovambo, ein Teil der Klippkaffern und die Bastards. Der Rest ist zumeist als Hauspersonal, Farmarbeiter oder Hirten im Dienst der weißen Siedler. Der Rassenstolz der Engländer, außerdem die Heimattreue der deutschen Siedler lassen in Zukunft eine Vermischung mit den zurückgedrängten Resten der wenig geachteten Urbevölkerung unwahrscheinlich sein. Die weiße Bevölkerung zeigt ein beständiges erfreuliches Wachstum, wie es dem Charakter einer Siedlungskolonie entspricht, und langsam nahm der Hundertsatz der weiblichen Bewohner zu. Allerdings brachten die langen Aufstandjahre einen schweren Rückschlag." (Schnee.)

Die Erschließung des Landes

Es klingt sehr einfach, wenn wir sagen, daß ein Land durch Verkehrsmittel erschlossen wird - die Frage bleibt offen, wie denn diese Verkehrsmittel transportiert werden sollen. Die meisten Europäer sind stets, sei es zu Fuß oder zu Wagen, an die gebahnte Straße gewöhnt - die wenigsten kennen aus Manöver oder Krieg, von Geländeritten oder Jagden hinter den Hunden das wunderbare Gefühl des nicht an den gebahnten Weg Gebundenseins. Gerät der Durchschnittseuropäer aber einmal vom Wege ab, so ist er in den meisten Fällen verraten und verkauft.

Südwestafrika war ein **Land ohne Wege**; nur die "Pad" existierte - das heißt die Strecke, auf der einmal ein Wagen gefahren war und tiefe Spuren hinterlassen hatte. Die nächsten folgen ungefähr den Gleisen und markierten so ein immer breiter werdendes Fahrband mit jähen Rillen. Während des Krieges gab es in Polen und Rußland Sandwege, die an die Pad erinnerten; alle, die auf ihnen weiterkommen mußten, können ein Lied von ihrer Beschaffenheit singen. Das Transportmittel auf der Pad war der schwere, mit zwanzig und mehr Ochsen bespannte Wagen - sein Tempo können wir uns vergegenwärtigen, wenn wir bedenken, daß die Reise von Swakopmund nach Windhuk, etwa 300 km, drei Wochen dauerte: 100 km pro Woche, 14 km am Tage - nervöse Menschen können bei dem Gedanken allein ungeduldig werden!

Zum Verkehr gehört aber auch die **Nachrichtenübermittlung**. Drahtlose Telegraphie existierte noch nicht, der wie immer kurzsichtige, koloniefeindliche und einseitige Reichstag bewilligte keine Mittel - so blieb der kleinen, viel zu kleinen Schutztruppe die Aufgabe, in jeder Weise für die Anlage von "Verkehrsmitteln" zu sorgen. Die Nachrichtenübermittlung machte zunächst die geringste Mühe: Die Kavalleristen waren großenteils auf der Telegraphenschule gewesen und am Heliographen ausgebildet. Die mit geringen Unterbrechungen scheinende Sonne erleichterte es den einzelnen Stationen, mit ihren Sonnenspiegeln, die sie auf hohen Bergkuppen aufgestellt hatten, eine am Tage selten unterbrochene Verbindung herzustellen.

Außerdem aber besserten sie die Wege, sprengten hindernde Felsen und, das wichtigste von allem, sie erschlossen neue **Wasserstellen**, die dem reisenden Händler die Gewißheit geben sollten, am Ende der Tagesleistung mit Bestimmtheit Wasser zu finden. Bisher waren oft Wasserstellen, die bis vor kurzer Zeit bestanden hatten, versiegt, wenn der Wagen wiederkam... Dann blieben die Tiere ohne Tränkung und fraßen vor Durst nichts; blieb dann aber auch am nächsten Tage das Wasser aus, so gingen die Zugtiere ein, und die Fahrt nahm ein trauriges Ende oder brachte zum mindesten dem Unternehmer schwere Verluste. Die Karten des Landes waren höchst ungenau, so daß gerade im wichtigsten Punkte, der Wasserversorgung, kein Verlaß auf sie war und sie mehr Unheil als Gutes

stifteten. Die vorgebildeten Offiziere der Schutztruppe fertigten neues und sicheres Kartenmaterial an, und auch die Unteroffiziere und Mannschaften skizzierten auf Patrouillenritten das Gelände und trugen zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse bei.

So entwickelten sich zwei Hauptwege, die von der Küste ins Innere führten: einer im mittleren Teil der Kolonie von **Swakopmund nach Windhuk** und einer im Süden des Landes von **Lüderitzbucht nach Keetmanshoop** - die Ausgangspunkte waren durch die beiden einzigen Landungsstellen am Ufer des Schutzgebietes gegeben. Aber die Schwierigkeiten des Verkehrs begannen schon auf dem Wasser. Wie wir schon gesehen haben, behindert die Ozeanbrandung, die bei auffrischendem Winde zu mächtig stürzenden Wasserbergen anschwillt, die Landung oder macht sie auch ganz unmöglich, so daß die Dampfer manchmal tagelang auf hoher See liegen mußten, ohne ihre Passagiere an Land setzen oder ihre Ladung löschen zu können. Die einzige Möglichkeit, etwas an den Strand zu bringen, bestand in der Beförderung mit Kähnen von drei Tonnen Fassungsvermögen; Kruneger, die in Liberia angeworben worden waren und von ihrer Heimat her mit dem Ausbooten in gefährlicher Brandung vertraut waren, führten die Kähne mit großer Geschicklichkeit durch die tosenden Wassermassen und setzen sie mit der auslaufenden Brandung hoch auf den Strand, wo ihnen die Flut nichts mehr anhaben konnte. Von solchem Ausbooten in krachenden Brechern liest es sich sehr behaglich; aber wenn man hört, welch Gekreisch und Gezeter sich etwa bei dem sehr harmlosen Ausbooten in Helgoland bei ein wenig bewegter See erheben, dann möchte man oft die ängstlichen Gemüter in ein afrikanisches Boot setzen und sehen, was für Gesichter sie mitten in der Brandung machen würden... Es ist im allgemeinen nicht viel beim Ausbooten passiert: nur, wenn gegen den Rat der Erfahrenen Neulinge bei hoher See auf der Landung bestanden, sind Menschen zugrunde gegangen. Es ist ohne weiteres klar, welches Hemmnis diese Zustände für die Erschließung der Kolonie bildeten, da die notwendigsten Materialien nur mit Mühe an Land gebracht werden konnten! Dazu war die Hilfe, die das Mutterland der neuen Erwerbung angedeihen ließ, kläglich. Zehn Jahre nach der Erwerbung Südwestafrikas bestand **eine einzige** Postagentur für das ganze Land in Windhuk; 1899 waren es dann glücklich 32 geworden. Ochsenwagen und Boten zu Fuß bildeten die einzigen Postbeförderungsmittel; ein Brief von Swakopmund nach Windhuk brauchte ebenso drei Wochen wie jeder andere Gegenstand, der ins Land gebracht wurde.

Ein Unglück mußte kommen, um die kolonialfremden Reichstagsabgeordneten, von denen kaum einer die Bedürfnisse einer jungen Kolonie richtig beurteilte, zu bestimmen, wenigstens einige spärliche Mittel zur Verfügung zu stellen. 1897 brach das große Viehsterben, die Rinderpest, über Südwest herein und vernichtete in kurzer Zeit ungeheuere Bestände an Wild und Haustieren. Die Zugochsen wurden rar, der schwerfällige Verkehr drohte ganz ins Stocken zu kommen. So wurde denn der an sich ganz unzureichende Beschluß gefaßt, eine Eisenbahn durch die Namib zu bauen, um die schlimmste Durststrecke zu überwinden. Im Herbst 1897 begann der Bahnbau, zunächst bis Jakalswater am Ostrand der Namib; als dies Ziel erreicht war, wurden weitere Mittel bewilligt, so daß in fünf - fünf!! - Jahren endlich die 300 km bis Windhuk als Staatsbahnstrecke ausgebaut waren.

Das klingt gut, wir denken an D-Züge, Schnellzugslokomotiven, Speisewagen... In Wirklichkeit sah die Swakopmund - Windhuk-Bahn anders aus. Da die erste Bedingung möglichste **Billigkeit** des Unternehmens war, mußte die Armee den Bau übernehmen, und zwar mit dem in Berliner Depots liegenden Feldbahnmaterial, Spurweite 60 cm - das immer nur als Behelf in Kriegszeiten angesehen worden war. Kein Mensch hätte daran denken sollen, eine ständige, zur Erschließung des Landes bestimmte Linie mit solchem Material zu bauen. Die Bahnen im englischen Südafrika hatten eine Spurweite von 1,067 m; allein die Erwägung, daß über kurz oder lang ein Anschluß an diese Linien notwendig sein könnte, hätte eine großzügigere Anlage vorsehen müssen, von Sachverständigen geplant und ausgeführt, die Landeskenntnis genug besaßen, um voreilige ungenügende Bauten zu verhindern, die sich in unruhigen Zeiten nicht bewähren konnten. Erst Dr. Stübel setzte seit 1900

den Bau von 1800 km Eisenbahn, darunter die 600 km lange Otawibahn, beim Reichstag durch.

Die Eisenbahnbrigade in Berlin kommandierte Offiziere und Mannschaften als Aufsichtspersonal nach Südwest ab; unter ihrer Leitung bauten schwarze Arbeiter die Strecke, für die natürlich ein ausgedehnteres Netz nicht in Aussicht genommen war. Da teure Brückenanlagen vermieden werden sollten, bekam die Bahn eine ungünstige Trasse, hatte Steigungen zu überwinden, die nur erklommen werden konnten, indem man den Zug teilte; der Wassermangel in der Namib kam hinzu, so daß nicht einmal die Leistungsfähigkeit dieser Kleinbahn mit ihren Wagen von fünf Tonnen Traglast voll ausgenützt werden konnte. Nach Vollendung der ganzen Strecke Swakopmund - Karibib - Windhuk, Entfernung 380 km, brauchte ein Zug zu ihrer Bewältigung drei Tage - immerhin gegen die drei Wochen der Ochsenkarren eine gewaltige Verbesserung. Gleichzeitig wurde eine Telegraphenlinie nach Windhuk angelegt, die mit den Heliographenstationen in Verbindung stand und an das englische Kabel angeschlossen wurde, so daß nun wenigstens die Kolonie mit der übrigen Welt in Verkehr treten konnte. Aber alles blieb unvollkommen, solange nicht die Landungsmöglichkeiten von Wind und Wellen unabhängig waren: es wurde also endlich der Bau einer Steinmole von 375 m Länge ausgeführt; ein nach Norden abbiegender Querarm bildete ein Hafenbecken, in dem Leichter von 30 Tonnen Tragkraft anzulegen und mittels Dampfkrähnen ihre Ladung direkt in die Feldbahnwagen zu löschen vermochten. Die Überseedampfer konnten nicht an die Mole herankommen.

Vielleicht wird die ungeheuerliche Kraft der an jenen Küsten herrschenden Brandung am besten klar, wenn wir erfahren, daß der Molenkopf des Querarmes schon nach wenigen Monaten von den Wellen entzweigeschlagen und vom Meere her so viel Sand angespült wurde, daß der Hafen bald unbrauchbar schien. 1905, gerade als während des Aufstandes die Mole dringend benötigt wurde, mußte sie außer Betrieb gesetzt werden.

Immerhin hatte bis zum Jahre 1904 die Kolonie trotz der geringen Förderung, die die Heimat bot, einen beträchtlichen Aufschwung genommen; es schien alles im besten Gedeihen, als der Hereroaufstand einsetzte, zunächst jahrelange Unsicherheit über das Land brachte und unendlich viel Geld und Menschenleben kostete. Die Kernfrage war der Erwerb von Land von den Eingeborenen zu Siedlungszwecken, der den Stammesgepflogenheiten der viehhaltenden, Wasserstellen benötigenden Hereros widersprach. In den ersten Januartagen 1904 brach der Aufstand der beunruhigten Häuptlinge, die sich wegen der Landverkäufe ihres trunksüchtigen Oberhäuptlings Samuel verschworen hatten, aus. Die kleine Schutztruppe von 800 Mann war den gut bewaffneten 10 000 Kriegern der Hereros und Hottentotten gegenüber zunächst machtlos; nun wurden immer neue Hilfskräfte aus Deutschland geholt, bis schließlich eine Armee von 10 000 Mann in Südwest versammelt war. Diese aber wollte versorgt sein; da die Nahrungsmittel, vor allem Fleisch, infolge des Viehsterbens der neunziger Jahre, nicht ausreichten, mußten auch diese eingeführt werden. Ebenso fehlte Gemüse, Brot und Heu für die Pferde - auch dieses mußte über See kommen. Ein ausgedehntes Nachschubwesen mußte eingerichtet werden, da nur **eine** Bahn, **ein** Telegraph zur Verfügung stand und die erforderlichen Transportmittel im Lande nicht aufzutreiben waren.

Die **Importzahlen** des Jahres 1906 geben uns ein anschauliches Bild von den Schwierigkeiten, mit denen die Kolonie infolge ganz ungenügender Voraussicht zu kämpfen hatte - aber sie zeigen uns auch, was die deutschen Truppen damals geleistet haben, in jenen Tagen der Gefahr, von denen heute nur wenige noch etwas wissen. Allein in Swakopmund wurden nach dem Bericht des Majors **Fahnert** außer Truppen 30 000 Stück Großvieh, 8000 Stück Kleinvieh und 200 000 Tonnen Güter gelandet.

Kurz vor dem Aufstand war von privater Seite ein **zweiter Bahnbau** begonnen worden, welcher dem Abbau der **Otavi**kupferminen dienen sollte. Auch diese von der damals bekannten Baufirma

Koppel angelegte Strecke wurde in 60 cm-Spurweite, aber schwererem Material ausgeführt, so daß die Wagen und Maschinen der Otavibahn auf der Staatsstrecke nicht zu brauchen waren - es muß nur alles möglichst praktisch eingerichtet werden! Ein ziemlich groteskes Bild ergab sich, da die neue Bahn 200 km, bis Karibib, der Staatsbahn parallel lief; da aber ihre Linie durch bequemeres Gelände führte, konnte sie mehr als diese leisten und ist dann auch, von italienischen Arbeitern während des Aufstandes fertig gebaut, von großem Nutzen gewesen. Später wurden beide Strecken bei Karibib miteinander verbunden; ein Auswechseln des Materials aber blieb unmöglich. Die ganze Länge der Minenbahn betrug 567 km.

Nach wie vor blieb die Vorbedingung für den Verkehr im Innern die Verbesserung der Landungsmöglichkeiten.

> "Diese bedurften", berichtet Major Fahnert, "bei dem allmählichen Versanden der Mole einer gründlichen Korrektur. Zunächst wurde das Landewesen am Strande verbessert durch Bau von Tonnenflößen. Tiere und Fahrzeuge wurden von Bord auf sie niedergelassen; Dampfwinden zogen die Flöße an Land. Den Hauptfortschritt aber brachte der von der Eisenbahntruppe unter Führung des Hauptmanns **Bauer** erbaute hölzerne Pier von 9,25 m Breite und 325 m Länge, auf dem Dampfkräne bis zu drei Tonnen Hebekraft standen. Die Jahresleistung des Piers betrug 1906 über 200 000 Tonnen. Er war also imstande, das zu leisten, was an Mole und Strand bisher gemeinsam gelöscht worden war. Seine Vollendung war eine Glanzleistung für die Eisenbahntruppe, deren Angehörige unter unsäglichen Mühen dieses Werk vollendeten. Wie oft wurden sie bei Tag- und Nachtarbeit vollkommen von dem eiskalten Wasser der dortigen Meeresströmung durchnäßt, wenn sie, an den Pfählen der Brücke sich festhaltend, die Brandungswellen über sich ergehen lassen mußten! Manche Todesopfer zeugen von ihrem Mute!"

Da die Strömung unter der Brücke durchfluten konnte, war ein Versanden ausgeschlossen; aber ein anderer Übelstand machte sich sehr störend bemerkbar: das Holz wurde vom Bohrwurm angegriffen und so brüchig, daß ein unaufhörliches Auswechseln der Stützen und Träger notwendig wurde. Erst im Jahre 1912 ist der hölzerne durch einen eisernen Pier ersetzt worden.

Im Süden lagen die Verhältnisse noch viel mehr im argen, als in der Swakopmunder Gegend; bis zum Aufstand war so gut wie nichts zu seiner Erschließung geschehen. Gewiß war die Situation schwierig, da Lüderitzbucht kein Wasser hatte, der dem Innern vorgelagerte Dünengürtel von beträchtlicher Breite und das Hinterland wasser- und vegetationsarm war. Nun aber griff der Hottentottenaufstand nach dem Namaland über; es blieb nichts anderes übrig, als "das Zentrum des Südens", Keetmanshoop, zum Hauptetappenort des Feldzuges zu machen und dementsprechend zu versorgen - aber wie sollte das geschehen? Über Windhuk? 550 km waren zu überwinden, und die Staatsbahnzüge schon so überlastet. Es blieb aber schließlich, im Jahre 1906, nichts anderes übrig, als die Natur selbst sich feindlich zeigte: die Regenzeit um die Wende 1905/06 war ausgeblieben und der "Baiweg", die von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop führende Straße, weidelos... Nun mußte alles den weiten Umweg über Windhuk machen. Damals wurden allein zum Nachschub von Windhuk nach Keetmanshoop militärische Kolonnen von 1600 Köpfen mit rund 11 000 Tieren, Ochsen, Maultieren, Eseln eingesetzt. Das reichte für die Verpflegungsstärke einer Truppe von 2300 Mann. Es waren aber im ganzen zu versorgen 5000 Mann und 6000 Tiere, außer der Zivilbevölkerung. (Fahnert.)

Natürlich war dies ein unhaltbarer Zustand, der den Erfolg der Waffen zunichte machen konnte; also mußte die nördliche Etappenstraße entlastet werden. Dazu war es nötig, die Landungsverhältnisse in Lüderitzbucht zu verbessern, dort Wasser zu schaffen und den Weg nach Keetmanshoop durch Wasserstellen und Ausbau zu sichern. Alles fiel wiederum der Eisenbahntruppe zu, die in Südwest geradezu Unvorstellbares geleistet hat. Es wurden zunächst in

Lüderitzbucht zwei Landungsbrücken von 85 und 125 m Länge gebaut; ein Seewasserkondensator wurde beschafft, der den Ort wenigstens von den aus Kapstadt kommenden Wasserdampfern unabhängig machen sollte. So konnte das ankommende Vieh getränkt werden, ehe es auf den Marsch nach dem Innern geschickt wurde, auf den berüchtigten Baiweg, der trotz Wegebesserung und Wasserstellen zum Todesweg für Tausende und aber Tausende von Tieren werden sollte. Die Entfernung von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop beträgt 250 km; 2500 Mann mit 11 000 Tieren wurden auf dieser Strecke eingesetzt. "Jeder Afrikaner wird sich nur noch mit Ekel jenes Weges entsinnen; man konnte ihn den Todesweg der vor Hunger und Durst erschöpften Tiere nennen. Es war so, daß man ihn in der Dunkelheit nach dem Geruch der verwesenden Kadaver finden konnte. Besondere Patrouillen gingen, um die Überreste der Tiere beiseite zu räumen und zu verbrennen, da die Aasgeier mit dieser Masse nicht fertig werden konnten..."

Als der Aufstand niedergeschlagen war, Weihnachten 1906, war die endlich im August des Jahres genehmigte Bahn bis **Aus**, der ersten, 125 km von Lüderitzbucht entfernten Wasserstation in Kapspurbreite (1,067 m) fertig.

Der Reichstag bewilligte den durch den Aufstand geschädigten Ansiedlern 2 Mill. Mark, was dem verstörten Lande wieder Mut zusprach. Stübels Nachfolger Dernburg brachte eine neue koloniale Eisenbahnvorlage durch, die ein umfangreicheres Schienennetz sicherstellte. Diamantenfunde hoben die Stimmung in der Heimat und führten zu lebhaftem Aufschwung in Südwest.

Nun, nachdem die Kämpfe im großen und ganzen beendigt waren, ging die Erschließung des Landes durch das Militär schnell vonstatten. Telegraphenlinien wurden ausgebaut, Funkstationen kamen ins Land, Wege wurden gebaut, Brunnen und Staudämme angelegt; auch Privatunternehmungen beteiligten sich an den Brunnenbohrungen. Eine Feldmessungsabteilung des Großen Generalstabes verfertigte endlich genaue Karten, so daß nun dem Reisenden und seinen Tieren nicht mehr täglich der Verdurstungstod drohte.

Nun wurde auch, nachdem man sich in der Heimat davon überzeugt hatte, daß Südwest ertragreich für Deutschland gestaltet werden könne, auch das Bahnwesen in Ordnung gebracht und vereinheitlicht - nachdem drei Linien zunächst in drei verschiedenen Spurweiten bzw. Tragfähigkeiten angelegt worden waren. Bis zum Jahre 1912 wurde der Bau der Verbindungsbahn Windhuk - Keetmanshoop von der Eisenbahntruppe durchgeführt - eine schwierige Strecke, die bis zu einer Höhe von 1923 m in einer Steigung von 28% hinaufführt; die Strecke Aus - Keetmanshoop war schon vorher fertig geworden, alles in Kapspur. In derselben Breite wurden nun auch die Schienen der Otavibahn umgelegt, so daß die Strecke Swakopmund - Karibib - Windhuk - Keetmanshoop - Lüderitzbucht ein einheitliches Ganzes darstellte. Wenn die Truppen bei Ausbruch des Aufstandes ein solches Netz vorgefunden hätten, wären die Kämpfe anders verlaufen, wenn sie überhaupt stattgefunden hätten - denn die Hereros vertrauten nicht zuletzt auf die Schwierigkeiten des Nachschubes, die den Deutschen erwachsen mußten.

Alles andere entwickelte sich zeitgemäß weiter: Autostraßen entstanden, Funkstationen sorgten für stete Verbindung mit den anderen deutschen Kolonien in Afrika, feste Posttelegraphenleitungen ersetzten die Feldkabel der Schutztruppe. Aber ein Übelstand erschwerte die Besiedlung und Ausnutzung der Kolonie noch eine Zeitlang nach dem Kriege: der Mangel an eingeborenen Arbeitskräften, ohne die eine vollkommene Erschließung des Landes nicht möglich war. "Der Weiße arbeitet zu teuer; ohne die billige Hilfe der Eingeborenen kann er sich keine Existenz schaffen. Die einfachen Bedürfnisse der Eingeborenen erlauben diesem, ein glückliches Dasein zu führen mit weit bescheideneren Mitteln, als sie der Europäer, selbst der unverwöhnteste, braucht."

Aber trotz allem brachte es die Kolonie vor dem Weltkriege zu einem bedeutenden Aufschwung, der durch folgende Zahlen klar wird: Einfuhr 1903: 8,3 Millionen, Ausfuhr 3,5 Millionen; Einfuhr

1912: 32,5 Millionen, Ausfuhr 39 Millionen; weiße Bevölkerung: 1904 etwa 4000, 1912 etwa 15 000 Köpfe.

Es ist notwendig, gerade aus der Geschichte Südwestafrikas heraus die Vorwürfe zu untersuchen, die uns von unseren Gegnern gemacht worden sind, und zu prüfen, wie sich die anderen Kolonisatoren Südafrikas benommen haben.



Unser Kamerun

Dr. Alex Haenicke

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Das Land

Kamerun ist wohl die bekannteste unserer Kolonien gewesen - vielleicht lag dies an dem seltsamen, exotisch klingenden **Namen**, über dessen Ursprung sich allerdings die wenigsten klar gewesen sein dürften: er stammt von den Entdeckern der mittelafrikanischen Westküste, den Portugiesen, die dem Strand nach den unzähligen auf ihm herumwimmelnden Seekrebsen, den *"camarões"*, etwa "Kamerunsch" ausgesprochen, den Namen gaben. Die für das Ufer gedachte Bezeichnung wurde später auf das ganze Gebiet ausgedehnt, wobei denn wieder einmal feststellbar ist, daß die Ableitungen von Namen oft völlig sinnlos sind, denn was die riesigen Urwald- und Steppengebiete des Landes mit den scherentragenden Meergeschöpfen zu tun haben, wird wohl niemand so leicht zu erklären wissen.

Aber auch die **Landschaftsart** der neuen Kolonie zog die Gedanken und Sehnsüchte so manches romantisch veranlagten Deutschen an: denn ganz im Gegensatz zur öden, dünenbegrenzten toten Küste Südwestafrikas empfängt Kamerun den Ankommenden mit der ganzen betörenden und betäubenden Üppigkeit der Tropen. Über dem dichten Grün wildverwachsener Gebüsche, Gehölze und Wälder erheben sich mächtige Gebirgszüge in einer Höhe von 4000 m; edle Holzarten, fruchttragende Bäume und Sträucher, üppigster Graswuchs bekunden den Reichtum des von vielen Flüssen durchzogenen Gebietes, in dem Überfluß an Nahrungsmitteln und kostbaren Rohstoffen herrscht.

Aber auch Schönheiten locken, die nur von den Tropen gespendet werden können: die traumhaften Nächte, in denen Negermusik aufbrummt oder das dumpfe Schlagen der Nachrichtentrommel von fern sich nähert und geisterhaft wie Waldesspuk wieder verschwindet...

Wenn trotz seiner Vorzüge **Kamerun** in der Folge an Anteilnahme seitens der öffentlichen Meinung in der Heimat verlor und Kamerun das "Stiefkind der Mutter Germania" wurde, so ist das auf Umstände zurückzuführen, die nicht im Lande selbst begründet sind, sondern in dem blinden Vorurteil der rot-schwarzen Reichstagsparteien.

Kamerun umfaßte ursprünglich ein Gebiet, das etwa die **Größe Deutschlands** besaß - 492 700 qkm; 1911 wurde es durch die mit Frankreich abgeschlossenen Marokkoverträge aber bis zu der ansehnlichen Ausdehnung von 790 000 qkm gebracht. Es gewann sehr bedeutende Territorien im Süden und Osten des Landes, die wie die Fläche des Erstbesitzes zum Teil bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unerforscht gewesen waren.

Die Küste der Kolonie ist 320 km lang und erstreckt sich vom Rio del Rey bis zum Kampofluß; sie ist durch viele Buchten gegliedert, aber der Mangel der westafrikanischen Küste an guten Hafenplätzen macht sich auch hier bemerkbar, weil die großen Flüsse Kameruns mit ihren Wassermassen auch viel Schlamm ins Meer spülen, der sich in Barrenform vor die Mündungen legt

und so den Schiffen die Einfahrt erschwert. Ausgiebige Baggerungen haben in der **Duala**-Bucht dem Übelstand abgeholfen. Da das Land im Westen terrassenförmig zum Meere abfällt, sind die Flußläufe vielfach von Stromschnellen und Wasserfällen durchsetzt, so daß ein Eindringen in das Innere des Landes auf dem Wasserwege mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Im Westen und Nordwesten grenzte Kamerun an Britisch-Nigeria, im Süden und Osten an Französisch-Äquatorial-Afrika. Nach dem Kriege wurde Kamerun als **Mandatland des Völkerbundes** unter britische und französische Herrschaft geteilt.



Elefantensee bei Kumba in Kamerun.

Nördlich von der **Biafrabai**, der Hauptbucht der Küste, erhebt sich das vulkanische **Kamerungebirge** als gewaltiges Wahrzeichen der Kolonie aus dem Meere - die spanische, in der Bucht liegende Insel Fernando Po, sodann die sich über 750 km ins Meer erstreckende Kette der Eilande Principe, São Thomé und Annobom bilden die Fortsetzung des festländischen Gebirgsstockes. Lange sind die Bemühungen um die Bezwingung seines höchsten Gipfels, des Monga maloba vergeblich gewesen; der deutsche Botaniker Gustav Mann, der englische Forschungsreisende Burton und andere Reisende haben versucht, die 4100 m des Kamerunberges zu ersteigen; aber sie kamen kaum über die hier sehr hoch liegende Baumgrenze, zirka 2700 m, hinaus, dann machte, wie es in einem älteren Bericht heißt, "der rauhe, vulkanische, mit Lavamassen überdeckte Boden das Aufsteigen in höhere Regionen unmöglich" - wobei zu bedenken ist, daß bis in die siebziger Jahre trotz der Leistungen Edward Whympers, Tucketts, Leslie Stephens und anderer Alpinisten die Hochtouristik noch keine sehr verbreitete und entwickelte Kunst gewesen ist. Der Aufstieg ist zwar ziemlich lang, bietet aber nach den heutigen Begriffen gar keine Schwierigkeiten. In 2400 m Höhe liegt eine von Gustav Mann entdeckte und nach ihm benannte Quelle; der Pic selbst, der "Berg des Donnerns" genannte Göttersitz, gipfelt sich dreifach in die "Drei Schwestern".

Die Neger schrieben die Erfolge der ersten Weißen, als es ihnen gelang, höhere Regionen zu erreichen, einer Medizin zu, die die Götter dem Fremden gäben, um sie noch stärker und mutiger zu machen, als sie ohnehin schon seien: denn die Eingeborenen hatten stets die Angst der Naturmenschen vor dem Gebirge - genau wie die Europäer mit wenigen Ausnahmen bis ins 18. Jahrhundert hinein, obgleich diese längst keine Naturkinder mehr waren - und siedelten sich niemals höher als 1000 m hoch an. Bis in diese Gegend reicht die üppige tropische Vegetation; dann folgt eine Urwaldregion mit dichtem Unterholz, bis sich die Bäume allmählich lichten, bis sich nur noch vereinzelt Gras und Strauchwerk sehen lassen, bevor die Kahlheit des Hochgebirges in ihre Rechte tritt. Das ganze Gebirge hat eine Länge von etwa 50 km bei einer Breite von 10 bis 15 km.

Die sandige **Küste** ist überall flach und an den Flußmündungen von sumpfigem Schwemmland eingefaßt. Die Eigentümlichkeit des Strandbildes wird durch den Hintergrund des dichten Mangrovengebüsches bestimmt; diese eintönige grüne Wand, die sogar bis in die Flußbetten vordringt, gibt uns den Eindruck der Abgeschlossenheit, des Geheimnisvollen, das Afrika mehr als jeden anderen Erdteil umgibt. Es ist ein Mittelding zwischen Meer und festem Land, das zum Teil,

z. B. an der Mündung des Mungoflusses, dem Ufer vorgelagert ist, eine Art Wattenregion, deren schlammiger, von Wasser bedeckter Boden durch das vielfach verschlungene Wurzelgeflecht der Mangroven zusammengehalten wird. Eine Reihe von Wasserrinnen, "Krieks" genannt, durchzieht diese Sumpfniederungen, die erst 10 - 15 km landeinwärts in festes Schwemmland übergehen; dieses steigt dann in etwa 50 km Entfernung bis zum Ort Mundame bis zu 110 m Höhe an. Der Pflanzenwuchs geht allmählich von der Mangrove in schwer durchdringlichen Buschwald über, in dem sich vereinzelte Hochwaldbäume und Palmen finden.

Diese Mangrovenwälder bergen eine große Gefahr: Aus dem ungesunden Gewirr steigen Milliarden von Moskitos auf - Afrika grüßt die Fremden nicht eben freundlich. Aber auch das Hinterland ist gegen diese Gefahren nicht ganz sicher, denn der Wald trägt die Krankheitsträger bis ins Innere, "so daß die Eingeborenen oft nach der Windrichtung den Anzug einer Fieberepidemie voraussagen können".

Die Küstenlinie wird durch die "Ästuarien" genannten Flußmündungen unterbrochen, deren bedeutendste das Kamerunästuar oder die Bucht von Kamerun ist; sie wird von fünf, durch ein Netz von Nebenarmen verbundenen Flüssen gebildet. Der **Dibamba**, der **Wuri** und der **Mungo** sind die bedeutendsten.

> "Die Einfahrt von der See her", schreibt **A. Seidel**, "ist 8 km breit und so tief, daß die größten Kriegsschiffe in die prächtige, außerordentlich günstige Bucht einlaufen können. Vom Schiffe aus erblickt das Auge während der Einfahrt zunächst nur flache niedrige Ufer, die das weite Wasserbecken in großem Bogen umsäumen.
>
> Die Szenerie ist eintönig, dichtes Mangrovengebüsch bedeckt die Landschaft, die nur selten durch die aus dem Buschwerk hervorlugenden Hütten eines Dorfes belebt wird. Erst nach etwa zweistündiger Fahrt wird das Bild anziehender. Das Gelände am linken Ufer des Flusses hebt sich, steil abfallende Uferberge treten hervor, und der frühere Regierungssitz, an der linken Seite der Wurimündung auf der »Joßplatte« gelegen (eine 10 m hohe Lateritplatte, auf der der Gouverneur **von Soden** sein Haus und einen prachtvollen Park angelegt hatte), kommt in Sicht. Hier liegen auch mehrere Negerdörfer und europäische Anlagen, welche zusammen als **Duala** bezeichnet werden. Alle Bauten und Dörfer (Joß-, Akwa-, Bell- und Deidodorf) befinden sich auf der linken Seite des Flusses, während auf der rechten nur Hickory, ebenfalls ein Dualadorf, gelegen ist."

So zeigte sich **Duala zu Beginn** der deutschen Arbeit in Kamerun. - Später traten machtvolle Veränderungen ein; das Bild wurde freundlicher und einladender. - Zahlreiche stattliche Gebäude öffentlicher und privater Art zeugten von deutschem Fleiß und zielbewußtem Aufbau.

In geringer Entfernung von der Küste beginnt der Urwald; als breiter Gürtel bis 300 km Tiefe im Süden und 120 bis 150 km im nördlichen Teil der Küste lagert sich das "Waldland" auf das ansteigende Gelände. **Fr. Hutter** gibt in seinen *Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun* ein anschauliches Bild des Urwaldinnern:

> "Unter dem feuchten, dumpfen, halbdunklen Blättergewölbe herrscht eine fast gleichmäßige Temperatur Tag und Nacht, die eines Treibhauses. Wenn der Himmel bewölkt ist, erreicht das Dunkel bisweilen einen solchen Grad, daß man kaum Uhr und Kompaß ablesen kann. Ein Sonnenstrahl dringt fast nie auf den Weg - kein Glitzern und Spielen der goldenen Lichter auf dem Gezweig. Und stiehlt sich einmal ein schwacher Lichtblick durch die grünen, grauen, braunen, dumpfen Laubmassen, so erfaßt den Menschen, der tagelang da unten, zwischen den mächtigen Pfeilerstämmen der Eriodendren, dem Gewirr, Gestrüpp und Wurzelwerk den mächtigen Fangarmen der Lianen, ein winziges Geschöpf, mühsam seinen

Weg verfolgt, die Sehnsucht, hinauf, hinaus zu gelangen, um nur endlich einmal wieder die Sonne und den Himmel zu sehen.

Gleichförmig, eintönig ist der Wald, wie der Ozean, wenn kein Windhauch ihn bewegt, kein Segel ihn belebt. Was heute das Auge sieht, ist dasselbe, was es gestern gesehen hat, was es morgen sehen wird. Überall grade aufstrebende Stämme, um die sich riesige, beindicke Lianen schlingen, daran erinnernd, daß auch in dieser scheinbar in ununterbrochener Ruhe dahinlebenden Pflanzenwelt hart und unerbittlich der Kampf ums Dasein gekämpft wird. Die Opfer dieses Kampfes, die abgestorbenen, halb vermoderten Baumleichen liegen allenthalben am Boden, und furchtbar ermüdend sind die steten Klettereien darüber hinweg: bald schwingt man sich nur mit Mühe hinauf, um ausgleitend drüben hinunter zu stürzen; bald ist der Stamm bereits so verfault, daß man bis an die Hüften durchbricht und Staub, Moder, Insekten und Maden in Unmengen aufstört und wie von einer Wolke davon umgeben ist. Zum Teil hängen die erstickten Stämme noch in den Armen ihrer Überwinder, der Lianen, wie in riesigen Klammern, die sie zwingen, hinaufzustarren in die Lüfte, gebleichte Riesenskelette. Neue Gewächse sprießen aus ihnen hervor; unten auf dem Boden schießt ein Heer von Blatt- und Schlingpflanzen auf."

So war's noch zu **Hutters** Zeiten, also um die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts - **10 Jahre später begann es anders zu werden.** Wo früher nur schmale Buschpfade liefen, zogen vielfach 20 Meter breite Schneisen durch den Wald, die Hauptorte des Landes verbindend. Sie gaben der Sonne Zutritt zu dem feuchtwarmen Boden, trockneten ihn fest und machten ihn leichter gangbar. Durch ordnende Nachhilfe von Menschenhand wurden weite Strecken befahrbar, auch für **Kraftwagen**.

Die **erste Terrasse** erhebt sich über dem Küstengebiet; Wasserfälle und Stromschnellen der Flüsse kennzeichnen sie. Ein Hügelgebiet folgt, dem sich ein ebenes, etwa 40 km breites Plateau in der Höhenlage von 500 - 600 m anschließt. Dann zeigt sich wieder eine Hügellandschaft, ein zweites Hochplateau, bis endlich das Hoch- oder "Grasland" nach schroffem Aufstieg erreicht wird.

Auch in Südkamerun fällt das Land mit zwei Terrassen ab, deren erste ein mit mäßiger Steilheit ansteigendes Randgebirge aufweist, während die zweite jähe Abhänge besitzt. Das Grasland, die Savanne, stellt nicht etwa eine zusammenhängende Wiesen- oder Weidefläche vor, sondern, wie einer der ersten Erforscher, der im Weltkrieg berühmt gewordene General **von Morgen** sagt, der als Leutnant Kamerun durchquerte:

"Es sind große, von Galeriewäldern durchsetzte Felder. Die Wälder bauen sich an den Ufern der Flüsse auf und haben oft ansehnliche Breite. Außerdem finden sich in der Savanne verstreut verschiedene Zwergbäume. Das Gras selbst erreicht an einigen Stellen eine Höhe von 4 m. Der Boden, vielfach roter Laterit, ist ungemein fruchtbar. Er ermöglicht bei den Getreide bauenden Sudannegern eine zwiefache Ernte im Jahr."

Den bekanntesten Teil des Hinterlandes von Kamerun nimmt das von **Passarge** erforschte **Adamaualand** ein - ein politischer, kein geographischer Begriff, da es das einstige Sultanat Yola mit seinen Vasallenstaaten umfaßte. Gebirgswälle von 2000 m Höhe, die Tschebschti und die Mandaraberge begrenzen es - sie sind auch heute noch nicht ganz erforscht. Das Hochland von Südadamaua "arbeitet das Allgemeinbild zu immer schrofferen Formen aus". Die Geländewellen werden höher und tiefer, weite Mulden und Kessel bilden sich; die Einzelerhebungen werden isolierte mächtige Kegel (gleich dem Hohentwiel im Hegau); die Höhenzüge breitgelagerte, vielgegliederte, hochragende Gebirgsmassive, die ihrerseits wieder oben zu Plateaus abgeplattet sind: so das **Bámetá**hochland, das mächtige, zerklüftete **Kumboplateau**, das Banssohochland und andere.

Einzelne erloschene **Vulkane**, wie der als abgestumpfte Pyramide in die Landschaft hineinragende 3000 m hohe Muti bei Bamenda, Kraterseen und Kraterhügel überragen das Plateau von Ngaundere, das noch immer nicht ganz bekannt ist.

> "Das Hochland", sagt Hutter, "soweit es nicht Urwald deckt, ist die »rote Erde« Kameruns. Rötlich schimmern die nackten Felswände, gleich großen roten Dächern leuchten aus dem Braun der Hütten, dem saftigen Grün der Bananenhaine weithin die Versammlungsplätze in den Dörfern; wie rote Bänder ziehen die schmalen Pfade durch die verkohlten Flächen, wenn die Grasbrände über sie hinweggegangen sind, oder durch das junge, frische Grün, mit dem die tropenkräftige Natur sie bald wieder schmückt."

Das Hochland wird von vielen sehr bedeutenden Flüssen durchzogen; der **Sanaga**, zwischen Gebirgsschwellen gelegen, mit mehreren Nebenflüssen, darunter der von Curt v. Morgen entdeckte **Mbam** und der **Djerem**, sowie der **Njong** verästeln sich über ein weites Gebiet. Außer dem Sanaga entspringen hier der **Benue**, der **Shari** und der **Ssanga**. Wenn auch der außerordentliche Wasserreichtum des Landes eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit garantiert, so trägt er doch wenig zur Erschließung des Gebietes bei, da die Flüsse nur zum geringen Teil schiffbar sind; der in dieser Beziehung wichtigste Fluß ist der Njong.

Der nördlichste Gipfel der Kolonie reicht in das sagenumwobene afrikanische Binnenmeer hinein, in den **Tschadsee**. Aber der Ruf dieses Gewässers, das lange Zeit als geographisches Problem gewertet wurde, ist besser als die Wirklichkeit. Wir dürfen nicht bedauern, daß uns bei der Grenzregulierung nicht mehr zugefallen ist. Denn dieser Überrest des einstmals hier seine Wogen schlagenden tertiären Meeres, dieser phantasieumwobene zentralafrikanische See, dieses Ziel der geographischen Sehnsucht der Jahrhunderte, ist heute erst recht nur mehr das, was ihn bereits vor 60 Jahren **Barth** genannt hat: - "eine ungeheure Lache." Der Rückzugsprozeß vollzieht sich mit großer Geschwindigkeit; der ehemalige deutsche Anteil am See ist "eine kraut- und schilfbedeckte, von 1 - 2 m tiefen Wasserlachen durchsetzte Ebene." Einst hatten verwegene Schwärmer Visionen von einer deutschen Handelsflotte auf dem Tschadsee, die mit den Schätzen der reichen Uferländer beladen auf dem "Binnenmeere des Sudans" einhersegelte. Nun, wir wären auch ohne den Tschadsee glücklich, wenn wir nur Kamerun wieder hätten!

Die verwirrende Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, die vielen noch halb unbekannten Gebirge, die komplizierten Stromsysteme, die verschiedenen Formationen des großen Gesamtgebietes Kamerun bis ins einzelne auseinanderzusetzen, würde den Rahmen dieses Buches überschreiten und zudem den nicht geographisch und geologisch ausgebildeten Leser ermüden. Das Bild der Gegend mag trotzdem in großen Zügen vor dem geistigen Auge feststehen: Mangrovendickicht, Urwald, Terrassenränder, Grasland, Hochplateaus, Randgebirge mit vulkanischen und anderen grotesken Berggestaltungen; breite Ströme, üppigste Fruchtbarkeit und die feuchte Hitze des Treibhaustropenklimas; als höchste Erhebung der Kamerunberge nahe der Küste, über dessen Bild vom Meere aus die begeisterte Schilderung **Hutters** sagt:

> "Ein gigantisches Eingangstor zum Herzen Afrikas hat die Natur dort geschaffen, wo der Atlantik als Bai von Biafra am tiefsten das westliche Gestade des dunklen Kontinents einbuchtet. Dem Schiffe, das von Westen her sich naht, tut sich hier, an der Scheide zwischen Ober- und Unterguinea ein Ausblick auf von überwältigender Großartigkeit. Voraus im Osten taucht aus blauer Flut der scharf umrissene duftige Gipfel des Kamerunberges auf; Ost-Süd-Ost aus der Meerflut herauf der Clarence-Pick oder O-Wassa auf der spanischen Insel Fernando Po. Aufgerichtet zu beiden Seiten der nur 20 km breiten Straße ragen die mächtigen Vulkangebilde hoch über die ihre Hänge umlagernden Wolken. Ein weicher grüner Mantel, **ein** großer herrlicher Wald, umhüllt den mächtigen Südpfeiler des Naturportals. Die senkrechten Felsstreben, mit denen der in der Tiefe gefestet ist, sind

umsponnen von schaukelndem Netzwerk rankender Gewächse, aus denen in leuchtenden Farben prächtige Blumen und Blüten hinabhängen bis zur Brandung, die aufschäumend an den einstigen Kraterwällen sich bricht. Drüben an der afrikanischen Küste türmt, immer massiger nach Ost und West auslegend, der Gebirgsstock des Kamerunberges sich auf, steil gegen die Küste abfallend, an die, umsäumt mit dichtem Urwald, die weißen Kämme der Wogen anbranden, um zurückprallend und rauschend in seinem oft minutenlang sichtbar bleibendem Nebel zu zerstieben."

Von derselben Begeisterung über dieses schöne Stück Erde zeugt eine neuere Schilderung (von **Em. Kellerhals**) aus dem Jahre 1935:

"Zuerst steigt die Umrißlinie durch den Urwald sanft hinan; dann gewinnt sie die erste **Spitze**, den **Kleinen Kamerunberg**, immerhin schon mit 1774 Meter Höhe; die weitere Steigerung erscheint dem Auge infolge der perspektivischen Verkürzung nicht mehr bedeutend, beträgt aber noch volle 2300 Meter; endlich erreicht sie mit 4080 Meter den obersten **Gipfel** des mächtigen Kegels.

Dieser Berg ist mehr als ein eindrucksvolles Stück Landschaft. Er ist Sinnbild und Gleichnis.

Die Eingeborenen nennen ihn Mongo ma Loba. Wenn dieser Name Stütze, Pfeiler des Himmels bedeutet, wird man verstehen, warum sie dieses äußerste Bollwerk ihres Landes gegen das Meer, wie einst die Griechen den Felsen von Gibraltar, die tragende Säule des Himmelsgewölbes hießen."

Das Klima

Selten werden sich in einem Lande soviel unvermittelt sich gegenüberstehende Gegensätze finden wie in Kamerun. Wie die Bodengestaltung voller Kontraste ist, so bieten auch die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse Bilder von sehr verschiedener Art. Gerade das Klima aber ist im äquatorialen Kamerun für den Europäer von ausschlaggebender Bedeutung; es spielt also in Kamerun eine viel größere Rolle als in dem zum größten Teil nicht mehr in den Tropen liegenden Südwestafrika.

Wer das Klima der feuchten Tropen nicht kennt, muß sich vorstellen, daß man dort eigentlich niemals so ganz trocken wird. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist sehr groß: ein Stück Schokolade, das offen auf dem Tisch liegengelassen wird, ist nach kurzer Zeit vollkommen aufgeweicht. Zur Regenzeit wird die Hitze noch unerträglicher; wenn die kompakte Wassermasse, die man dort "Regen" nennt, vom Himmel gestürzt ist und die Wolken sich verziehen, dann dampft alles; dichte Schwaden weißen Brodems ziehen durch das Buschwerk - es kommt einem so vor, als sei in einem überheizten Raum die Dampfheizung geplatzt. Aber schließlich ist alles Gewohnheit und Sache der persönlichen Konstitution; man muß allerdings ein gesundes Herz haben. Eine Entschädigung für alle Mißhelligkeiten, die das feucht-heiße Klima mit sich bringt, liegt in der geradezu unbegreiflich üppigen Vegetation (von der noch zu sprechen sein wird), in den tausend Wundern der Natur, des Pflanzen- und des Tierreiches, die uns auf Schritt und Tritt begegnen.

Für die Witterung ist die Erwärmung der Luft über dem Erdboden und der Luftaustausch durch Wärmeströmung maßgebend. Die durch den senkrechten Sonnenstand hoch erwärmte Luft über der Gegend des Äquators steigt senkrecht in die Höhe, während als Ersatz für die oben abströmende Luft von Norden und Süden her kalte Luft zufließt. In dem Gebiet der aufgelockerten Luft ist der

Luftdruck niedrig. Es kommt zu reichlichen Niederschlägen. In etwa 30° Breite steigt die aufgestiegene Luft wieder ab und erwärmt sich dabei. Die sich hier stauende Luftmasse ist das Gebiet der niederschlagslosen Roßbreiten. Sie bringen zwar hohe Wärmegrade, aber trockene Hitze, die der Mensch leichter erträgt als das Dampfbad der Tropen. Nördlich und südlich des Äquators liegt also eine sich drehende Luftwalze, die mit dem Hinundherpendeln des höchsten Sonnenstandes sich im Sommer nach dem Sudan, im Winter nach der Kalahari hin verschiebt. Die Hitze im Kameruner Küstengebiet wird außerdem durch den kühlen, bereits von Südwest her bekannten Benguëlastrom zum Teil gemildert. Wenn nachmittags die "Seebrise" einsetzt, wird diese als Wohltat dankbar begrüßt.

In den Tropen gruppiert sich die **Regenzeit** um die Tage, in denen die Sonne im Zenit steht. Infolge der starken, gerade von oben kommenden Erwärmung lockern und heben sich die über der Erde lagernden Luftmassen, kühlen sich beim Steigen schnell ab und lassen den Wasserdampf, den sie mit sich führen, als Regen niederfallen. Da nun in den Äquatorgegenden die Sonne zweimal jährlich im Zenit steht, so müßten sie eigentlich zwei Regenzeiten besitzen - aber da der Sonnenhöchststand hin und her pendelt und die Regenzeit ihm nachhinkt, verschmelzen in der Nähe des Äquators beide Regenzeiten zu einer. Also gibt es im größeren Teil von Kamerun nur **zwei** Jahreszeiten, die **Regenzeit** vom Mai bis Oktober und eine **trockene** Zeit vom November bis April. Schwankungen kommen natürlich bei der großen Ausdehnung des Gebietes vor, aber im allgemeinen verläuft der Wechsel mit großer Regelmäßigkeit. Die Regenzeit wird von einer etwa 2 - 4wöchigen "Tornado"-Periode begrenzt - der Zeit der wilden Gewitterstürme.

Dem Klima Kameruns fehlt der einheitliche Charakter, da von Norden her der Einfluß der Sahara spürbar wird, von Süden und Südosten her das Kongogebiet klimatisch einstrahlt. So ändert sich die Regenhöhe von der Guineaküste nach dem Innern zu in dem Sinne, daß im inneren Winkel des Golfs nur eine, nach dem Kongogebiet zu zwei Regenzeiten, nach Norden zu wieder auch nur eine Regenzeit eintritt. Die Regenmengen sind ebenso unterschiedlich, es fallen vom Tschadsee bis zur Südgrenze 500 - 3000 und 10 000 mm Regen.

Eine Sonderstellung nimmt der **Kamerunberg** ein - wie er infolge seiner hohen und plötzlichen Erhebung aus dem Meere alle Vegetationszonen auf sich vereinigt, so hat er auch von allen klimatischen Erscheinungen etwas mitbekommen. Bis zur Höhe von 900 m herrschen die gleichen Verhältnisse wie im Urwald - die wir gleich genauer kennenlernen werden; dann folgen die für das Grasland charakteristischen Erscheinungen. Auf der Westseite des Berges nimmt der Regenreichtum außerordentlich zu; das Kap **Debundja** ist die regenreichste Stelle in ganz Afrika, und mit einer am Südhang des Himalaja gelegenen Station in Assam, Cherrapunji genannt, der ganzen Erde. Es wird jährlich die enorme Menge von 12 000 mm oder 12 m Regenhöhe verzeichnet; die normale Niederschlagsmenge beträgt etwa 300 cm. Kaum ein Tag vergeht ohne Sintflut, und in der sogenannten trockenen Zeit gehört eine Periode von sieben regenlosen Tagen zu den größten Seltenheiten. Maßlosigkeit der tropischen Natur!

Im Küstenvorland sind bei immer gleichbleibender feuchter Hitze die Temperaturschwankungen gering; in Duala hat der heißeste Monat, der Februar, ein Mittel von 27,3°, der kälteste, der Juli, von 24,4°. Das beobachtete Maximum ist 32° - was etwa einem Berliner, ganz zu schweigen von einem Stuttgarter, nicht weiter imponieren kann, da wir ja Temperaturen bis 35°, auch 36° im Sommer, häufig genug zu verzeichnen haben; da aber das Minimum 19° beträgt, so wird uns die fürchterliche Gleichheit der Hitze doch Respekt einflößen.

Das **Urwaldgebiet** also hat seine eigenen Gesetze. Dr. **Plehn** schildert sie von **Duala** aus mit folgenden Worten:

> "Die Jahreswende bezeichnet den Höhepunkt der heißen, regenlosen Zeit. Hinter dem

gleichmäßig trüben Dunst bleibt die aufsteigende Sonne lange völlig verborgen. Die Gräser sind mit reichlichem Tau getränkt, der bald nach dem Sichtbarwerden der Sonne verschwindet. Die Landbrise, die die ganze Nacht hindurch mit einer Stärke von drei und darüber geweht hat, flaut ab und ist schon gegen 8 Uhr morgens gar nicht mehr spürbar. Damit und mit dem Vorkommen der Sonne beginnt die unerträglichste Zeit des Kameruner Aufenthaltes. Das neblige dunstige Grau über dem Flusse verschwindet auch bei dem Zutagetreten der Sonne nicht, und der Kamerunberg bleibt hinter der dicken Dunstschicht viele Wochen verborgen. Trotz der relativ verringerten Luftfeuchtigkeit ist die Luft am Mittag mit ihren 30 - 31°C unerträglich drückend, namentlich am Flußufer zur Ebbezeit. Gegen 1 Uhr nachmittags tritt die von Südwest wehende Seebrise ein, meist ziemlich unvermittelt und mit beträchtlicher Kraft, trotz der Hitze Erleichterung verschaffend. Sie bringt auch reichlich geballtes Gewölk mit herauf, durch das die intensive Sonnenbestrahlung wenigstens zeitweise gemildert wird. Regen fällt zu dieser Zeit selten, manchmal 3 - 4 Wochen gar nicht. Trotzdem läßt sich an der Vegetation äußerlich kaum irgendwelcher Einfluß der verringerten Feuchtigkeit erkennen, häufig sind gegen Abend ferner Donner und Wetterleuchten. Stärkere Gewitter sind in dieser Zeit sehr selten. Bis gegen Abend weht die Seebrise. Von besonderer Pracht sind der Sonnenuntergang und die Dämmerungserscheinungen. Die Nächte sind meist wolkenlos; den Mond umgibt nicht selten ein trüber rötlich-gelber Hof. Nicht lange nach Sonnenuntergang schläft die Seebrise ein, um dann nach wenigen Stunden der Landbrise Platz zu machen, die bis gegen Morgen anhält.

Nur kurze Zeit zeigt sich hier das geschilderte Bild der Trockenzeit rein; wochenlang vor ihrem Eintritt, wie auch vor ihrem Übergang in die Tornadozeit des Frühlings wechseln Tage des beschriebenen Charakters mit solchen, die durch reichliche Bewölkung wolkenbruchartige plötzliche Regen sowie durch das zeitweise Auftreten von Tornados völlig den Charakter der Tornadozeit zeigen. Gerade in dieser Übergangszeit, in der heftige Regengüsse mit intensivem Sonnenschein abwechseln, zeigen sich die heißen Tagesstunden, in denen die hochstehende Sonne auf den durchfeuchteten Boden brennt, ganz besonders unerträglich.

Je weiter die Übergangszeit vorrückt, um so spärlicher werden die sonnigen Tage, und einen um so gleichmäßigeren Charakter nimmt der Regenfall an. Die Tornados werden selten und schwächer, schwächer die elektrischen Entladungen. Die Sonnenuntergänge sind meist klar, ebenso die Nächte, soweit nicht Regengewölk sie verfinstert. Die Landbrise nimmt an Heftigkeit ab, die Regen kommen größtenteils von der See her. So vollzieht sich allmählich der Übergang in die eigentliche Regenzeit, die ihre Höhe wechselnd zwischen Juli und August erreicht. Selten ist nunmehr der Anblick der Sonne; unablässig fällt aus dem trüben, gleichmäßig grauen Himmel der Regen herunter, bald anschwellend, bald nachlassend, nachts mit größerer Intensität als tagsüber. Alles ist in einen matten, wässrigen grauen Schleier gehüllt, Tümpel und Pfützen entstehen, kleine ausgetrocknete Wasserläufe schwellen zu reißenden Bächen, Bäche zu Flußläufen an. Die Windbewegung ist abgeschwächt; trotzdem und trotz der zunehmenden Feuchtigkeit, die alle Gegenstände mit Schimmel überzieht, empfindet der Körper die namentlich nächtlich niedrigere Temperatur und das Fehlen der intensiveren Sonnenbestrahlung sehr wohltätig, und das zeitweise Hervorkommen der Sonne ist nichts weniger als angenehm und hat meist vermehrte Fiebererkrankungen zur Folge.

Mit Unterbrechung dauert die Regenzeit bis in den Herbst hinein; dann beginnt langsam in umgekehrter Weise die Wende zur Trockenzeit. Der Pflanzenwuchs hat in dieser Zeit, wo sich die Einwirkung der Sonne zu der des mit Feuchtigkeit getränkten Erdreiches gesellt, seine höchste Entwicklung erreicht - zugleich aber auch die Fiebersterblichkeit, die bis

gegen den Eintritt der trockenen Zeit ansteigt. Die Schwüle an den heißen Vormittagen ist besonders groß, und zu den Fiebererkrankungen gesellen sich auch wieder die Leiden der Trockenzeit in Gestalt von zunehmender Nervosität, von Darm- und Hautleiden. So vollzieht sich unter allmählichem Zunehmen der heißen Tage etwa im November wieder der Übergang zur Trockenzeit."

So der Verlauf der Jahreszeiten im **Urwaldgebiet**.

Sehr viel günstiger gestaltet sich das Klima auf dem **Hochlandplateau**, vor allem auf den am höchsten gelegenen Steppen im Norden der Kolonie; es steht in direktem Gegensatz zu dem, was wir bis jetzt als Tropen- oder Kameruner Klima kennengelernt haben. Die Besserung zeigt sich schon auf den höhergelegenen Stationen im Urwald; in Jaunde ist zwar das Maximum noch 32°, aber das Minimum 12°, und die einstige Station **Baliburg** hat die ideale Durchschnittstemperatur von 18° aufzuweisen. Trotzdem aber zeigt sich hier der **Vorteil** der äquatorialen Gleichmäßigkeit. Der Temperaturunterschied des wärmsten und des kältesten Monats betrug in Baliburg 1,6 - 2,8°, d. h. daß es selten mehr als 21°, selten weniger als 15° ist. Berlin hat mit seinen Julitemperaturen von 30 - 33° und seinen Februarkälten von 20 - 25° Unterschiede von über 50° (!). Auch die Niederschlagsmengen sind in der Höhe geringer, in Bali etwa um die Hälfte als im Küstengebiet - manchmal hagelt es zum größten Entsetzen der Neger auch hier.

Ein Gegenstück zu Plehns Schilderung der Urwaldwitterung gibt **Hutter** für das **Hochland**.

"Versetzen wir uns in den Oktober und damit in die das Ende der Regenzeit ankündigende Tornadoperiode. Der Morgen ist bereits nicht selten klar und schön nach einer sternenhellen Nacht angebrochen; bisweilen hüllt in den ersten Frühstunden dichter Nebel noch die Landschaft ein. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise aus Ost oder Südost trägt das Rauschen eines nahen Wasserfalles an unser Ohr. Langsam steigt die Temperatur, die nachts auf 13° oder 12° gesunken war, gegen Mittag auf 22° und 24° an; mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt; aber im Laufe des Vormittags ziehen sich in dieser Periode Tag für Tag Gewitterwolken zusammen, und nachmittags bereits oder spätestens abends entladen sie sich in kurzen und heftigen Stößen.

Aus einem kurzen Tornado Kameruns kann man gut vier schwere deutsche Gewitter machen. Die Häufigkeit der Blitze läßt sich am besten durch den treffenden Ausdruck **»Blitzregen«** charakterisieren. Ist bei leichteren Gewittern ein Zählen der einzelnen Entladungen noch möglich, so gibt man das bei einem schweren Tornado sehr bald auf und überläßt sich rücksichtslos dem großartigen Schauspiel der entfesselten Naturgewalten.

Schon das Heraufziehen eines Sturms am äußersten Horizont läßt das Gewaltige des nahenden Elementarereignisses ahnen. Schwer und breit schieben sich die Wolkenschichten schwarz und dunkelgrau übereinandergebaut höher und höher, und der noch in reichem Blau sich wölbende Himmel verschärft den Gegensatz. Bereits ist ein Drittel von ihm überzogen, und immer noch steigt die Wetterwand, obgleich der sich verstärkende Wind dagegen anzuprallen scheint. Endlich kommt seitliche Bewegung in die Massen; waagerecht zucken die Blitze durch die Schichten, und unaufhörlich rollt der ferne Donner. Durch drei Himmelsquadranten zieht die Wolkenwand - nun im Süden ein kurzes Stillstehen: wie ein Leopard über sein Opfer fällt es in immer steigender Geschwindigkeit über die winzige Behausung der winzigen Menschen her. Heulend setzt die Windsbraut ein, und im Nu liegen ganze Bananenreihen auf der Erde, und durch die zerfetzten Blätter der stehengebliebenen

pfeift der Sturm. Die Häuser wanken und ächzen, von den Dächern fliegen in Garben die Grasbüschel, dunkler und dunkler wird es ringsum; jetzt der erste nahe Blitz und Donnerschlag zugleich, daß der Boden erzittert. Nun ist der Bann gebrochen; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag zuckt und kracht es herunter, hinauf, nach allen Seiten. Ein Feuermeer, ein Feuerregen und Getöse wie rollendes Schnellfeuer aus Hunderten von Geschützen. Mit dem ersten Blitzstrahl fast brechen auch die Wassermassen herab; wie Sturzbäche tosen sie hernieder, und der Sturm schleudert sie dahin und dorthin.

Trotz der so außerordentlichen Heftigkeit der elektrischen Entladungen und trotz der Häufigkeit der Gewitter sind Blitzeinschläge verhältnismäßig selten, wenigstens im Hochland; an der Küste wird von zahlreicheren berichtet, aber auch da beschränken sie sich auf leblose Objekte: Flaggenmaste, Bäume und dergleichen, am häufigsten sollen Kokospalmen von ihnen getroffen werden. Von vom Blitz erschlagenen Menschen berichtet keine Quelle.

Am nächsten Tage wiederholt sich das gleiche Schauspiel. So naht die zweite Hälfte des November. Die elektrischen Entladungen werden schwächer, und schwächer wird auch der Regen: die Trockenzeit kündigt sich an. Von Nordost kommen bereits die »schwarzen Schneeflocken«, d. h. die niederfallenden, schwarzgebrannten Grasüberreste, die der Wind Hunderte von Kilometern aus dem tiefen Innern herantreibend hier niederstieben läßt. Mitte November nimmt mit einem letzten grollenden Donner die Regenzeit ihren Abschluß. Nun beginnen die schönen Tage der Trockenzeit. Die charakteristischen Merkmale ihrer ersten Hälfte sind fast gänzlicher Mangel an Gewittererscheinungen und an Regen. Kühl, ja kalt sind die Morgen, 8° und 7° sind nicht selten - noch lagert Tau, aber nicht mehr so stark, auf Blatt und Gras, und prächtig erhebt sich in wolkenloser Bläue der junge Tag. Rasch steigert sich die Temperatur bis aufs drei-, ja vierfache der Morgenablesungen, aber kräftig bläst ein tüchtiger Wind aus Ost oder Südwest übers Land, und kein Tag kommt einem wirklich heißen, schwülen Julisommertag in der Heimat nur annähernd gleich. Abends kühlt es sich rasch wieder ab; meist herrscht vollkommene Windstille. Die Tage ausgenommen, an denen der austrocknende Hamattan aus Nordwest anweht, läßt sich der Beginn der echten, rechten Trockenzeit vollkommen zutreffend mit einer langen Reihe schöner Herbsttage im bayrischen Vorbergland vergleichen.

Die Schattenseite jeder Reihe von schönen Tagen fehlt auch hier nicht. Mit dem Aufhören der tropischen Unwetter hört auch jeder Regen auf, und eine äußerst lästige Folge der langandauernden Trockenheit ist der Staub, der den ganzen Körper, der Kleidungsstücke spottend, und alle Gegenstände täglich mit einer dichten Schicht überzieht. Die abgebrannten weiten Flächen lechzen nach Regen.

Endlich sind die langen Wochen steten Sonnenscheins, steter Trockenheit vorbei; es ist Mitte Januar. Endlich rollt wieder der lange nicht mehr vernommene Donner, Wetterleuchten flammt da und dort, da und dort steigen dunkle Wolken auf, und um die Mitte des Januar herum rauscht der erste Gewitterregen mit ununterbrochenen elektrischen Entladungen herunter. Die Temperatur kühlt sich hierbei rasch so bedeutend ab, daß die Wasserniederschläge nicht selten als Hagelkörner herunterkommen.

Eine Tornadoperiode in der Trockenzeit hat ihren Anfang genommen; bis Mitte März kracht es und gießt es in gleicher Weise fast jeden Tag. Dann folgt wieder eine Pause, aber nicht von sehr langer Dauer. Von Ende März bis Anfang Mai kommen in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen die Tornados an. Im übrigen herrscht bis Mitte Mai Trockenzeitgepräge. Von da ab werden die Gewitter seltener und schwächer, die Stürme legen sich, der Himmel hüllt sich immer mehr und länger in graues Gewölk, die Nebel

breiten sich immer häufiger über das Land, die Temperaturen verlieren die der Trockenzeit eigenen bedeutenden Tagesschwankungen und verflachen sich. Morgens ist es nicht mehr so sehr kühl, mittags nicht mehr so sehr warm, den ganzen Tag über windig, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft nimmt wieder zu, der afrikanische Sommer ist zum Herbst geworden, und nicht lange dauert es, so befinden wir uns in der richtigen Regenzeit.

Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein, und feiner Sprühregen rieselt durchkältend und durchfröstelnd nieder, vergebens wartet man auf einen erwärmenden, erhellenden Sonnenstrahl; wohl jagt der sich allmählich erhebende Südwestwind die schweren Nebelmassen fort, doch nur, um nun schwere Regenwolken heranzuführen, die, tief herniederhängend, ihre Wasser in gleichem melancholischen Plätschern auf die regenschweren Grasflächen senden. Die kleinsten Bäche werden zu reißenden Strömen, und gegen Abend ballt der nimmer rastende naßkalte Südwestwind neue Nebelmassen undurchdringlich aufs neue und leitet so unter stetem Regen den grauen Tag in die Nacht hinüber, die den regensendenden Tag in gleicher Weise ablöst.

Für die Monate Juni, Juli und August ist dieses Bild völlig zutreffend. Im September beginnen wieder die ersten schwachen Donner zu rollen, die Windstärken wechseln, und während in den eigentlichen Regenmonaten Wind, Wolkenzug und Regenrichtung Tag für Tag in eintöniger Übereinstimmung waren, lassen sich endlich wieder wohltuende Verschiedenheiten feststellen. Dadurch gelingt es auch hier und da einem Stückchen blauen Himmel hervorzulugen. Freudig begrüßt man die immer häufiger werdenden elektrischen Erscheinungen, endlich scheinen auch die Wasserquellen ab und zu wenigstens zu versiegen, und die Tornadoperiode des Oktober naht: der Kreislauf des Jahres im Hochland nordwärts des meteorologischen Äquators ist geschlossen."

In dem Gebiet zwischen Nordadamaua und dem Tschadsee, dem entferntesten Zipfel Kameruns, nimmt die Wärme zu (Tagestemperaturen bis 42°), die Niederschlagsmenge ab, und die Thermometerschwankungen verringern sich. Trotzdem ist infolge der verdunstenden Tschadseegewässer der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein sehr hoher, so daß die klimatischen Verhältnisse nicht gut sind. **Nachtigal** berichtet, daß sich nicht einmal die eingeborenen Bornuneger einer guten Gesundheit erfreuen; für den Europäer dürfte der längere Aufenthalt dort nicht ganz empfehlenswert sein.

So durchläuft allerdings das Klima Kameruns die größten Gegensätze: Niederungen von feuchter, malariabrütender Hitze; Hochlande mit gesunder, reiner, manchmal nördlich kühler Luft; monatelange Trockenheiten auf der einen, tägliche Regengüsse auf der anderen Seite; Tornados mit Hagel und qualmende Nebel; ein verdunstendes Meer in "feuchtheißer Flachbeckensenke" - ein Land der geographischen Verschiedenheiten, die von keiner anderen Tropengegend übertroffen werden.

Die Tier- und Pflanzenwelt

Die starken Verschiedenheiten, die für die Bodengestaltung und das Klima Kameruns bezeichnend sind, bestimmen auch die Verteilung der Tier- und Pflanzenwelt - oblgeich die frei lebenden Tiere hin und wieder die Grenzen ihres eigentlichen Gebietes übertreten mögen.

Eine **Dreiteilung der Pflanzenwelt** ergibt sich sogleich aus der Landesbeschaffenheit selber: die Vegetation der **Sumpf- und Brackwassergegend**, des **Urwaldes** und des **Hochlandes**. Auch die **Tierwelt** fügt sich in dieses Schema ein. Der Kamerunberg bildet auch hier wieder ein Gebiet für

sich, das von allen Zonen einen Teil besitzt.

In den *Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten* wird eine Bootfahrt auf dem Mungo beschrieben, während der das mannigfach-bunte Leben der Brackwasserfauna und -flora an uns vorüberzieht:

> "Von der Joßplatte geht die Fahrt hinüber über das Kamerun-Ästuar zur Einmündung des Mungo-Kriek. Massen von Seeschwalben huschen über die schmutziggelben Wasser, und ein Geieradler zieht am Strande entlang, nach einer vom Meer ausgeworfenen Beute spähend. Unter der Gunst der Strömung biegen wir in den Krieg ein, und mühsam sucht sich das Boot in dem Gewirr von Wasserarmen seinen Lauf. Die fast feierliche über der Landschaft liegende Ruhe, die nur selten durch das Kreischen eines Papageis unterbrochen wird, übt einen eigentümlichen Eindruck aus. Bald jedoch nimmt die eigenartige Ufervegetation dieser Brackwasserzone unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In erster Linie fällt die **Mangrove** auf durch die besonders zur Ebbezeit sichtbaren bizarren Formen ihres stelzenartigen Wurzelwerks sowohl wie durch die oft seilartig ausgespannten oder frei herabhängenden Luftwurzeln und das einförmige, matte, an Weiden erinnernde Grün ihrer blanken, lederartig festen Blätter: sie bildet zum größten Teil die Pflanzendecke der Ufer. Im Wurzelwerk kriechen und klettern zahllose kleine eigentümliche Fische mittels ihrer zu einer Art von Armen umgebildeten Brustflossen, kleine Krabben verschwinden bei Annäherung schnell in ihren Löchern, schwarz und weiß gefärbte Eisvögel streifen hin und her, Reiher, Sumpf- und Schattenvögel holen sich von den Fischen und Krabben, und der graugrüne Bülbül huscht durch die Büsche der Mangroven.
>
> Die Fahrt geht weiter in dem enger und enger werdenden Kriek, in dem eine fast unerträgliche Hitze herrscht. Jetzt zeigen sich große Büsche eines der Brachwasserzone eigentümlichen gewaltigen Farnkrautes, ferner dichte Horste der herrlichen Weinpalme und stattliche, reich mit Früchten beladene Pandanus, mit deren stachligen Blättern man bei der Enge und den vielen Windungen des Kriek, der stellenweise eine Breite von nur 1 - 2 m hat, in recht unangenehme Berührung kommt.
>
> Festeres Schwemmland beginnt. Die Rhizophoren (Mangroven) treten mehr und mehr zurück, häufiger wird die Raphia, Scitamineen zeigen sich, und endlich mündet der Kriek in den eigentlichen Mungofluß ein. Die Brackwasserregion ist durchfahren. Wohl machen sich Ebbe und Flut auch hier noch durch Sinken und Steigen bemerkbar, doch schon ist ständiger Abstrom vorhanden und infolgedessen süßes Wasser. Rasch wird die Vegetation jetzt mannigfaltiger, der Mangrovenwald wird zum Buschwald. Hier und dort erhebt sich riesenhafter Eriodendron, dessen gigantische Formen gerade in dieser Umgebung besonders auffallen. Außerordentlich dicht ist das Unterholz, das, mit europäischem Maßstab gemessen, immerhin die Höhen eines mittleren Buchen- oder Nadelholzwaldes erreicht. Auf ihm haust eine hellbraune Ameisenart; die Tiere lassen sich bei unvorsichtiger Annäherung des Kanus massenhaft in das Boot fallen und peinigen durch widerlichen Geruch und noch mehr durch ihren schmerzhaften Biß, der schon manchen Mungofahrer Hals über Kopf ins Wasser springen ließ, sich so von den Quälgeistern auf die rascheste Art zu befreien. Endlich auch findet das durch das stete Graugrün ermüdete Auge lebhafte Farben. In strahlendem Weiß schimmern Blüten, Schlingpflanzen leuchten rot und gelb, faustgroße, scharlachrote Schmetterlingsblüten winden sich um abgestorbene Stämme, tiefviolette Trauben eines anderen Gewächses ranken sich hinauf bis zu den Spitzen der hohen Urwaldriesen, während wieder andere ihre langen, gurkenähnlichen Früchte bis tief zum Wasserspiegel herabhängen lassen. Blüten und Früchte, frisches, junges und welkes Laub am gleichen Stamm: das ist es, was in den Tropen jeden Unterschied der Jahreszeit in unserem Sinne aufhebt. Nie findet man ganz entblätterten Wald, nie solchen in frischem, jungem Grün prangen.

In der undurchdringlichen Uferwildnis schreien Affenherden, und in Scharen, laut lärmend, ziehen oben Graupapageien. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden, langsamen Flügelschlag: man schaut auf, und über einen weg fliegt ein Nashornvogel mit mißtönendem Geschrei. Da und dort ist in die dichte grüne Ufermauer ein Loch gerissen, das Unterholz geknickt und eine tiefe Furche in die Lehmsteinwand eingegraben. Da ist ein Elefant durchgebrochen, der seinen mächtigen Körper in den Fluten erfrischt hat.

Das Vegetationsbild zu beiden Seiten des Flusses hat sich unterdessen nicht unwesentlich geändert: der Buschwald ist zum Mischwald, dem Mittelglied zwischen Busch und Hochwald, geworden. Graziöse Ölpalmen und hochstämmige Melonenbäume mengen sich in die bisherige Pflanzenwelt; und zahlreicher recken sich die Riesen des unberührten afrikanischen Hochwaldes in die Lüfte: wir sind in den Kameruner Urwald eingetreten."

Es wird vielleicht nie ganz gelingen, den Urwaldzauber mit all seinen Farben, Dunkelheiten, Überraschungen, Unheimlichkeiten, Freuden und Leiden dem mit Worten ganz deutlich vor Augen zu führen, der ihn nicht kennt. Leider vermag es auch das Lichtbild nicht - denn auf ihm verschwindet die Einzelheit, die aus tausendfältigem Wirrwarr hervorleuchtend die Wildnis ungeheuer lebendig macht. Außerdem aber verschieben sich die Größenverhältnisse, die Gliederungen verschwinden - kurz, wo das Auge in der Nähe über den größten Reichtum an Formen, Färbungen und Nüancen schweift, bleibt auf der Platte eine einförmige und wenig imposante Undurchdringlichkeit zurück. Immerhin ist im Urwald sozusagen etwas los; man schlägt z. B. im Vorübergehen zufällig an einen Baum mit schwarz-weißer Rinde, die sich plötzlich auflöst und wegfliegt: es waren lauter Schmetterlinge, die auf dem Stamm saßen und Mimikry machten. Oder wunderbare Blüten hängen von Schlingpflanzen herunter, aber wenn man sie pflücken will, greift man in lauter unsichtbare Dornen und läßt sie lieber in Ruhe - was auch auf jeden Fall vernünftiger ist. Kleine Vögel stehen in einem Sonnenstrahl über einer Blume und bewegen die Flügel so schnell, daß man nur den winzigen Leib im Licht schimmern sieht - einen lebendigen Edelstein. Nur eine Tiergattung sieht man im Urwald nie: die "wilden" Leoparden, Elefanten, Löwen, Panther - sie sind im undurchdringlichen Dickicht verborgen und denken gar nicht daran, den Menschen anzugreifen, wenn sie nicht angeschossen, in die Enge getrieben oder plötzlich erschreckt sind. In der Nacht hört man sie heulen - aber das ist alles. Reisende können wochenlang den Urwald durchstreifen, ohne mehr als die Fährten der "reißenden Bestien" zu finden, wenn sie nicht das sich verbergende Wild auf dem Pirschgang aufstöbern. Gefahr droht dem Menschen von "wilden" Tieren jedenfalls nicht - auch von Schlangen kaum, wenn man nicht gerade auf eine größere giftige trifft - was sich aber vermeiden läßt. Kleinere sind für den Europäer mit seiner festen Fußbekleidung, die sie nicht durchbeißen können, ungefährlich.

Allerdings - es gibt eine Sorte von Tieren, die jeder Urwaldkenner fürchtet, weil sie in der Tat gefährlich ist: das Ungeziefer, nämlich Sandflöhe, Ameisen, Ratten, Fliegen und sonstiges greuliches und unappetitliches Zeug, das kriecht, klettert, fliegt, springt und hüpft.

"Die Ratten fressen Stiefel und Sandalen an und machen nächtliche Kletterübungen am todmüden Schläfer; die Fliegen dringen in Augen, Mund und Nase, zerstechen den Körper und setzen sich, eitererzeugend, in Wunden. Die Ameisen überziehen im Nu den wehrlosen Wanderer, den ahnungslos Rastenden zu Tausenden und martern ihn mit ihren Bissen; die Sandflöhe bohren sich heimtückisch unter die Nägel der Zehen, erzeugen dort Geschwüre und machen den Menschen oft für Wochen vollkommen marschunfähig.

Das sind die von Wissenden wahrhaft gefürchteten wilden Tiere der Wildnis!"

Die Flüsse im Küstenland sind reich an Krokodilen, Flußpferden und Fischen.

Die Vegetation des Urwaldes ist, ganz abweichend von unseren aus Nadel- oder Laubholz bestehenden, höchstens streckenweise eine Vereinigung beider zeigenden Wälder, von einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit - an die hundert verschiedenen Arten finden sich oft auf wenigen hundert Quadratmetern zusammengedrängt. Eine der besten Urwaldschilderungen gibt uns **Pechuël-Loesche**;

> "In weiter, grün überwölbter Halle nimmt das Waldmeer den Eintretenden auf. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an 20 m über dem Erdboden gespannt. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund, verlieren sich nach oben in den Blättermassen. Zu ihren Füßen wuchern in üppigster Fülle Gesträuch und Gestrüpp. Lianenranken, sich kreuzend, verschlingend, die einen dünn und glatt, die andern von der Stärke eines Schenkels und mit scharfen Dornen bewehrt, kriechen in den seltsamsten Windungen auf dem Boden entlang und liegen zusammengerollt um die Stammenden der Urwaldriesen gehäuft; dann wieder umklammern sie in den mannigfaltigsten Umschlingungen Stamm und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel, ranken sich erwürgend an den Stämmen hinan, oder hängen in wüstem Gewirr herab bis zum Boden, mit ihren erdrückten, erstickten Opfern niedergerissen. Über all diesem Chaos und den dichten Laubmassen entfalten - da und dort durch eine Lücke sichtbar - frei und hoch die mächtigen Stämme, die das Auge in den niedrigeren Wipfeln hat verschwinden sehen, in einer Höhe von 50 und 60 m breit ausgelegte Kronen: ein Wald über dem Walde."

Aber auch **Hutter** hat die auffallenden Merkmale des Kameruner Urwaldes klar erkannt und geschildert:

> "So bietet sich der Urwald zu Anfang. Bald aber wird man vertrauter mit ihm und in ihm, und bald unterscheidet man sehr wohl zwei ausgeprägte, verschiedene Formen: Hochwald und Buschwald. Da und dort trifft man auf zwei weitere Bedeckungsarten der Urwaldzone: auf Parklandschaft und Morast.
>
> Anknüpfend an die Schilderung des Gesamteindruckes, läßt sich der Unterschied zwischen Hochwald und Buschwald kurzgefaßt am besten in der Aufzählung der hier, bzw. dort fehlenden Glieder zeichnen. Der Hochwald ist der **»Wald über dem Walde«**. Gesträuch und Gestrüpp fehlen größtenteils; an ihre Stelle treten blattpflanzenartige dichte Bestände niederer Farne und Moose; der Boden ist meist sandig. Der Buschwald ist der **»Wald unter dem Walde«**. Dichtes Untergeholz, Lianen usw. füllen ihn im reichsten Wachstum.
>
> Tief atmet man auf, wenn nach tagelanger Wanderung durch dieses Waldmeer der Fuß wieder freie, lichte Gegenden betritt, das Auge endlich wieder Sonne und Himmel schaut und ein frischer Windhauch weht statt drückender Schwüle und Dunst des Urwaldes. Ab und zu wenigstens sind solche ersehnte Unterbrechungen die **Parklandschaften**. Aus Gras, Buschwald oder dem reinen Busch setzen sie sich zusammen in der Form, daß die waldigen Partien inselartig im hohen Gras liegen.
>
> Das tiefe Gras der Parklandschaft ist natürlich grundverschieden von dem weichen Rasenteppich unserer Wiesen. Gräser, 1 - 2 m hoch, bilden die Hauptmasse. Größere Flecken sind besetzt mit den starren Schiefhalmen des berüchtigten Elefantengrases, das 3 - 7 m hoch wird, und mit dem westafrikanischen Tropenunkraut, der Canna indica. Das frische satte Grün unserer heimatlichen Gräser fehlt diesem offenen Bestandteil der Parklandschaften. An Stelle der Blumen treten verstreute Einzelpflanzen, vom Strauch bis zum mächtigen Baum.

Als gewaltigster Vertreter der letztgenannten sei der **Affenbrotbaum**, der Baobab, genannt, das Wahrzeichen der Parklandschaft. Er ist die Eiche der Tropen; mächtigen, knorrigen Stammes, wie der deutsche Baum, sendet er bereits in geringer Höhe gewaltige dichtbelaubte Äste in den mannigfaltigsten Verrenkungen waagerecht hinaus. Gleich dem Wollbaum ist auch er ein gern gesehener und viel benutzter Biwakbaum. Bietet jener zwischen seinen weitausholenden Tafelpfeilern natürliche Kammern, so hat der Baobab den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines riesigen Naturregenschirmes. Schlangenartig sich auf dem Boden hinringelnde Wurzeln, aber fast von der Stärke eines Mannes, strahlen auf 30 und 40 Schritt nach allen Seiten aus. An fast meterlangen Stielen hängen die Früchte in Gestalt von riesigen, gelbgrünen Gurken hernieder.

In der Parklandschaft findet man auch die nach heimatlichen Begriffen in einer richtigen Tropenlandschaft unbedingt notwendigen Palmen in größerer Zahl: die Ölpalme, die Wein- und die Kokospalme, in Gruppen für sich und miteinander vermischt. Auch der palmenähnliche Melonenbaum und Fächerpalmen finden sich gleichfalls, büschelförmig stehend. Das eigentliche Reich der Kokospalme ist die Nähe der See; weiter einwärts tritt sie immer vereinzelter auf."

Die letzte ortseigentümliche Abwechslung, die die Urwaldregion bietet, ist ebenso unerfreulich, als die Parklandschaft mit Vergnügen begrüßt wird.

"**Morastige Strecken**, in den Niederungen des Nordteils und in den ausgedehnten Gebieten des Südkameruner Urwaldes, erschweren das Vorwärtskommen ganz außerordentlich durch ihren Pflanzenwuchs, ebensosehr fast wie durch den sumpfigen Boden selbst. Dschungelartig wachsen cannaähnliches Schilf und Elefantengras hoch und dicht in Mengen. Nässe- und sumpfliebende Stauden und Gestrüpp mengen sich darunter, und der Pflanzenwuchs, aus Gräsern, Schilf und niederem Busch bestehend, verfilzt sich förmlich. Dazu kommt, daß derartige Stellen mit Vorliebe von Elefanten als Suhlen benutzt werden - und welch metertiefes Gemisch von Schlamm und Sumpf und Morast, zertrampeltem Schilf und Gras und Busch diese ungefügen Dickhäuter dabei zu schaffen vermögen, kann nur der sich vorstellen, der unter Verwünschungen durch den zähen, stinkenden Schmutz und Schlammbrei sich durcharbeiten muß, in dem die Stiefel bei jedem Tritt fast steckenbleiben!"

Den Reichtum der Insektenwelt, der so unwillkommen ist, haben wir schon erwähnt; zu den Ameisen gesellen sich Termiten, die ihre Bauten freistehend errichten oder an Bäume ankleben, unzählige Zikaden bringen ein beinahe gellendes Zirpen hervor; Gespenstheuschrecken, die einem trockenen Blatt, einem dürren Zweige gleichen, tauchen auf, rote, glänzende Libellen schwirren über den Wasserläufen, und, schönstes von allem, wunderbar gefärbte Schmetterlinge aller Schattierungen und Zeichnungen von Schwarz bis zum schimmernden Weiß, riesenhafte Tiere, größer als die ausgespannte Männerhand, taumeln schweren Flügelschlages vorüber. Das ist für den Neuling einer der merkwürdigsten Anblicke: der majestätisch langsame Flug dieser großen Schmetterlinge, da wir das unruhige Flattern unserer kleinen Falter gewohnt sind. Moskitos, die zu den schlimmsten Quälgeistern der Menschen gehören, sind überall da, wo es feucht und warm ist; im Kamerun kommt noch die Tsetsefliege hinzu, die die gefährliche Eigenschaft hat, die Schlafkrankeit zu übertragen. Bunte Eidechsen, die Agama, häufig 50 cm lang, schlüpfen über den Grund und beteiligen sich an der Vertilgung des Ungeziefers - ohne daß eine sichtbare Abnahme der teuflischen Flieger festzustellen wäre.

Charakteristisch für Westafrika sind die Vogelansiedelungen, deren Mitglieder sich ganz bestimmte Baumsorten aussuchen und oft vollkommen ruinieren. So zerzaust sind die Blätter, so kahl ist die Krone, daß sie "wie ein Besenreis" in die Luft ragt. So ist z. B. die Ölpalme häufig von den Nestern

der kleinen **Webervögel** bedeckt, die die Tierchen sich zu Hunderten auf **einem** Baume sehr kunstvoll aus Reisern, Bastfastern und biegsamen Grashalmen bauen. Der **Nashornvogel**, ausgezeichnet durch seinen mächtigen Schnabel, kommt am häufigsten in Parklandschaften und im Hochwald vor - auch er ein Tagesvogel, während der rabengroße, aber blau-gelb-braun gefiederte **Turako** nur abends und morgens durch das Holz streift, ebenso wie die Graupapageien, die besonders vor Sonnenuntergang den Wald mit ihrem recht mißtönenden Geschrei erfüllen.

Wenn man die Papageien nennt, muß man auch der Affen Erwähnung tun, dieser vierfüßigen Komiker im Busch; Brehms Wort, daß der Papagei der gefiederte Affe ist, ist wohl berechtigt. Und wo man in Afrika Papageien findet, sind auch die Affen nicht weit.

Da sind in erster Linie die verschiedenen Arten von Meerkatzen zu nennen; **Schimpansen** sind häufig, und nicht selten ist jener gewaltige Zweihänder, dessen Urheimat ja in Guinea liegt, der von einem förmlichen Sagenkranz umwobene **Gorilla**. Am unteren Mbam und in verschiedenen anderen Gegenden, wie westlich der Yaundestation, ist er geradezu häufig. Das erwachsene Männchen, größer als der Mensch (bis 2,40 m Höhe) und weit breitschultriger (bis 1 m), mit langen, ungemein kräftigen, muskulösen Armen und gewaltigen Händen, mit kammartig gewölbtem Nacken, der breiten, tiefdurchfurchten Nase, dem mächtigen, vorspringenden Maul, aus dem ein furchtbares Gebiß mit scharfen Eckzähnen vorfletscht, der schwarzen Behaarung, die sich auf dem Genick zu einer sich sträubenden Mähne verlängert - bietet einen furchtbaren Anblick.

An kleineren Säugetieren kommen im Urwald Buschkatzen, Stachelschweine, Antilopen, eine kleine rote Büffelart vor; ferner gibt es natürlich Elefanten und Leoparden - alles Tiere, die auch auf der Hochlandsteppe zu Hause sind. Von den Schlangenarten mögen die größte und ganz harmlose, die Python, die bis zu 6 m lange "Riesenschlange", und die kleinste, wenigstens für den unbekleideten Eingeborenen gefährliche schwarze Natter erwähnt werden - sie soll den in ihre Nähe kommenden Menschen anspringen und mit ihrem Biß tödlich vergiften. Endlich existieren die üblichen Nachttiere, wie Fledermäuse, fliegende Hunde und dergleichen geisterhafte Unwesen, die sich nur durch klagendes Geschrei und sonderbar weiches Vorübergleiten im Dunkel bemerkbar machen.

Eine Anzahl von **Nutzpflanzen** war für unsere Kolonie wichtig.

Der Steilhang der Hochplateaus, die Vorberge und Täler sind mit Waldungen von **Ölpalmen** bedeckt:

> "Die Gewinnung des Öles geht in der Weise vor sich, daß die an den Fruchtständen abgepflückten Palmnüsse, wie sie sind, in Wasser erhitzt und dann in großen Trögen mit Stößeln oder den bloßen Füßen ausgestampft werden. Bei reichlichem Zugießen von Wasser schwimmt das aus dem Fruchtfleisch durch das Stampfen herausgepreßte Öl oben, wird abgeschöpft und zur



Kameruns Arbeiter befördern die Ölfrüchte in den Sortierraum.
Auf den Plantagen werden, soweit als möglich,
moderne Arbeitsmethoden angewandt.

Reinigung von anhaftenden Fasern durchgesiebt. Die Siebe der Eingeborenen bestehen aus feinmaschigem Gitterwerk von Pflanzenfasern."

Das wertvollste Ausfuhrgut Kameruns war der **Kautschuk (Gummi)** - es gab Zeiten, in denen während der auf dem Weltmarkt herrschenden Hausse das Kilo Kautschuk, das heute in England weniger als einen Schilling kostet, mit neun, ja sogar mit achtundzwanzig Mark bezahlt wurde. Eine "wilde Jagd" auf Kautschuk begann; "die ganze arbeitsfähige Bevölkerung war in Bewegung geraten; die Dörfer waren leer. Was nicht in den Wäldern Gummi zapfte, war als Träger von und nach der Küste unterwegs", sagt **Dr. Theodor Seitz**, der von 1907 - 1910 Gouverneur von Kamerun war.



Die Gummigewinnung in Kamerun erfordert sehr viel Arbeit.

Der im Urwald wildwachsende Gummibaum wird eingekerbt und die heraustrăufelnde Flüssigkeit in Gefäßen aufgefangen. Die Eingeborenen, denen nach dieser Methode die Gewinnung aber nicht schnell genug ging, schlugen häufig die Bäume ab und erhielten den gewünschten Stoff nun allerdings reichlicher und rascher; aber die Bäume waren für immer vernichtet. Infolgedessen sah man sich trotz der unermeßlich großen Bestände nach einem Ersatzbaum um und fand diesen auch: die sogenannte *Kixia elastica*, deren Wurzel Kautschuk liefert.

Reiche Ernten liefert vor allem der Kakaostrauch, sowie die in ganz Adamaua wild wachsende Kolanuß und die überall als Farmpflanze gebaute Erdnuß: die Kerne der ersten, von bitterem Geschmack, haben belebenden Einfluß auf die erschlafften Nerven; die Erdnuß hat sich in den Nachkriegsjahren als sehr wohlschmeckende und billige Näscherei bei uns überall eingebürgert. Wie jeder, der sie gern ißt, weiß, enthält sie einen hohen Ölgehalt.

Außer einer Reihe von Nutzholzarten finden sich manchmal auch wildwachsend der **Kaffeebaum**, der **Pfefferstrauch** und andere Gewürzträger, Baumwollpflanzen, Reis, die Indigopflanze und die Tabakstaude; kurz, alles, was das Herz eines Kolonialwarenhändlers nur begehren kann, ist aus der verlorenen Kolonie herauszuholen, - dazu bietet Adamaua noch einen unendlichen Überfluß an Mais und Hirse... Wieviel Menschen könnten dort Beschäftigung erhalten, wieviel Konsumenten hier billig ihr Leben angenehmer gestalten, wenn - nun: wir wissen eben, daß es eines Tages anders werden muß!

Den Urwald des Küstengebietes und des höher gelegenen Landes haben wir durchwandert; nun stehen wir am Rande der Steppe, auf dem **Hochplateau**.

Zwei verschiedene Welten liegen vor den Augen des Forschers, wenn er, auf den Höhen von Bali haltmachend, den Blick nach Süden und Norden wendet. Rückwärts gegen Süden stürzen die Hänge ab in Täler und Schluchten, und Berg reiht sich an Berg, mit Ölpalmen überdeckt, aus Tiefen von 500 und 1000 m rauschen Wasser herauf - vorwärts nach Norden, Osten und Westen: Hügelwelle auf Hügelwelle, dazwischen weite Täler, und wie grüne Wogen schwanken in ungemessenen

Flächen die hohen Schilfgräser darüber hin.

Der erste Anblick dieser wogenden, grünen Meere ist überwältigender fast als der der Urwaldmassen des Waldgebiets. Da unten wirken die Ausmaße in der großen Höhe, hier oben die maßlosen Flächen... Blumenschmuck ist reinen Grassteppen fremd, nur verstreut wächst die mattrot oder gelbblühende Indigostaude. Gespenstisch ragt ab und zu das knorrige, krüppelhafte Geäst einer einzelnen Zwergakazie aus dem Halmenmeer empor. Die Rinde ist geborsten, Stamm und Äste sind angekohlt von den jährlich wiederkehrenden Grasbränden; doch unermüdlich sprossen bald wieder die Blätter, unermüdlich ersetzt der zählebige Baum, was das Feuer zerstört hat.

Doch entbehren auch die eigentlichen Grasgebiete durchaus nicht höherer Vegetation. In den Mulden und Tälern längs der zahlreichen quellfrischen Wasserläufe ziehen sich Waldstreifen hin: dichter Busch, Buschwald und hohes Schilf auf feuchtgrundigem, streckenweise sogar sumpfigem Boden. Diese Waldstreifen bleiben ewig grün und frisch. In ihnen erinnert uns die Natur, daß wir eben doch mitten in den Tropen uns befinden; als wollte sie uns für die sonst so einfachen Pflanzenformen entschädigen, häuft sie in diese in die Talsohlen eingesprengte Buschvegetation eine solche Überfülle der Lebenskraft, daß es jeder Gesetzmäßigkeit zu spotten scheint. Hier treffen wir die meisten Bekannten aus dem Buschwald der Waldlandstufe wieder.

In diesen Mulden und Tälern findet sich auch in langausgedehnten Hainen die Raphia, diese dem reinen Grasland so recht eigene Palme. Ihre Bestände treten nicht selten an Stelle der Buschwaldbäume; an anderen Wasserläufen sind Laubbäume und Weinpalmen gemischt.

Ein so häufiger Baum auch die Raphia ist, das Auge erfreut sich doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebauten Palme. Geradezu riesenhafte Gebilde bekommt man zu sehen. Der Wurzelstock oder Stammstock hat einen Umfang von 3 m, 30 - 40 Wedel, jeder ist 15 - 20 m lang und am untern Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit.

Die **Tierwelt** des Hochlandes umfaßt außer den Arten, die wir schon im Waldland kennengelernt haben, auch einige Schlangenarten; die Rhinozerosschlange ist ziemlich gefürchtet. Schlimmer aber als alle anderen Tiere können die **Wanderheuschrecken** werden, gegen die der Mensch machtlos ist. Ein Bericht aus Baliburg sagt:

> "Gegen 2 Uhr nachmittags kamen vereinzelte Tiere aus Osten, gewissermaßen als Aufklärer voraus, und nun auf einmal, 10 Minuten nach 2 Uhr, quollen zwischen zwei Hügeln, in einer Breite von mehreren Kilometern, die dichtesten Wolken, so dicht und breit, daß ein Durchsehen unmöglich war und buchstäblich Dämmerung eintrat. Das Geräusch dieser Tausende von Milliarden gleicht dem entfernten Rauschen eines mächtigen Wasserfalles. Im Augenblick war alles besetzt, Hütten, Wege, Geräte, Bäume, Boden; alles so dicht, daß auch nicht das geringste des bedeckten Gegenstandes mehr sichtbar war. Als der Schwarm nach Norden und Nordwesten weiterzog und die Sonne von rückwärts in die Massen hineinschien, glaubte man das dichteste Schneegestöber zu erblicken, hervorgerufen von dem Glitzern der von den Sonnenstrahlen weißen Flügeln der Tiere. Der Neger ißt sie roh oder in Palmöl gebraten mit Leidenschaft..."

Der **Elefant** ist im Hochland ebenso häufig wie im Wald; außerdem aber ist der Antilopenreichtum der Steppe bemerkenswert, die viele verschiedene Arten, von der kleinen Zwergantilope bis zur riesigen Kuhantilope, birgt. Auch Affen, Eichhörnchen, Baumratten, Schuppentiere, wilde Katzen und schließlich als "Räuber" der Leopard: die ganze Steppe scheint ein ausgedehnter zoologischer Garten zu sein. Noch weiter im Innern, auf der Hochfläche von Ngaundere, gesellen sich Hyänen, vereinzelt auch Löwen und ganz sporadisch auch Nashörner zu den anderen Arten. Den größten

Reichtum zeigt aber die Vogelwelt an den vielen Hochlandflüssen - schwarze Störche und Reiher in ungeheuren Massen, Ibisse, Enten, Trappen, Wildgänse, Bekassinen, Rohrdommeln, Marabus: immer wieder der gigantische Überfluß, das Überschwengliche der Tropen!

Die Bevölkerung

Wir treffen Sudan- und Bantustämme auf Kameruner Boden: die **Bantuneger** im Küstenland, im Urwald und im Süden des Kameruner Hochlandes, die **Sudanneger** im nördlichen Hochland, in Adamaua und im Tschadseegebiet - wo auch die zu Nichtnegerrassen gehörigen fremden Einwanderer wohnen. Alle drei Gruppen befanden sich vor nicht allzu langer Zeit noch auf Wanderungen - wir erinnern uns, daß die Hereros in Südwestafrika zu den Bantus gehören - und sind erst in neuerer Zeit seßhaft geworden. Einzelne Stämme mögen auch jetzt noch nicht zur Ruhe gekommen sein.

Es würde den Rahmen dieser Darstellung überschreiten, wenn wir die Geschichte der Negerwanderungen, die nach Kamerun führten, im einzelnen verfolgen wollten. Es sei nur so viel gesagt, daß der **Sudan** in den Verschiebungen der Völker Afrikas eine große Rolle spielte und mit seinen Reichtümern, seiner Fruchtbarkeit, seinen Wasserläufen die armen Wüstenvölker immer mit großer Kraft anzog. Der Islam drang im Mittelalter bis tief in das Innere vor; große Sudanreiche entstanden, wuchsen und vergingen - wie der Staat **Bornu** -, neue Völker erschienen, die **"Fulbe"** oder **"Fulla"**, das heißt die "Gelben", genannt wurden: Sie kamen aus Marokko und erschienen im 11. Jahrhundert am Niger. Diese Gelben lebten nur als Geduldete unter den Negerstämmen und hielten ihre Rasse rein, während ein anderes Volk nordafrikanischen (hamitischen) Ursprungs dies nicht tat: die **Haussa**, die große Staaten, wie **Sokoto**, gründeten, sich stark mit den Negern vermischten und schließlich zu dem heute sehr ausgebreiteten Stamm wurden, der wenigstens seinen Namen bewahrt hat. Die Fulbe erschienen auch in den Haussastaaten, aber wiederum hielten sie sich rein und fachten im Anfang des 19. Jahrhunderts einen Aufstand aus religiösen Gründen an, der die Haussastaaten beseitigte; nur das Bornureich konnte sich behaupten.

Der Mahdiaufstand in Ägypten kostete ihm schließlich die Existenz: der Sultan, **Rabeh**, dehnte seinen Eroberungszug bis an den Tschadsee aus, zertrümmerte den Bornustaat Scheich Auars und beherrschte sein riesiges, quer durch Afrika reichendes Gebiet von der Hauptstadt **Dikoa** aus, die mehr als 100 000 Einwohner hatte. Aber auch diese letzte, blutige und bei aller Orientromantik grausam-fanatische Herrschaft Afrikas mußte der überlegenen europäischen Kriegstechnik, deren Waffen auch wildester fanatischer Glaubenshaß nicht standzuhalten vermochte, weichen. Die Franzosen rüsteten eine Anzahl von Expeditionen gegen den ohne Frage imponierenden Despoten aus; am 22. April 1900 wurde Rabeh bei Küsseri geschlagen und fiel: ein Mann außergewöhnlichen Formates, der "Napoleon Zentralafrikas". Sein Reich wurde nun von den europäischen Kolonialmächten aufgeteilt.

Die Fulbe aber dehnten die nunmehr in ihren Besitz gekommenen Haussareiche weit aus - das heute Adamaua genannte Gebiet gehörte ihnen. Eine ganze Reihe von **Fulbe**staaten wurde errichtet - bis hinunter nach **Ngaundere** und **Tibati**, und Außenposten wurden vorgeschoben bis tief in den Süden an die Grenzen der großen **Kongo**wälder. Die Haussa aber, die durch ihre Vermischung mit den Negern viel Verschlagenheit und List geerbt, wurden, was sie heute noch sind: die großen Handelsmänner des Sudans und Mittelafrikas. Überall haben sie ihre Wohnstätten, von der Küste Kameruns, von Senegal bis nach Kairo: ihre Karawanen durchziehen die Länder, und Reichtümer wurden erworben. Ihre Macht wuchs, wurde groß und besiegte schließlich die einstigen Unterdrücker, die Fulbe, zwar nicht politisch, aber wirtschaftlich: die Fulbe verarmten und den Haussas ging es gut.

In den Gebieten, die von den Fremden aus dem Norden Afrikas überrannt wurden, saßen **Sudanneger**; die Fulbe betrachteten sie als geeignete Objekte für die Sklavenjagd. So flüchteten die Neger zum Teil, andere wurden verkauft, vernichtet; aber es gelang auch manchem, sich in Adamauas Felsnestern zu halten, gegen die die gute, vermutlich beduinenmäßige Reiterei der Fulbe nichts ausrichten konnte. Im ganzen aber schoben sich die Sudanneger nach Süden, trafen auf andere ihres Stammes, neuer Kampf um Land und Wohnsitz entspann sich; aber schließlich kam das unruhige Wesen doch zum Stillstand, und zwar an einer Grenze, die mitten durch Kamerun hinläuft: der Hochlandrand im nördlichen Teil, das Sanagaufer im südlichen Teil bezeichnen sie. Hier begann und beginnt das Gebiet der **Bantuneger**. Geschichtliche Überlieferungen fehlen diesem reinen Negerstamm: die Geschichte der islamischen Reiche ist von der hohen alten arabischen Kultur der Eroberervölker aufgezeichnet worden.

Es ist wahrscheinlich, daß die Küstenländer und die Waldzone von einer heute wohl so gut wie ausgestorbenen **Urbevölkerung** bewohnt waren; ihre letzten Reste haben sich in den tiefsten Urwald zurückgezogen - **Zwerge**, wie sie auch in anderen Wäldern Afrikas angetroffen und sogar gefilmt worden sind.

An der Völkergrenze zwischen Sudan- und Bantunegern aber setzten sich die blutigen Kämpfe fort, die erst allmählich aufhörten, als die Europäer ins Land gekommen waren. - Die Stationen, die eingerichtet wurden, "stehen wie Felsburgen inmitten der Völkerbrandung. So kurzen Bestand sie auch haben, so gewährleisten sie doch den gegenwärtigen Stand und Sitz der Stämme und vermindern die Fehden, die die Bruderstämme in unbegreiflicher Verblendung gegenseitig führen, so ihren Erbfeinden in die Hände arbeitend. Sie garantieren stabile Verhältnisse, wenigstens hinsichtlich größerer umwälzender Verschiebungen."

Eine Unzahl von Namen klingen auf, wenn wir die Stammliste der Neger von Adamaua bis Tibesti verfolgen - die Batta, die Musgu, die Baia im Norden, die Bakundu, die Duala, die Bakoko, die Maka im Süden - um nur ein paar von ihnen zu nennen. Ein anderer Bantustamm ist erst in verhältnismäßig junger Zeit in die Waldgebiete eingewandert - die Fang- oder Pangwe. Alle diese Negerstämme sind einander ziemlich ähnlich; die Verschiedenheiten der Sprache enthalten wohl die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale. Natürlich sind auch die Anlagen und Neigungen der einzelnen Völker nach ihrer Art voneinander abweichend.

Von den Zwergvölkern sagt **Curt v. Morgen** (aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Worte Zeiten der neunziger Jahre beschreiben):

> "An dem unbewohnten Urwaldgürtel dicht östlich von Kribi verkünden hin und wieder Pfiffe und einige für den Europäer unartikulierte Zurufe das Vorhandensein von Menschen, von denen schon Forscher im innersten Afrika berichtet haben, und die hier, ohne festen Wohnsitz, lediglich der Jagd obliegen. Zum Schutz gegen Regen und Kälte bauen sie sich auf ihren Lagerplätzen kleine Hütten, befinden sich jedoch am Tage mit ihren Familien stets auf der Wanderung, um dem Wild nachzustellen."

Dr. **Plehn** macht einige Angaben über das Äußere:

> "Stirn niedrig, unterer Gesichtsteil von der Nasenwurzel ab vorgeschoben, Nase kolossal breit, plattgedrückt, mit gewaltigen fleischigen Flügeln; Gesicht besonders um den Mund herum faltig; Lippen dünn, stark behaarter Oberkörper, Farbe heller als bei den übrigen Negern, kupferig und mit erdigem Ton."

Ganz anders beschaffen ist der **Bantuneger**, den **Passarge** folgendermaßen beschreibt:

> "Die Hautfarbe wechselt sehr. Hellbraune bis rotbraune Leute, ja ganze Stämme sind nicht selten. Ihrer Physiognomie nach sind sie durchweg echte Neger. Der Schädel ist rund und plump, das Haar wollig, die Stirn im allgemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit, die Nasenwurzel gleichfalls rund und flach, die Nasenflügel stark aufgebläht, die Nasenspitze stumpf und oft aufgestülpt. Die Lippen sind dick, wulstig und geschwungen, alle Fleischteile meist massig entwickelt. Der Körper ist gewöhnlich plump und knochig und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster."

Der **Sudanneger** bildet den Übergang von Mittel- zum Nordafrikaner. Einwandfreie körperliche Rassenunterschiede zwischen Sudan- und Bantunegern sind nicht vorhanden.

Ebenso stellt der **Haussa** infolge seines Mischblutes eine Übergangsform in seiner Erscheinung dar.

> "Im allgemeinen kann man sagen, daß sie zwischen dem Typus der Saharabewohner einerseits, dem des Bantu-, sowie des Sudannegers andererseits stehen und bald nach dieser, bald nach jener Seite hin die mannigfaltigsten Übergänge und Kombinationen in Körperform und Gesichtsbildung aufweisen: hier ein plumper, knochiger, zur Fettbildung geneigter Körper, dort eine schlanke, magere und doch kräftige Gestalt; hier ein langes Gesicht mit schmaler, sogar gebogener Nase, hoher Nasenwurzel und dünnen Lippen; oder sehr häufig eine Mischung der Typen, wie lange hagere Gesichter, aber plumpe flache Nasen nebst dicken Lippen, oder runde Gesichter mit geringer Entwicklung der Weichteile, lange, aber flache und aufgestülpte Nasen; kurz alle nur denkbaren Variationen der Formen sind zu beobachten, doch sind gerade die Extreme eine Ausnahme, Mischung der Charaktere die Regel. Alle aber haben die dunkle Hautfarbe und echtes Negerwollhaar, wenn vielleicht auch nicht ganz so dicht wie bei den Negern reiner Rasse" (Passarge).

Die Fulbe drangen als friedliche Hirten in die Haussastaaten ein, die sie in einem blutigen Aufstand durch ihre Reiter eroberten. Sie sitzen im Hinterland von Kamerun, in Adamaua, und sind Mohammedaner.

> "Bei den hellsten Fulben ist die Haut sehr hellgelb, wie helles Leder, aber stets mit einem Stich ins Rote. Was den Fulbe vom Neger unterscheidet, ist der schlanke, feinknochige, sehr magere und doch sehnige Körper. Oftmals haben wir über diese mageren, scheinbar verhungerten Windhundgestalten unsere Beobachtungen angestellt, die trotz der scheinbaren Schwächlichkeit bei spärlicher Nahrung große körperliche Anstrengungen, besonders unglaubliche Marschleistungen vollführen können, ganz wie die Wüstenstämme. Der Schädel ist meist mittellang, die Stirn hoch, das Gesicht lang und schmal, die Nase lang und gerade, Wurzel und Rücken schmal und hoch, die Flügel zart und klein, desgleichen die Lippen. Das Haar ist schwarz, wellig und zeigt keine Spur der Negerwolle. Bei den Frauen erreicht es einen halben Meter und mehr Länge. Die Frauen sind, solange jung, z. T. große Schönheiten; nur ihre Magerkeit wirkt häufig störend. So mancher und manche Fullah würde als Marmorbüste wohl eher für einen Hermes oder eine Diana, als für einen afrikanischen Typus gehalten werden."

Trotz der günstigen Lebensbedingungen der Tropen waren die Gesundheitsverhältnisse naturgemäß nicht die besten; alt wurden und werden die "Naturneger" nicht, durchschnittlich etwa 40 Jahre. Auf dem Hochland sind Lungenkrankheiten, im Waldland Lepra und Pocken nicht selten; außerdem setzt auch die Malaria den Eingeborenen zu.

Aber - der Naturneger werden immer weniger. Die alten religiös-magischen Vorstellungen und Begriffe sind verschwunden, die neuen Gedanken noch nicht richtig aufgekommen - so daß die in vieler Hinsicht ihnen gefährliche Zivilisation im großen ganzen nur Unheil angerichtet hat. Das

gemeinsame Ziel der **Mission** und der **Kolonialbehörden**, Erziehung zu freier, geordneter Arbeit, zu der kein deutsches Kapital nötig ist und die den Neger auf sich selbst stellt, verlangt Charakterschulung und Ertüchtigung von Hand und Verstand. Nur sie können die Zerstörung der Stammessitten auf die Dauer aufhalten.

So hat es eine immer stärker werdende Strömung in der **Mission** gegeben, die auf die **Erhaltung der alten Kultur** Wert gelegt hat; es ist ihr in den letzten Jahren auch gelungen, ihre Absichten an einigen Stellen durchzusetzen. Der Umschwung der Geistesrichtung, der uns aus der vollkommen kommerziellen Äußerlichkeit des 19. Jahrhunderts auf den Weg der **seelischen Erfassung** geführt hat, verbreitet sich von Deutschland aus über die Welt: es ist nicht unmöglich, daß der neue Geist auch einmal in den "dunklen" Erdteil übergreift - der immer dunkler wurde, je mehr das Licht der "Zivilisation" leuchtete - und aus Karikaturen, aus "Hosenniggern", wieder **echte** Neger macht; Errungenschaften auf gesundheitlichem Gebiet werden dadurch in keiner Weise beeinträchtigt.

Das Unheil selbst liegt in der Zersetzung, Auflösung und allmählichen Zerstörung der urtümlich afrikanischen Lebensgemeinschaften, in der Zertrümmerung der Sitten, der völkischen Einheiten, die Mutterboden und Halt ihrer Kultur, ihrer Sittlichkeit, ihrer Religion sind (Ludwig Weichert). Von der Hörigkeit wurden die Afrikaner befreit, um als Sklaven auf den Kriegstheatern elende Statistenrollen zu mimen. Dafür durften sie sterben. Ach, allzu teuer ist dieser Tod! Denn sie opfern dazu noch ihre Unschuld **(Leo Frobenius)**.

Interessant ist das verschiedene Urteil der Forscher über die ethischen Qualitäten der reinen Naturneger. Eine gewisse Charakterlosigkeit, ein völliges Hingeben an den Augenblick werden ihm zum Vorwurf gemacht und mit dem Fehlen des kräftigenden Daseinskampfes entschuldigt. Schlauheit und Pfiffigkeit unterstützen seinen starken Handelssinn - er wird eine "ausgesprochene Schachernatur" mit allen unschönen Folgerungen genannt. Aber auch dafür findet der gerecht Denkende die Erklärung: der Neger ist jahrhundertelang von Eroberervölkern aller Art unterdrückt, verjagt, übervorteilt und - verkauft worden; seine einzige Waffe war die List. "Daß er", sagt Hutter mit sehr erkenntnisreichen Worten, "auch uns Europäern gegenüber von keiner besonderen Dankbarkeit erfüllt sein kann - nun: dafür haben wir durch den jahrhundertelangen Sklavenhandel und durch stete Übervorteilung bis zur Stunde gesorgt."

Der **Fulbe** steht natürlich auch charakterlich in scharfem Gegensatz zum **Neger**.

"Der Charakter der Fulbe ist ein abgeschwächter Berbercharakter. Sie sind als rinderhütende Nomaden eine ritterliche Nation. Arbeit, Handel und Industrie sind nicht ihr Fall, Jagd, Krieg und Viehzucht dagegen ihre Lieblingsbeschäftigung. Der Fulbe ist wesentlich ernster und ruhiger, weniger geschwätzig und leichtlebig als der Neger. Unzweifelhaft besitzt er mehr Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung" - nicht nur mehr als der Neger, fügt Hutter, der die Stelle aus Passarge zitiert, hinzu, sondern auch mehr - als wir...

> "Energie, Stolz und Ehrgefühl fehlen ihm nicht. Er kann auch wirklich hassen - und mehr: überlegte Hinterlist ist ihm sicherlich zuzutrauen. Er ist der größere Charakter, aber auch im gegebenen Moment der größere Schurke, jedenfalls der gefährlichere Feind. Bezeichnend ist es, daß er allein religiös fanatisch ist, der Neger nie. Dafür ist er aber im Verkehr viel angenehmer, zurückhaltender, weniger bettelhaft, kurz, von vornehmerer Gesinnung. Geldgierig und habsüchtig ist er wohl in demselben Grad wie jener, aber er kann sich bezwingen und zeigt es weniger."

Die **Sudanneger**, an erster Stelle die mit ihnen ja durch Vermischung nahe verwandten Haussa, nehmen auch in ethischer Beziehung eine vermittelnde Stellung ein: sie besitzen eine Reihe von Eigenschaften, die den Wüstenvölkern eigentümlich sind und ihnen die Überlegenheit über die

Bantu sichern.

Eine soziale Gliederung findet sich bei den **mohammedanischen** Völkern in sehr ausgeprägter Weise, wie ja schon aus den Gründungen der erwähnten großen Staaten hervorgeht: die Organisation dieser und auch der kleineren Sultanate war die der mittelalterlichen Feudalstaaten mit absoluter Herrschergewalt des Fürsten. Aber auch bei einigen Stämmen der Sudanneger in **Adamaua** sind manche ähnliche staatliche Einrichtungen in ihren Anfängen vorhanden - bei den Bamum z. B. gab es "Ortsvorsteher" und ein ganz genau vorgeschriebenes Hofzeremoniell. Das alles gibt es bei den Bantunegern nicht: die soziale Gliederung heißt hier nur Häuptling und Volk, Freie und Sklaven.

> "Kann ein Lamidoreich in Adamaua", sagt Hutter, "mit seinem Hof- und Beamtenapparat, bei dessen Betrachtung wir vollkommen vergessen, daß wir uns in Afrika bei den »Wilden« befinden, überhaupt nicht mit einem Bantustamm verglichen werden, so ist auch schon zwischen einem solchen und dem kleinsten Sudannegerstamm der Kontrast ein außerordentlich großer; dort der erbärmliche, von seinen Dorfuntertanen geprügelte Dorfschulze - hier die 1000köpfige Menge, die lautlos den Gesetzen lauscht, die der Herrscher nach beendeter Ratsversammlung seinen Untertanen verkünden läßt, hier die ehrfurchtsvoll dem Häuptling nahende Gesandtschaft, der ihr in würdevoller Haltung, in seine Tobe gehüllt, Audienz erteilt - dort der mit seinem alten Zylinder und einer knallroten Husarenjacke angetane »King,« der jeden Träger einer Expedition um ein paar Blätter Tabak anbettelt..."

Ehe und soziale Verhältnisse

Das interne soziale Leben baut sich, wie überall auf der Erde, auch bei den Negern auf der Familie auf - deren Bestand wiederum vom Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander abhängig ist. Dieses Verhältnis aber wird weniger von der Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Volksstamm, sondern vom religiösen Bekenntnis bestimmt - allerdings mit Einschränkungen und Unterschieden. Bei den Mohammedanern regelt der Koran mit seinen Vorschriften über Familienrecht, Vielweiberei, Stellung der Frau usw. das Eheleben, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und umgekehrt; indessen zeigt sich bei den Mohammedanern des Sudans (und den aus diesen Gebieten kommenden) eine viel größere Freiheit der Frau als in der arabischen Welt.



Kameruner Familienidyll, das sich meist im Freien abspielt.

Bei den **heidnischen** Sudan- und Bantunegern spielt sich das Ehe- und Familienleben einfacher ab. Der Mann ist der Herrscher, die Frau hat für ihn zu arbeiten, gilt als das tiefer stehende Wesen, das im übrigen nur Kinder zu gebären hat.

"Die heidnische Auffassung von der Frau ist eine niedrige; denn sie ist religiös bei den meisten Stämmen ohne Wert, auch bei den Konde. Sie kann kein Opfer bringen. Wie manche Araberstämme leugnen, daß die Frau eine Seele habe, so beurteilen auch viele afrikanische Völker die Frau schlechthin als minderwertig. In Ufipa am Tanganjikasee sagen die Männer halb im Scherz, halb im Ernst: Die Frauen haben keinen Verstand, sie sind fast wie die Ziegen.

Das Verhältnis der Geschlechter zueinander bei den »Negern« wird von vielen Europäern für ein durchaus willkürliches und ungeregeltes und der Sinnlichkeit unterworfenes gehalten. »Neger« und »Ehe«, das scheint unvereinbar zu sein. Sie haben etwas von der Vielweiberei gehört, und mit dieser Vielweiberei der »Neger« verbinden sich die unglaublichsten Vorstellungen" (Weichert).

Da sei zunächst einmal erklärt, daß manche Afrikaforscher zu der Überzeugung gelangt sind, daß die **Monogamie** als die **älteste Form der afrikanischen Ehe** anzusehen ist, die - abgesehen von dem Fall der Kinderlosigkeit - erst durch Mehrung des Besitzes und der Macht in der Hand einzelner zur Vielweiberei geworden ist. Professor **Carl Meinhof**, einer der besten Kenner der afrikanischen Volkskunde, schreibt hierzu:

"Wo die **Kinderlosigkeit** der ersten Frau den Mann veranlaßt, sich eine zweite Frau zu nehmen, wird das nicht eigentlich als Polygamie aufgefaßt. Der Zweck der Ehe ist nach der Vorstellung des Afrikaners die Erzeugung von Kindern. Die Ehe wird also nicht als vollständig angesehen, wo Kinder fehlen. Es kommt noch die religiöse Vorstellung hinzu, daß nur der Sohn die Gebete und Opfer für die Ahnen darbringen kann. Es kann vorkommen, daß die Frau selbst den Mann veranlaßt, dem Mangel abzuhelfen durch eine zweite Frau...

Abgesehen von dieser Form der Vielehe, die in den Augen des Afrikaners **keine** ist, steht die Polygamie in engstem Zusammenhang mit dem Erwerbsleben, dem Hackbau und der Viehzucht. Sie ist eine **Besitzfrage** und um deswillen eine Begleiterscheinung einer gehobenen Kulturstufe. Die Vielweiberei hat also - da nur ein geringer Überschuß von Frauen vorhanden ist - zur Voraussetzung, daß einige bevorzugte Männer mehrere Frauen bekommen und andere Männer keine. Das ist aber nur möglich, wo das soziale und wirtschaftliche Übergewicht von einzelnen sich geltend gemacht hat. Die Vielweiberei ist also **nicht eine ursprüngliche** Einrichtung, sondern eine Sitte, die durch den Besitz und die Häuptlingsschaft hervorgebracht wird... Das Volk im ganzen kann sich schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht daran beteiligen. Das alles spricht **gegen** das Alter der Polygamie."

Der Kampf gegen die Polygamie ist vom sittlichen, religiösen und volkswirtschaftlichen Standpunkt mit allen Mitteln zu führen. Durch die Polygamie - so schreibt **D. Ludwig Weichert** in seinem Buch *Kehre wieder, Afrika* - werden viele Männer einfach zur Ehelosigkeit verdammt. Nur der vermögende Konde kann sich eine dritte und vierte und fünfte Frau erwerben. Aber meistens sind nur die älteren Männer reich genug dazu. Regelmäßig "kaufen" sich dann die älteren Männer junge und ganz junge Mädchen. Dem jungen Mann bleiben nur ältere und alte Frauen, vielfach Witwen übrig, so daß der Mann auf den Stolz der Nachkommenschaft verzichten muß. Daß diese Verhältnisse zum Ehebruch führen, ist klar.

Ein anderer Kenner des afrikanischen Volkslebens, **Heinrich Norden**, hat seine Erlebnisse und Erfahrungen als Arzt, Lehrer und Missionar in seinem Buch Als *Urwalddoktor in Kamerun* niedergelegt und ergreifende Bilder der durch diese falschen Verhältnisse gegebenen Not der Frauen und Kinder, ja des gesamten Volkslebens, gegeben. Seinem Buche entnehmen wir einige von ihm

zusammengestellte besonders eindringliche Beispiele über die ungleiche Verteilung beider Geschlechter durch die ungesunde und unsoziale Vielweiberei. Norden hat in ganz verschiedenen Gegenden unserer Kolonie Kamerun die reichsten Polygamisten und die Zahl ihrer Weiber feststellen lassen. Seine Übersicht zeigt:

Ort	**1**	**2**	**3**	**4**	**5**
Bagom	100	70	15	12	10
Bamum	500	170	80	75	75
Bali	150	60	40	30	27
Banzum	150	70	40	30	30
Sakbayeme	80	70	65	50	30
Duala	25	20	8		4
Bakosi	40	20	15	10	10
Edea	30	28	24	24	20
	1075	508	287	231	206

Also haben die acht reichsten Männer in diesen acht verschiedenen Gegenden zusammen 1075 Frauen. Die acht zweitreichsten Männer 508 und diese 40 Männer zusammen 2307 Weiber, und viele hundert **arme**, aber **junge** gesunde Männer sind ohne Frauen.

Und nach einer anderen genauen Statistik haben 2547 Männer 8374 Frauen, das sind durchschnittlich auf einen Mann drei Frauen.

> "Eine Folge dieser unerträglich ungesunden Zustände sind die **Kinderverlobungen**. Die jungen Männer sind gezwungen, um sich rechtzeitig eine junge Frau zu sichern, das Mädchen schon als Kind von den Eltern zu kaufen. Wieviel Unglück daraus entsteht, ist oben schon angedeutet worden. Der Eindruck davon wird noch verstärkt, wenn man sich darauf besinnt, daß bei der endlichen Eheschließung der dann vorhandene Altersunterschied wieder zu den eben geschilderten Mißständen führen muß."

Die deutsche Kolonialverwaltung hat in der Vielweiberei eine Ursache der geringen Bevölkerungsziffer in Kamerun erkannt. Gouverneur Dr. **Seitz** sagte 1909 in einem Vortrag: "Es steht fest, daß die Bevölkerung bei Vielweiberei abnehme. Das Übel müsse von innen heraus geheilt werden. Wenn es den christlichen Missionaren gelänge, die Neger zu der idealen Auffassung der Einehe zu erziehen und die moralische und soziale Stellung der Frau zu heben, so würden sie damit dem Land und Volk einen Dienst leisten, der nicht hoch genug geschätzt werden könne."

Heinrich Norden macht in seinem Buch aus seinen Beobachtungen im gegenwärtigen Kamerun verschiedene Vorschläge, die geeignet erscheinen, die Vielweiberei innerhalb 15 - 20 Jahren gänzlich auszurotten. Er fordert eine steigende Besteuerung der Polygamisten. Damit träfe man zuerst die allerreichsten "Frauenbesitzer", denn der Frauenbesitz ist ein Fluch des afrikanischen Kapitalismus. Weiter schlägt er vor, den Besitz von Weibern vielleicht ganz allgemein so zu besteuern, daß es unmöglich würde, eine vierte oder fünfte oder weitere Frau zu kaufen.

Die durch die Vielehe verursachte **Kinderarmut** findet ihren Ausdruck in folgenden Tabellen (nach Norden). Sie zeigen, daß die Vielehen nicht allein weniger Geburten aufzuzeigen haben, sondern daß auch die Kindersterblichkeit viel höher ist als bei den Einehen, besonders bei den christlichen.

Tabelle 1: Vielehen mit mehr als 30 Frauen in 3 Kameruner Gebieten.

Ergebnis: 2351 Frauen, 561 lebende Kinder, 866 tote Kinder. Also 0,23 lebende Kinder pro Weib, Kindersterblichkeit 60%.

Tabelle 2: Vielehen aus 11 Kameruner Bezirken mit **mehr** als 11 Frauen.

Ergebnis: 3014 Frauen, 2297 lebende Kinder, 2707 tote Kinder. Also 0,76 lebende Kinder pro Weib, Kindersterblichkeit 53%.

Tabelle 3: Vielehen aus 9 Kameruner Bezirken mit **weniger** als 11 Frauen.

Ergebnis: 2510 Frauen, 3201 lebende Kinder, 3349 tote Kinder. Also 1,27 lebende Kinder pro Weib, Kindersterblichkeit 51%.

Tabelle 4: Heidnische Einehen aus 8 Kameruner Bezirken.

Ergebnis: 310 Frauen, 518 lebende Kinder, 443 tote Kinder. Also 1,67 lebende Kinder pro Weib, Kindersterblichkeit 45%.

Tabelle 5: Christliche Einehen aus 7 Kameruner Bezirken.

Ergebnis: 361 Frauen, 794 lebende Kinder, 551 tote Kinder. Also 2,19 lebende Kinder pro Weib, Kindersterblichkeit nur 40%.

Die Mission ist sicher auf diesem Gebiet der bedeutendste Kolonisationsfaktor.

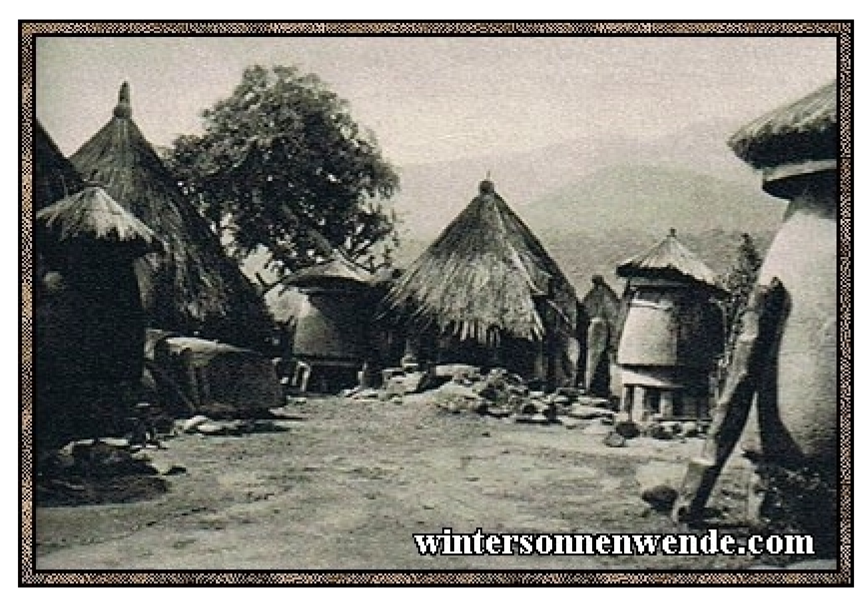
Über dies dunkle Kapitel im Leben der Eingeborenen kann hier nicht mehr gesagt werden. Es wird nach **Weicherts** Urteil jahrhundertelanger Erziehung bedürfen, bis der Afrikaner ein streng sittliches Leben führen wird. Aus seiner Willensschwäche und einer stark entwickelten Sinnlichkeit erklären sich auch die Zuchtlosigkeit und Maßlosigkeit des geschlechtlichen Lebens, um so mehr, als es an einer sexuellen Jugenderziehung völlig fehlt.

Die geschlechtliche Freiheit wird nur dem Mann zugebilligt. Von der Frau wird in der Ehe vollkommene Treue verlangt. Ehebruch wurde bei den Kondenegern mit dem Tode bestraft. Es sind nicht viel Dinge - so urteilt **D. L. Weichert** - die mit der Herrschaft des weißen Mannes den Konde so verbittert hatten, als gerade dies, daß er bei Ehebruch auf sein natürliches Recht verzichten soll. Und er verzichtet auch nicht so ohne weiteres auf sein Recht. Es ist seltener geworden, aber es geschieht noch immer wieder, daß der Ehebrecher von dem Betrogenen getötet wird. Der beteiligten Frau wurden zum mindesten die Ohren abgeschnitten.

Das **Erbrecht** ist im monogamen Sinn geregelt - also nur die Kinder der Hauptfrau kommen als Erben in Frage. Die Verwandtschaft schließt sich zu einer **Sippe** zusammen; das älteste männliche Mitglied ist ihr anerkanntes Oberhaupt mit weitgehenden Rechtsbefugnissen - also auch hier wieder Anklänge an alte europäische Verhältnisse. Kindererziehung fehlt völlig - wenn die Kleinen, die lange, 2 - 3 Jahre, von der Mutter gestillt werden, einigermaßen imstande sind, zu arbeiten, werden sie auf Farmen, zum Lastenschleppen und anderen Diensten verwendet.

In den **Behausungen** und **Siedlungen** der Stämme prägt sich die Verschiedenheit der Rassen ebenfalls aus: Viereck und Rundung stellen die Gegensätze dar, das erste in Form eines rechteckigen Lehmhauses bei den Bantu, das zweite als Kegeldachhaus bei den Sudannegern - zwischen beiden finden sich Übergangsformen. Baumstämme und Lehm bilden das Material der Wände, deren vordere von einer Haustür durchbrochen ist. Die Firsthöhe beträgt 4 - 5 m, die Länge des Rechtecks 6 - 8 m, die Breite 3 - 4 m. Die Dächer werden aus demselben Gitterwerk hergestellt wie die Hauswände, die Türen sind hübsche, aus Palmblattrippen gefertigte dichte Schiebematten. Im Innern erheben sich ganz behagliche Lehmsitze, die Wände schmücken ornamentale Malereien in Schwarz, Weiß, Rot. Alle Einrichtungsgegenstände, besonders die Hausgeräte, sind sehr

sorgfältig gearbeitet und zeigen künstlerische Gestaltungskraft.



Dorfstraße in Djale, Kamerun.

Einiges über **Negerkunst** sei hier eingefügt. **Leo Frobenius** schreibt in seinem Werk *Sterbendes Afrika*:

> "Nie sah ich in Innerafrika eine eingeborene Stillosigkeit. Der Bauer trägt nie das Kleid des Städters, der Farmer imitiert nie die Wohnstätte des Handwerkers. Und wo von außen her ein neuer Gedanke in Tracht oder Bauweise eindringt, da findet er sogleich eine neue, dem neuen Raume entsprechende Form. Das geht soweit, daß, wenn mehrere Völker verschiedener Kulturzugehörigkeit durcheinander wohnen, ein jedes seine eigene Art beibehält und sich nicht etwa der anderen anpaßt. Im Gebiete des alten Kororofa haben die feldbauenden Jukum, die handwerktreibenden Haussa, die viehzüchtenden Fulbe und die der Fischerei nachgehenden Wurbo eigene Architektur, eigene Tracht, eigenen Schmuck. Wenige Kilometer landeinwärts wohnen die gartenbauenden Muntschi; sie haben mit den Vorerwähnten die gleichen Märkte; es wird ihnen aber nie einfallen, aus ihrem Lebensstil herauszutreten und die Tracht der anderen nachzuahmen.
>
> Stets ist die **Tracht** ein **Schmuck**. - Und wie in der Tracht und in der Wohnung, so ergießt sich auf allen Gebieten das wirkende Leben bildend und schmückend über das zweckdienlich Geformte und arbeitsgemäß Verwendete. Eine liebenswürdige Launenhaftigkeit, die ganz der in der natürlichen Umwelt uns als solche erscheinenden entspricht, läßt steigende und fallende Freude oder Lust in besonderer Beachtung gewahren. Hier ist ein Völkchen, das wird plötzlich dazu angeregt, seinen Töpfen eine betonende Sorgfalt zu widmen. Da werden dann die alten Schnörkel aus Großvaters Zeiten, die lange vernachlässigt wurden, wieder lebendig. Sie werden aber nicht etwa stumpfsinnig kopiert und unverständig zusammengepackt. Solche Sünden kennt nur der zweckbewußte Europäer. Dort drüben geht das anders vor sich. Sowie sich ein solches Lüstchen an reicherem Schmuck einstellt, fließt aus dem von praktischer Handhabung geleiteten Werke die Formsprache ganz natürlich und ungezwungen heraus. Die neue Gestaltung wächst, genau wie eine Pflanze wächst. Über Nacht hat sich ein neues Blütchen am Stamm der Stilarten entfaltet. An dem erfreuen sich nun seine Betrachter und hätscheln und liebkosen es eine Zeitlang und tun sich darin wohl, bis das Interesse sich eines Tages von ihm abwendet und nun vielleicht einer neuen Art von Mattenflechtkunst oder von Löffelformen oder was es auch immer ist zusteuert. - Bei diesem Volke finde ich besonderen Schmuck in Gesichtsschnitten. Bei jenem dort eigenartige Haarpfeile. Bei jenem merkwürdige Plüschlendenstoffe. Bei jenem einen großen Reichtum an Trommelformen. Bei jenem allerfröhlichste Gestalten von Schemeln. Das steigert sich hier zu imposanten Holzschnitzereien, die ganze Häuser überziehen, und schrumpft dann wieder zusammen zu kleinen Schnörkelchen am Hüftband. Aber das Wesen ist immer das gleiche, ob im tropisch üppigen und hypertrophischen oder im senil, kraftlos abtastenden Sinne. Niemals hört die Pflanze Kultur auf, sich zu verwandeln. Immer ist Arbeit gleich Leben und Schmuck gleich Sein. - Wenn man von den Ausdrucksformen der Kultur sehr wohl sagen kann, daß man über

schön und häßlich streiten kann - denn das ist eine Angelegenheit des nach Person und Zeit stets schwankenden Geschmacks - so wird doch niemand an ihnen eine Stillosigkeit nachweisen können. Das ist das Großartige und Bedeutende. Und der Grund hierfür liegt eben in der Tatsache, daß das alles aus freier Auswirkung des tätigen Lebens heraus erwächst und nicht verstandesgemäß betrieben wird. Darin liegt die natürliche Begrenzung."

Ebenso verschieden wie die **Haus**formen sind die **Dorf**formen der Bantu- und Sudanneger: das **Straßen**dorf der ersten, das **Haufen**dorf der zweiten; allerdings bringt es der Bantu kaum zu einer größeren Ansiedlung, da gewöhnlich nur eine der erwähnten Sippen zusammen lebt. Es mag der Vollständigkeit halber erwähnt sein, daß der Reinlichkeitssinn der Neger entschieden ausgeprägt ist, wie auch das Tier seinen Wohnbezirk aus natürlichem Selbsterhaltungstrieb heraus sauber zu halten pflegt. An verschiedenen Stellen beim Dorf führen Schneisen in den Wald, an deren Ende Gabelbänke, wie Dr. **Mansfeld** von den Croßfluß- (Bantu-) Negern berichtet, sogar richtige Sitzbänke mit tiefen Gruben darunter aufgestellt sind, eine Anlage, die allen alten Soldaten wohlbekannt sein dürfte.

In Adamaua, wie auch in anderen Gegenden, z. B. in Ngaundere haben die größeren Niederlassungen oft bedeutende Befestigungsanlagen, Palisaden, auch Lehmmauern mit Türmen und Gräben. **Passarge** schildert eine solche Befestigung in Ngaundere wie folgt:

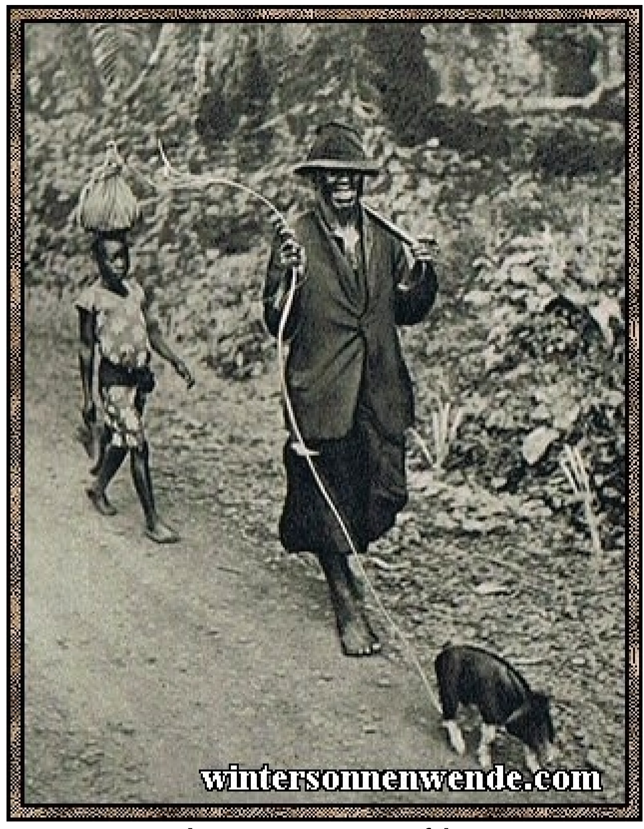
"Im Innern läuft der Mauer entlang ein breiter Weg und eine Stufe, auf die sich die Verteidiger stellen, um durch Scharten zu schießen. In dem von Mauern umschlossenen Stadtraum steht Hof an Hof, getrennt durch Lehmmauern oder Mattenzäune oder schmale Gänge. Außer wenigen Hauptstraßen sind die Wege eng. Die Mauern sind fahl, grau oder bemalt, reiterhoch; Dracänen und die Dächer der Häuser unterbrechen angenehm die einförmigen Linien..."

Das war im Jahre 1894; heute ist der Platz zerfallen, eine Lehmruinenstadt mit wenigen Einwohnern...

Die Lebensweise der Neger richtet sich nach der Jahreszeit und dem Stand der Farmarbeiten: die trockene Hälfte gehört dem Ackerbau und wurde außerdem früher für die Stammesfehden benutzt; die Regenperiode wird zu Hause bei der Beschäftigung mit den verschiedenen Hausindustrien verbracht.

Die Speisekarte der Bantu- und Sudanneger ist bei der Fülle der Nahrungsmittel eine sehr reichhaltige, obgleich die Hauptplatten in Mais und Hirse bestehen.

Die Speisen werden meist in stark gepfefferter Palmölbrühe gekocht, Mais und Hirse in Knödelform geknetet, mit der Hand in die heiße Brühe getaucht und daraus verspeist. Das sehr begehrte Salz, zum Teil da und dort im Lande gewonnen, ist ein wichtiger Handelsartikel. Fleisch wird gebraten oder gekocht. Ziemlich gleichgültig ist der Zustand und der Frischgrad des Fleisches. Kleinwild, wie Vögel, Ratten,



Eingeborener in Kamerun führt sein Pinselohrschwein an der Leine.

Mäuse, Schlangen, Eidechsen und Schnecken werden ebenfalls verzehrt; ganz besondere Delikatessen bilden Raupen, Puppen und Engerlinge, Termiten und Ameisen. Diese allerdings werden mit Palmöl, Pfeffer usw. lecker zubereitet und mit großem Appetit verspeist. Bei dem Sudanneger treten als weitere Delikatesse hinzu die Heuschrecke und die Kola- oder Guronuß.

Auch der Palmwein, von der Weinpalme, eigentlich Getränk, muß bei einigen Sudanstämmen schon mehr zu den Genußmitteln gezählt werden, so leidenschaftlich gern und in solchen Quantitäten wird er vertilgt. Er wird stets in frischem Zustande, also ungegoren getrunken und meist gewärmt. Beinahe ebenso beliebt ist im Sudan eine Art Bier, aus Mais und Hirse unter Zusatz von Honig gewonnen und stets kalt genossen. Es ist eine "braune, trübe, angenehm säuerliche Flüssigkeit, durch wiederholtes Kochen der Körner, Abseihen und Gärenlassen zubereitet" (Hutter).

Geraucht wird überall heftig - von Frauen und Männern und Kindern.

Den heidnischen Negern sind Lesen und Schreiben unbekannte Dinge; der Herrscher der **Bamum** erfand eine eigene, den ägyptischen Hieroglyphen verwandte Bilderschrift - ein weiterer Beweis für die Bildsamkeit der "Wilden".

Wie in dieser Beziehung, so trennt auch das **religiöse** Moment Mohammedaner und Heiden: allerdings hält sich der mohammedanische Neger nicht wie die Fulbe und Araber an die Lehren des Korans, sondern schließt sich den Gebräuchen seiner heidnischen Volksgenossen an. Zum Islam bekennen sich eine ganze Anzahl der im Norden des Kamerungebietes lebenden Stämme, wie die Kanuri, die Makari, die Musgu, sowie die in den Familien der Fulbe lebenden Sklaven und Hörigen aus den Sudannegerstämmen. Auch in der Bekleidung spricht sich der Unterschied der Religionen aus; die Heiden beiderlei Geschlechts behelfen sich mit der primitivsten Verhüllung - "man ist nur schwarz und damit gut", wie Wilhelm Busch sehr richtig sagt - und reiben sich den Körper mit Rotholz ein, während der Glaube an Allah und seinen Propheten Bekleidung des Leibes und Bedeckung des Hauptes verlangt. Die malerische und bunte Tracht der arabischen Völker ist jedem bekannt, der die Südküste des Mittelländischen Meeres berührt hat: ein "Tobe" oder Burnus aus rotem, blauem oder weißem Stoff, weite gestreifte Hosen, ein farbiger Turban und gelbe oder rote Schuhe oder Reitstiefel. Alle möglichen Putz- und Verschönerungsmittel, verschiedenartiger Schmuck, Ringe, Frisuren, groteske Verzerrungen der Lippen, wie bei den Musgufrauen, betonen das den Negern wie den anderen Menschen auch angeborene Schmuckbedürfnis - es ist leicht, über diese primitiven Äußerungen einer uns fremden Ästhetik zu lächeln, aber man darf nicht vergessen, daß das Schmuckbedürfnis bei allen Völkern und Rassen der Erde in mehr oder minder ausgeprägter Form vorhanden und durchaus nicht auf die primitivsten unter ihnen beschränkt ist.

Der Neger ist ein großer Freund von **Festen**, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit gefeiert werden. Familien- und Kultfeierlichkeiten spielen eine große Rolle. Die zweitgenannten sind gewöhnlich mit der Natur verbunden, Saat- oder Erntefeste, oder sie richten sich nach dem Monde, der wie bei allen Naturvölkern seine magische Wirkung auch bei den Negern nicht verfehlt: "bei Mondfinsternissen herrscht große Aufregung, und gleich den Kelten und Germanen kommen sie dem Mond mit Lärm und Geschrei und Schießen zu Hilfe" (Hutter). Leider sind die schönen Waffenfeste der Sudanneger, de viel prächtiger waren als die "Dorftanzereien" der Bantu, in ihrer ursprünglichen Form europäischer Gleichmacherei im großen ganzen zum Opfer gefallen und werden wohl nur noch gegen Honorar für den Film vor der alles verzehrenden und verschlechternden Kamera aufgeführt. In feierlicher Form wurde und wird wohl noch die **Blutsbrüderschaft**, auch mit Weißen, abgeschlossen; sie vertritt vom sozialen und religiösen Standpunkt aus unsere Eidesleistung und verpflichtet zur Bundes- und Waffentreue bis zum Tode.

Der heidnische Glaube der Neger dreht sich naturgemäß, wie alle primitiven Gedanken, um "das Unbekannte", um den **Tod**; die Leichenfeierlichkeiten werden infolgedessen mit großem Zeremoniell begangen, das noch bei Lebzeiten des Hinübergehenden beginnt, wie wohl bei manchen Stämmen unserer ländlichen Bevölkerung auch. "In dem Augenblicke, in dem die Seele den Leib verläßt, verstärken sich Lärm, Geschrei und Klagen zu einem ohrenzerreißenden Getöse. Die Totenklagen werden auch noch fortgesetzt, wenn der Kranke verschieden ist." Merkwürdiger Aberglauben spielt eine große Rolle: man stirbt nur, wenn man verzaubert oder vergiftet wird - wir werden noch einige "praktische Anwendungen" derartiger Überzeugung kennenlernen. Die Sudanneger sind in dieser Beziehung aufgeklärter; alle Stämme, Sudan und Bantu, besitzen übrigens gewisse ärztliche Kenntnisse und eine Anzahl ganz wirksamer Hausmittel gegen die häufig vorkommenden Fiebererkrankungen, Unterleibs- und Geschlechtsleiden. Auf die Leichenbestattung, die auf sehr verschiedene Weise, aber immer in der Erde erfolgt, wird viel Wert gelegt und oft große Pietät verwandt - die Furcht vor den Toten, die wir nicht nur bei den Naturvölkern, sondern auch in anderen Erdteilen antreffen, spielt hierbei eine wichtige Rolle. Häufig werden Speisen mit ins Grab gegeben - auch dies ist eine weitverbreitete Sitte, der auch die klassischen Ägypter ergeben waren; bei ihnen waren auch Menschenopfer beliebt - Sklaven und Sklavinnen wurden dem Toten zur Begleitung mit ins Felsengrab eingemauert: bei einigen westlich des Mbam lebenden Stämmen war dies ebenfalls Brauch.

Fast alle Bantustämme und eine ganze Reihe der Sudanvölker waren und sind wohl gelegentlich noch Menschenfresser - schon vor dem Weltkrieg war indessen die Sitte des "Kannibalismus" im Rückgang begriffen. Die **Duala** haben noch zur Zeit der Besitzergreifung Kameruns durch die Deutschen, 1884, ihm ganz ungescheut gehuldigt... Die Maka, ein Bantustamm, mästen geradezu Menschen für diese Mahlzeiten; der gleiche Stamm verkauft sogar zu diesem Zweck die Eltern, wenn sie alt und arbeitsunfähig geworden sind. Ngita, der Häuptling der Wuti, von dem auch **Morgen** berichtet, ließ, wie **Dominik** schreibt, bisweilen über den Mißerfolg eines Sklavenzuges ergrimmt, Hunderten von Haussahändlern die Köpfe abschlagen und seinen Leuten das Fleisch der Ermordeten zum Festmahl vorsetzen.

Aus dem Aberglauben-, Sagen-, Märchen- und Naturwirrwarr, der die religiösen Vorstellungen der heidnischen Neger bildet, können wir erkennen, daß ein höheres, übernatürliches Wesen für sie existiert, ein Geist, der bald der "Gute", bald der "Böse", bald der "Verstorbene" ist - der Glaube an ein Leben nach dem Tode war und ist wohl allen heidnischen Völkern gemeinsam, daher auch der eifrig betriebene Ahnenkult.

Dieses übernatürliche Etwas kann durch Zeremonien, Anbetung von Fetischen (die oben beschriebenen "Kunstwerke"), Opfer und der gleichen versöhnt oder bedankt werden.

> "Für den guten und den bösen Geist aber hat der Mensch als Modell gedient: Gott oder guter Geist ist der verbesserte, Teufel oder böser Geist der verschlechterte Mensch, d. h. der Mensch mit übermenschlich gedachten positiven bzw. negativen Kräften und Leidenschaften.
>
> Daß bei den Naturvölkern Kameruns überwiegend das böse Prinzip in der Vorstellung herrscht und der Kult, soweit von einem solchen die Rede sein kann, sich mit Abwendung seiner schädigenden Einwirkungen beschäftigt, ist psychologisch aus ihrem kindlichen Begriffsvermögen erklärlich, ja selbstverständlich. Seien wir ehrlich: unsere Bitten haben, streng genommen, alle den unausgesprochenen Nachsatz: und verschone uns vor dem Übel."

Die Erforschung und Erschließung

Als Deutschland im Jahre 1884 vom Kameruner Gebiet Besitz ergriff, gehörte dieses Land zu den unbekannten Gegenden Afrikas: außer einem schmalen Küstenstreifen war es so gut wie nicht erforscht, in das Innere war noch kein Europäer gekommen, und die Karte zeigte hauptsächlich weiße Stellen.

> "Der fatale »weiße Fleck« reichte an der Küste landeinwärts im Norden bis **Benuë**, genauer bis zu einer mit ihm gleichlaufenden Linie Donga - Kontsha - Ngaundere; im Osten lagerte er sich breit bis zum Wasserlauf des Ssanga, im Süden breitete er sich ein gut Stück über die kartographische Abgrenzungslinie aus. Nicht einmal die Westgrenze der Kolonie, der Küstenstreifen, war im Zusammenhang und genügender Zuverlässigkeit der Angaben bekannt" (Hutter).

Die Berliner Kolonialkonferenz von 1884 hatte die Schiffahrt auf dem Niger und dem Kongo mit allen Nebenflüssen für alle Nationen freigegeben; der Afrikaforscher **Flegel**, der schon auf zwei Reisen 1880 - 1882 nach Adamaua vorgedrungen war, die Quellen des Benuë und andere Flüsse entdeckt hatte, erkannte sogleich die Wichtigkeit dieser Bestimmung für die noch ganz unbestimmten Kamerungrenzen im Inneren; er trat außerdem mit Eifer für die Gewinnung Adamauas als Hinterland der jungen Kolonie ein. Der deutsche Kolonialverein nahm sich der Pläne des Forschers mit Eifer an - aber das Tempo war damals in Deutschland noch ein allzu behagliches, so daß einige Zeit verging, bis Flegel seine dritte Reise nach "Kamerun und Umgegend" antreten konnte. Er hatte die Aufgabe, "unter Begründung von Stationen den Niger und den Benuë aufwärts zu gehen, sowie Verträge in Adamaua abzuschließen, um dann südwärts bis zur Küste durchzudringen."

Aber das englische Tempo war dem deutschen überlegen gewesen: am 5. Juni 1885 traf in Berlin die Mitteilung ein, daß die Küstengebiete von Lagos, die Gebiete auf beiden Niger- und Benuëufern unter englische Schutzherrschaft gestellt seien. Erst am 5. Oktober legte Flegel eine Station am Benuë an, wurde dann aber am weiteren Vordringen von den Engländern gehindert, "die behaupteten, durch 200 Verträge das ganze Ufergebiet des Niger und Benuë bis Yola erworben zu haben".

Die Aufgaben, die Flegel gestellt worden waren, konnten nicht gelöst werden - die Expedition endete tragisch mit dem Tode des Forschers, der zu Akassa an der Nigermündung starb.

1886 begann mit den Reisen **Dr. Eugen Zintgraffs** († 1897 an der Malaria zu Teneriffa) die Erforschung Kameruns durch das **Reich**: Zintgraff war 1886 - 1892, Hutter von 1891 - 1893 im Norden des Gebietes tätig. Es sollte mit Anlage von Stationen gegen Norden vorgedrungen und das Hinterland für die Dauer erschlossen werden. Am 28. Mai 1889 war mit Zintgraffs Einzug in Donga die Aufgabe gelöst: er hatte als erster Europäer Adamaua vom Golf von Guinea aus erreicht. Der Anschluß an Flegels Reisen war gewonnen und das deutsche Gebiet bis zu der Station **Baliburg**, d. i. etwa bis zum 6. Grad nördl. Breite, ausgedehnt.

Die Unternehmung hatte bald (1891) eine schwere Gefährdung zu überstehen: eine Expedition gegen zwei große feindliche Stämme, die Bafut und die Bandeng, wurde infolge Abfall und Verräterei einiger für treu gehaltener Dörfer zu einer verlustreichen Niederlage; 4 Europäer, 170 Mann der Expedition und mehrere hundert Bali - in deren Gebiet die letzte Station lag - fielen, so daß das Hochland zunächst geräumt werden mußte. Aber bereits nach vier Monaten befand sich Zintgraff wieder im Besitz der verlorenen Gebiete, und nun festigten sich das deutsche Ansehen und der deutsche Einfluß mit großer Schnelligkeit, so daß alles auf das beste zu gedeihen schien.

Aber die Wege der deutschen Kolonialverwaltung von damals waren unerforschlich...

Am 1. Januar 1893 kam der unerwartete Neujahrs**befehl**, die "Nordexpedition sei aufgelöst und der Rückzug an die Küste anzutreten"... Man kann sich die Empfindung Zintgraffs und seiner Leute ohne große Mühe vorstellen!

Es war alles umsonst gewesen, alle Opfer, alle Kosten, aller seelische und körperliche Mut waren am grünen Tisch von Berlin zunichte geworden: im Sommer 1893 hatte die Nordexpedition aufgehört zu existieren, das ganze Land war wieder verloren und verschlossen. Der Eindruck, den das Verfahren der Regierung auf die Eingeborenen machen mußte, untergrub erneut das Ansehen Deutschlands.

"Die kolonialpolitische Strömung war in Totwasser geraten", sagt Hutter sehr treffend.

Im Süden der Kolonie war von 1888 - 1889 eine andere Regierungsexpedition unter Hauptmann **Kund** und Leutnant **Tappenbeck** tätig: sie drangen den Sanaga aufwärts bis zu den Nachtigalstromschnellen vor und legten die Station Yaunde an. Aber Tappenbeck starb; Kund war schwer verwundet und litt außerdem heftig unter den Unbilden des Klimas.

Als Nachfolger Tappenbecks wurde der Leutnant **Curt Morgen** ausersehen, der sich eigentlich für die Wissmanntruppe in Ostafrika gemeldet hatte und am orientalischen Seminar einen Kursus in Negersprachen absolvierte, als er vom Auswärtigen Amt die Kommandierung nach dem Kamerungebiet erhielt. 1889 übernahm er an Stelle Kunds selbst das Expeditionskommando und durchquerte bis zum Jahre 1891 die Kolonie von Süden nach Norden; teils folgte er den Wegen seiner Vorgänger, teils aber erforschte er noch ganz unbekannte Gebiete, entdeckte z. B. den Mbam, hatte schwere Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen und erreichte endlich Ibi am Benuë. Die ungewöhnliche Tatkraft des jungen Offiziers unterwarf große Strecken des bis dahin nur dem Namen nach deutschen Landes vollkommen, so daß Curt Morgen zu den bedeutendsten Pionieren Kameruns zu zählen ist; seine spätere Laufbahn zeigt seine Bedeutung auch im politisch-militärischen Sinn. Nach seiner Heimkehr wurde er bald Flügeladjutant Kaiser Wilhelms II. und Militärattaché in Konstantinopel: während jener Zeit einer der wichtigsten Auslandsposten. Er erkannte die Gefahr, die uns von Rußland drohte, klar und machte sich mit seiner politischen Betätigung bei manchen Leuten der kaiserlichen Umgebung höchst unbeliebt, so daß auch Wilhelm II., der ihm sehr zugetan war, ihn nicht zu halten vermochte. Er wurde abberufen, bekam das Münsterer Infanterieregiment und ging als **General** in den Weltkrieg. Er führte eine Armee in Frankreich und auf dem Balkan zu den berühmten glänzenden Siegen, die seinen Namen den bekanntesten der Kriegsführer hinzugefügt haben. Derselbe Schneid, der ihn mit rücksichtsloser Energie durch Kameruns Steppen und Wälder trieb, beseelte ihn auch im europäischen Kriege. Er ist im Jahre 1928 einer Grippe erlegen, nachdem er seine ganze Kraft der Organisation der vaterländischen Verbände gewidmet hatte. In seinem Werk *Durch Kamerun von Süd nach Nord* hat er seine Erlebnisse auf das anschaulichste geschildert.

Als Nachfolger Morgens im Kommando der in Kamerun verbliebenen Streitkräfte sind Hauptmann **v. Gravenreuth**, der aber schon 1891 am Kamerunberge im Kampf gegen die Bakwiri fiel, und Rittmeister **v. Stetten** zu nennen. Nun kümmerte sich das Reich wieder einmal geraume Zeit nicht mehr um die Kolonie - die Forschungsexpeditionen hatten ein Ende. Die vom Reichstag zur Verfügung gestellten Mittel waren so gering, daß der Verwaltung des Schutzgebietes in der Erschließung des Landes die Hände gebunden waren. Ein tragisches Ende fand infolge des Unverstandes der leitenden **Heimatstellen** der Stationschef der Balingastation, nahe am Zusammenfluß des Mbam und des Sanaga, Leutnant **v. Volckamer**; man ließ ihn monatelang ohne jede Unterstützung von der Küste aus: "Im Kampf der Balinga gegen die Barrongo hat er wohl einen martervollen Tod gefunden; Bestimmtes darüber hat man nie in Erfahrung gebracht." Welch

ein grausiges Geheimnis liegt in der kurzen Mitteilung...

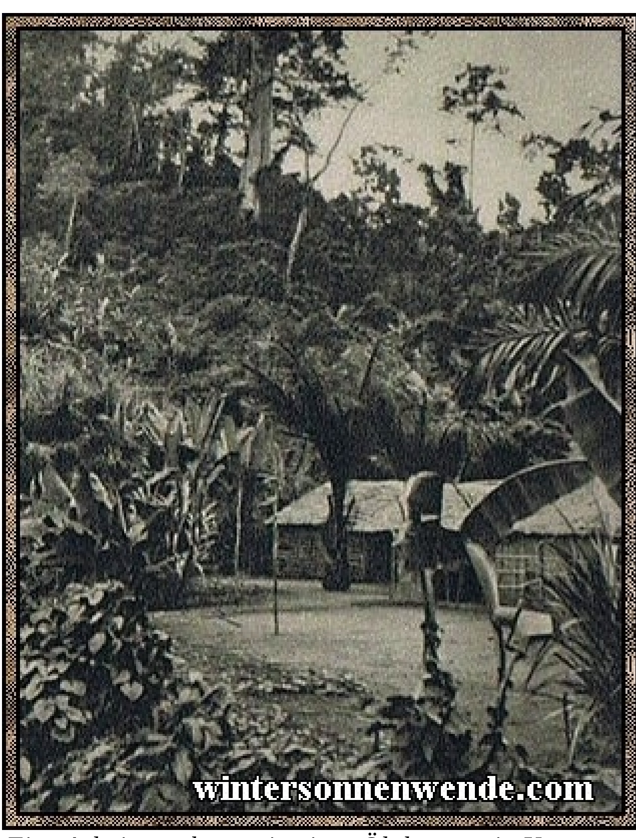
Energischer als die deutsche Regierung betrieben die **Franzosen** - es war allerdings nicht allzu schwer - die Ausdehnung ihrer Herrschaft im Hinterlande ihrer Kolonie des französischen Kongo, zu dem ihnen die Wasserstraße des mächtigen Flusses einen bequemen Zugang bot. Dieser Tätigkeit stand auf deutscher Seite nur der Unternehmungsgeist von Privatleuten gegenüber: Konsul Ernst **Vohsen** rief das Kamerunkomitee zusammen, das die Mittel zu einer Adamauaexpedition sicherstellte. Es gelang den Forschern **v. Uechtritz** und Dr. **Passarge**, einer französischen Expedition unter dem berühmten Reisenden **Mizon** zuvorzukommen und bindende Verträge mit den mächtigen Sultanen abzuschließen, so daß Land für Deutschland gerettet wurde, das sonst auch an die Franzosen gefallen wäre. 1893/94 wurden die Grenzen der Kolonie durch genaue Verträge mit Frankreich und England festgesetzt.

Die nächsten Jahre bis 1910 brachten ebenfalls nur private Forscherarbeit; das Reich hüllte sich in Schweigen... Botaniker, wie Dr. Preuß, Geologen, wie Dr. Esch, trugen zur Erforschung des Landes bei, ebenso wie Leutnant **v. Carnap**, der in der Südostecke den Dschafluß entdeckte. Dann aber, im neuen Jahrhundert, wachte man in Deutschland ein wenig auf, vielleicht nicht ganz von selber; aber die Gefahr, die vom Mahdi und seinen glaubensfanatisierten Armeen drohte, konnte nicht übersehen werden. Eine Schutztruppe war geschaffen worden, die im Anschluß an die Kämpfe der Franzosen mit dem Mahdi und der Engländer mit dem Sultan von Yola eine ganze Reihe von kriegerischen Ereignissen in Mandara, Marua, Ngaundere und Buhendjidda unter Hauptmann **Dominik** zu bestehen hatte. Die Schutztruppe zog bis zum Tschadsee, um dort den Engländern und den Franzosen die deutsche Flagge zu zeigen. In Adamaua wurden Residenzen und Stationen angelegt, ebenso setzte man sich im Baliland von neuem fest. Die Befriedung der Kolonie kostete noch viel Blut, und militärischen wie wissenschaftlichen Führern ist gleichzeitig ein großer Teil der Erforschung des Landes zu danken. Die zahlreichen Unruhen der Eingeborenen wurden in den Jahren 1900 - 1904 von der Schutztruppe niedergeschlagen. Bis zum Ausbruch des Krieges war das ganze Gebiet der 1911 erweiterten Kolonie vollkommen erforscht und unterworfen. Zwei Bahnstrecken, die Nord- und die Mittellandbahn, wurden teilstreckenweise eröffnet und schufen ganz neue Möglichkeiten der Ausbeutung; auch die Flußschiffahrt hatte sich bedeutend entwickelt. Während der Monate Juli bis Oktober können Dampfer bis 800 Tonnen den Benuë hinauf bis Garua, dem Hauptplatz Adamauas, kommen, doppelt so lange bis zum englischen Yola in Nigeria; auch die mittleren und südlicheren Flüsse, der Mungo und Wuri, der Sanaga und Njong bieten die Möglichkeit für den Warentransport zu Wasser. Schon 1908/09 passierten fast 1400 große Handelskanus die Station Akonolinga und beförderten 26 515 Lasten.

Kamerun ist, wie Hutter es ausdrückt, "unsere am wenigsten fixierte Kolonie" gewesen. Das kann auch gar nicht anders sein. Bei der Erwerbung dieses Landes, das etwa so groß ist wie das Deutsche Reich von 1914, reichte das unbekannte Afrika gerade hier bis dicht an die Küste, dann kamen sieben Jahre Stillstand, und der dritte wohl am schwersten wiegende Grund: fast an keiner Stelle zeigte Afrika, die schwarze Schöne, ein so ernstes, finsteres Antlitz, drohend abschreckend! Fast an keiner Stelle Afrikas stellten sich dem Eindringling bereits auf der Schwelle Hemmnisse entgegen wie gerade in Kamerun.

> "Man ist sich in Kamerun lange darüber im unklaren gewesen", sagt **Paul Rohrbach**, "welche Wege für die Entwicklung der Kolonie eingeschlagen werden sollten. Für den Anfang war es günstig, daß die guten Böden am Kamerunberg, dicht an der Küste, zur Anlegung von **Pflanzungskulturen** bequem lagen. Zunächst versprach **Kakao** das meiste. Wilde **Ölpalmenbestände** waren reichlich vorhanden. Den größten wirtschaftlichen Ertrag gab jahrelang der im Südkameruner Urwald gewonnene **Wildkautschuk**. Sollte aber aus der Kolonie mehr werden als ein Sammelgebiet für dies Produkt, allenfalls noch mit Hinzunahme von **Palmkernen** und **Palmöl** und den Plantagenprodukten am Kamerunberg,

so mußte man mit Bahnbauten ins Innere gehen."



Eine Arbeiterwohnung in einer Ölplantage in Kamerun.

Mit solchen **Bahnbauten** wurde infolge des mangelnden Verständnisses der Heimat **viel zu spät** begonnen. Nur eine schnelle Erschließung der Innengebiete versprach hohe kolonialwirtschaftliche Ausbeuten. Straßen für den Kraftwagenverkehr gab es nur wenige. Die waren aber zu leicht gebaut, um schwere Lastautos zu tragen. So blieben neben der Schiffahrt auf dem Njong, Mungo und Wuri die **Träger**transporte, die jedoch der geregelten Feldarbeit im Wege standen und obendrein seit 1910 zur Verschleppung der Schlafkrankheit beitrugen, als einzige Beförderungsmöglichkeiten dem Handel zur Verfügung und ließen zuletzt immer geringere Überschüsse zu.

Es würde zu weit führen, hier darzulegen, wie im einzelnen die Erschließung und Entwicklung in den letzten beiden Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges vor sich ging. - Viel Blut ist geflossen, denn die Zerrissenheit des Geländes und der Eigenwille einer tapferen Bevölkerung, die sich ohne militärische Machtmittel nicht zähmen ließ, erforderten zahlreiche Einzelkampfhandlungen. In zähem Ringen hat unsere tapfere Schutztruppe Schritt für Schritt das Land befriedet und anschließend getreulich mitgearbeitet, das Land auch wirtschaftlich zu erschließen. - Die Fortschritte in der Entwicklung Kameruns während des letzten Jahrzehnts vor dem Weltkrieg waren so vielversprechend, daß wir getrost in die Zukunft schauen konnten in gläubiger Zuversicht, dem Vaterlande ein wertvolles Stück afrikanischer Erde erschlossen zu haben.

Das kleine Togo
Dr. Alex Haenicke

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Ein niedriger, mit Palmen und Gestrüpp bedeckter Landstreifen: so bietet sich dem Auge des Vorüberfahrenden die **"Sklavenküste"** dar, deren einen Teil Togo bildet. Sie trug ihren Namen mit Recht, denn schon 1517 begann unter der Herrschaft der Portugiesen die regelmäßige Ausfuhr des "schwarzen Elfenbeins" und dauerte als sehr gewinnbringendes Geschäft bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, da 1803 von Dänemark und 1807 in den englischen Kolonien der Sklavenhandel verboten wurde. Von da an sank die Bedeutung der Kolonien, die Engländer, Holländer und Dänen an der Küste angelegt hatten; schließlich verkauften die Dänen im Jahre 1850, die Holländer 1871 ihre Besitzungen an England. Frankreich hatte sich 1851 ebenfalls in Oberguinea festgesetzt; 1864 erwarb es Konotu und 1882 Porto Novo. Nur die Togoküste blieb noch herrenlos.

Deutsche Kaufleute gründeten in Anecho, oder, wie es ursprünglich hieß, in Klein-Popo Faktoreien und erkauften, um die hohen Zölle der englischen Goldküste zu sparen, vom Häuptling Kwadjowi Handelsfreiheit. Nach dem Tode dieses schwarzen Herrschers entstanden indessen allerlei Unruhen, in deren Verlauf die deutschen Anlagen bedroht wurden; aber das deutsche Kanonenboot **"Sophie"**,

Kapitän **Stubenrauch**, griff helfend ein und setzte die Anerkennung der Verträge durch. Das Schiff war indessen kaum wieder abgefahren, als der Streit aufs neue ausbrach; Stubenrauch wurde zurückgeholt, griff diesmal energisch durch und nahm die Ruhestörer, die aus Sierra Leone kamen, gefangen. Aber nun hetzten die Engländer heimlich die Eingeborenen gegen die Deutschen auf - die Einigkeit unter den Europäern in Afrika scheint stets vorbildlich gewesen zu sein -, was ihnen aber nicht viel half, da die Eingeborenen baten, unter deutschen Schutz gestellt zu werden. So traf das an der Westküste in jenen Jahren schon aus Kamerun bekannte Kanonenboot **"Möve"** am 2. Juli mit dem **Generalkonsul Nachtigal** an Bord ein; in Bagida und Lome wurde die deutsche Flagge gehißt. Die Engländer waren nun beruhigt, aber nun fingen die Franzosen an, sich unangenehm bemerkbar zu machen, und besetzten Groß- und Klein-Popo, worauf dann die Deutschen sich mit der Einnahme von Seguro am 5. September 1884 revanchierten. Die Berliner Konferenz machte im nächsten Jahre diesen unklaren und gefährlichen Verhältnissen ein Ende. Anecho wurde den Deutschen, Groß-Popo den Franzosen zugesprochen. Aber es sollte noch einige Zeit dauern, bis die Kolonie zur Ruhe kam und ihre endgültige Gestalt erhielt; erst ergaben sich zur Abwechslung wieder Schwierigkeiten mit den Engländern. Sie schlossen mit verschiedenen Häuptlingen Verträge ab, die Deutschland in seinem Gebiet stark beeinträchtigten; erst nach einem erfolgeichen Zug, den Hauptmann **v. François** nach Salaga gemacht hatte, besserte sich die Lage, und endlich wurde Togo durch den viel umstrittenen **Sansibarvertrag** vom Jahre 1890, den wir im **Kapitel Deutsch-Ostafrika** näher kennenlernten, sehr günstig bedacht: Das Gebiet von Adaklu, Ho und Kpandu, sowie das linke Voltaufer zwischen den Mündungen des Daji und des Daka wurde deutsch. Allerdings machte man nun den Fehler, nicht die Strommitte, sondern das linke Ufer zur Grenze zu machen: so wurde Deutschland von der Schiffahrt auf dem Flusse ausgeschlossen.

Die Erschließung des Landes begann sehr bald nach der Besetzung durch die Deutschen. Dem schon erwähnten Zuge v. François, der ihn von Bagida bis nach Sürma in Mossi und ostwärts in das Adeleland geführt hatte, schloß sich im nordöstlichen Hinterland die Expedition von **Dr. Wolf**, **Kling** und **Bugslag** an; sie gründeten die Station Bismarckburg. Wolf gehörte zu den Forschern, die für ihre Ideale das Leben verloren haben; auf einer Reise, die er allein auf neuen Wegen durch die Landschaften Anjanga, Tschaudo, Ssemere und Sugu nach Borgu machte, starb er an den Folgen eines Sturzes vom Pferde am 23. Juni 1889 in Ndali. Zehn Jahre später ist er in Lome beigesetzt worden.

Weitere Expeditionen, unter denen die Klingschen 1888 - 1892 und die "Deutsche Togoexpedition" unter **Dr. Gruner**, **Dr. Doering** und Oberleutnant **v. Carnap** 1895 die wichtigsten waren, erschlossen bis zur Jahrhundertwende das Land bis hoch in den Norden hinauf. Verträge mit den mächtigsten Sultanen sicherten den Besitz zwar nicht vollständig, da Kämpfe, wie im November und Dezember 1896 bei Sansane Mangu, immer noch auszufechten waren. Auch gab es noch Grenzstreitigkeiten mit den Franzosen, die aber 1897 durch einen Vertrag und genaue Festsetzung der Grenzlinie beseitigt worden sind. Auch mit England kam man durch den Samoavertrag vom Jahre 1899 zu einer Verständigung über die Westgrenze der Kolonie.

Die Befriedung und Kolonisierung Togos machten nun überraschende Fortschritte; ebenso wurde die wissenschaftliche Erforschung auf allen Gebieten durchgeführt. Die Kolonie bietet nicht entfernt die Schwierigkeiten wie Kamerun durch seine Urwälder, seine Bodengestaltung und schließlich seine Größe, oder wie Südwest durch Wassermangel und Wüste: hohe und schroffe Gebirge, fast undurchdringliche Gehölze fehlen dem Lande, das gut bewässert und etwa von der Größe Württembergs und Bayerns ist. Die Bodenerhebungen bilden keine großen Hindernisse, der größte Teil Togos besteht aus Grasland und Parklandschaft, der Boden ist zur Bestellung wie geschaffen. Das Klima hat, wie in allen Äquatorialgegenden, seine Tücken, die Hitze ist erheblich, besonders im Küstengebiet; aber auch in den höherliegenden Gegenden des Hochlandes, wie bei Sansane Mangu, in denen die Seebrise fehlt und trockene Ost- und Nordostwinde herrschen, wird die Hitze zur alles versengenden Glut.

Trotz allem war Togo, ich möchte sagen, unsere gemütlichste Kolonie; es hat sich zu seinem großen Stolz auch bald nach der Jahrhundertwende als einzige aller unserer überseeischen Besitzungen vollkommen aus **eigenen** Mitteln, ohne jeden Zuschuß des Reichs erhalten. Die Einfachheit der Bodenverhältnisse begünstigte den Verkehrsausbau außerordentlich; wir haben in Südwest und Kamerun gesehen, welche Schwierigkeiten sich gerade in dieser Beziehung darboten; Verkehrswege allein erschließen ein Land und machen es ertragfähig.



Die Siedlung eines Deutschen in einem Togoer Palmenhain.

Vom einfachsten, aber gut gehaltenen Weg, der durch den Busch geschlagen wird, bis zur Eisenbahn, entstanden in Togo schnell Verkehrsmöglichkeiten. Die Eingeborenen wurden zum Bau herangezogen, Holzbrücken über die während der Regenzeit mächtig angeschwollenen Flüsse geschlagen und stattliche Rasthäuser in der Entfernung eines Tagesmarsches aufgeführt. So wurden zunächst die wichtigsten Stationen des ganzen Landes durch ein Netz solcher Straßen verbunden; von Süden nach Norden konnten die Reisenden und Händler auf immerhin nicht schlechten und sicheren Wegen mit Unterkunftsmöglichkeiten vorwärts kommen, z. B. von Lome an der Küste über Atakpame - Blita - Sokode - Bassari - Bangjeli nach Sansane-Mangu oder von derselben Anfangs- nach derselben Endstation an der Westgrenze entlang über Agome - Palime - Misahöhe (im Gebirge an paßbeherrschender Stelle gelegen) - Kpandu - Kete Kratschi - Jendi. Welcher Unterschied liegt schon in dieser immerhin noch einfachen Wegverbindungen gegen die Beförderungsmühseligkeiten in Kamerun.

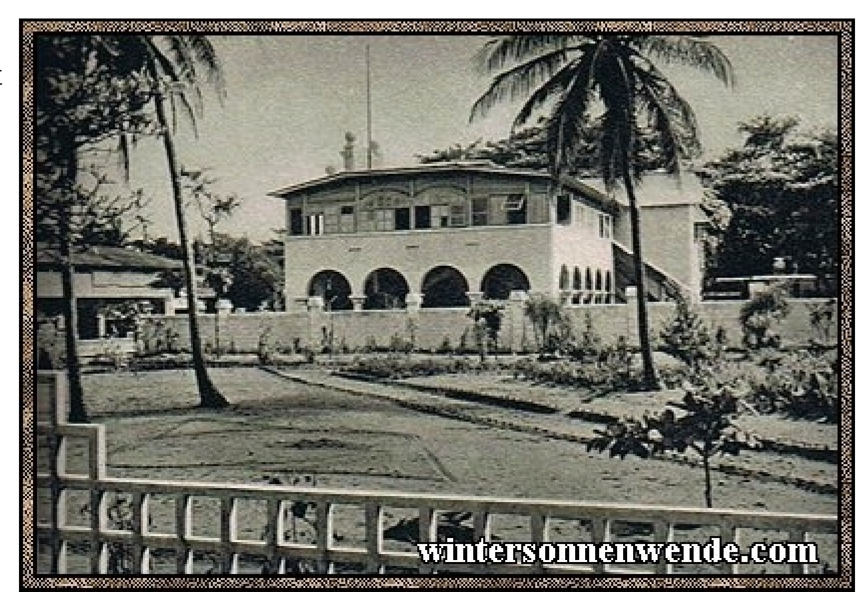
Aber bald werden sogar die wichtigsten Strecken dieses Netzes in Chausseen umgebaut und die Holzbrücken durch massive, namentlich Drahtseilbrücken ersetzt, so daß sich bald ein reger **Wagenverkehr** entwickelt, bei dem zunächst die Fahrzeuge von den Männern gezogen wurden - natürlich war hier ideale Vorarbeit für vollständige Motorisierung geschaffen.

Von ebenso großer Wichtigkeit zeigte sich der Bau einer **Landungsbrücke in Lome**; die Brandung, hier "Kalema" genannt, ist an der Togoküste ganz besonders schwer. Der Strand ist nach Süden orientiert; wenn also während des Winters auf der südlichen Halbkugel die heftigen Stürme (am berüchtigtsten bei Kap Horn) den Ozean aufwühlen, rollt die riesige Dünung ungebrochen genau auf die Küste Oberguineas zu: besonders mächtig an windstillen Tagen. Manchmal war trotz Brandungshorten und bewunderungswerter Geschicklichkeit der Eingeborenen tagelang keine Landung zu ermöglichen - aber auch, wenn diese durchgeführt werden konnte, gingen durch Umschlagen der Boote häufig genug Waren verloren. Die Franzosen besaßen im benachbarten Dahomey schon längst einen Pier; bei uns mußte jahrelang agitiert werden, bis 1900 der Bau begonnen und nach Überwindung vieler Schwierigkeiten die Brücke 1904 eröffnet werden konnte. Die Zollgebäude befanden sich an ihrem Ende, Dampfkrähne laufen auf Schienen auf und ab; in den letzten Jahren vor dem Kriege ist die Brücke noch bedeutend verlängert worden.

Im Jahre 1905 wurde die erste Strecke des **Bahnnetzes** eröffnet, die Küstenlinie von Anecho nach Lome. Bereits im Jahr vorher hatte der Reichstag ein Darlehen von 7,8 Millionen Mark zum Bau

der Bahn Lome - Agome - Palime bewilligt; die 122 km lange Strecke wurde 1907 am 27. Januar in Betrieb genommen. Da sich sogleich, wie nicht anders zu erwarten war, sehr gute Resultate zeigten, genehmigte das Reich 1908 den Bau der Strecke Lome - Atakpame, die 175 km lang ist und 1911 fertig war. Diese Bahnbauten zogen naturgemäß wieder weitere Wegebauten nach sich, da Anfahrtsstraßen zu den Stationen angelegt werden mußten, um den Warentransport zu erleichtern; denn die landwirtschaftliche Tätigkeit war eine viel größere geworden, seitdem die Neger für ihre Produkte eine ganz andere Absatzmöglichkeit fanden, als ihnen die früher allein besuchten kleinen Landmärkte geben konnten. Da das Land für afrikanische Begriffe mit etwa 1 Million Einwohnern ziemlich dicht bevölkert war, brauchte es selbst eine ganze Menge Bodenerzeugnisse, die nun infolge der erleichterten Transportbedingungen allen Teilen gleichmäßig zugute kamen.

Auch das **Post- und Telegraphenwesen** entwickelten sich schnell. 1891/92 gab es zwei Postagenturen in Lome und Anecho, "die sich durch Sicherheit des Dienstes so auszeichneten, daß viele französische Postsachen aus Groß-Popo in Anecho aufgegeben wurden". Postboten gingen zweimal wöchentlich ins Innere bis Misahöhe. 1893/94 wurde mit dem Telegraphenbau nach den englischen und französischen Nachbargebieten hin begonnen, 1895 wurden die Linien eröffnet und Togo somit an das Weltkabelnetz angeschlossen. 1903 waren der Draht nach Palime und Telephonverbindung nach Misahöhe fertig. In den Jahren vor dem Kriege war das Land mit einem ansehnlichen Telegraphennetz überzogen; außerdem aber besaß es ein eigenes **Kabel nach Deutschland**, und als größter Stolz wurde 1914 eine **Großfunkstation** in Kamina eröffnet, die in direkter Verbindung mit Nauen stand, so daß Togo als einzige deutsche Kolonie in den ersten Kriegstagen Kontakt mit der Heimat hatte. Allerdings bildete diese Funkstation für die Gegner einen wichtigen Grund, sich der Kolonie möglichst schnell zu bemächtigten - davon später.



Die alte deutsche Post in Lome, Togos Hauptstadt.

Die **Pflanzen- und Tierwelt** Togos ähneln im großen und ganzen der Flora und Fauna, die wir als Wachstum und Bestand auf dem Kameruner Hochland kennengelernt haben. Löwen sind oder waren vielleicht hier häufiger als dort, und der Reichtum an großen Antilopen gab dem Jäger die besten Gelegenheiten, Trophäen zu sammeln und frisches Fleisch zu erbeuten.

Den in der Tat überraschenden Aufstieg Togos hat **J. K. Vietor** in drei Reisebildern aus den Jahren 1884, 1899 und 1912 sehr anschaulich geschildert:

> "1884. Von Bord des Dampfers", sagt er, "wurde man in großen offenen Brandungsbooten abgeholt, in denen 12 Ruderer mit kurzen Paddeln saßen. Das Boot wurde von einem Steuermann mit großem Ruder gesteuert; eine gewaltige Brandung schäumte vor dem Lande auf, welche oft genug diese nicht langen Boote umschlagen ließ. Unglücksfälle waren aber, wenn das Boot beim Umschlagen nicht zufällig den Europäer traf, selten, da die Schwarzen fast immer den Umgeschlagenen an Land brachten.

Lome war ein elendes Negerdorf mit einigen Dutzend Strohhütten... Außerdem gab es drei deutsche Faktoreien in kleinen Holzbaracken... Der ganze Ort war auf dickem Dünensand erbaut, und da es keine Straßen gab, war der Weg selbst durch den eigenen Hof beschwerlich.

Verkehr mit dem Innern gab es für die Europäer nicht. Sie saßen in ihren Faktoreien und warteten auf die Schwarzen, die auf ihren Köpfen die einzigen Handelsartikel, Palmöl in selbstgebrannten Töpfen und Palmkerne in selbstgefertigten Bastsäcken zum Verkauf brachten... Aber der Handel war sehr gering...

Eine Verwaltung gab es nicht. Konsul **Randad**, ein Kaufmann, dem wir wohl vor allem die Erwerbung des Togogebietes verdanken, verwaltete die Kolonie. Erst nach einem Jahr kam der erste Reichskommissar, Herr **Falkenthal**; er brachte den Sekretär **Grade** und den Unteroffizier **Pichrowsky** mit..."

Vietor beschreibt dann die Anstrengungen einer Reise ins Innere auf engen, in Schlangenlinien geführten Pfaden durch die Prärie in Gegenden, deren Bewohner noch nie einen Weißen gesehen hatten. Nach neun Tagen gelangte er in die Landschaft Atakpame, ließ bei der Ortschaft Amutschu einen großen Platz von Busch und Gras reinigen, ritt durch die ganze Gegend und forderte die Leute auf, zum Markt zu kommen, aber "je weiter ich kam, desto häufiger erklärten mir die Männer, daß sie meinen Markt nicht besuchen könnten, weil ihre Frauen dann von ihren Feinden weggeraubt werden würden."

"Ich machte dieselbe Reise dann noch einmal und sagte den Häuptlingen, daß sie ja tun und lassen könnten, was sie wollten, daß aber an einem bestimmten Tag mein Markttag sei, und daß ich dann Landfrieden geböte.

Als der erste Markttag herangekommen war, zogen wir zwischen zwei Bäumen einen Bindfaden und hängten daran unsere verschiedenen Stoffe auf.

Auf der Erde hatten wir eine Matte ausgebreitet, auf die wir kleine Haufen Salz und Pulver geschüttet hatten. Steinzeug und Eisenwaren lagen daneben. Bei Tagesgrauen war alles fertig; wir warteten bis 7 und 8, aber kein Mensch kam. Einer meiner Leute kam auf den Gedanken, daß die Eingeborenen sich wohl fürchten würden, und machte den Vorschlag, die schwarz-weiß-rote Fahne an einem Baum zu befestigen. Ich ging ins Haus und frühstückte; als ich nach einer halben Stunde wiederkam, war der Markt schwarz von Menschen, die sich alle im Busch versteckt gehalten hatten, weil sie sich gefürchtet hatten, herauszukommen. Auf meine Frage, ob sie etwas kaufen wollten, antworteten sie: »Nein!« Es stellte sich dann heraus, daß sie nur zum Schutze der Weiber gekommen waren, die Handel treiben wollten...

Ich blieb ungefähr 6 Wochen dort, doch war das Resultat der Reise ein durchaus unbefriedigendes, da von dem eingehandelten Gummi nur kleine Quantitäten zu haben waren und mir auf der Reise viel Vieh zugrunde ging. Aber billig genug war alles. Für eine leere Milchdose erhielt ich ein Huhn, ein Schaf kostete zwei Mark, ein großer Ochse 20 Mark."

1899... Diese Reise ging unter anderen Verhältnissen vor sich als die erste. Die Regierung hatte die Zeit dazu benutzt, überall an den Hauptverkehrsplätzen Stationen anzulegen; ihr Hauptaugenmerk richteten die Beamten darauf, breite Straßen anzulegen, denn diese waren viel sicherer, als die schmalen Buschpfade. Infolgedessen war es möglich, die Reise **auf dem Rade** zu machen...

"Der Verkehr hatte sich unglaublich gehoben. Auf der ersten Reise hatten wir kaum

einen Menschen getroffen, jetzt strömten sie schon zu Dutzenden zu ihren Märkten... An manchen Tagen konnte man Hunderte von Händlern treffen. An Stelle der Unsicherheit war ein vollkommener Landfriede getreten.

Nach 4 Tagen erreichten wir Atakpame, das sich ebenfalls völlig verändert hatte. Es hatten sich einige Dutzend schwarze Händler angesiedelt, die sich Läden in derselben Art wie die Händler an der Küste gebaut hatten. Die Hauptstraße machte schon einen ganz wohlhabenden Eindruck...

Atakpame selbst liegt im Tal, durchquert von einem Flüßchen, an dessen Rand sich uralte Bäume erheben... Auf der Südseite der Stadt war die sehr hübsche deutsche Station errichtet... Weit sah man die **schwarz-weiß-rote** Fahne über das Land wehen."

Vietor erzählt dann von dem außerordentlichen Eindruck, den ihm eine **Missionsstation** ganz im Norden, "aller Zivilisation ganz fernliegend", gegeben habe.

"Wir standen plötzlich vor einem europäischen Hoftor und traten in einen wohlgepflegten Park. Eine riesige Allee von Mangobäumen führte durch seine Mitte. Links der breiten Rasenfläche lagen schöne große europäische Wohnhäuser... Zwischen beiden erhob sich auf freiem Platz die Kapelle. Auf der anderen Seite in derselben Entfernung waren die Schulen, die Lehrerwohnungen, die Ställe und die Werkstätten der Arbeiter erbaut, in denen reges Leben herrschte.

Ich blieb einige Tage dort, besuchte mit den Missionaren die Schulen und habe mich über die Leistungen der schwarzen Jugend sehr gewundert...

Als ich damals von dieser freundlichen Stätte schied, sagte ich mir: Wenn auf mich, der ich an der Küste doch in ganz ähnlichen Verhältnissen wohnte, eine solche Missionsstation einen solch überwältigenden Eindruck macht, wie muß er dann wohl auf die Eingeborenen wirken, die nie etwas Ähnliches gesehen hatten, zumal sie dort auf das freundlichste aufgenommen werden, und man ihnen jederzeit mit Rat und Tat hilft, sobald sie ein Anliegen vorbringen!"

1912... Aus dem elenden Negerdorf Lome war eine der schönsten Städte Westafrikas geworden. In langen Reihen zogen sich die deutschen Faktoreien am Strand hin, alles schöne große Häuser mit breiten Veranden, riesigen Läden und mächtigen Lagerschuppen. Gute harte Straßen mit schattigen Alleen führten durch den Ort bis weit ins Innere hinein. Eine Landungsbrücke war gebaut worden, so daß man nicht mehr die unheimliche Brandung in kleinen Booten zu passieren brauchte. **Die herrschende Flagge war die schwarz-weiß-rote...**

"Der Handel im Innern hatte sich gewaltig ausgedehnt. Zwei Eisenbahnen führten



Der "Deutsche Gouverneur-Palast" in Togo, jetzt Sitz des "Commissaire de la République".

einige hundert Kilometer weit ins Innere, und meine dritte Reise nach Atakpame war wiederum eine ganz andere als die beiden ersten.

Dieses Mal fuhr ich mit der Eisenbahn dorthin. Auf meiner ersten Reise brauchte ich neun Tage, auf meiner zweiten vier Tage, und dieses Mal stieg ich um acht Uhr in den Zug und bin am Abend um sechs Uhr dort angekommen. Die Bahnstrecke hatte vielleicht fünf oder sechs Haltestellen, und an jeder dieser Stationen hatte die Regierung einen großen quadrarischen Marktplatz angelegt, mit Bäumen bepflanzt, und rund um diesen Platz hatte die Regierung jeder Firma, die sich darum bewarb, ein großes, schönes Grundstück billig verpachtet oder verkauft, auf der die deutschen Firmen dann ihre Gebäude errichteten.

Diese neuerbauten Märkte an den Stationen der Bahn boten ein sehr schönes Bild. Einige Dutzend Faktoreien hatten sich den angebotenen Grund und Boden reservieren lassen, um hübsche Gebäude darauf zu errichten. Die Läden boten einen prächtigen Anblick. Angefüllt mit den neuesten Manufakturen, mit Steinzeug, Eisenwaren usw. hatten sie ein beachtliches Aussehen. Große Warenschuppen lagen dahinter, gefüllt mit den verschiedensten Landesprodukten: Palmöl, Palmkerne, Mais, Baumwolle, Häute, Felle usw. und es war erstaunlich zu sehen, welchen Umfang der Handel in diesen Gebieten genommen hatte, die vor 25 Jahren fast noch keines Europäers Fuß betreten hatte.

Die erste Fahrt auf der neuen Eisenbahn war außerordentlich interessant. Es ging durch dasselbe Gelände, das ich früher so oft zu Fuß, zu Rad oder zu Pferd durchquert hatte. Früher hatten das hohe Gras und der dichte Busch eine Aussicht auf das Land verhindert, jetzt konnte man vom Hinterperron der Bahn das ganze Land übersehen. Im Fluge eilten wir dahin, und es machte mir ein riesiges Vergnügen, zu bemerken, daß die jungen Herren, die mich begleiteten, Mord und Brand schimpften, als wir mit einer halben Stunde Verspätung in **Atakpame** ankamen.

Dieser Ort war inzwischen eine sehr schöne, moderne Stadt geworden. Fast sämtliche Kaufhäuser hatten sich in Togo niedergelassen und auch eine Filiale in **Atakpame** errichtet. Diese Gebäude waren alle erst in der letzten Zeit entstanden, und da inzwischen auch eine Reihe Bauunternehmer nach **Togo** gekommen waren, hatten diese die Faktoreien in modernem Villenstil erbaut. Da Grund und Boden damals noch verhältnismäßig billig zu kaufen waren, hatten die einzelnen Faktoreien sich auch genügend Land erworben, um hübsche Gärten anlegen zu können. Das ganze machte den Eindruck einer Villenvorstadt in einer wohlhabenden Großstadt."

Aus der Beschreibung dieser drei Reisen geht hervor, was für einen gewaltigen Aufschwung unser Togogebiet in dreißig Jahren deutscher Verwaltung genommen hat. An Stelle der Unsicherheit, die die Leute hinderte, auch nur in die nächsten Dörfer zu gehen, war vollständige Ruhe getreten. Früher, wenn einmal die Ernte in einem Teil des Gebietes versagte, trat dort sofort Hungersnot ein, weil die Eingeborenen keinen Verkehr untereinander pflegten. Die die Neger verzehrenden **Seuchen** hatten durch die Arbeit unserer Ärzte fast ganz aufgehört. Auf meinen ersten Reisen traf ich ganze Dörfer, die vollständig durch die Pocken ausgestorben waren. Nachher gab es kaum noch einen Mann im ganzen Togogebiet, der nicht geimpft gewesen wäre.

Während die Eingeborenen früher den größten Teil des Tages träge vor ihren Hütten oder unter dem großen Palaverbaum des Dorfes saßen, weil sie für ihre Produkte keine Abnehmer hatten, sah man die Leute jetzt von morgens früh bis abends spät auf ihren Feldern arbeiten, um sich so durch ihrer Hände Werk ein besseres Dasein zu verdienen. Die **Steuern**, fünf Mark im Jahr, waren gering, und die ganze deutsche Verwaltung wurde mit äußerster Sparsamkeit geregelt. Ein frisches, frohes Leben herrschte überall.

Die intelligenteren Eingeborenen konnten sich in großem Maßstab statt der kleinen Negerhütten Häuser in europäischem Stil bauen. Viele Eingeborene hatten mehr oder weniger große Beträge auf der Sparkasse oder der Bank.

Die Arbeit der evangelischen und katholischen Mission hatte ebenfalls gewaltige Fortschritte gemacht. Sie stellte dem Land die notwendigen Lehrer und bildete in ihren **Schulen** so viele Eingeborenen aus, daß der Bedarf an Angestellten der **Faktoreien** reichlich und leicht gedeckt werden konnte. **Viele dieser intelligenten Leute wurden in der Regierung als Unterbeamte verwandt, und alle die Arbeit, die bei uns die Zollwächter an den Grenzen, die Postbeamten und die Gehilfen in den Geschäften verrichten, wurde dort von Schwarzen ausgeführt. Die ganze Kolonie machte den Eindruck eines wohlhabenden, aufstrebenden Landes.**

Deutschlands Schutzgebiete in der Südsee

Gouverneur i. R. Dr. Albert Hahl

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Geschichte und Entwicklung von Neuguinea

Am 4. Mai 1493 teilt der Papst Alexander VI. in der dadurch berühmt gewordenen Bulle die neue Welt, d. h. die durch die Entdeckungen bekanntgewordenen Gebiete der Erde, zwischen **Spanien** und **Portugal**. Auf andere Völker wurde durch den Papst nicht Rücksicht genommen. In Anlehnung an diese Kundgebung des Papstes schlossen Spanien und Portugal am 7. Juni 1494 einen Staatsvertrag, in dem sie für die beiderseitigen Erwerbungen eine gedachte Linie zogen, die 370 Meilen westlich von den Kapverdischen Inseln verlief. Dabei waren die vertragschließenden Teile der Meinung, Afrika den Portugiesen und Indien den Spaniern gesichert zu haben. Im Laufe der nun einsetzenden Entdeckungsfahrten stellte sich heraus, daß mit dieser Regelung den **Spaniern Amerika** zufiel, während **Indien** an **Portugal** gelangte. Die Portugiesen faßten nach Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung durch **Vasco da Gama** am 18. November 1497 an den Küsten Ostafrikas und in Indien festen Fuß und setzten von da aus die Erwerbung neuer Stützpunkte in östlicher Richtung fort. Mit der Festigung der spanischen Herrschaft im mittleren und südlichen Amerika, namentlich in Mexiko und Peru, als den politischen Mittelpunkten des spanischen Reiches in Amerika, wurde von den Vizekönigen in westlicher Richtung die Ausbreitung der spanischen Herrschaft durch Erwerbung weiterer Stützpunkte betrieben. Im Jahre 1564 wurden die **Philippinen** in Besitz genommen, die längst in regelmäßigen Fahrten für Handelszwecke besucht wurden.

Diese eben in kurzem Zuge gestreiften Fahrten der Portugiesen nach Osten und der Spanier nach Westen, auslaufend von Indien und Amerika, führten dadurch zur Berührung der **Inseln des Pazifischen Ozeans**, daß die kühnen Seefahrer durch widrige Winde und Strömungen von dem Reiseziel recht oft abgetrieben wurden. Soweit verbürgte Nachrichten vorliegen, kam die Insel **Neuguinea** erstmals im Jahre 1526 dem Portugiesen **Jorgé G. Meneses** zu Gesicht. Der Spanier **Alvara de Saavedra** lief zwei Jahre später an ihrer Nordküste entlang und gab ihr den Namen Isla de Oro. Sein Landsmann Inigo de Orbis de Retes belegte dann die große Landmasse mit dem Namen Neuguinea; diese Bezeichnung hat sich erhalten. An weiteren wichtigen Entdeckungen soll nur hervorgehoben werden, daß im Jahre 1525 die **Karolinen** zum ersten Male durch den Portugiesen **Diego da Rocha** berührt wurden, während 1526 und 1528 auch die Spanier durch die westlich gelegenen Inseln liefen. Im Jahre 1686 wurde eine größere Insel - soweit sich feststellen läßt, **Jap** - entdeckt. Lazeano, der Führer des Seglers, nannte die Insel nach der damaligen spanischen Königin **Carolina**. Der Name ging dann später auf die Gesamtheit der Inseln über. Der

kühne Seefahrer **Magalhães** lief am 6. März 1521 an einer der südlichen Inseln der **Marianen**gruppe vorbei. Es ist nicht erforderlich, diese einzelnen Berührungen der Seefahrer mit den Inseln weiter aufzuzählen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die Fahrten nicht Entdeckungs- und Suchfahrten für jene Gebiete darstellen, sondern, wie schon hervorgehoben, die Landsichtungen auf dem Zufall beruhten. Aber die Wahrnehmungen hatten zur Folge, daß allmählich die Gewißheit bestand, daß ausgedehnte Landmassen und Inseln im südlichen Pazifischen Ozean vorhanden waren, und damit setzte nun, mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts etwa, die planmäßige Entdeckungsfahrt nach jenen Gebieten ein. Sie wurde eröffnet durch die **Holländer**, die nach ihrer Festsetzung in Niederländisch-Indien im Wettstreit mit den Portugiesen Wert auf die Auffindung neuer Landteile legten. Am berühmtesten geworden ist die Fahrt der Kapitäne Lemaire und Schouten auf dem Segler "de Eendracht". Sie stießen bis zum südlichen **Neumecklenburg** vor und liefen dessen Ostküste entlang. 1643 folgte Abel Tasman dieser Fahrtrichtung und entdeckte die Antony Kaan und Gerrit Denys Inseln. Während im Jahre 1606 der Spanier **L. Vaez de Torres** die später nach ihm benannte Straße durchlief, die Australien und Neuguinea trennt, gelang es dem Holländer **Dampier** im Jahre 1700 die Meeresstraße zu durchsegeln, die die Insel **Neupommern** von **Neuguinea** scheidet. Der Name **Dampierstraße** erinnert an diese seemännische Tat. Mit diesen beiden Fahrten war der insulare Charakter Neuguineas festgestellt. Es bestand aber immer noch die Meinung, daß eine ähnlich große Landmasse der Dampierstraße nördlich vorgelagert sei.

Den Holländern folgten in den Entdeckungsfahrten die **Engländer** und **Franzosen**. Im Jahre 1767 durchlief Kapitän Carteret mit dem englischen Kriegsschiffe "Swallow" den Kanal zwischen **Neupommern** und **Neumecklenburg**, gelangte bis zur **Neulauenburg**-Gruppe und stellte damit die Teilung der vermuteten Landmasse in eine Menge größerer und kleinerer Inseln fest. Von den französischen Seefahrern erwarb sich durch seine kühnen Forschungen und Fahrten einen besonderen Namen Graf Jean Francois de la Pérouse, der von seiner zweiten von Sydney aus unternommenen großen Suchfahrt durch die melanesische Inselwelt nicht mehr zurückgekehrt ist. Zu Nachforschungen nach ihm wurden die Fregatten "Recherche" und "Espérance" unter dem Kommando von Antoine Josef Rayand d'Entrecasteaux ausgesandt, ohne daß es indessen gelang, über den Verbleib des Grafen Pérouse und seiner Schiffe und Mannschaften Aufklärung zu schaffen. Früher schon hatte Kapitän **Bougainville** die nördlichen **Salomon**inseln berührt. Die größte Insel dieses Gebietes ist nach ihm benannt worden.

Diese Fahrten und Entdeckungen führten indessen nicht zu irgendeiner Festsetzung oder Besitzergreifung der beteiligten Mächte in der Inselwelt des Pazifischen Ozeans. Lediglich die **Marianen** wurden 1668 von den **Spaniern** in Besitz genommen und erst im Jahre 1828 hißten die **Holländer** auf der Insel **Neuguinea** bis zum 141. Grad östlicher Länge ihre Flagge. Man darf annehmen, daß die für die Seefahrt nicht günstige Küstengestaltung der melanesischen Inseln, der tiefe Kulturstand der Eingeborenen und das auf den ersten Blick jedenfalls fehlende Vorkommen greifbarer Naturschätze von einer Besitznahme zurückhielten. Die **mikronesischen** und **polynesischen Inseln**, die von hellfarbigen, auch kulturell verhältnismäßig hochstehenden Menschen bewohnt waren, boten für eine Festsetzung einen weit größeren Anreiz als die melanesischen Gebiete. So kam es um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem heftigen Wettbewerb zwischen **England** und **Frankreich** um Erwerbungen in den polynesischen Inseln. Zunächst waren die Franzosen erfolgreich, die die **Tahiti**-Inseln sich aneigneten, England aber, mit dem Anwachsen der Bevölkerung in Australien und Neuseeland, blieb der stärkere Teil, die polynesischen Inseln fielen überwiegend England zu.

Als in diesem politischen Wettbewerb bereits eine Entspannung eingesetzt hatte, griff der **deutsche Handel** mit Erfolg auf den südlichen Pazifischen Ozean über. Das Hamburger Haus **Johann Cäsar Godeffroy & Söhne** war in Chile seßhaft geworden und betrieb von dort aus zunächst den Küstenhandel mit einigen der polynesischen Inseln. Diese Verbindung ließ aber den Wert einer

Festsetzung rasch hervortreten, so daß es im Jahre 1857 zur Errichtung einer Hauptfaktorei in **Apia** auf der Insel **Upolu** kam und von da aus dann zu einer Ausbreitung des Handels mit festen Stützpunkten über fast die gesamte polynesische Inselwelt. In den 60er Jahren wurden dann auch die mikronesischen Inseln, namentlich die **Marschall**- und **Gilbert**-Inseln, in Angriff genommen. Diese grundlegende und erfolgreiche Arbeit des Hamburger Handelshauses gewann eine neue Bedeutung, als durch den Leiter der Hauptfaktorei in Apia, **Theodor Weber**, zugleich deutscher Wahlkonsul, die Aufbereitung des Kernes der Kokosnuß, der **Kopra**, zur marktfähigen Ware durch besondere Trocknung herbeigeführt wurde. Damit war für die Versorgung des Weltmarktes ein wertvoller Fettstoff gesichert worden.

Das Handelshaus ging nunmehr zu einem größeren Landerwerb auf Upolu und zur Anlage von Kokosnußpflanzungen über. Die **Bevölkerung Samoas**, ebenso der übrigen polynesischen Inseln war für die geregelte Arbeitsleistung in einem europäischen Pflanzungsdienst **nicht** geeignet, ließ sich jedenfalls auf die Dauer hierzu nicht gewinnen. Damit war die Firma darauf angewiesen, die Arbeitermengen für ihren Pflanzungsbetrieb durch besondere Anwerbung in den melanesischen Inseln sicherzustellen. Sie folgte damit dem Beispiel, das bereits die Zuckerrohrpflanzungen in Fidschi und Queensland, aber auch Südamerika für die Ausbeutung der Salpeterfelder in Chile gegeben hatten. Es zeigte sich rasch, daß eine gesicherte Arbeiteranwerbung durch Unterbindung von Gewalttätigkeiten und feindlichen Zusammenstößen mit den Eingeborenen selbst sich nur dadurch erreichen ließ, daß einer festen Niederlassung die Anwerbung und die Aufsicht übertragen werden konnte.

So kam es im Jahre 1878 zur **Errichtung einer Faktorei** auf der Insel **Mioko** in der **Neulauenburg**-Gruppe (Duke of York). Der Wert der melanesischen Inseln war inzwischen auch von anderer Seite erkannt worden. Bereits im Jahre 1875 hatte sich der Hamburger Kaufmann **Eduard Hernsheim** auf der Insel Makada der Neulauenburg-Gruppe niedergelassen, um dort einen festen Stützpunkt für seine ausgedehnten Küstenfahrten durch Mikronesien und Melanesien zu gewinnen. 1878 wurde die Faktorei nach der Insel **Matupi** in der Blanche Bucht verlegt und die Offene Handelsgesellschaft **Robertson & Hernsheim** errichtet. Aus diesem Unternehmen ging dann in weiterer Entwicklung die Hernsheim & Co. A.-G. hervor. Auf der Insel Mioko widmete sich auch seit 1879 der **Amerikaner Thomas Farell** dem Handel. Die Unternehmung wurde 1882 nach Ralum an der offenen Blanche Bucht auf der Gazelle-Halbinsel verlegt, 1883 dort mit der Anlage einer Kokosnußpflanzung begonnen. Das Unternehmen ging später in den Besitz der Frau **Emma Elisa Kolbe** und schließlich der **Hamburgischen Südsee A.-G.** über. Diesen ersten Festsetzungen kaufmännischer Unternehmungslust in Melanesien lief das **Missionswerk** voraus. Im Auftrage der australischen Methodistischen Missionsgesellschaft besuchte Dr. George Brown mit dem Schoner "John Wesley" im Jahre 1875 die Inselwelt, berührte am 15. August desselben Jahres den Hunter-Hafen in der Neulauenburg-Gruppe und entschloß sich, dort die erste feste Niederlassung seiner Mission zu errichten.

Diese kurze und gedrängte Darstellung der Auffindung der pazifischen Inselwelt und der ersten Festsetzung europäischer Kräfte in den melanesischen Inseln ist gewiß nicht erschöpfend. Sie soll nur eine kurze Darbietung der Reihenfolge und der bewegenden Richtungen geben. Die Erfassung des Wertes der Australien nördlich vorgelagerten großen Inseln ließ allmählich den Wunsch zu einer Sicherung des Besitzes an diesen erwachsen. In Queensland (Australien) entstand im Jahre 1883 eine öffentliche Bewegung, die mit **Flaggenhissung** auf Neuguinea und den vorliegenden Inseln endigte. Das damalige Ministerium in London indessen, unter Führung von Gladstone, war mit diesem Vorgehen nicht einverstanden. Die Flaggen wurden wieder niedergeholt und die Gebiete damit völkerrechtlich weiter herrenlos.

In **Deutschland** entstand mit dem Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre die große koloniale Bewegung, die in der Gründung des Deutschen Kolonial-Vereins und der Deutschen Kolonial-

Gesellschaft ihren Ausdruck fand. Die Nutzanwendung ergab sich zunächst nicht in der Erwerbung afrikanischen Besitzes, sondern im Bereiche der Südsee-Inseln. Das schon genannte Haus Johann Cäsar Godeffroy & Söhne war durch unglücklich verlaufende Beteiligungen an bergbaulichen Unternehmungen in Deutschland in finanzielle Bedrängnisse geraten. Die Südseegeschäfte mußten an ein neugegründetes Unternehmen abgegeben werden, an die **Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft für die Südsee-Inseln** in Hamburg. Diese beschränkte sich auf die polynesischen Inseln. Der Handel in den mikronesischen Eilanden wurde von einer besonderen Gesellschaft ausgeübt, der **Jaluit-Gesellschaft** in Hamburg. Damit waren aber die Schwierigkeiten noch nicht behoben. Es mangelte an Mitteln. Zur Stützung der Handels- und Plantagen-Gesellschaft gründete **Adolph von Hansemann**, Chefinhaber der Disconto-Gesellschaft, im Februar 1880 die **Deutsche Seehandels-Gesellschaft** mit einem Kapital von zehn Millionen Mark. Um dem Risiko aus der Anlage des Kapitals einigermaßen zu begegnen, unterbreitete er der Reichsregierung den Antrag, für eine Verzinsung von 4,5 Prozent eine zeitlich begrenzte Sicherheit zu geben. Dieser Vorschlag wurde dem Reichstage zur Entscheidung unterbreitet, der ihn im April 1880 ablehnte. Mit dem Falle dieser Samoa-Vorlage mußte sich die Deutsche Seehandels-Gesellschaft auflösen. Für die Finanzierung der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft wurde auf andere Weise Sorge getragen. Adolph von Hansemann hatte aber durch die mit der Gründung der Deutschen Seehandels-Gesellschaft verbundenen Arbeiten eine weitreichende Kenntnis der melanesischen Inseln erworben. Mit einigen Freunden bildete er ein besonderes Konsortium und rüstete ein Unternehmen aus zur Erwerbung von Landbesitz in den melanesischen Inseln und zu ihrer weiteren Erkundung, um für eine etwaige Besitzergreifung die Grundlage zu schaffen. Dieser Aufgabe widmete sich Professor **Dr. Finsch** an Bord des für diese Zwecke gecharterten Dampfers "Samoa" in den Jahren 1884 und 1885. Noch während das Fahrzeug in der Inselwelt tätig war, folgten die **Kriegsschiffe "Elisabeth"** und **"Hyäne"** und **hißten die deutsche Flagge auf der Insel Matupi**, in der **Astrolabe-Bucht**, in dem späteren **Finschhafen** und ferner 1886 in den nördlichen **Salomoninseln**. Diese für Deutschland damit erworbenen Gebiete wurden gegen den englischen Machtbereich durch gegenseitige Erklärungen der deutschen und englischen Regierung vom 6. April 1886 abgegrenzt. Eine zweite Erklärung über die beiderseitige Handels- und Verkehrsfreiheit in den deutschen und englischen Besitzungen und Schutzgebieten im westlichen Stillen Ozean wurde unter dem 10. April 1886 ausgetauscht. Entsprechend der Einstellung des Fürsten Bismarck über die Verwaltung kolonialen Besitzes wurden die nun dem deutschen Schutze anvertrauten Gebiete nicht vom Reiche unmittelbar übernommen, sondern durch die Schutzbriefe vom 17. Mai 1885 und 13. Dezember 1886 der **Neu-Guinea-Compagnie** übergeben. Sie erhielt das Recht zur Ausübung landesherrlicher Befugnisse unter der Oberhoheit des Reiches. Die Neu-Guinea-Compagnie war aus dem von Adolph von Hansemann gegründeten Konsortium nach Auflösung der Expedition des Dampfers "Samoa" hervorgegangen. Durch kaiserlichen Erlaß vom 12. Mai 1886 wurde ihr juristische Persönlichkeit verliehen.

Die in den melanesischen Inseln begonnene Flaggenhissung setzte sich in dem mikronesischen Gebiete fort. Dadurch kamen die **Marschall-Inseln** in den unbestrittenen Besitz Deutschlands. Die Hissung unserer Flagge in den **Karolinen** führte zu einem **Streite** zwischen **Deutschland** und **Spanien**. Fürst **Bismarck** übertrug die Entscheidung dem Papst Leo XIII. als Schiedsrichter. Dieser erkannte die Inseln Spanien zu, sicherte aber Deutschland die Anlegung von Kohlenstationen auf **Jap** und **Ponape**. Die **Marschall-Inseln** wurden der Leitung eines besonderen Landeshauptmannes mit dem Sitze in **Jaluit** unterstellt. Das der Neu-Guinea-Compagnie anvertraute Schutzgebiet wurde von einem Landeshauptmann geleitet mit dem Sitze in Finschhafen. Der durch die Flaggenhissung begründete und durch die nachfolgenden Verträge mit den angrenzenden Kolonialmächten festgesetzte Besitzstand erfuhr indessen noch einige Veränderungen. Im Jahre 1898 verlor Spanien die Philippinen infolge des unglücklichen Ausganges seines Krieges an die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus dem mikronesischen Besitz schnitt sich der Siegerstaat nur die Insel Guam als wichtigen Flotten- und Kabelstützpunkt aus. Die Verwaltung und Bewirtschaftung der Marianen und Karolinen war von Manila aus erfolgt. Bei der weiten Entfernung von Spanien konnte an eine

Aufrechterhaltung des Besitzes in der weit zerstreuten Inselwelt nicht gedacht werden. **Die spanische Regierung verkaufte daher die mikronesischen Inseln an das Deutsche Reich.** Die hierüber abgegebene Erklärung der beiden Regierungen vom 8. Februar 1899 wurde dann durch einen Vertrag vom 30. Juni 1899 bestätigt. Die Verwaltung der neu erworbenen Inselwelt wurde drei Bezirksämtern mit dem Sitze in **Saipan**, **Jap** und **Ponape** übertragen, die dem Gouverneur von Neuguinea unterstellt waren. Die Führung der Verwaltung wurde für die Neu-Guinea-Compagnie mit dem Anwachsen der Anforderungen zu einer untragbaren Last. Es kam daher im Oktober 1898 zu einem Vertrage mit dem Reiche, wonach dieses die Verwaltung gegen Gewährung einiger Abfindungen an die Neu-Guinea-Compagnie als Entschädigung für die aufgewendeten Mittel übernahm. Die Übergabe erfolgte am 1. April 1899 an den ersten Gouverneur Deutsch-Neuguineas, **Rudolf von Bennigsen**. Dieser inneren Festigung und Zusammenfassung der Verwaltung der melanesischen und mikronesischen Inselwelt in einer Hand unmittelbar unter dem Reiche folgte noch einmal eine Gebietsverschiebung. In Berlin wurde am 16. Februar 1900 der lange dauernde Streit zwischen England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland um den Besitz der Samoa-Inseln endlich ausgetragen. Deutschland erhielt die Inseln **Upolu** und **Sawaii**, trat aber als Ausgleich die Inseln Choiseul, Isabel und die Gruppen Shortland, Fauro, sowie Ongtong-Java an England ab. Die selbständige Verwaltung der Marschall-Inseln unter einem Landeshauptmann blieb bis zum 1. April 1906 erhalten. Die Festigung der Verhältnisse in den Inseln erlaubte dann, zu einfacheren Formen der Regierung überzugehen. Es wurden die Marschall-Inseln als Stationsgebiet dem Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea einverleibt und dem Gouverneur in **Rabaul** unterstellt.

Der deutsche Kolonialbesitz im westlichen Pazifischen Ozean erstreckte sich nach der endgültigen Vereinigung aller im vorstehenden kurz beschriebenen Änderungen vom 8. Grad südlicher bis zum 21. Grad nördlicher Breite und vom 131. Grad bis zum 173. Grad östlicher Länge. Für die Führung der Verwaltung war das ungeheure Flächenausmaß von etwa zwei Dritteln Europas ein Hemmnis. Es bedurfte vieler und nicht immer billiger Seefahrten, um den Aufgaben einer geordneten Verwaltung gerecht zu werden. Die in dem weiten Meeresgebiet ruhenden Inseln umfaßten eine Landfläche von rund 241 000 qkm, wovon man, soweit überhaupt zuverläßliche Ziffern in dieser Hinsicht geboten werden können, 181 600 qkm auf Kaiser-Wilhelms-Land, 47 000 qkm auf den Bismarck-Archipel, 10 000 qkm auf die deutschen Salomoninseln und 2500 qkm auf die mikronesischen Inseln verteilen darf.

Für die Zwecke der Verwaltung bestand unter Berücksichtigung der Besitzänderungen zuletzt folgende Einteilung:



Dorfleben in Azora am Markham-Fluß. Kaiser-Wilhelms-Land, Südsee.

1. **Altes Schutzgebiet Neuguinea.**
   a. **Kaiser-Wilhelms-Land.**
   - Bezirksamt, zugleich Bezirksgericht Friedrich-Wilhelms-Hafen, umfassend die Mitte unseres Besitzes in Kaiser-Wilhelms-Land, an der Küste reichend von der Mündung des Sepik bis zum Huongolf.
   - Station Eitape, von der Mündung des Sepik bis zur holländischen Grenze.

• Station Morobe, vom Huongolf bis zur englischen Grenze.

b. **Bismarck-Archipel.**

• Bezirksamt Rabaul, umfassend Neupommern und die vorgelagerten Inseln.
• Bezirksamt Kaewieng, umfassend das nördliche Neumecklenburg und Neuhannover.
• Station Namatanai für das südliche Neumecklenburg.
• Station Manus für die Admiralitätsinseln und westlich davon liegenden Inselgruppen Ninigo und Luf.
• Station Kieta an der Ostküste von Bougainville für die deutschen Salomo-Inseln Buka und Bougainville.

2. **Das Inselgebiet nördlich des Äquators.**

a. die **Marschallinseln**, zusammengesetzt in einem Stationsbezirk, Sitz der Station Jaluit.
b. Station **Nauru**, geographisch den Marschallinseln noch zuzurechnen.
c. **Ost-Karolinen.**

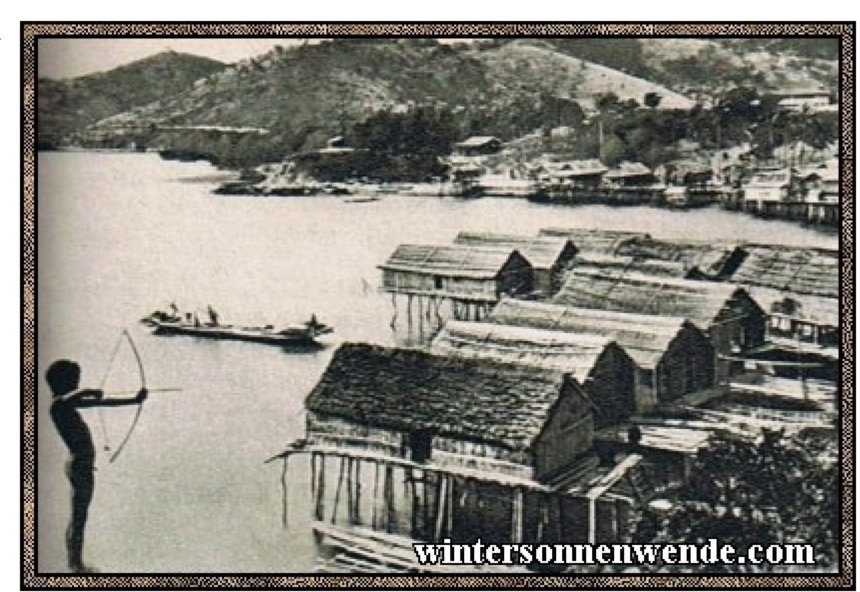
• Bezirksamt **Ponape**, dazu die
• Station **Truk** (Zentral-Karolinen, Truk-Atoll und Mortlockinseln.)

d. **West-Karolinen.**

• Bezirksamt **Jap**, mit den untergeordneten Stationen Korror für die **Palauinseln** und Saipan für die **Marianen**.

Die richterlichen Geschäfte erster Instanz wurden für das Inselgebiet, soweit solche nicht den Bezirksämtern und Stationen für kleine Fälle übertragen waren, von dem Bezirksrichter in **Rabaul** wahrgenommen. Für das gesamte Schutzgebiet bestand ein Obergericht in Rabaul.

Schon die oben dargelegte Zersplitterung der Inselwelt von größten Landgebieten bis zu kleinsten Eilanden weist auf eine Verschiedenheit der geologischen Bildung hin, und es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß auch die Besiedelung nicht durch eine einheitliche Rasse oder Volksmenge erfolgt ist.



Fischerdorf bei Rabaul auf Neu-Pommern, Südsee.

Die große Insel **Neuguinea** wird von einer gewaltigen zentralen Gebirgskette, von Südwest nach Nordost streichend, zuletzt West-Ost verlaufend, durchzogen. Dieses Landgebilde ist alten Ursprungs und weist dementsprechend auch eine Zusammensetzung von Quarziten, Schiefern, Graniten, Syeniten alter Bildung auf. Im deutschen Teile zeigte auch das Küstenrandgebirge von der Mündung des Wariaflusses bis zum Huongolf alten geologischen Aufbau. Die vom Huongolf bis zur holländischen Grenze dem Zentralgebirge vorgelagerten Teile sind jungen Ursprungs, meist quartärer Bildung. Die tiefe Senkung, die das Land von der Mündung des Markhamflusses im Huongolf bis zur Mündung des Sepik durchzieht, weist deutlich darauf hin, daß diese Vorlagerung in späterer Zeit entstanden sein muß. Diese Wahrnehmungen werden vor allem durch die eingehenden Untersuchungen von Professor **Dr. B. Schultze**, Jena, in seinen Berichten über den Verlauf der deutsch-holländischen Grenzexpedition im Jahre 1910 dargeboten. (Ergänzungsheft 11

der *Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten*, Berlin 1914.) Die der großen Insel vorgelagerten melanesischen Inseln sind gleichfalls gebirgig und in tertiärer und quartärer Zeit durch vulkanische Kräfte und Bewegungen der Erdrinde emporgetrieben worden. Dieser Aufstieg ist nicht in einem bestimmten Zeitabschnitt vor sich gegangen. Es muß vielmehr angenommen werden, daß Aufstieg und Senkung wechselten, bis endlich die Inseln die heute vorhandene Gestaltung angenommen hatten. Die Untersuchungen von Prof. **Dr. Sapper** im mittleren und südlichen Neumecklenburg geben über diese Landwerdung ein anschauliches Bild (vgl. *Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten*, Jahrgang 1910, Ergänzungsheft 3). Neben den **vulkanischen Gewalten** waren noch zahllose Lebewesen kleinster Ordnung an der Landbildung betätigt, die **Korallentierchen**. Überall da, wo durch unterirdische Bewegungen Land so hoch sich gehoben hatte, daß die Korallentierchen leben konnten, führten sie auf der festen Unterlage des Gesteines ihre wunderbaren Bauten auf. So sind die flachen korallinischen Inseln, namentlich die Atolle im Bismarck-Archipel und im Inselgebiet entstanden.

Die ursprüngliche **Bevölkerung** in den melanesischen Inseln scheidet sich in **Melanesen** und **Papua**. Unter den ersteren verstehen wir diejenigen Stämme, die sprachlich dem austro-indonesischen Sprachnetze beizuzählen sind. Kulturell sind sie überwiegend malaiisch beeinflußt. Es ist anzunehmen, daß die Melanesen in späterer Zeit über Niederländisch-Indien, vielleicht auch von den Philippinen her, zugewandert sind und die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Papua, teilweise verdrängt haben. Die Papua weisen sprachlich nach Bau und Wortschatz keine Einheit auf. Wir können als Papua bis heute nur diejenigen Volksteile bezeichnen, die in Sprache und Kultur nicht melanesisch sind, wobei wir ihnen auch die spärlichsten Reste einer Bevölkerung kleinen Wuchses in Kaiser-Wilhelms-Land zurechnen. Mischungen zwischen beiden Volksteilen haben vielfältig, namentlich in Kaiser-Wilhelms-Land, stattgefunden. Die stattliche und zahlreiche Bevölkerung des Stromgebietes des **Sepik** ist, um ein Beispiel zu bieten, sprachlich papuanisch, kulturell dagegen stark malaiisch beeinflußt. Das Inselgebiet ist von einer hellfarbigen Bevölkerung bewohnt, die sprachlich, abgesehen von der Insel Jap, wiederum indonesisch-austrisch ist. Offensichtlich ist indessen das Volk durch Wanderungen und Eroberungen stark berührt



Auf Neu-Mecklenburg in der Südsee leben die Männer in eigenen Häusern.



Auf den Südsee-Inseln, also auch auf Neu-Mecklenburg, tanzt man gern maskiert.

worden. Die östlichen Teile weisen polynesische Beeinflussung auf, die westlichen asiatische, namentlich altjapanische.

Die asiatische Beeinflussung geht auch aus der **Stammesverfassung** hervor. Meist läßt sich eine Königsfamilie unterscheiden gegenüber der Adelskaste und dem gemeinen Volke. Das letztere hatte kein Recht am Grund und Boden. Der Adel befand sich im Besitz von Lehen, die durch die Königsfamilien verliehen wurden. Diese übten unbeschränkte Herrschaft über Leben und Tod aus und waren in ihrer Machtentfaltung wesentlich nur gebunden durch die Einflüsse der Priesterkaste, die indessen mit der Einführung des Christentumes ihre Bedeutung verloren hat. Die melanesischen Stämme bauen sich ebenso wie die mikronesischen nach dem **Mutterrecht** auf. Die innerhalb einer Sippe durch Blutsverwandtschaft, d. h. durch die Erinnerung der gemeinsamen Abstammung verbundenen Angehörigen sind zur **Blutrache** gegenseitig verpflichtet. In den mikronesischen Gebieten hat die Sippe indessen bestimmende Herrschgewalt nicht ausgeübt. Unter den Melanesen gab es eine Zusammenfassung, namentlich auf Gebietsgrundlage beruhend, nicht. Das Sippenhaupt regelte, soweit es Anerkennung fand, innerhalb der Sippe eintretende Streitigkeiten und führte gegen die Nachbarstämme in den unerbittlichen, mit der Blutrache verbundenen Kämpfen an. Die papuanischen Stämme leben zum Teil nach **Vaterrecht**, zum Teil haben sie die melanesische Gliederung nach dem Mutterrecht übernommen. In ihrer ursprünglichen Kulturform sind die Papua den Melanesen unterlegen. Die Melanesen und Mikronesen kennen die **Kauf-Ehe** als feststehende Einrichtung. Der Papua verschafft sich seine Frau durch **Raub**, wobei freilich zuletzt die Entführung der Frau vielfach nur noch äußere Form darstellt, ohne daß es dann zu blutigen Kämpfen unter den Horden gekommen wäre, wie dies bei den Stämmen noch der Fall ist, die der Berührung mit den Melanesen wenig ausgesetzt waren.

Wirtschaftlich herrscht unter den Melanesen und Papua die Sippengemeinschaft. Grund und Boden sind Gemeinbesitz. Die Bebauung der für die Ernährung notwendigen Fläche wird **gemeinsam** durchgeführt, wobei Arbeitsleistung die Pflicht eines jeden ist. Soweit bei Melanesen und Papua von Religion gesprochen werden kann, darf man sagen, daß sie an die Wirksamkeit verschiedener Naturgewalten glauben und im übrigen animistischen Vorstellungen sich hingeben. Auch bei den Mikronesen war unter dem Volk überwiegend der Animismus herrschend. Daneben aber bestand die Verehrung gewaltiger Naturgottheiten: Sonne, Mond, Donner, Blitz wurden als solche verkörpert und verehrt. Auch hierin zeigen sich Spuren asiatischer Beeinflussung. Diese kurze Schilderung des Kulturstandes und des Seelenlebens dieser zur Zeit der Besitzergreifung zum Teil noch im Steinzeitalter lebenden Menschen ergibt von selbst die gewaltige Verschiedenheit gegenüber unserer eigenen Einstellung und läßt die Schwierigkeiten der Arbeit für die Gewinnung des Volkes auf jedem Gebiete ohne weiteres hervortreten. Missionsinspektor Christian Keyßer der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, der jahrelang unter den Kate nahe bei Finschhafen gewirkt hat, gibt einige treffende, auf unmittelbare Erfahrung beruhende Bilder aus diesem inneren Leben der Eingeborenen und ihrer Auffassung der nun auf sie einstürzenden neuen Eindrücke:

In welcher Kolonie es auch sei: jeder, der die Eingeborenen genau kennt, was allerdings ohne jahrelanges, eingehendes Studium, Kenntnis der Sprache, liebevolles Eingehen auf alle Sitten und Gebräuche - kurz, durch Zusammenleben mit den Farbigen bis zur Erreichung ihres **Vertrauens** nicht zu erreichen ist, spricht dasselbe Urteil aus: daß sie weit davon entfernt sind, törichte, primitive, lächerliche Wilde zu sein, über die der Europäer hoch erhaben ist. Sie haben ihre Eigenarten, wie wir, wie alle Menschen sie haben. Hüten wir uns aber, **unsern** Maßstab an andere Völker zu legen, die wir - nicht verstehen! In einer von **Christian Keyßer** herausgegebenen Sammlung "Nalumotte" - *nalu* ist in der Sprache der Papua: Mädchen, *motte* heißt: Knabe; *nalumotte* = Kinder - lesen wir folgenden anschaulichen Kinderbericht:

> "Einmal war auf der Missionsstation ein hoher Gast. (Es war der oberste Beamte des Landes, Herr von Bennigsen.) Der hatte allerlei zu essen mitgebracht, das er der

Missionarsfrau gab. Die Frau kochte es, und wir stellten es auf den Tisch. Alle aßen, auch der fremde Weiße. Das tun wir braunen Leute auch nicht. Wenn wir jemand etwas geben, essen wir selbst nichts davon. Mein Vater sagte früher: »Wenn man einem andern Speise reicht und selbst davon ist, dann beißt man sich die Nase ab.«

Dagegen muß man von allem essen, was einem vorgesetzt wird. Nur wenn einem etwas zu essen verboten ist, oder wenn man nach dem Tode eines Verwandten ein Gelübde getan hat, dann darf man bestimmte Speisen zurückweisen. Dieses Gelübde gibt es jetzt aber nicht mehr; darum essen wir alles, was uns gereicht wird. Das Zurückweisen einer Speise galt früher als Beleidigung und machte die Leute mißtrauisch. Sie fragten sich: »Warum ißt der Mann nicht, was wir ihm geben? Es führt gewiß Böses im Schilde und will uns verzaubern.«

Wenn zu Euch Weißen ein Fremder kommt, dann klopft er an die Tür. Wir Braunen klopfen nicht, sondern wir husten. Aber das verstehen die meisten Weißen nicht. Sie meinen immer, wir sollen es so machen, wie sie es gewohnt sind. Geht man ins Haus hinein, dann setzt man sich bei uns ruhig nieder und wartet eine Weile, bis man mit dem Reden beginnt. Die Weißen aber kommen sofort roh und rücksichtslos mit der Frage: »Was willst du?« Ach, man muß sich doch erst besinnen, in welcher Weise man am besten seine Sache vorbringen soll! Wenn man so rasch mit den Worten herausfährt, wird man dann nicht Ungeschicktheiten begehen? Wird man nicht Unsinn schwätzen?

Einmal gingen etliche Papuamänner an der Missionsstation vorüber. Sie begaben sich zu einem Fest in einem Nachbardorf. Da sie es eilig hatten und rasch vorwärtsschritten, glitt einer aus und fiel zu Boden. Ich sah, wie ein Weißer lachte! Welch eine Roheit! Die Männer sahen das Lachen auch. Der Gefallene stand in großem Zorn auf, schlug den Boden wütend mit seinem Beil und rief: »Elender Boden, was hast du mich hinzuwerfen, damit Fremde mich auslachen und über mich spotten können? Schäm' dich mitsamt deinen Besitzern!« Der Weiße war ein junger Missionar, der noch nicht wußte, was sich gehörte. Wenn jemand fällt, muß man ihn bedauern und sprechen: »Ach, Freund, warum mußte dir das passieren?« Dann weicht der Unwille des Betroffenen.

Wie oft habe ich Weiße gesehen, die beim Lachen den Mund so weit aufrissen, daß man alle Zähne sehen konnte! Bei uns Papua gilt das auch als unanständig. Man hält beim Lachen die Hand vor den Mund. Mein Vater hat mir erzählt: »Vor langer Zeit kamen einmal drei Weiße in unser Dorf. Sie blieben nicht stehen und warteten nicht auf unsre Einladung, herzukommen und sich niederzusetzen. Wie wenn sie die Herren des Dorfes wären, liefen sie überall herum, guckten in alle Hütten hinein, nahmen alles in die Hand, gafften jeden von uns an und lachten, als sie merkten, daß wir uns vor ihrer Roheit entsetzten. Sie redeten auch mit uns; aber wir verstanden von ihrer Sprache kein Wort. Als sie auf eine Kokospalme hinaufdeuteten, merkten wir, daß sie Nüsse wollten. Ein junger Mann mußte schnell hinaufklettern und etliche herunterwerfen, um die Frechen zufriedenzustellen. Sie öffneten die Nüsse, tranken das Wasser und gingen unter lautem Reden und Lachen hinweg. Von da an nannten wir die Weißen Bombong; in eurer Sprache heißt das: die Wilden. Später lernten wir sie genauer kennen und merkten, daß es sehr verschiedene Arten von Weißen gibt: Gute, Böse und ganz Schlechte.«"

Die Zauberei umfaßt das ganze Leben der Papua, umfaßt die ganze Welt mit allen ihren Kräften und Begebenheiten. Der Zauberer steht im Bunde mit den Geistern und mit den Toten. Durch Zauberspruch und mancherlei Hilfsmittel vermag er sie in seinen Dienst zu stellen.

Ein Zauberer kann alles. Er läßt Glück und Unglück kommen, ruft Sonne und Regen, bewirkt Feldsegen und Mißwachs, verfügt über Leben und Tod. Erfolglosigkeit seiner Bemühungen beweist

stets nur das Vorhandensein eines mächtigen Gegenzaubers.

Ein starker Unterschied besteht zwischen dem Zauber im Bereich des gewöhnlichen Alltagslebens und der Zauberei, die das Leben der Menschheit mit Krankheit und Tod bedroht. Die erste Art wird nicht besonders schwer genommen, die zweite dagegen ist die Ursache beständiger Angst, bitterster Feindschaft und blutiger Kämpfe.

Daß mit der Zauberei allerlei plumper Schwindel verbunden ist, kann nicht wundernehmen.

Um zu entscheiden, ob eine Krankheit durch Geister oder Zauberei verursacht ist, läßt sich der Zauberer eine Knollenfrucht reichen, murmelt einige Geisternamen, schwingt die Frucht etlichemal um den Kopf des Kranken und beißt sie entzwei. Findet er ein kleines Steinchen darin, so kommt die Krankheit von einem Geist, wird jedoch ein kleines zusammengewickeltes Blatt gefunden, so hält ein Zauberer die Seele des Kranken in seinem finsteren Bann.

Für die Waffenweihe zur Jagd oder zu einem Kriegszug, oder auch für andere Zwecke werden eine Menge Zaubersprüche benutzt. Als ich einmal mit den Stationsjungen arbeitete und über Kopfweh seufzte, wollte mir einer der wohlmeinenden Burschen zu Hilfe kommen und beschwor die Sonne, ihre Strahlen zu dämpfen und überhaupt schleunigst zu verschwinden. Das wäre uns allen erwünscht gewesen. Er hob also ein Steinchen vom Boden und flüsterte seinen Spruch:

Gleite, o Sonne, gleite schnell hinab!
Gleite hinab in des Meeres Grab!
Gleite, wie die Schiffe zu gleiten pflegen!
Gleite wie die Schlangen auf glatten Wegen!
Wie der Saft des Strauches gleitend macht,
So gleite hinab in deiner Pracht!

Dann warf er das Steinchen gegen die Sonne. Das Gestirn aber fragte keinen Pfifferling nach dem Beschwörer und seinem Spruch, so daß selbst die Heidenjungen schließlich spotteten: "Freund, dein Spruch taugt nichts, hast du keinen besseren?"

Derartige Zaubersprüche sind harmlos. Furchtbar dagegen ist der Todeszauber. Er übt eine unbeschreibliche Herrschaft über die Gemüter aller Bewohner Neuguineas aus. Er vergällt den Menschen das Leben, vergiftet das Verhältnis der Stämme zueinander, macht Frieden und Freundschaft unmöglich.

Zauberei gilt allgemein als die schlimmste Gemeinheit, als das schändlichste Verbrechen. Und doch gebraucht man überall die Zauberei und ruft den Zauberer zu Hilfe, angeblich, um sich von feindlichen Zaubereien zu befreien.

Die Zauberei ruht auf der sonderbaren Anschauung von der menschlichen Seele. Der Mensch besitzt nach Meinung der Papua nicht eine, sondern zwei Seelen. Die eine befindet sich wohlverwahrt im Innern des Körpers, die andere dagegen sitzt in allen Teilen des Körpers, also auch in der Haut und in den Haaren. Es ist darum leicht, in Haut und Haaren ein Teilchen von ihr einzufangen. Dieses Teilchen kann man durch Zauberei töten, und dann stirbt die ganze Außenseele. Die Folge ist der Tod des Leibes, und damit wird die Innenseele zum Verlassen des Leibes gezwungen. Diese wandert dann ruhelos umher und geht schließlich ein ins Totenreich.
Um den Tod eines Menschen herbeizuführen, sucht der Zauberer zuerst irgend etwas in die Hand zu bekommen, das die Seele jenes Menschen enthält: ein Härchen, ein Speiserest von ihm oder einen Zigarrenstummel. Dieser Seelenträger wird dann sorgfältig mit bestimmten Blättern umhüllt und mit Bast vom Geisterplatz verschnürt.

Das Päckchen wird zum Geisterplatz gebracht, und beim Betreten dieses Platzes beschwört der Zauberer die unheimlichen Wesen mit den Worten: "Ihr Geister, ich vollbringe euer Werk, tut mir kein Leid."

Ein beißender Saft wird über das Päckchen gegossen; er soll die Seele in dem Päckchen quälen, und eingesteckte Dornen sollen dem Körper Schmerzen bereiten. Täglich begibt sich der Zauberer in seine weit entlegene Zauberhütte, und bei der immer aufs neue entfachten Glut seines Feuers murmelt er die Worte: "Krokodil und Wakang-Eidechse, hört! Kommt herzu und stört diesem Mann die Seelenruhe! Schafft ihn hin zu jenem finstern Ort! Drückt ihn nieder, daß nie wieder Freude seine Seele fülle! Schafft, daß das Grauen ihn erfasse und nicht lasse, Taubheit seine Ohren stopfe, Angst in seinem Herzen klopfe und Verwirrung ihn umhülle." Dabei wird das Seelenpäckchen mit der Hand geschlagen und gedrückt in der Meinung, daß der zugehörige Körper dasselbe erleide, krank werde und sterben müsse.

Um die Wirkung zu verstärken, ahmt der Hexenmeister den Sterbenden nach, während sein Handlanger den Krankenpfleger darstellt. Der Zauberer legt sich also auf den Boden, windet sich wie vom Schmerz gepeinigt, stöhnt, jammert und ruft um Hilfe. Schließlich zuckt er wie im Todeskampf, röchelt und bleibt schließlich starr und steif wie ein Toter liegen. Nach einer Weile erhebt er sich und verläßt seine Zauberhütte, um am nächsten Tag seine Arbeit von neuem zu beginnen.

Die Zauberarbeit währt oft wochen-, ja monatelang, so lange, bis sich Wirkung zeigt, bis der Mensch vielleicht doch krank wird. Damit er auch wirklich stirbt, muß der Zauberer alle Kraft aufbieten. Wird der Verzauberte trotzdem nicht krank, dann muß er - es kann nicht anders sein - einen mächtigeren Zauber besitzen, der ihn schützt.

Tritt unter einem heidnischen Stamm das Christentum auf, so pflegt man bald von den Eingeborenen die Behauptung zu hören, seit Christen da seien, wirke die Zauberei nicht mehr wie früher. Vielleicht ist das einfach zu erklären. Die Wahrheit des Christentums bekämpft die alten Lügen und weckt Zweifel an der heidnischen Überlieferung.

Die **Neu-Guinea-Compagnie** befand sich mit der Übernahme der Landeshoheit und der Verwaltung der melanesischen Gebietsteile in keiner leichten Lage. Die wenigen Anfänge in Missionswerk und Wirtschaft, die zur Zeit der Flaggenhissung im **Bismarck-Archipel** vorhanden waren, sind schon kurz berührt worden. **Kaiser-Wilhelms-Land** und die **Salomoninseln** waren völlig unberührte Gebiete. Es bestand weder eine Kenntnis des Landes noch seines Aufbaues, noch der Eingeborenen, noch waren Straßen oder Wege für einen Zugang in das Innere vorhanden. Alle und jede Voraussetzung für eine Beeinflussung der Eingeborenen und eine Nutzbarmachung der gewaltigen Flächen Landes mußten erst geschaffen werden. Hier setzte zunächst eine wissenschaftliche Erkundung ein, die in den Jahren 1886 bis 1890 die ersten Voraussetzungen für eine Einflußnahme schuf. Es kam in dieser Zeit auch zur zweimaligen Befahrung des Kaiserin-Augusta-Stromes **(Sepik)**, ohne daß indessen die Aufschließung dieser gewaltigen Wasserstraße in das Innere die Möglichkeit einer nutzbaren Festsetzung gebracht hätte; denn das Ergebnis war schließlich, daß die unmittelbar dem Stromgebiet angrenzenden Landschaften für eine Bewirtschaftung in europäischem Sinne nicht brauchbar waren, weil sie stetigen gewaltigen Überschwemmungen ausgesetzt waren. Das Küstengebiet wies, abgesehen von den bescheidenen Kokospalmenbeständen der Eingeborenen und reichem Nutzholz in den ungeheuren Waldungen, einem sofortigen Zugriff offenstehende Werte nicht auf. Es blieb nur übrig, durch Errichtung von Stationen und Anlagen von Versuchspflanzungen die Voraussetzungen für spätere Bebauung zu schaffen und zugleich damit in nahe Berührung mit den Eingeborenen zu kommen und sie für Arbeitsleistungen zu erziehen. Das gleiche läßt sich auch für die melanesischen Inseln sagen, wobei

auch noch darauf hingewiesen werden muß, daß die vorhandenen bescheidenen Ansätze unter steten Angriffen und Überfällen der Eingeborenen zu leiden hatten. Erst nach zehn Jahren unermüdlicher tastender Arbeit konnte auf der nördlichen **Gazellehalbinsel** und in der **Neulauenburg-Gruppe** ein den Verhältnissen Rechnung tragendes Regiment unter den Eingeborenen selbst aufgerichtet werden, das sich schließlich dahin auswirkte, daß wachsend eine Befriedung dieser Landschaften eintrat und, von da ausstrahlend, das einmal gesetzte Beispiel, getragen von den im Laufe der Jahre errichteten Stationen, auch in den übrigen Gebietsteilen Aufnahme fand. Erst mit der eintretenden Befriedung der Eingeborenen und der damit verbundenen Gewöhnung an geregelte Arbeit im Dienste des Europäers konnte nun der Handel sich ausbreiten und die **Kultivierung großer Landflächen** mit Nutzgewächsen in Angriff genommen werden. Der im Jahre 1906 in **Rabaul** errichtete Botanische Garten unterstützt dieses Werk bei Eingeborenen und Europäern dadurch, daß tropische Nutzgewächse des Landes sowohl als auch der benachbarten Kolonien gezogen und Saatgut in wachsendem Umfange dauernd verteilt werden konnten. Das Stapelgut der Kolonie bildet die **Kopra**, d. h. der getrocknete Kern der Kokosnüsse. Der Anbau dieser Palme ergab sich von selbst daraus, daß sie im Lande heimisch war. Um den Gefahren einer Einzelkultur zu begegnen, warf sich die Europäerwirtschaft indessen auch auf den Anbau von **Kaffee**, **Kakao**, **Sisal** und **Kautschuk**. Zu Anfang des Jahres 1914 waren unter europäischer Wirtschaftsleitung insgesamt vorhanden:



Hochwasser des Töpferflusses in Neuguinea.

Kokospalmen	31 098 Hektar
davon tragend	9 519 Hektar
Kautschuk	2 254 Hektar
Kakao	384 Hektar
Sisalhanf	65 Hektar
Kaffee	73 Hektar

Mit der Befriedung der Eingeborenen wurde es auch möglich, sie für einen eigenen geregelten Anbau von Nutzgewächsen zu gewinnen. Ausschlaggebend blieb auch hier die **Kokospalme**. Die aus dem Handel mit den melanesischen Völkern gewonnene Kopramenge betrug im Jahre 1896 rund 1500 Tonnen, die zur Ausfuhr gelangten. Von den im Jahre 1913 ausgeführten 14 526 Tonnen Kopra mit einem Werte von 6 173 000 Mark entstammten dem Handel mit den Eingeborenen etwa 5000 Tonnen. Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß die Kokospalme bis zu ihrer Reife 12 bis 15 Jahre braucht, mithin die von den Eingeborenen seit ihrer zunehmenden Befriedung seit 1897 ausgebrachten Palmenbestände erst zu einem geringen Teile ertragfähig waren.

Die **mikronesische** Bevölkerung überwog kulturell, wie die kurze Skizzierung ihrer politischen Einrichtungen darbietet, weitaus die melanesische und papuanische. Es war infolgedessen für den europäischen Handel von Anbeginn an eine bessere Grundlage gegeben. Die Stämme waren zugänglich und aufnahmefähig. Die reichen Bestände der Inseln an Kokospalmen boten den Gegenwert für die eingeführten Handelsgüter dar. Auch nach der gesundheitlichen Seite ist die Inselwelt insofern im Vorteil, als die Malaria dort nicht vorkommt. Die an sich beschränkte

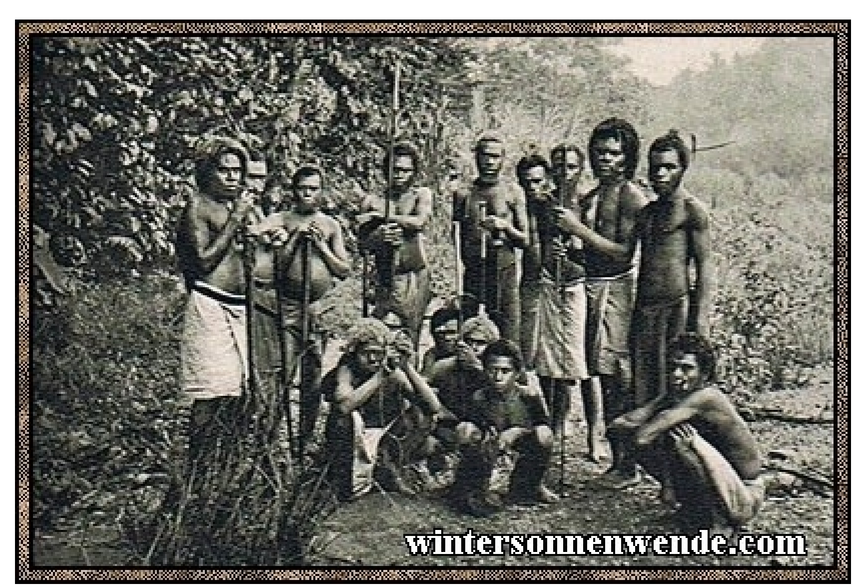
Bodenfläche erlaubte indessen im mikronesischen Gebietsteile die Aufnahme einer Pflanzungswirtschaft nicht. Zudem wirkten sich nachteilig für den Wuchs und damit für jede, namentlich aber für eine europäische Pflanzungswirtschaft das Auftreten der Wirbelstürme aus, die immer wieder die Inseln mit gewaltigen Verheerungen überzogen. Mit der Auffindung von Phosphatvorkommen auf den Inseln Nauru und Angaur (Palau-Gruppe) wuchs die wirtschaftliche Bedeutung des mikronesischen Gebietes bedeutend. Die reichen Vorkommen sicherten für Jahrzehnte eine geregelte Ausbeute, aber auch erfreuliche Einnahmen für den öffentliche Haushalt wie für die Eingeborenen, die in diesen Betrieben beschäftigt waren. Der Gesamtaußenhandel des Schutzgebietes hat im Jahre 1896 nur wenige hunderttausend Mark betragen. Im Jahre 1913 war der Wert von 20 Millionen Mark überstiegen worden.

Jede wirtschaftliche Entwicklung setzt geregelten Verkehr für die Beförderung von Menschen und Gütern voraus. Die Marschallinseln waren durch die Schiffe der Jaluit-Gesellschaft mit Sydney verbunden. Für Neuguinea unterhielt die Neu-Guinea-Compagnie von 1886 bis 1892 eine geregelte Dampferverbindung nach Cooktown in Queensland. Von diesem Jahre ab stellte der Norddeutsche Lloyd im Anschluß an seine ostasiatische große Linie eine Verbindung mit Singapore her, die in achtwöchentlichem Verkehr die Verbindung mit der Außenwelt sicherte. Vom Jahre 1895 ab erfreute sich diese Seitenlinie eines besonderen Zuschusses des Reiches. Mit dem Anwachsen des Verkehrs wurde diese Verbindung bis nach Sydney ausgebaut, so daß das alte Schutzgebiet Anschluß sowohl nach Australien als auch nach Niederländisch-Indien und Hinterindien fand. Vom Jahre 1905 ab stellte der Norddeutsche Lloyd auch eine Verbindung mit China und Japan her, die für die Zufuhren von Waren und den Reiseverkehr besonders wichtig wurde. Im Jahre 1903 übernahm es der Norddeutsche Lloyd, die Bucht von Rabaul (Simpsonhafen) auf der nördlichen Gazellehalbinsel zu einem großen Verkehrs- und Umschlaghafen auszubauen. Es wurde eine mächtige Landungsbrücke angelegt und die erforderlichen Lagerräume und Häuser für die Angestellten erbaut. Nach Fertigstellung dieser Anlagen im Jahre 1905 wurde auch ein geregelter Küstenverkehr durch Schlepper und einen kleinen Dampfer eingeführt, so daß für die wirtschaftlichen Unternehmungen des Schutzgebietes die schwere Last der eigenen Schiffahrt abgebürdet wurde und überdies durch die Sicherung geregelter Zufuhr und des Absatzes für die Erzeugnisse ein mächtiger Anreiz zu einem weiteren Ausgreifen geboten wurde. Das Inselgebiet war durch die asiatische Linie des Norddeutschen Lloyd, hergestellt zwischen Sydney - Hongkong - Yokohama, über Rabaul an das Verkehrsnetz angeschlossen, während zugleich, auslaufend von Sydney, eine subventionierte Dampferlinie der Jaluit-Gesellschaft die Inseln untereinander und auch mit Hongkong in Verkehrsbeziehung brachte. Die Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft hatte als Stützpunkt für ihre im Jahre 1906 ausgelegten Kabelleitungen die Insel Jap in den Westkarolinen erwählt. Von dort lief eine Linie nach Guam und fand damit Anschluß an das amerikanische Kabel, eine zweite nach Menado in Celebes zur Verbindung mit dem Netz von Niederländisch-Indien und eine dritte nach Schanghai mit dem Anschluß an die dort mündenden großen Seekabel und Telegraphenlinien. Im Jahre 1912 war auch auf der Insel Jap eine große Funkanlage entstanden, die ihren Ausbau durch die Errichtung großer Stationen auf der Insel Nauru und in Rabaul erfahren sollte. Der Kriegsausbruch hat die Vollendung dieses Werkes verhindert.

Diese kurz und gedrängt dargestellte kulturelle und wirtschaftliche Beeinflussung des Landes wäre in der kurzen Spanne Zeit gewiß nicht möglich gewesen, wenn nicht auch von seiten der **Missionen** eine Befriedung und Höherhebung der Eingeborenen in weitem Umfange stattgefunden hätte. Die im Lande tätigen Missionsgesellschaften haben schwere Opfer an Gut und Leben der Kolonie dargebracht. Aber die einmal ausgestreute Saat ist erhalten geblieben. Es darf für Kaiser-Wilhelms-Land nur auf die räumlich gewaltige Ausdehnung hingewiesen werden, die das Werk der Steyler Mission und der Neuendettelsauer Mission inzwischen genommen hat.

Die Entwicklung des Landes hat auch dadurch gelitten, daß die Inseln nur spärlich bevölkert sind. Zählungen und Schätzungen ergaben für die Inseln nördlich des Äquators etwa 50 000 Eingeborene.

Die Mandatsberichte lassen ersehen, daß eine Zunahme bisher nicht stattgefunden hat. Die melanesische und papuanische Bevölkerung der Küste und des erreichbaren Inlandes wurde nach Zählung und Schätzung zwischen 450 000 und 550 000 angenommen. Die Ergebnisse der Volkszählung der australischen Mandatsverwaltung lassen erkennen, daß diese Schätzungen richtig waren, wenn nicht etwa noch tief im Hochgebirge früher nicht bekannte Völkerschaften eingerechnet werden müßten.



Eingeborenen-Gruppe auf Neuguinea.

Durch die Auswirkung des **Versailler Vertrages** wurde das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea in drei Teile gerissen. Die Inseln nördlich des Äquators kamen unter die Mandatsverwaltung Japans, Neuguinea und die melanesischen Inseln unter die Australiens, die Insel Nauru wurde einem gemeinsamen Mandat Englands und seiner Dominien Neuseeland und Australien unterstellt. Diese Dreiteilung beruht auf dem Bestreben, jedem einen Teil der reichen und wichtigen Phosphatvorkommen zu sichern.

Abschließend darf noch kurz darauf hingewiesen werden, daß Deutschland in 30 Jahren zur Zeit der Besitzergreifung unbekannte und unzugängliche Landteile erforscht und entwickelt hat und die Bevölkerung, die überwiegend noch im Steinzeitalter unter primitivsten Kulturformen sich bewegte, einer Gesundung und Höherhebung entgegenführte. **Zur Zeit des Kriegsausbruches fing die Kolonie eben an, durch wirtschaftliche Werte, namentlich die Darbietung reicher Rohstoffe, die aufgewendete Mühe und Arbeit zu lohnen.** Die **zur Begründung der Wegnahme der Kolonien von den Siegermächten beliebte Darstellung, daß Deutschland es nicht verstanden habe, seine Kolonien zu erschließen,** findet mit der geschilderten Entwicklung der Inselwelt und Neuguineas von selbst ihre Widerlegung. Ein zukunftsreiches Land ist unserem Volke unter falschen und erfundenen Vorwänden entrissen worden.

Naturkundliches von Neuguinea

(Nach Berichten von Professor Neuhaus und anderen Forschungsreisenden.)

Der geologische Aufbau

Neuguinea selbst ist von ganz besonderem geologisch-tektonischem Aufbau; in ihm sind die außergewöhnlichen Schwierigkeiten begründet, die sich der Erforschung der Insel entgegensetzen. Sehr hohe und steile Gebirgszüge, die durch zerklüftete Schluchten voneinander getrennt sind, viel Sumpf und endloser dichter Urwald, dazu Gestrüpp mit ungemein spitzen und langen Dornen - die ihren Anteil an dem Untergange der Ehlers-Expedition hatten - und mannshohes messerscharfes Gras hindern die Reisenden. Es sind übrigens in den letzten Jahren Besteigungen und Übergänge im alpinen Sinn mit guten Resultaten ausgeführt worden, so daß die Kenntnis des Gebirges allmählich etwas umfassender wird. Es scheint, als ob die technischen Schwierigkeiten nicht allzu große sind -

aber die örtlichen Verhältnisse, die Verpflegungssorgen, die Unzuverlässigkeit und die Unvertrautheit der Eingeborenen mit dem Hochgebirge und seinen Wettereigenheiten -, Hagel und in den höchsten Regionen auch Schnee sind auch heute noch wohl nur mit vieler Mühe zu überwinden. Auf dem holländischen Gebiet erreichen die Gipfel 4600 m und mehr - die Schneegrenze liegt in dieser Zone; auf dem früher deutschen Gebiet sind die Berge etwas niedriger, so daß in den Morgenstunden dort oben Schnee zu sehen ist, der dann in der Sonne schmilzt. Die Berge bestehen übrigens nicht, wie man annahm, nur aus Urgestein, sondern die oberen Schichten werden aus Ton und tertiärem Kalk gebildet, der dem Urgestein aufgelagert ist. Die Gebirge Neuguineas sind etwa um die gleiche Zeit entstanden, in der sich unsere Alpen gebildet haben. An verschiedenen Stellen, z. B. am Huongolf, der Grenze zwischen dem englischen und dem deutschen Gebiet, tritt das Urgestein bis ans Meer heran und bildet Buchten von großer landschaftlicher Schönheit, die an norwegische Fjorde erinnern. Erdbeben sind in den Südgegenden überaus häufig - der Boden ist, wie der Arzt Prof. **Neuhaus** meint, "stellenweise der reine Wackeltopf".

> "Wo", sagt der Gelehrte zur Erklärung der Beben, "tätige Vulkane vorhanden sind, wie auf mehreren Inseln an der Nordküste von Kaiser-Wilhelms-Land, wird man die Erschütterung auf Dampfspannungen und das Toben der feurig-flüssigen Masse zurückführen. Auf Neuguinea gibt es aber keine tätigen Vulkane mehr; man erklärt dort die Erdbeben als **tektonische**, verursacht durch Zusammenziehen der Erdrinde. In dem Kalk- und Kreidegebirge des Sattelberges bei Finschhafen, wo sich ebenfalls ein Erdbebenzentrum befindet, dürften auch Nachstürze in unterirdischen, vom Wasser ausgewaschenen Höhlen nicht selten Erschütterungen verursachen."

Die Beben beginnen in der Regel mit pendelartigen Bewegungen, die allmählich stärker werden und in drehende und schüttelnde Bewegungen übergehen; auch kommen Stöße von unten nach oben vor. Obgleich das Ganze zumeist nur wenige Sekunden dauert, so genügt das doch, um die schlimmsten Verheerungen anzurichten. Steinbauten sind daher in Neuguinea unmöglich, und in besonders gefährdeten Gegenden halten sogar gut gefügte Holzbauten nicht immer stand, sondern werden wie 1906 bei dem entsetzlichen Beben auf dem Sattelberge, über den Haufen geworfen. Damals lösten sich riesige Massen von den Bergen ab und stürzten, ganze Wälder und Dörfer begrabend, in die Tiefe. Die starken Beben sind häufig mit Flutwellen verbunden, die an den Küsten Verwüstungen anrichten und Ortschaften wegspülen. Nach unseren bisherigen Kenntnissen können wir einen Zusammenhang zwischen Wetter und Erdbeben nicht nachweisen (Neuhaus).

"Immerhin bleibt es auffallend", fährt Neuhaus fort, "daß in der Finschhafener Gegend die Frühjahrsbeben zur Zeit des Windwechsels von den Eingeborenen am meisten gefürchtet werden."

Wie wenig der Boden Neuguineas bis heute zur Ruhe gekommen ist, beschreibt Neuhaus sehr anschaulich:

> "Wie wenig der Boden von Neuguinea zur Ruhe gekommen ist, beweist die wunderbare Terrassenbildung bei Kap König Wilhelm. Dort steigt der aus Korallenfels bestehende Boden bis zur Höhe von mehr als 1000 m in Terrassen an, wobei die einzelnen Absätze durchschnittlich 3 - 10 m übereinander liegen. Korallen wachsen bekanntlich nur unter dem Wasserspiegel bis zur Tiefe von ungefähr 40 - 50 m. Jene Terrassenbildung kann also nur durch eine im Laufe der Jahrtausende sich immer wiederholende ruckweise Hebung des Landes entstanden sein. Während langer Jahre hatte sich eine derbe Korallenbank unter dem Wasser gebildet. Da gab es plötzlich einen gewaltigen Ruck, und das ganze Küstengebiet schnellte 3 - 10 m in die Höhe, so daß die Korallen auf dem Trockenen lagen und abstarben. Langsam bildete sich im Wasser neuer Nachwuchs, und als im Laufe langer Jahre wiederum eine solche Korallenbank entstanden war, wurde die Küste abermals um mehrere Meter gehoben. So wiederholte sich das Spiel unzählige Male..."

Das Eindringen in das Innere wird durch die Seltenheit schiffbarer Ströme erschwert; zahllose Wasserläufe kommen allerdings als Bäche und sturzreiche Flüßchen vom Gebirge herunter, aber sie sind für Boote unpassierbar. Vier größere Ströme sind vorhanden: der **Waria** (Herkulesfluß) in der Nähe der englischen Grenze, der **Markham**, der am Huongolf mündet, der **Ramu** und der **Augusta-Fluß**. Von diesen ist der Waria nur im Unterlauf befahrbar; der Markham ist so reißend, daß man gegen den Strom die Boote ziehen muß, während die Fahrt zu Tal so schnell geht, daß ständig die Gefahr besteht, mit treibenden Baumstämmen oder anderen Hindernissen zusammenzustoßen. Der Ramu kann mit ganz flachgehenden kleinen Dampfern befahren werden. Nur der Augusta-Fluß ist für Dampfer von 3 - 4 m Tiefgang etwa 400 km stromauf (Luftlinie 180 km) zu befahren - aber die Ufer sind sumpfig, stehen zum größten Teil während der Regenzeit unter Wasser und bilden also ebenfalls nur Hindernisse für das Eindringen in das Innere der geheimnisvollen Insel. In einzelnen Flüssen, vor allem im Waria, ist goldhaltiger Sand gefunden und, soweit es ohne große Hilfsmittel möglich war, auch ausgebeutet worden.

Die Küstengestaltung im Kaiser-Wilhelms-Land ist vom wirtschaftlichen Standpunkt aus nicht übermäßig günstig - es gibt auf 1500 km Entfernung nur drei brauchbare Häfen. Angriffshafen an der holländischen Grenze, dann der beste der drei: der ausgezeichnete Friedrich-Wilhelms-Hafen und Finschhafen, der aber gegen Nordwinde nicht geschützt und für größere Schiffe nicht tief genug ist. Sonst sind die mit "Hafen" bezeichneten Stellen nur offene Reeden, vor denen, ähnlich wie in Westafrika, zur Zeit der Nordwestmonsune eine mächtige, für die Landungsboote oft verderbliche Brandung steht. Außerdem sind manche "Häfen" infolge von Korallenriffen unzugänglich oder fallen schnell in solche Wassertiefen ab, daß kein Anker mehr faßt, oder besitzen nur wildes Gebirge als Hinterland - das ist alles sicher sehr ungünstig.

Das Klima

Die Regenzeit dauert an der Nordküste Neuguineas während unserer Winter-, an der Südküste während unserer Sommermonate an. Nur sind in Neuguinea Regen- und Trockenzeiten nicht so deutlich voneinander unterschieden wie in den Äquatorialgebieten Afrikas. In der Regenzeit schieben sich ganz trockene Wochen ein, und in der Trockenzeit regnet es häufig, besonders nachts sehr heftig. Im Inland, in den Urwaldgebirgen, gibt es eigentlich überhaupt keine Trockenzeit, sondern es regnet eigentlich das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßig - etwa wie im Süden Irlands, wo ein regenloser Tag zu den Seltenheiten gehört. Auf jeden Fall gehörte unsere Kolonie zu den regenreichsten Gebieten der Erde. Das **Tages**maximum für **Finschhafen** erreichte im Oktober 1906 499 mm, in Deinzerhöhe am Huongolf 545 mm - das ist die **Jahresmenge** für Berlin.

Die Temperaturen halten sich an der Küste in sehr erträglichen Grenzen; vormittags bringt die Seebrise Abkühlung, ebenso ist die Nachtbrise erfrischend. Für Europäer bietet höchstens die Feuchtigkeit der Luft einige Schwierigkeiten für die leichte Gewöhnung an das Klima - es ist Treibhausluft, hier wie in Kamerun. Im Innern des Landes, hauptsächlich in den Urwäldern, steigt allerdings der Feuchtigkeitsgehalt der Luft bis auf 90% und mehr, so daß "die durch Verdunstung herbeigeführte Abkühlung zur tropfenförmigen Ausscheidung von Wasser genügt". Im allgemeinen schwankt die Temperatur zwischen 22°C als Minimum in der Nacht und 31°C zur Zeit der Sonnenhöhe. Bei bedecktem Himmel - also sehr oft - bleibt die Wärme auch in der Trockenzeit auf etwa 26°C. Auch hier wieder machen wir die Erfahrung, daß die tatsächlichen Hitzegrade keineswegs höher sind als in Mitteleuropa während der Sommermonate.

Die Pflanzenwelt

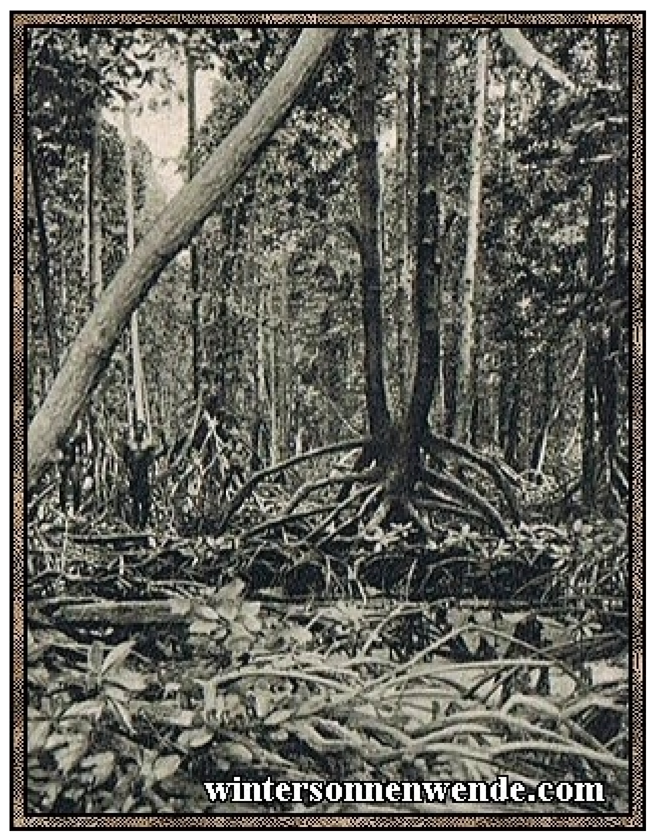
Der **Pflanzenwuchs** Neuguineas wird durch die Feuchtigkeit bestimmt: Der Urwald ist infolgedessen hier noch zu phantastischeren Ausmaßen gesteigert als in Kamerun.

> "Von dem majestätischen Hochwald kann sich kaum eine Vorstellung machen, wer ihn nicht gesehen hat", sagt Neuhaus, "es ist ein Kampf ums Dasein, wie er rücksichtsloser nirgends geführt wird. Alles strebt nach oben zur Sonne, und was das rettende Licht nicht erreicht, muß vermodern. Ein starker Baum nimmt dem Unterholze das Licht fort und scheint sich siegreich zu behaupten. Da aber kriecht eine Liane am Stamm empor, klimmt bis zur Krone, sendet Luftwurzeln nach unten, lockt neue Schößlinge hinauf, und schließlich ist der neue Stamm der Besiegte; auf die Dauer kann er die enge Umklammerung nicht ertragen, stirbt ab, und nach seinem Falle müssen auch seine Blutsauger am Boden vermodern. In den höheren Waldregionen, wo alles von Feuchtigkeit trieft, sind Stämme und Schlingpflanzen von dichter Mooshülle überwuchert. Wegen der starken Beschattung bleibt das Unterholz in der Entwicklung zurück, doch glaube man nicht, daß der Wanderer deswegen im papuanischen Urwald gut weiterkommt, denn allerwärts hängen stachelbesetzte Ranken, oder einige Wurzeln und Bambusen sperren den Weg, oder die gestürzten und vermoderten Baumriesen machen unausgesetzte Kletterei notwendig."

Ein für Neuguinea charakteristischer und auffallener Baum ist eine Araukarie, die nach dem Forschungsreisenden Hunstein (dessen Namen auch ein Gipfel des Zentralgebirges trägt) genannt wird. Sie überragt mit ihrem glatten Stamm von riesenhafter Höhe den anderen Urwald und bildet infolge ihrer großen Anzahl einen Wald für sich. Ein unheimliches Pflanzenwesen, ein richtiger Baumdämon aber ist der "Baumwürger", der das Halbdunkel des Waldes noch gespenstischer zu machen scheint: er schleicht gleichsam heran und erdrosselt seine Opfer, indem er Luftwurzeln in Menge herabsendet und sich also bald Stämmchen an Stämmchen reiht, so daß der Würger genügend Halt hat, wenn der Baum abstirbt, an dem er sich festgesetzt hatte, und er nun, stürzt der Stamm, nicht mit zu Boden muß, sondern triumphierend auf seinen Stützen ruht und am Licht bleibt. Ein bösartiger und gerissener Geselle - und ist doch "nur eine Pflanze"... In den Tropen kommen so manche scheinbar festgefügte Begriffe ins Schwanken.

Eine Lebens- und Nahrungsspenderin ist dagegen die Sagopalme, die im Süßwassersumpf wächst; ihr Mark dient den Eingeborenen als Hauptspeise - auch in unseren Küchen ist Sago beliebt -, ihre Blätter liefern vorzügliches Dachdeckungsmaterial für die Papuahütten. Die Mangrove kennen wir schon, sie fehlt auch hier als Brutstätte der Malariamücke nicht in den Salzwassersümpfen. Die Zahl der Palmenarten ist groß, die Kokospalme die wichtigste unter ihnen.

An vorsintflutlichen Epochen der Weltgeschichte erinnern die hohen Farnbäume, die wir auch bei uns in geologischen Schichten der Erde finden; sie stammen aus einer Zeit, in der Europa mit tropischen Wäldern bedeckt war und Nashörner im Gebiet der Mark Brandenburg



Mangrovenurwald auf den Südseeinseln.

spazierengingen. (Auch die Tierwelt zeigt ein primitive Gepräge, wie wir gleich sehen werden.) Einen besonders schönen Pflanzenschmuck, den sonst in solcher Pracht nur die brasilianischen Urwälder aufzuweisen haben, bilden die Orchideen; ihre Blüten, von der überraschendsten Farbigkeit und Mannigfaltigkeit der Formen, sind in Sümpfen, auf Felsen, auf Bäumen zu finden - die prächtigsten Exemplare wetteifern ganz oben in den Baumkronen an Farbenglanz mit den Paradiesvögeln.

Eine Menge Kulturpflanzen sind von den Europäern eingeführt worden; da außerdem eine Anzahl von Nutzgewächsen, wie Zuckerrohr, Bananen, Süßkartoffeln und andere in Neuguinea heimisch sind, so ergibt sich von selbst, daß eine Kultivierung des Bodens recht ertragreich sein kann.

Die Tierwelt

Wir erwähnten schon die Sonderbarkeit der **Tierwelt. Alle** einheimischen auf der Erde lebenden Säugetiere sind **Beuteltiere**: jeder kennt das Känguruh aus dem zoologischen Garten. Ebenso sind aber in Neuguinea Baummarder, Ratte, Maus usw. Beuteltiere, d. h. sie befinden sich noch auf einer Stufe, die von denselben Tieren in anderen Erdteilen längst überwunden worden ist. Die Mutter trägt ihre Jungen nicht bis zur völligen Reife aus, sondern wirft sie früher, um dann den eigentlich noch nicht ganz Erdfähigen in ihrem Beutel Schutz und Wärme zu gewähren, sowie das Saugen zu erleichtern. Alle anderen Säugetiere, auch Ratten und Mäuse, die nicht zu den Beuteltieren gehören, sind später durch landende Schiffe eingeführt worden. Da außerdem Affen und größere Raubtiere vollkommen fehlen, so ist offenbar die Brücke, die Neuguinea mit dem Indochinesischen Archipel und Asien verband, schon in grauer Vorzeit abgebrochen worden: Die Tierwelt der Inseln blieb unter sich und also auf der primitiven Stufe stehen, die ihren Bedürfnissen ganz und gar genügte. Das Urweltliche der Wälder hat denselben Charakter wie die Tierwelt, deren seltsamste Form wohl das Schnabeltier bildet, jenes Geschöpf, das noch Eier legt wie die Reptilien, aber die ausgebrüteten Jungen dann säugt: ein Übergang, der für die Entwicklungslehre der Naturwissenschaft von grundlegender Bedeutung ist.

Die Nächte Neuguineas werden von sonderbaren Geschöpfen durchzogen, die ebenfalls ein Mittelding bedeuten, nämlich zwischen Vogel und Säugetier: von den großen **"Fliegenden Hunden"**, die tagsüber mit dem Kopf nach unten an den Bäumen hängen und nur während der Dunkelheit mit ruhig-stetigem Flügelschlag im Mondschein dahinsegeln - ganz im Gegenteil zu unseren unruhig hin und her flatternden Fledermäusen. Ihr spitzer Kopf, ihr scharfes Gebiß und die lautlose Nachtexistenz mögen ängstliche Gemüter erschreckt und ihre Gattung, die auch in anderen südlichen Ländern heimisch ist, mit blutsaugerischen Gelüsten in Verbindung gebracht haben.

Im Gegensatz zu den unentwickelten Säugetieren ist die **Vogelwelt** die bunteste und reichste der Erde. Als ihre Krönung müssen wird den Paradiesvogel nennen - wohl das Herrlichste an Farbenzusammenstellungen, das die Natur hervorgebracht hat. Der Paradiesvogel kommt fast nur noch in Neuguinea vor. Schönheit und Glanz ihrer Federn ließen schon die Eingeborenen die langen Schwanz- und Seitenfedern zum Körperputz, die kürzeren zum Verzieren ihrer Waffen verwenden. Aus den Bälgen, an denen sie die Krallen ließen, wurden herrliche Königsmäntel verfertigt. Die Bälge waren auch die wichtigsten Handelsgegenstände für die Eingeborenen. Eine "gemachte" Mode ließ die Zahl der Paradiesvögel schon vor dem Weltkriege erschreckend zurückgehen. Allein aus dem deutschen Schutzgebiete Kaiser-Wilhelms-Land wurden im Jahre 1910 trotz seit 1892 durchgeführter Schonzeit 5706 Paradiesvogelbälge ausgeführt und im folgenden Jahre gar 7376. So ist es kein Wunder, daß ihre Zahl reißend zurückging. Die Achtung vor allem Leben sollte unseren heutigen Anschauungen gemäß eine Wiederkehr der Mode, seltene Vogelbälge als Schmuck zu tragen, widersinnig machen!

Nur das Männchen trägt das bunte Kleid. Es kann also eingewendet werden, daß die Weibchen ja leben blieben, um die Art zu erhalten. Aber der Paradiesvogel lebt in Einehe, und da die Männchen spärlich geworden sind, werden viele Weibchen von der Fortpflanzung ausgeschlossen. Glücklicherweise hat die englische Regierung ein Schießverbot erlassen, und da außerdem die Jagd mit beträchtlichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden ist, so bleibt die Hoffnung, daß die wunderbare Naturschöpfung erhalten wird.

Es gibt beinahe hundert verschiedene Arten der herrlichen Vögel, die vollkommen voneinander verschieden sind. Eine Art ist ganz und gar blau, ohne die geringste Beimischung einer anderen Farbe; das einzige Beispiel einer solchen Färbung, welches auf der Erde vorkommt. Die Weichheit und Zartheit der Federn, der Glanz der Farben, die Leuchtkraft der verschiedenen Töne des Gefieders übertreffen sogar noch die Feinheit der Kolibriarten oder der Papageien, die, wie Neuhaus treffend meint, "Farbenkleckser" gegen den "Farbenkünstler" aus Neuguinea sind.

Aber auch die übrigen Vogelgattungen sind in Neuguinea von großer Schönheit, ganz kleine Papageien von reizender Buntheit, Honigsauger, nicht größer als Kolibris, ebenfalls äußerst farbenprächtig, Nashornvögel mit den mächtigen Schnäbeln, und viele Taubenarten, von denen die Kronentaube mit ihrem Kopfschmuck aus Federn die größte und auffallendste ist. Große Laufvögel, wie der straußähnliche Kasuar, das Buschhuhn und der Laubenvogel kommen vor. Dieser ist ganz besonders bemerkenswert, weil er die einzige Tiergattung verkörpert, bei der eine ästhetische Tätigkeit zu vermuten ist: kein Tier läßt jemals merken, daß ihm etwas "schön" erscheint, nur der Laubenvogel putzt sein aus zwei großen Reisighaufen bestehendes Nest für seine Liebesstunden mit Muscheln, Blüten, grünen Betelnüssen - lauter Dinge, die keinen praktischen Zweck haben, sondern nur der Verschönerung dienen sollen. Also muß doch der Laubenvogel Unterscheidungs- und Urteilsvermögen haben, muß doch intellektuelle und psychische Regungen verspüren, die zum mindesten denen der Menschen sehr nahe verwandt sind; wenn diese sich ein Zimmer behaglich einrichten oder sich selbst schmücken, so bedeutet das nicht viel anderes. Das Verhalten des Laubenvogels hat den Naturwissenschaftlern viel zu denken gegeben und viele verschiedene Auslegungen gefunden, die mehr oder minder stichhaltig sind.

Raubvögel und **Reptilien**, von denen der meterlange Leguan, eine Rieseneidechse, an die Drachen der Vorzeit erinnernd, aber ganz harmlos ist, sind häufig; zahllos die Insektenarten, die außer den wundervollen großen Schmetterlingen mit ihrem majestätischen Flug das Leben nicht gerade angenehm machen. Ameisen, eine stinkende Sorte besonders greulich, Termiten, Flöhe, Malariamücken und besonders zwei, Buschmücken und Sandfliegen, erschweren dem Europäer das Dasein. Nach einer Wanderung durch taufrisches Gras verspürt man am nächsten Morgen an den Beinen unangenehmes Jucken, und es zeigen sich gerötete, ein wenig vorgewölbte Hautstellen. Buschmücken, mikroskopisch kleine Milben haben sich in die Haut gebohrt und erzeugen dort Entzündungen.

Eine noch größere Plage als die Mücken sind in manchen Gegenden die stecknadelkopfgroßen schwarzen Sandfliegen, die durch die kleinste Masche hindurchschlüpfen.

Plagegeister und kein Ende! Im Gebirge, am schlimmsten in Höhen von 1000 m und darüber, stürzen sich die gierigen Landblutegel auf den erschöpften Wanderer, und wenn man im Meere Erfrischung sucht, wird durch Berührung mit fadenförmigen, unsichtbaren Gebilden auf der Haut brennender Schmerz verursacht. (Neuhaus.)
Es ist mehrfach ein wunderliches Nachtbild geschildert worden, das nur in Neuguinea zu sehen ist: das Meer ist bedeckt mit den Kanus der Papuas, Fackelschein leuchtet über das Wasser, aus dem die schwarzen Gestalten eifrig mit Gefäßen jeder Form und Art schöpfen, unaufhörlich, mit einer Hast, die keine Bewegung für etwas frei läßt... Nur manchmal fliegt ein Blick nach Osten... Steigt der

Mond schon auf?... Erst gestern hatte er seine höchste Fülle erreicht... Noch ist es Zeit, zu schöpfen und den köstlichen Leckerbissen des **Palolowurmes** aus der Flut zu heben. Millionen, Milliarden der begehrten Speise bringt das Meer an die Küste Neuguineas; aber nur einmal im Jahr und nur für ein paar Stunden - am Tage nach Vollmond zwischen Mitte Oktober und Mitte November, von Sonnenuntergang bis Mondaufgang schwimmen die 10 - 15 cm langen, regenwurmartigen Tiere in dichten Scharen vorbei und verschwinden ins Unendliche, woher sie gekommen...

Jetzt! Der Mond erhebt sich aus dem Ozean und schickt seine zitternde Lichtbahn im Steigen weiter und weiter vor... Im Augenblick ist der Palolowurm verschwunden, und die Kanus rudern nach Hause, um die Beute zu bergen, der Fackelschein verlischt, und das Meer liegt unter schwebendem Mondglanz, der seine Geheimnisse mit anmutigem Glitzern verhüllt.

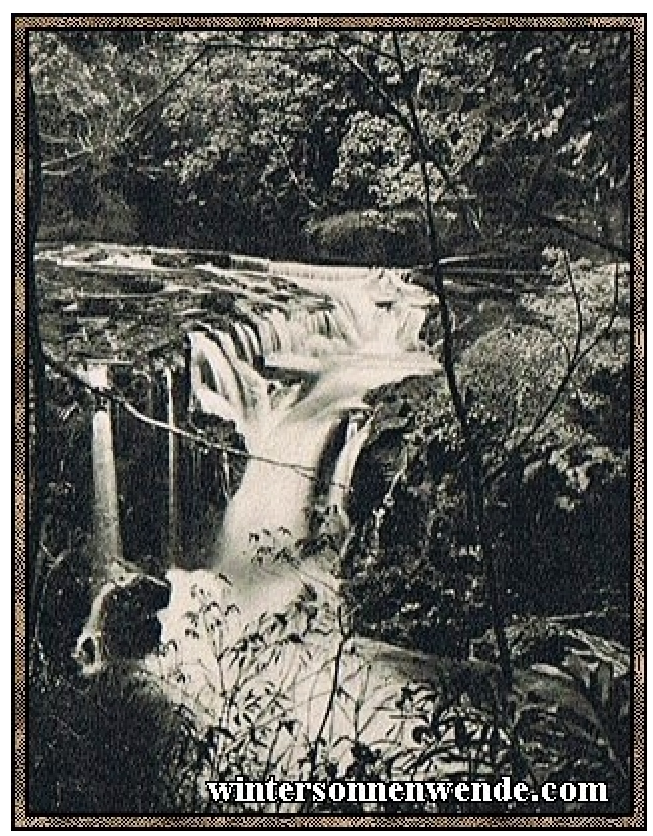
Die Regelmäßigkeit und die kurze Frist des Erscheinens veranlaßten die am Kap König Wilhelm in Kaiser-Wilhelms-Land lebenden Eingeborenen als die einzigen (nur dort erscheint der Wurm), sich eine nach Monden zählende Zeitrechnung anzulegen, denn ohne eine solche würden sie nicht imstande sein, rechtzeitig am Strande mit ihren Schöpfgefäßen die willkommene Nahrung in Empfang zu nehmen... (Neuhaus.)

Samoa

(Nach Berichten von Gouverneur i. R. Dr. Schnee u. a.)

Samoa - nie wird der Name ohne jenen Klang von Sehnsucht ausgesprochen, den nur ganz wenige bevorzugte Erdengebiete zu erwecken vermögen.

Landschaftlich sind die Samoainseln von einzigartiger, berückender Schönheit. Hohe Vulkankegel von malerischen Formen, schweigender, düsterer Urwald, von Menschen gemieden, herrlich frisch sprudelndes Wasser, warme Luft, von der Seebrise gekühlt, am Strande das Rauschen und Raunen der sich über das Meer beugenden Kokospalmen und in der Ferne das leise Rollen der Brandung über die in der Tiefe buntfarbig leuchtenden Korallenfelsen geben eine Ahnung von der Glut und Schönheit dieser Landschaft. Wer einmal all dies glücklich genießen konnte, wird es nie im Leben vergessen.



Wasserfall auf Upolu. Samoa, Südsee.

Samoa ist die "Perle der Südsee" und uns Deutschen, die wir ein lebhaftes Empfinden für Naturschönheiten haben, ganz besonders ans Herz gewachsen. Die großen Fortschritte, die diese Inselgruppe unter deutscher Verwaltung bis zum Weltkriege gemacht hatte, rechtfertigen die Wehmut, mit der wir ihren Verlust betrauern. Ihre Lage im Verkehrsschnittpunkt des Stillen Ozeans machte sie für alle Großmächte, die ihre Hand auf Inselgruppen der Südsee gelegt hatten, besonders begehrenswert.

Einer der besten Kenner dieser "glücklichen

Insel", Gouverneur i. R. Dr. Schnee, gibt eine Übersicht über die wechselvolle Geschichte Samoas:

"Samoa hatte bereits seit langen Jahren einen Zankapfel zwischen den drei großen Mächten Deutschland, England und Amerika gebildet. Zwar war **ursprünglich** durchaus **deutscher Einfluß** auf den Inseln maßgebend gewesen, da als einziges größeres europäisches Unternehmen seit den 1850er Jahren dort die **Hamburger Firma Godeffroy & Co**. tätig war. Doch hatten sich allmählich auch Angehörige fremder Nationen, besonders Engländer, niedergelassen, wie auch die englische Mission, die London Missionary Society, bereits seit 1830 dort tätig war und einen bedeutenden Einfluß auf die Eingeborenen erlangt hatte. Die Wirren, die seit Menschengedenken immer wiederkehren, die durch die Eifersucht der samoanischen Häuptlinge untereinander und durch die Kämpfe um die Königswürde auf den kleinen Inseln veranlaßt wurden, wuchsen allmählich dadurch an, daß die Angehörigen der fremden Nationen für oder gegen die verschiedenen samoanischen Kronanwärter Partei nahmen.

Im Jahre 1886 versuchte der »König« **Tamasese**, dem der Deutsche **Brandeis**, ein ehemaliger Offizier, zur Seite stand, eine geordnete Verwaltung einzurichten. Er vermochte jedoch nicht, seiner Widersacher, unter denen besonders der Häuptling **Mataafa** hervorragte, Herr zu werden. Der Versuch des deutschen Konsuls **Knappe**, Ende 1888 mit Hilfe der im Hafen von **Apia** liegenden deutschen Kriegsschiffe eine friedliche Entwaffnung der samoanischen Gegner herbeizuführen, mißlang. Es kam zu Kämpfen zwischen einer deutschen Landungstruppe und den Leuten des Mataafa, wobei zwei deutsche Seeoffiziere und eine Anzahl Matrosen getötet wurden. Das Vorgehen des Konsuls Knappe, das in England und Amerika erheblichen Widerspruch erregte, wurde vom Fürsten **Bismarck** im Deutschen Reichstage, als ohne seine Genehmigung erfolgt, mißbilligt.

Im Jahre 1889 wurde ein Vertrag zwischen Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Amerika abgeschlossen, durch den die Inseln unter den gemeinsamen Schutz der drei Mächte gestellt wurden. Doch zeigte sich bald, daß die Abmachungen der sogenannten **Samoa-Akte** den Keim des Unfriedens in sich trugen. Es kam wiederholt zu Wirren in Samoa, in deren Verlauf Mataafa 1893 von deutschen Kriegsschiffen gefangen genommen und nach den Marschallinseln gebracht wurde. 1898 starb der von den Vertragsmächten anerkannte bisherige König **Malietoa**; zu seinem Nachfolger wurde alsbald von der Hauptmenge der Samoaner der eben nach Samoa zurückgekehrte Mataafa ernannt, während die Minderheit sich für den jungen Malietoa, den Sohn des bisherigen Königs, aussprach. Als der nach den Bestimmungen der Samoa-Akte für diesen Fall zur Entscheidung berufene amerikanische Oberrichter in Apia zugunsten des letzteren entschied, kam es Anfang 1899 wiederum zum Kampf zwischen den samoanischen Parteien, der ein Vorgehen der englischen und amerikanischen Kriegsschiffe gegen die Mataafapartei im Gefolge hatte. Es kam zur Beschießung von Apia, wobei deutsches Eigentum in beträchtlichem Maße zerstört wurde.

Die Verhandlungen zwischen den drei beteiligten Mächten führten schließlich dahin, daß die **Vereinigten Staaten von Amerika** die Insel Tutuila, woselbst sie eine Marinestation in Pagopago (sprich Pangopango) errichteten, mit einigen kleinen Inseln erhielten. **England** verzichtete auf seine Ansprüche auf die Samoagruppe, wogegen **Deutschland** auf seine Anrechte an den Tongainseln verzichtete, die beiden südlichen Salomonsinseln Choiseul und Ysabel nebst den Shortlandinseln an England abtrat und letzterem eine günstige Grenzfestsetzung in Togo gewährte. Durch diesen Vertrag vom 14. November 1899 erhielt Deutschland seinerseits die beiden größten Inseln **Upolu** und **Savaii** nebst den dazwischen liegenden kleinen Inseln **Manono** und **Apolima**."

Die **Bevölkerung** der Samoainseln ist von einem Gleichmaß der Glieder, das den Künstler begeistert. Eine fröhliche Lebensauffassung und edle Sitte sind ihnen eigen. Der Fremdling wurde einst festlich von einer Ehrenjungfrau empfangen, die ihm den Festtrank, aus Kawawurzel bereitet, darreichte. Die alten Herrschergeschlechter waren stolz auf ihre ruhmreiche Geschichte und den Adel ihres Stammes. Prächtige selbst gefertigte und mit schönen Farben bedruckte Rindenstoffe bildeten die Festkleidung; das Zeichen hoher Würde waren schön geschnitzte Fliegenwedel. Ihre Häuser bestehen aus einer mit Palmenblättern oder Zuckerrohr gedeckten offenen, lichten Säulenhalle. Zum Tanz schmücken sich die edel gestalteten Menschen mit einem hohen Kopfputz, die Frauen nur mit einer Blüte, die sie sich ins Haar stecken. Gesänge, die die Taten der Vorfahren preisen, verschönen jedes Fest. Der Festtrank ist stets die Kawa, ein etwas trübes Getränk, das keinen Alkohol, aber den betäubenden Stoff Methysticin (nach der Pfefferstaude *Piper methysticum*) enthält. Tabak wird viel gebaut.

Das Leben der Eingeborenen spielt sich vorwiegend am Strande ab, da sie den Urwald fürchten und meiden. Kokosnüsse, Bananen und Tarowurzeln sind ihre Hauptnahrung. Ihr Fleischbedürfnis deckt der Fischreichtum der Brandungsriffe, ebenso alljährlich im Oktober bis November zur Zeit des Vollmondes ein Meeresborstenwurm, der Palolowurm.

Die Inseln sind vulkanischen Ursprungs; aus dem Meere sind sie aufgestiegen - eine Naturkatastrophe, deren Andenken sich in der Schöpfungssage der Samoaner erhalten hat.

Tangaola hat die Menschen erschaffen, das gewöhnliche Volk aus Würmern, die Adligen aus der Schlange. Dem Mythos entsprechend war der Ahnenkultus außerordentlich ausgebildet, so daß die adligen Geschlechter, wie die Königsfamilie Tamasese, zweiunddreißig Vorfahrengenerationen nachweisen konnte: das bedeutet einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren.

Von den alten Sitten der Samoaner ist wohl nicht mehr viel übrig; ihren Charakter, der im ganzen heiter und liebenswürdig ist, haben sie beibehalten. Das zeigt schon die landesübliche Begrüßung *"talofa"*: ein aus mehreren Worten zusammengezogener Ausdruck, der "ich liebe dich" bedeutet... Immer wird es ja nicht stimmen, aber es zeigt doch den guten Willen. Hübsch ist die Bezeichnung für ein junges Mädchen: *"funga"*, die Blüte... Das stimmt schon öfter, die jugendliche Weiblichkeit wird an Grazie und gutem Aussehen von keinen Rivalinnen anderer Länder übertroffen. Sonderbar ist die Antwort von Eltern auf die Frage nach dem Alter ihrer Kinder: *"fa' atalia oe"* - wie es dir beliebt... Das ist aber nicht nur Höflichkeit, sondern auch ein wenig Verlegenheit, denn mit der genauen Zeitrechnung hapert es gewöhnlich erheblich. Jahre kommen und gehen, beim ewig gleichbleibenden Klima merkt man es kaum und schließlich: was liegt daran...

Die Überlieferung der Samoaner ist reich an poetischen Sagen, Liedern und Sprichwörtern, literarisches Talent besitzen sie ohne Zweifel; die sehr klangvolle vokalreiche Sprache kommt dem dichterischen Ausdruck entgegen. Alle harten Laute und viele Konsonanten wie R, X, Z und andere fehlen. Fast stets sind Konsonante durch Vokale getrennt, oft aber viele Vokale zusammengefügt. Eine solche Sprache fordert zum Singen heraus; so hat die samoanische Melodik, hauptsächlich im Chorgesang, eine hohe Stufe erreicht. Eine große Rolle spielen die stimmungsvollen Bootslieder, die vom rhythmischen Schlag der Ruder begleitet werden. Das musikalische Gehör der Samoaner ist gut ausgebildet, und besonders ausgeprägt ihre Fähigkeit, Instrumente zu erlernen. So haben Harmonikas aller Arten, Zithern, Mandolinen usw. schnell Verbreitung auf den Inseln gefunden.

Der einzige geschützte Hafen auf den Inseln ist Pango-Pango auf Tutuila; er war nie in deutschem Besitz. Die Reede von **Apia** ist offen, nur durch ein Riff mit schmaler Einfahrt geschützt; bei schweren Stürmen, wie sie im Herbst auf der südlichen Halbkugel auftreten - Samoa liegt 12 - 14° südlich vom Äquator -,wird dieser Schutz vollkommen illusorisch. Eine der schlimmsten Katastrophen, die unsere Marine betroffen hat, trat im "Hafen" von Apia am 16. März 1889 ein: S.

M. Kanonenboot **"Eber"**, S. M. Kreuzer **"Adler"** gingen vollständig verloren, S. M. Korvette **"Olga"** wurde auf den Strand gesetzt und kam mit einigen Havarien davon. Auch ein paar amerikanische Kriegsschiffe scheiterten; die furchtbare Sturmnacht und das prachtvolle Verhalten unserer Offiziere und Mannschaften werden aus den Berichten der Kommandanten klar.

> "Im Schutzgebiet lebten ungefähr 35 000 Samoaner sowie 557 Weiße 1913, davon 329 Deutsche und 99 Frauen. Zudem gab es eine Mischlingsbevölkerung von etwa 100 Köpfen, sowie etwa 1500 Chinesen. Die Samoaner gehören zu den Polynesiern. Sie sind von stattlicher Erscheinung, hellbrauner Hautfarbe und schlichtem schwarzem Haar." - "An Stelle der alten ständischen Verfassung ist eine ähnliche Einrichtung der Selbstverwaltung getreten, und von der Regierung sind Dorfhäuptlinge eingesetzt worden. Seit der Übernahme Samoas durch das Deutsche Reich nahm das Land unter dem Gouverneur **Dr. Solf** 1900 - 1911, seit 1912 unter **Dr. Schultz-Ewerth** eine friedliche Entwicklung. Die Kolonie hat sich bereits jahrelang vor dem Kriege selbst erhalten und keinen Reichszuschuß mehr benötigt." (Schnee.)

Die Entwicklung der Kolonie unter deutscher Herrschaft bis zum Kriege hat die wirtschaftliche Wichtigkeit Samoas deutlich gezeigt, da die Ausfuhr sich von 1900 - 1908 mehr als verdoppelte, nämlich von 1,266 Millionen Mark auf 2,671 Millionen Mark, und die Hauptkokospflanzungen erst 1910 ertragreich werden konnten.

Zu Beginn des Weltkrieges wurden die Samoainseln wie die Gebiete der anderen Südseebesitzungen von Australiern und Neuseeländern besetzt. Ein Widerstand der kleinen Polizeikräfte gegen die Truppen eines Kontinents war nicht möglich.

Das Pachtgebiet von Tsingtau

[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie ***hier****.]*

Im Jahre 1861 schloß das Königreich Preußen mit dem Kaiserreich China einen Vertrag, nach dem den Ländern des Norddeutschen Bundes der Handel im Reich der Mitte in gleicher Weise wie England und anderen Staaten genehmigt wurde. Ein reiches Absatzgebiet für deutsche Erzeugnisse öffnete sich unseren Kaufleuten, die ebenso dem Import der chinesischen Waren dienten; die unermüdliche Tätigkeit und Tüchtigkeit der kaufmännischen Pioniere brachten es im Laufe weniger Jahrzehnte dahin, daß der deutsche Handel die zweite Stelle einnahm; nur der englische war ihm noch überlegen. Es ergab sich also aus inneren und äußeren, aus Prestige- und praktischen Gründen die Notwendigkeit für Deutschland, einen eigenen unter deutscher Verwaltung stehenden Stützpunkt für den Handel zu besitzen, ähnlich wie für England Hongkong die Basis für alle Unternehmungen im fernen Osten und zugleich einen mächtigen Flottenrückhalt bildete. Bis zum Beginn des chinesisch-japanischen Krieges im Jahre 1896 war Deutschland auf die in China trotz aller Reibereien in der Südsee bereitwillig gewährte Gastfreundschaft der englischen Niederlassungen angewiesen; aber in der Folge dieses Krieges wurde es ganz offensichtlich, daß Deutschland ohne eigenes Gebiet in China nicht mehr auskommen würde. Die chinesische Regierung räumte damals Deutschland in den Vertragshäfen **Tientsin** und **Hankau** eigene Niederlassungen ein; aber auch dies genügte bald nicht mehr. Untersuchungen und Erwägungen kaufmännischer und politischer Art ergaben, daß die Bucht von **Kiautschou** den zu stellenden Anforderungen am besten entsprechen würde, da sie einen für die tiefstgehenden Schiffe geschützten Hafen und ein kohlenreiches Hinterland besitzt. Es war also außer den Ausfuhrmöglichkeiten die Gelegenheit gegeben, einen starken Flottenstützpunkt für das zum Schutz des Handels notwendige Geschwader zu schaffen.

Den äußeren Anlaß zur Besetzung der Kiautschoubucht gab die Ermordung zweier Missionare in **Schantung**. Am 27. April 1898 wurde die besetzte Gegend, nachdem am 6. März ein Vertrag zwischen Deutschland und China geschlossen worden war, zum **deutschen Schutzgebiet** erklärt und ein Halbkreis von 50 km Radius um die Bucht als **neutrale Einflußzone** anerkannt. Das Hinterland, die große Provinz Schantung, wurde in erster Linie dem deutschen Handel freigegeben, der Bau einer Bahn von Tsingtau nach Tsinanfu und von beiden Städten aus nach Ischoufu vorgesehen, und die Ausbeutung der Minerallager auf einer Breite von 15 km rechts und links der Bahn durch deutsches Kapital garantiert. Ein großes Programm, das die Stellung und den Reichtum Deutschlands in jenen Tagen hell beleuchtet: daß es durchgeführt wurde, ja, daß das Schutzgebiet sozusagen eine europäische Sehenswürdigkeit in China wurde, erweckte leider nicht **nur** die Bewunderung der anderen Interessenten...



Das chinesische Ehrentor in Tsingtau.

Das deutsche Schutzgebiet umfaßt die beiden die Bucht umschließenden Halbinseln: die nördliche mit **Tsingtau**, von 462 qkm, die südliche, **Haihsi** mit Namen, von 47 qkm Flächeninhalt. Ferner gehören eine Unzahl in der Bucht liegende Inseln dazu, die zusammen 44 qkm Land bedeuten. Im Osten des nördlichen Schutzgebietes erhebt sich als Trennungswand vom Meer das gewaltige und landschaftlich großartige **Lauschan**gebirge; viele Anpflanzungen und alpine Matten bringen angenehmes Grün in die braune Zerklüftung der Felsenberge. Der höchste Gipfel, der 1130 m hohe Lauting, kann ohne Schwierigkeit erstiegen werden und bildete einen beliebten Ausflugsplatz für die Tsingtauer: in der Stadt hatte sich ein Alpenverein zur Erschließung des Gebirges gebildet. Auch hier ist hochtouristisch noch viel an guten und nicht langen Klettertouren zu machen. Unterkunftshäuser und Erholungsheime dienten dem Aufenthalt in den Bergen. Nach Südwesten zu senken sich die Gebirge in mehrfachen Abstufungen; der sich nördlich von Tsingtau erhebende Teil, **Tungliuschui** genannt, zeichnet sich durch besondere Steilheit und Zerklüftungen aus. Das Gestein ist Granit und Porphyr, bietet also jedenfalls, abgesehen von Plattenstellen, gute Besteigungsmöglichkeiten und Wanddurchquerungen. Die ganze Umgebung Tsingtaus ist gebirgig, südlich des Litsunflusses steigen die "Prinz-Heinrich"-Berge, ebenfalls mit phantastischen Formen ausgestattet, in die Höhe, und direkt als Hintergrund der Stadt die Hügel, die bei der heldenmütigen Verteidigung der Stadt im Weltkrieg eine bedeutsame Rolle spielten: der "Moltke"-, der "Bismarck"-, der "Diederichs"- und der "Iltis"-Berg. Die Täler bieten die beste Gelegenheit zur Landwirtschaft und sind infolgedessen von der chinesischen Bevölkerung dicht besiedelt worden. Das südlich der Bucht gelegene Areal war für die Entwicklung des Schutzgebietes weniger wichtig, da es der Fruchtbarkeit ermangelte und nicht stark bevölkert ist.

Das Klima Tsingtaus wird durch die Monsune bestimmt: im Sommer wehen die südlichen, im Winter die nördlichen Winde, die die kontinentale (sibirische) Kälte mit sich bringen. Es sind vier deutlich unterscheidbare Jahreszeiten vorhanden: der Winter ist rauh und von Nordwestwinden durchblasen, die häufig in Sandstürme ausarten, der Frühling angenehm bis Ende Mai. Dann wechselt der Monsun nach Süden und bringt viel Feuchtigkeit und Regen, bei gleichzeitigem Ansteigen der Temperatur auf ein Mittel von 25 - 28°. Im Juli erreicht die Regenzeit den Höhepunkt

und flaut im August ab; es schieben sich aber stets trockene Tage ein, so daß die Witterung des unter 36 Grad nördlicher Breite liegenden Gebietes nicht so erschlaffend ist wie das Tropenklima des südlicheren China. Der Herbst bringt die schönste Jahreszeit, besonders im Oktober, so daß im großen ganzen das Klima Tsingtaus das angenehmste an der ganzen chinesischen Küste ist und die Stadt mit ihren vorbildlichen hygienischen Anlagen ein vielbesuchter Erholungsort geworden war.

Die Bevölkerungsziffer im Schutzgebiet betrug etwas über 100 000; die Chinesen wohnten dort nur in geschlossenen Dörfern gleichmäßiger Bauart, wie denn Tsingtau zur Zeit der Besetzung auch nur ein Fischerdorf von etwa 1000 Einwohnern war. Die Stadt ist also eine **rein deutsche Schöpfung**. Die Dorfhäuser sind aus roh gebrannten Ziegeln oder Lehm gebaut, die Dächer bestehen aus Stroh oder Seetang, die Fenster aus dünnem Papier: die zusammengehörigen Gebäude werden durch Umfassungsmauern vereint. In der Nähe der Ortschaften finden sich die durch große Baumgruppen kenntlichen Begräbnisplätze, ebenso wie Tempel, die durchreisenden Fremden zur Unterkunft dienen. Die gewöhnlich an landschaftlich besonders schönen Punkten erbauten Klöster haben größeren Landbesitz, der die Zeit der buddhistischen Mönche vollkommen in Anspruch nimmt. Das Wegenetz bestand zum großen Teil aus Saumpfaden, Fahrwege, die meist recht ausgewaschen sind, bestanden nur zwischen den Kreisstädten und Hafenplätzen. Der Transport ging und geht in der Hauptsache auf zweirädrigen, von Eseln oder Pferden gezogenen Karren oder auf Schubkarren vor sich, zu dessen leichterer Beförderung sogar Segel ausgespannt werden.

Vor der Besetzung betrieb die Bevölkerung eine sehr intensive gartenartige Behandlung des Bodens, der zum zweimaligen Ertrag gebracht wurde; dagegen blieb die industrielle Arbeit sehr zurück und beschränkte sich im allgemeinen auf Töpferwaren, Hausgeräte, Wollspinnerei, sowie auf Salzgewinnung durch Verdampfung von Meerwasser. Die Viehzucht hielt sich in engen Grenzen, Fischfang wurde viel als Nebenbeschäftigung ausgeübt: es war also scheinbar wenig Verlockendes vorhanden, als die Bucht von den Deutschen besetzt wurde, aber da es sich um ein **Schutzgebiet** für die deutschen Interessen und nicht um eine zu bewirtschaftende **Kolonie** handelte, kam dies wenig in Frage: es sollte die Einfuhr- und Ausfuhrpforte der Provinz Schantung, also des nördlichen China sein, wie Hongkong für das südliche.

Es hat seine Aufgabe erfüllt.

Sogleich nach der Besitzergreifung begann sich neues Leben zu regen, da zur Sicherung des Gebietes Truppen in Tsingtau stationiert wurden: ein kriegsstarkes Seebataillon, eine Feldbatterie und eine Abteilung Matrosenartillerie. Mit dem Bau der nötigen Dienstgebäude wurde sogleich begonnen: aber das Wichtigste waren wirtschaftliche Fragen, die sich erhoben und für die spätere Entwicklung der Kolonie von größter Bedeutung wurden. "In erster Linie", sagt Admiralitätsrat Dr. **Schrameier**, "war es erforderlich, sich über die Grundbesitzverhältnisse Klarheit zu verschaffen. Die Gefahr lag nahe, daß durch den Ankauf des für die Regierung notwendigen Geländes die Preise für Grund und Boden schnell in die Höhe getrieben wurden, daß ein Gründertum sich entwickeln und die Preise nach Belieben hochschrauben könnte. Beidem wurde dadurch begegnet, daß die chinesischen Besitzer durch Zahlung einer Prämie verpflichtet wurden, nur an die deutsche Regierung Land, und zwar zu dem vor der Besitzergreifung üblichen Preise zu verkaufen. **Auf diese Weise behielt die Regierung den Landverkauf zum Wohle für alle Ansiedler in der Hand.**"

Das ist sehr wichtig: Zum erstenmal treffen wir auf das **Prinzip der Siedlung**, das im neuen Deutschland auf die großzügigste Weise durchgeführt wird **und auch in den Kolonien der Zukunft zur Anwendung gelangen soll.** Das ungewöhnlich glückliche Gedeihen Tsingtaus ist nicht zum wenigsten der Ausschaltung alles unlauteren Eigennutzes zuzuschreiben; es ist eine

erfreuliche Tatsache, daß die Grundsätze des Nationalsozialismus in der Siedlungsfrage lange vor dem Bestehen der Bewegung bereits im Fernen Osten ihre Bestätigung gefunden hatten.

Das Schutzgebiet unterstand einer Militär- und einer Zivilverwaltung: Gouverneur war der Befehlshaber der Besatzung. Zur Zivilverwaltung gehörten die Gerichtsbarkeit, die Bauverwaltung, die Hafenverwaltung und die astronomisch-meteorologische Station. Den Behörden stand ein aus Deutschen gebildeter Gouvernementsrat und eine Handelskammer zur Seite, da von vornherein auf die wirtschaftliche Entwicklung der größte Wert gelegt wurde. Wie schnell diese vor sich ging, zeigen drei Zahlen aus den ersten Jahren: die Einnahmen betrugen 1899 36 000 Mark, 1904 436 707 Mark, 1909 2 365 931 Mark!

Im März 1901 wurde mit der Ausbaggerung des Hafens von Tsingtau begonnen, und genau drei Jahre später konnte das ganze Hafengebiet mit zwei Molen und einer Umfassungsmauer von 5 km Ausdehnung, die gegen Stürme vollkommenen Schutz gewährten, dem Verkehr übergeben werden. Leuchttürme auf den Inseln sichern die Einfahrt; südwestlich vom "großen" liegt der "kleine" Hafen, der für chinesische Fahrzeuge, Dschunken und Sampans, freigegeben war.

Gleich hinter diesem malerischen und altmodischen Teil des alten China erhebt sich der Stadtteil Tapautau, nach dem Chinesendorf so genannt, das früher an dieser Stelle stand. Ursprünglich sollte nur die chinesische Handelsbevölkerung hier wohnen; da aber die Lage dieses Quartiers günstig ist, siedelten sich auch viele europäische Firmen hier an. In den ersten zehn Jahren stieg die Zahl der in Tapautau ansässigen Chinesen auf 30 000. Das **Zentrum** Tsingtaus, die Europäerstadt, liegt unmittelbar an der Tsingtaubucht, ist gegen die Winterwinde geschützt und dem freien Zutritt der Seebrise im Sommer geöffnet. Zwischen der Tsingtau- und der früheren Auguste-Viktoria-Bucht liegen Hügel, auf denen sich das Villenviertel hinzieht - auch ein Strandhotel findet sich an der zweitgenannten Bucht. Östlich und westlich sind an der Stadtgrenze auf fiskalischem Grund und Boden zwei Dörfer, Taitungtschen und Taihsitschen angelegt worden, die unter den Bedingungen des Erbbaurechts der zahlreichen Arbeiterbevölkerung Unterkunft geben.

Dienst- und öffentliche Gebäude der Stadt, ebenso wie die meisten Privathäuser, sind im Stil der Jahrhundertwende gebaut. Es wäre in der Tat besser gewesen, in Anbetracht der hohen künstlerischen Kultur, die in den chinesischen Tempel- und Hausbauten zutage tritt, Künstler mit der Ausführung der Bauten betraut zu haben, um auch dem Fernen Osten damit ein Zeugnis bester deutscher Baukunst zu geben. Leider scheiterten diese Wünsche wohl an der noch dringenderen Forderung, ein schmutziges chinesisches Fischerdorf rasch durch eine vorbildlich hygienische deutsche Siedlung zu ersetzen, die im schnellen Aufblühen war. So ist vielleicht etwas versäumt worden. Doch hat sich die deutsche Regierung um so höhere **Verdienste in gesundheitlicher Beziehung** erworben, nicht nur, daß sie die durch starken Raubbau entwaldeten Gebirgshänge mit großen Kosten und bestem Erfolge aufforsten ließ und damit in der Nähe der Stadt **Tsingtau** den Bewohnern eine Quelle der Erholung schuf, sondern auch dadurch, daß sie die kleinen, schnell versiegenden Gewässer der Umgebung für die Stadt nutzbar machte. Auch die Umgebung Tsingtaus ist dicht besiedelt und trägt reiche Acker, die mit Getreide, Bohnen, Baumwolle, Kartoffeln, Erdnüssen, Tabak und Obst bebaut sind. Auch an Vieh fehlte es dem chinesischen Bauer nicht.

Die Stadt trieb regen **Handel**. Während das ganze Schutzgebiet zunächst Freihafenzone war, wurde es 1906 an das chinesische Zollgebiet angegliedert, bis auf das Hafengebiet selbst. Die Handelsumsätze stiegen schnell. Eingeführt wurden meist chinesische Waren, daneben Baumwollfertigwaren, Chemikalien und Metallwaren aus Deutschland.
Ein Netz schöner breiter Straßen durchzieht die Stadt, zu deren Anlage Sprengungen ebenso nötig waren wie Auffüllungen des Bodens. Eine ausgedehnte Kanalisationsanlage reguliert den Abfluß der Regenmengen, eine große Schmutzwasser- und Schwemmanlage schließt sich an. Eine Wasserleitung sorgt für gesundes Trinkwasser, sie war besonders wichtig, weil die

Brunnenbohrungen kein solches ergaben. Das Wasser kommt aus zwei 4 und 15 km von Tsingtau entfernten Tälern.

Die mangelnde Schönheit Tsingtaus wurde indessen durch praktische Vorzüge ausgeglichen: eine saubere, durchaus hygienische, allen europäischen Anforderungen an Sauberkeit entsprechende Stadt in China war auch etwas wert!



Tsingtau mit einer Hauptstraße, alles sauber und geordnet.

Das Leben in Tsingtau war ein in jeder Beziehung sehr reges: der Handel blühte auf, viele deutsche und chinesische Firmen eröffneten Filialen in der neuen Stadt und besorgten außer dem Erwerb und Vertrieb der Schutzgebietsbedürfnisse den Durchgangshandel mit dem Hinterland, der allein für das deutsche Schutzgebiet in Betracht kam. Da die Bautätigkeit wenigstens eine sehr rege war, wurden zahlreiche Ziegeleien, Kalkbrennereien, Maschinenschlossereien und andere gewerbliche Anlagen vollauf beschäftigt. Buchdruckereien, eine Seifenfabrik, eine Brauerei - wie hätte sie fehlen können! -, eine Seidenspinnerei, Ölpressen, Werften usw. brachten Bewegung, Erwerbsmöglichkeit - kurz, **Arbeit** ins Schutzgebiet: etwas, was wir erst jetzt richtig zu schätzen wissen. Ein Elektrizitätswerk wurde 1903 verstaatlicht; fremdes Kapital suchte nach Anlage in der aufstrebenden Stadt. Die chinesische Kaufmannschaft war sehr gut gestellt - Gildenhäuser und das chinesische Theater bezeugten die Tatsache. Post- und Telegraphenverkehr wuchsen von Jahr zu Jahr, ebenso wurde die Zahl der einlaufenden Schiffe immer größer - die deutschen Dampfer standen mit mehreren hundert an der Spitze und übertrafen die Anzahl der englischen um mehr als das Doppelte.

Den Hauptfaktor für die Entwicklung des Schutzgebietes stellte die **Schantung-Eisenbahn** dar, an deren Ausbau der Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn, Geheimrat Julius **Dorpmüller**, als **Ingenieur** bedeutenden Anteil hatte. Die Gesellschaft, deren Sitz in Tsingtau war, bestand aus Deutschen und Chinesen; trotz allen Schwierigkeiten, die durch ungünstige Geländeverhältnisse und anfangs durch Unruhen der Bevölkerung verursacht wurden, konnte 1901 die Strecke bis Kiautschou (74 km), 1902 bis Weihsien (184 km), 1903 bis Tseotien (256 km), 1904 bis Tsinanfu (395 km), der Hauptstadt der Provinz Schantung, eröffnet werden. 1908 wurde der Bau der Tientsien - Pukou-Bahn in Angriff genommen, die bei Tsinanfu auf die Schantungbahn stößt; so kam das Schutzgebiet in direkte Verbindung mit dem nach Europa führenden Schienenstrang der Transsibirischen Bahn. Im Zusammenhang mit dem Eisenbahnbetrieb stand die Förderung des Bergbaus und die Schantung-Bergbaugesellschaft, die die Kohlenfelder systematisch ausbaute, so daß sich der Export an Kohle vom Jahre 1908 zum Jahre 1909 mehr als verdoppelte, nämlich von etwa 54 000 Tonnen auf 126 000 Tonnen.

Für die geistige Ausbildung der Jugend sorgte eine deutsche Gouvernementsschule, die etwa einem Realgymnasium entspricht: Vorschule, Unterklassen mit englischem und französischem Unterricht, dem sich von der Tertia ab Latein zugesellte. Eine mit dem Gouvernementsgymnasium verbundene Mädchenschule erwarb sich schnell auch bei den außerhalb des Schutzgebietes wohnenden Europäern guten Ruf, so daß sie es vorzogen, ihre Kinder nach dem gesunden Tsingtau zur besseren Ausbildung zu schicken, die Deutschland bot. Die **Missionen** beider Konfessionen betätigten sich mit dem besten Erfolge auf dem Gebiet des chinesischen Schulwesens; jede der drei im

Schutzgebiet tätigen deutschen Missionen hatte eine Schule für die Eingeborenenkinder eingerichtet. Die katholische Mission führte außerdem noch eine besondere Schule für Fortgeschrittene, die vorwiegend zum Eisenbahndienst ausgebildet wurden.



Die deutsche Missionsschule in Tsingtau bereitet für die Technische Hochschule vor.

Die evangelische "Ostasien-Mission", Berlin, arbeitet seit 1897 in der Provinz Schantung. Außer im Schulwesen sieht sie ihre besondere Aufgabe in der **ärztlichen** Mission; erfreulicherweise kann auch heute noch diese ärztliche Arbeit im Missionshospital der Station in Tsingtau, dem Dr. Wunsch-Krankenhaus und zwei Polikliniken mit Erfolg weitergeführt werden, ebenso in dem Krankenhaus in der Poliklinik in Tsining.

Auch auf wissenschaftlichem Gebiet wurde nicht gerastet: Landesvermessungen und astronomische Beobachtungen gingen mit der Anlage eines Observatoriums und aller möglichen Sammlungen für die 1909 eröffnete chinesische Hochschule Hand in Hand. Eine Anzahl deutscher Verleger stiftete die Kiautschou-Bibliothek. Vor allem auf medizinischem Gebiet waren die Fortschritte infolge der bakteriologischen Untersuchungen große, die über die notwendigen hygienischen Maßnahmen Klarheit verschafften.

Die Tätigkeit der Besatzungstruppen war vor allem in der ersten Zeit eine nicht nur rein militärische, da sie als Pioniere den Kolonisten den Weg bereiteten, also Wege bauten, Polizeidienste taten und die ankommenden Behörden unterstützten. Während des großen chinesischen Aufstandes blieb im Schutzgebiet alles ruhig; zwei Kompanien des III. Seebataillons kämpften mit bestem Erfolge bei Tientsien und halfen bei der Entsetzung des englischen Seymour-Expeditionskorps. Im Hinterland, in der Provinz, gerieten die deutschen Beamten der Eisenbahn und der Bergwerke in bedrohliche Lagen und mußten sich ins Schutzgebiet zurückziehen, ebenso die Missionen. Zum Schutz der Deutschen und des Bahnbaus wurden einzelne Abteilungen nach Kiautschou und an der Bahnstrecke vorgeschoben, die einige Scharmützel mit Boxer- und Räuberbanden zu bestehen hatten. Bald trat eine völlige Beruhigung der Bevölkerung ein, nachdem schon vorher der Bahnbau seinen Fortgang genommen hatte.

Die Garnison spielte im gesellschaftlichen Leben Tsingtaus eine große Rolle, besonders bei dem regen sportlichen Betrieb, dessen erste Stelle die Pferderennen einnahmen. Polo, Turniere und Hindernisrennen brachten viel Abwechslung; auch sonst wurde die Geselligkeit im besten Stil unter den angenehmsten Formen gepflegt. Die Offiziere des in der Bucht liegenden Geschwaders - das letzte war das bei den Falklandsinseln ruhmvoll untergegangene des Grafen **Spee** - und der zu Besuch kommenden deutschen und anlaufenden fremden Kriegsschiffe bildeten in der Stadt stets einen Hauptgegenstand der Gesellschaft.

Kolonien, unsere zweite Heimat

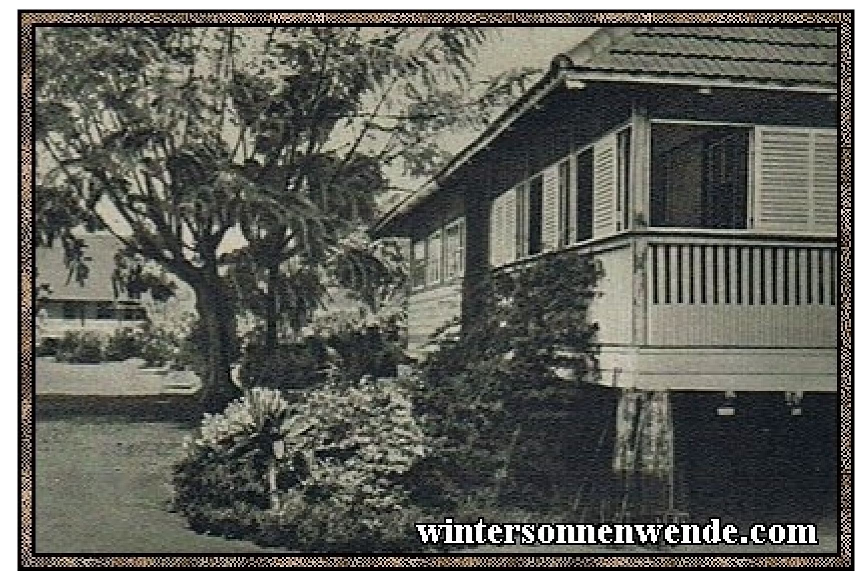
Aus dem Leben der Kolonialdeutschen
Nora von Steinmeister

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

So verschieden, wie das Klima und die ganze Beschaffenheit unserer einzelnen deutschen Kolonien in Afrika sind, ebenso vielgestaltig ist das Leben der dortigen Deutschen.

Im hochtropischen Kamerun, wo die Mehrzahl aller Plantagen Eigentum großer Gesellschaften sind, arbeiten die Deutschen nur als Angestellte, sie haben einen Vertrag auf eine Zahl von Jahren geschlossen und bekommen in regelmäßigen Abständen den unbedingt nötigen Europaurlaub.

Nur ganz wenige Pflanzer in Kamerun sind Besitzer von eigenen Plantagen und haben ihr Leben entsprechend eingerichtet. Noch gibt es keine deutschen Schulen im Lande, und die Kinder müssen, sobald sie in das schulpflichtige Alter kommen, in die deutsche Heimat gebracht werden.



Ein vorbildliches deutsches Pflanzerheim in Kamerun.

Die Häuser in Kamerun - meist sind es Gebäude, die die Plantagengesellschaften ihren Beamten zur Verfügung stellen -, sind aufs beste gebaut, so, wie die Gesunderhaltung des weißen Menschen es in diesen Zonen erfordert. Keine grobe Arbeit wird vom Europäer getan, dazu hat man in ausreichender Zahl schwarze Arbeitskräfte. Der Weiße hat immer nur eine genaue Kontrolle und ständige Aufsicht auszuüben und Anleitungen zu geben, das gilt sowohl für die Männerarbeit auf der Plantage, in den Fabriken und Faktoreien, wie für die Arbeit der deutschen Frau im Haushalt.

Anders ist es in Ostafrika, wo nur ein Teil der Deutschen auf großen Plantagen lebt, teils als Besitzer, teils als Angestellte. Da in Ostafrika nur selten eine Pflanzung im Besitz einer großen Gesellschaft ist, sind die Mittel, mit denen gearbeitet werden kann, durchweg kleiner, und ist das Leben daher wesentlich bescheidener zugeschnitten. In den Hochlandsiedlungen, die vielfach in der Art bäuerlicher Betriebe aufgezogen sind, ist der Lebenszuschnitt des weißen Mannes teilweise äußerst karg, und weder in gesundheitlicher noch in kultureller Hinsicht dem entsprechend, was ein Europäer in Afrika haben muß. Selbstverständlich wird diese heutige Lebensweise von allen Deutschen in Ostafrika nur als ein Anfangszustand angesehen, der sich mit den Jahren wesentlich bessern muß.

Daß die Lage der Deutschen in Ostafrika heute noch eine so vielfach schwierige und nicht auskömmliche ist, hat seinen Grund mit darin, daß alle Deutschen nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges 1919 Ostafrika verlassen mußten, und daß die Engländer erst 1925 die Grenzen Deutsch-Ostafrikas, das sie in "Tanganjika" umtauften, wieder den deutschen Rückwanderern öffneten. Die damals ausgewiesenen Deutschen mußten ihre gesamte Habe in Afrika zurücklassen, nicht einmal die nötigste warme Kleidung besaßen sie, als sie nach langen Tropenjahren im Winter in Deutschland eintrafen!

Durch die schweren Kriegsverluste und die allgemeine schwierige Wirtschaftslage in Deutschland mußten die Deutschen, die seit 1925 in Ostafrika begannen, sich eine neue Existenz aufzubauen, von vornherein mit einem zu geringen Kapital arbeiten. Hierzu kam, daß sie größtenteils Landstriche zugeteilt bekamen, die überhaupt noch nie von Europäern in Kultur genommen waren, auf denen also jede Erfahrung, welche Art von Gewächsen gedeihen und sich rentieren würde, fehlte. Alles mußte erst ausprobiert werden. Schwere Rückschläge aller Art blieben in einigen Bezirken nicht aus, auf anderen Plätzen wurden gute Erfolge erzielt. So ist die Lage der deutschen Pflanzer und Siedler in Ostafrika heute noch eine sehr uneinheitliche. Eine ganze Reihe von Betrieben haben, nachdem der erste Versuch sich als Mißerfolg zeigte, mit neuen Kulturen begonnen. So haben sich z. B. mehrere Pflanzungen vom Kaffeeanbau auf Tee umgestellt.

Infolge der ungleichmäßigen Ergebnisse haben sich für viele Ostafrikadeutsche die harten, schwierigen Anfangsjahre - die Jahre der Geldknappheit und der Entbehrungen aller Art - sehr in die Länge gezogen. Wie manche Familie lebt heute noch im selbstgebauten Lehmhaus, dessen Gras- oder Wellblechdach nur mangelhaft gegen Nässe oder gegen Nachtkälte und Sonnenglut schützt, dessen Fußboden oft nur aus festgestampftem Lehm besteht. Das Wasser wird von den Schwarzen von der näher oder weiter gelegenen Wasserstelle herangetragen, so daß man oftmals damit sparen muß. Die Möbel haben die Farmer eigenhändig aus Kisten und Sperrholz gezimmert. Man hilft sich überall mit den einfachsten Mitteln.

Sehr schlecht stand es in den ersten Aufbaujahren um die Gesundheitsfürsorge der Deutschen. Zuerst war man nur auf die sehr wenigen, wenn auch guten deutschen Missionshospitäler angewiesen. Bis dann der "Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See" in den einzelnen Bezirken des Landes Schwesternstationen errichtete, die vor allem den deutschen Frauen eine große Hilfe bei den Entbindungen waren oder bei Erkrankungen der Kinder. Nach und nach ließen sich noch einige deutsche Ärzte im Lande nieder.

Ebenso schwierig stand es anfangs um die Möglichkeiten, den deutschen Kindern, die immer zahlreicher heranwuchsen, deutschen Schulunterricht zu geben. Für die Neger war in schulischer Hinsicht durch die Missionen und die Mandatsregierung aufs beste gesorgt, aber eine deutsche Schule bestand vor dem Jahre 1927 noch nirgends im Lande.

Die ersten kleinen deutschen Schulen wurden teils durch Zusammenschluß der benachbarten Farmer (Mtumbi, Sunga), teils durch die Mission (Mlalo-Lwandai) und vor allem durch den Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft gegründet. 1928 begann der Frauenbund den ersten deutschen Schulbau auf dem Gelände der Berliner Mission in Lupembe, einem Mittelpunkt deutscher Hochlandssiedler. Er sandte Frau Dora Künzel aus, eine erfahrene alte Koloniallehrerin, die schon vor dem Kriege die deutsche Schule in Daressalam geleitet hatte. Mit Einsatz ihrer gesamten Kräfte und Mittel brachte sie unter schwierigsten Umständen diese erste deutsche Nachkriegsschule in Gang, unterrichtete allein 30 Kinder und versorgte sie im Schulpensionat, bis sie nach 3 Jahren sterbenskrank in die Heimat zurückkehrte. Ihre Schule aber wuchs, ein Gebäude nach dem anderen mußte errichtet werden, der Lehrstab wurde entsprechend erweitert. Die Mehrzahl der Schulkinder wohnte im Schülerheim und bekam Freistellen oder Teilfreistellen vom Kolonialen Frauenbunde.

1931 wurde eine zweite deutsche Schule vom Frauenbunde der Deutschen Kolonialgesellschaft am Oldeani gebaut. Die ersten Gebäude aus Lehm und Wellblech sind, mit zunehmender Wirtschaftsbesserung im Bezirk, durch massive Steinbauten ersetzt worden. Auch hier hat die Heimat alljährlich nennenswerte Hilfssummen gesandt, um Bau und Betrieb zu ermöglichen.

Die Schule der Bethel-Mission in Mlalo ist heute die größte deutsche Schule Ostafrikas mit dem stärksten Lehrkörper. Die deutschen Pflanzer im Usambarabezirk verlegten ihre Schule aus Sunga

nach der Bezirksstadt Lushoto, wo sie ein staatliches deutsches Schulhaus errichteten, das sie im Frühjahr 1936 bezogen. In Daressalam unterrichtet eine deutsche Lehrerin die Kinder aus der Stadt und näheren Umgebung. Am Kilimandscharo ist eine große deutsche Schule im Bau.

Inzwischen mehren sich die Bitten aus den südlichen Hochländern, vor allem aus Mbeya, einem Städtchen, das immer mehr Bedeutung bekommt durch die nahegelegenen Goldfelder am Lupafluß, sowie durch die sehr erfolgreichen deutschen Kaffeepflanzungen der angrenzenden Landschaft Mbozi. Eine große Zahl deutscher Kinder warten dort auf die Einrichtung einer deutschen Schule. Und ebenso dringende Bitten kommen aus dem Iringahochlande, die Heimat möge für eine weitere deutsche Schule sorgen.

Alle diese deutschen Schulen in Ostafrika unterrichten nach dem Lehrplan deutscher Mittelschulen. Nach dem 14. Lebensjahr müßte, auch aus klimatischen Gründen, unbedingt jedes deutsche Kind zur Endausbildung nach Deutschland kommen.

Das Koloniale Schülerheim, das der Reichskolonialbund heute in Bad Harzburg errichtet hat, ist vor allem für diese deutsche Jugend aus Ostafrika und aus den tropischen Kolonien gedacht. In guter Obhut sollen Jungen und Mädchen im Heim wohnen, das ganz den Charakter eines Familienhauses trägt, und sollen von dort aus die verschiedenen deutschen Schulen am Ort besuchen, je nach Neigung und Begabung. Eine Berufsausbildung in Deutschland soll den Abschluß bilden. Der Arbeitsdienst- und Wehrpflicht sollen die jungen Afrikadeutschen genügen, ehe sie wieder in die Kolonie hinausgehen.

Dasselbe gilt für die Jugend, die aus Südwestafrika in die Heimat kommt, um sich hier auf einen Beruf vorzubereiten. Nur, daß die Südwester meist erst nach Deutschland kommen, nachdem sie die Schule beendet haben. In Südwestafrika gibt es eine Reihe guter deutscher Schulen, von denen die deutsche Oberrealschule in Windhuk - die eine deutsche Privatschule ist - mit dem deutschen Abitur abschließt, ebenso die deutsche Regierungsschule in Swakopmund. Möglichkeiten zu einer gründlichen Berufsausbildung gibt es auch in Südwest nur wenige, darum ist es nötig, daß diese Jungen und Mädel nach Schulende ein paar Jahre zur Lehre nach Deutschland kommen. Die junge Generation muß die alte Heimat kennenlernen, den Geist des Dritten Reiches selbst mit heißem Herzen erleben, um ihn dann wieder hinauszunehmen in die Kolonie, wo sie vorbildliche deutsche Arbeit leisten soll.

Außer den angeführten Schulen in Windhuk und Swakopmund ist noch die deutsche Realschule in Lüderitzbucht zu nennen, die als deutsche Privatschule auch wesentliche Beihilfen aus der Heimat erhalten hat, um die schwierigen Jahre zu überwinden. Das gleiche gilt von der kleinen deutschen Privatschule in Karibib.

Neben den deutschen Privatschulen hat die Mandatsregierung die vertragliche Verpflichtung - der sie auch überall nachkommt -, an Orten, wo 20 und mehr deutsche Kinder beisammen sind, eine deutsche Schulabteilung einzurichten mit deutscher Lehrkraft und deutschem Unterrichtsplan.

All die deutschen Schulen des Landes können aber nur bestehen, wenn gleichzeitig ein Schülerheim angegliedert ist, da die Kinder von den entlegenen deutschen Farmen oft mehrere Tagereisen bis zur Schule zurücklegen müssen. So muß ein gut geleitetes deutsches Haus in allen Schulorten sein, das diese Jungen und Mädel das ganze Jahr über aufnimmt und im besten deutschen Sinne betreut. Ohne diese deutschen Heime würde auch die deutsche Schule die Jugend nicht im rechten deutschen Geiste erhalten können.

So hat der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, so lange er bestand, große Mittel für die deutschen Schülerheime in Afrika beschafft und bereitgestellt. Das Schülerheim in Windhuk, **das**

Hedwig-von-Bredow-Haus mit der Hedwig-Heyl-Haushaltungsschule sind seine eigene Gründung, ebenso die deutschen Schülerheime in Otjivarongo und Gibeon und der Kindergarten in Lüderitzbucht. Der Reichskolonialbund hat die Sorge für diese deutschen Schulen und Heime als eine seiner wichtigsten Deutschtumsarbeiten übernommen.

Neben der Ausbildung der deutschen Jungen wird auch gerade die deutsche Erziehung der Mädchen sehr beachtet, ist es doch die deutsche Frau und Mutter, die letzten Endes ausschlaggebend ist, in welcher Gesinnung die junge Generation eines Landes heranwächst. Es ist zum größten Teil ein Verdienst der deutschen Frauen, daß unser altes Deutsch-Südwest bis auf den heutigen Tag - trotz mehr als 20-jähriger Fremdherrschaft - seinen rein deutschen Charakter bewahrt hat. Deutsch wird auch heute noch in Stadt und Land gesprochen, deutsch ist die Sprache, in der man sich mit den Eingeborenen verständigt.

Das Leben in Afrika, auch gerade in Südwest, ist nicht immer leicht für die deutsche Frau gewesen. In Südwest ist es nicht wie in den tropischen Kolonien, hier wird jede derbe Arbeit auch vom weißen Menschen geleistet, die Zahl der schwarzen Hilfskräfte ist geringer.

Dazu kommt, daß die wirtschaftlichen Bedingungen durch das sehr wechselnde Klima dieses Landes oft sehr schwierige sind. Auf fruchtbare Zeiten folgen jahrelange Dürreperioden, die unsagbare Verluste bringen, Viehseuchen und Heuschreckenplagen treten nicht selten auf, aber ein paar gute Jahre bringen dann den Schaden wieder ein. Nur, es gehören gute Nerven und viel Mut zum Durchhalten dazu, um in kritischen Zeiten nicht nachzugeben. Etwas gleichmäßiger und gesicherter sind die Einnahmen der deutschen Farmer in den letzten Jahren durch die Zucht der Karakulschafe geworden, deren Eintagslämmer die gut verkäuflichen Persianerpelze liefern.

Die Gesundheitsfürsorge ist in Südwest schon gut ausgebaut. Große und kleine deutsche Krankenhäuser verteilen sich über das ganze Land. Deutsche Ärzte und Rote-Kreuz-Schwestern wirken darin. In ernsten Fällen kommt der deutsche Arzt aus Windhuk mit dem Flugzeug auf die Farmen.

In der Art, wie die deutschen Frauen das wechselvolle afrikanische Leben voll Sorge und Arbeit auf sich nehmen, sind sie vorbildlich.

Nur wenige deutsche Familien sind in der Lage, sich eine Haustochter oder eine deutsche Hauslehrerin zu halten. Dennoch ist es so wichtig, daß immer wieder junge, frische Mädchen aus Deutschland nach Afrika kommen, der Hausfrau beistehen, die Kinder betreuen und den Geist des heutigen Deutschlands zu den deutschen Menschen nach Afrika bringen. Nach wenigen Jahren werden die Mehrzahl der Farmgehilfinnen ihrerseits eine eigene deutsche Familie in der Kolonie gründen.

Die deutsche Heimat muß bewußt dazu beitragen, die Verbindung mit den Deutschen in Afrika lebendig zu halten. Deutsche Bücher, neueste deutsche Zeitschriften, Briefwechsel zwischen Afrika und daheim, das sind die Hilfsmittel, mit denen man diese Fäden der Volksverbundenheit über den Ozean spinnt und immer fester knüpft. Gerade in Zeiten wirtschaftlicher Not und harten Kampfes ist diese geistige Verbindung mit der alten Heimat ein Trost und eine Stärkung für unsere Deutschen in den Kolonien.

Sie, die dort draußen auf schwerem Vorposten stehen, leisten ja all ihre Arbeit für das große Ziel: Mit Kindern und Kindeskindern deutsch zu bleiben, sich nicht nur blutmäßig rein zu halten zwischen fremden Völkern und Nationen, sondern deutsche Sprache, Sitte und Kultur zu bewahren, in ihrem fernen Lande, das von Rechts wegen deutsches Land ist.

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Deutsch-Ostafrika

Flaggenhissung in Deutsch-Ostafrika

Dr. Carl Peters

Wir fuhren nach Ostafrika ab immerhin mit der Möglichkeit, daß die Regierung wohlwollend der Unternehmung gegenüberstehe. Aber selbst dieser kleine Lichtblick am Horizont unserer Aussichten sollte uns in **Sansibar** genommen werden. Der damalige deutsche Konsul, Herr **William O'Swald** aus Hamburg, ersuchte mich, ihn aufzusuchen, da er mir ein amtliches Schreiben mitzuteilen habe. Ich begab mich mit **Dr. Jühlke** zu ihm, und hier gab er uns Einsicht in einen Erlaß des Reichskanzlers, der in Vertretung vom Grafen **Hatzfeld**, dem damaligen Staatssekretär des Äußeren, in Berlin gezeichnet war. Der Erlaß hatte folgenden Inhalt: Es sei der Regierung zu Ohren gekommen, daß **ein gewisser Dr. Peters** sich nach Sansibar begeben habe, um im Gebiet Seiner Hoheit des Sultans von Sansibar **eine deutsche Kolonie** zu gründen. Falls der "p. p. Peters" wirklich in Sansibar eintreffen solle, so wolle der deutsche Konsul ihm eröffnen, daß er dort Anspruch weder auf Reichsschutz seiner Kolonie, noch auch Gewähr für sein eigenes Leben habe. Gehe er dennoch mit seinem Plane vor, so geschehe dies lediglich auf seine **eigene Gefahr und Verantwortung**.

Am Nachmittag des 8. November 1884 war uns die niederschmetternde Eröffnung auf dem deutschen Konsulat gemacht worden. Als wir das O'Swald'sche Haus verließen, legte Jühlke seinen Arm um meine Schulter und sagte: "Dann laß uns zusammen sterben, Peters!" Ich erwiderte ihm: "Das wollen wir erst noch sehen!" Zunächst beantwortete ich das amtliche Schreiben noch am selben Abend etwa dahin, daß ich mir nicht bewußt **sei**, um deutschen Reichsschutz an der Sansibarküste nachgesucht zu haben, und bitte, in Zukunft mit dem Abschlagen einer Sache zu warten, bis ich um etwas bitte.

Weiß Gott, es waren keine ermutigenden Eindrücke, denen wir ausgesetzt waren, und wohl konnte man Herz und Mut verlieren. - Es kam dazu, daß ich in afrikanischen Dingen ein völliger Neuling war, für alle technischen Fragen demnach auf den Rat Dritter angewiesen.

Wir hatten die Absicht, am Sonntag, dem 9. November, mittags 12 Uhr, nach **Saadani** überzusetzen, wo der Hindu mit den Trägern unser wartete. Eine Windstille zwang uns, den ganzen Sonntag noch in Sansibar zu bleiben. Erst am Montagmorgen bei sinkender Flut konnten wir hoffen zu fahren. Ich befahl also unseren Dienern, Montag um 3 Uhr morgens sich einzufinden. Indes kamen einzelne derselben erst nach 6 Uhr, und den einen von ihnen mußte ich mit dem freundlichen Beistand eines deutschen Sultankapitäns noch persönlich aufspüren und heranholen. So wurde es gegen 8 Uhr, bis wir an Bord unseres gebrechlichen Fahrzeugs gehen konnten. Es war ein herrlicher Morgen; über uns das kristallblaue Himmelszelt, unter uns das kristallblaue Meer. Eine leichte Brise schwellte unsere Segel. Am Ufer standen mehrere deutsche Herren, mit ihren Taschentüchern uns nachwinkend, und dahin sank allmählich der weiße Häuserkranz von Sansibar. Mit eigentümlichen Gefühlen sahen wir sie entschwinden. Unsere Landsleute da drüben, das wußten wir, gaben uns auf, - und wir selbst? Durften wir hoffen, die europäische Welt, deren letzte Vertreter wir soeben verlassen hatten, je wiederzusehen? Konnten wir hoffen, das große Werk, zu dem wir zogen, auszuführen?

Langsam stiegen inzwischen die Umrisse des geheimnisvollen Erdteils an der anderen Seite empor, auf dem ernste Fragen ihre Beantwortung finden sollten.

Etwa 4 Uhr nachmittags nach günstiger Fahrt kam Saadani in Sicht. Der Hafen von Saadani ist flach und für große Schiffe nicht zu gebrauchen. Da Ebbe war, lief unsere kleine Dau mit einer Wucht auf, daß sie in ihren Fugen krachte und ich, offen gestanden, fürchtete, sie würde

entzweibrechen, um so mehr, da wir schon unterwegs uns nur durch fortwährendes Wasserschöpfen hochgehalten hatten. Vom Ufer waren wir noch etwa 300 Schritte entfernt, mich hielt meine Ungeduld nicht länger, und ich bestieg den Rücken eines meiner Diener, um mich persönlich sofort an Land tragen zu lassen. Das hatte das Unbequeme - da der Boden des Meeres ziemlich uneben war, wodurch mein Diener plötzlich unter mir ganz verschwand -, daß ich völlig durchnäßt im schwarzen Erdteil ankam. Mein Diener fiel obendrein noch einmal auf dem schlüpfrigen Boden hin. Ich benutzte diese Gelegenheit, um "nach berühmten Mustern" die Sache als ein gutes Omen umzudeuten. "Hier bin ich, und hier bleibe ich!" rief ich aus in einer Lage, die mir übrigens selbst ziemlich lächerlich erschien.

In Saadani wurden die mitgebrachten Vorräte in die üblichen Trägerbündel umgepackt und so die kleine Kolonne marschfähig gemacht. Man wird sich nicht leicht vorstellen können, mit welcher Ungeduld ich dem Ende der Verpackung entgegensah. Am Mittwoch nachmittag, als diese Arbeit beendet war, beschloß ich, sofort in das Innere abzumarschieren trotz der Warnung des Hindu, der mir riet, bis zum folgenden Morgen zu warten, da gerade zu Anfang einer derartigen Expedition die Gefahr des Davonlaufens der Leute am größten sei.

Vorher badete ich noch mit meinem Freunde Jühlke in der See, kaufte alsdann für unseren Diener 200 Pfund Reis, einen Kochkessel und sechs Patronentaschen und ließ nachmittags 4 Uhr die ganze Mannschaft antreten. Ich hatte an diesem Tage 36 Träger mit Speeren bewaffnet, sechs persönliche Diener mit Vorderladern und die drei europäischen Herren mit modernen doppelläufigen Schrotflinten. Ich selbst führte eine Büchse mit 500 Patronen Munition. Außerdem hatten wir jeder einen guten Revolver, Jühlke und Pfeil recht gute Dolchmesser.

So marschierten wir von Saadani gegen 5 Uhr ab; voran ich mit meinen zwei persönlichen, bewaffneten Dienern, dann Dr. Jühlke mit seinem Diener, dann die Träger und schließlich Herr **Graf Pfeil** und Herr Otto mit Graf Pfeils Diener und dem Koch. Unser sechster Diener, der Dolmetsch, hielt sich meist in der Front auf bei dem Kidongosi, dem eigentlichen Wegführer, seinem Freunde.

Ich werde niemals die eigentümliche Schönheit dieses ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf eine Höhe von 300 Fuß. Das Meer hinter uns begann sich allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbentöne der Tropenwelt zu kleiden, und vor uns flammte der westliche Himmel nach und nach in der Glut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter dem die Sonne etwa um 6 Uhr zu verschwinden begann. Die Luft war warm und durchsättigt von all den eigentümlich berauschenden Düften der Tropen. Bunte, hellschimmernde Blumen aller Art und von allen Farben strömten fortwährend das süße, aber gefährliche Gift dieser Dünste aus. Dazwischen wiegten sich nie gesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor, und über alle empor ragte von den größeren Erhebungen die stolze, melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen, Zischen, kurz alle die unbezeichenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Zurufe der Neger. Der Abend sank tiefer herab und nun begann es in den Büschen zu funkeln und zu leuchten. Tausende und aber Tausende von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber. Ein seltsam beklemmendes Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke. Ich fühlte mich wie hinausgeworfen auf einen anderen Planeten, wo das Leben noch glühender durch die Natur pulsiert. Ein unaussprechliches Sehnen und eine tiefe Melancholie überkamen mich.

Nach dreistündigem Marsch langten wir auf unserer ersten Station, einem wohlbefestigten Kral, Muduni an.

Am Freitag, dem 14. November, brachen wir wieder von Muduni auf. Die Reise folgte zunächst

dem Nordufer des Wanu. Da ich nicht in Kollision mit den Rechtsansprüchen des Sultans von Sansibar geraten wollte, lag mir daran, zunächst den Küstengürtel hinter mir zu lassen, in dem er durch seine Walis (= Statthalter) wenigstens eine Art von Oberhoheit ausüben ließ. Ich wußte, daß eine Verletzung dieser Schattenautorität mir ohne weiteres die ganze internationale Politik auf den Hals hetzen mußte. Indes hatten wir nicht lange zu warten, bis wir in ganz unabhängiges Negergebiet kamen. Bereits 2 - 3 Tagemärsche hinter Saadani hatte auch der Schein der Hoheit des Said Bargasch (des Sultans von Sansibar) ein Ende, und nun begann ich, zunächst wenigstens formell, deutsche Rechtsansprüche zu schaffen. Man hat sich über die Form dieser Besitzergreifung hernach in Deutschland weidlich aufgehalten. Das war so recht etwas für diese politischen Kindsköpfe, die Kalauerfritzen und Possenreißer in Berlin: "Ha, ha, ha, Verträge mit den Schwarzen! Die werden gerade wissen, was Verträge bedeuten; die werden Verträge gerade halten! Das ist ja der größte Schwindel, den es gegeben hat."

Daß solche Besitzergreifung von Landgebieten durch Vertrag im wesentlichen überall und stets eine Fiktion ist, wußte ich 1884 natürlich so gut, wie ich dies heute weiß. Aber es war mir auch bekannt, daß Briten und Holländer, ja alle kolonisierenden Völker bis zu den Phönikern hinauf ihre Besitzrechte gegenüber den Eingeborenen in genau derselben Art begründet hatten. Die Geschichte von der Kuhhaut der Dido, der Karthago sein Entstehen verdanken sollte, hatte ich bereits in meiner Vorschule kennengelernt. Es ist mir ebenso bekannt, daß in unserer modernen Zeit derartige Verträge immer nur ein gewisses Vorrecht für den Staat des europäischen Kontrahenten gegenüber **anderen** Kulturstaaten schaffen, und dies auch nur dann, wenn der betreffende Staat sich solches Vorrechtes bedienen will. Aber weiter konnte unsere Expedition naturgemäß da draußen überhaupt nichts erreichen. Das Wesentliche mußte den folgenden Verhandlungen in Europa überlassen bleiben. Ich durfte meine Aufgabe als gelöst betrachten, wenn ich vorläufig ein einigermaßen umfassendes Gebiet in solcher Weise erworben hatte, daß die deutsche Regierung, wenn sie dies wollte, die geschaffene Rechtsgrundlage in Verhandlungen mit Großbritannien und anderen Mächten verwerten konnte. Dazu genügten Vertrag und Flaggenhissen durch einen Deutschen.

Wenn ich heute nach 22 Jahren auf diese Expedition mit ihren Ergebnissen zurückblicke, so kann ich wohl einzelne jugendliche Extravaganzen und Unvorsichtigkeiten daran tadeln, aber ich glaube, auch meine Gegner werden zugeben müssen, daß wir uns im großen und ganzen der gestellten Aufgabe mit Umsicht und Hingabe entledigt haben. In fünf Wochen - und alles kam gerade auf diese Schnelligkeit an - hatten wir den Grund gelegt zu einem deutschen Kolonialreich in Ostafrika, einen Grund, der böswilligen Kritikern zwar Veranlassung zu Witzen und Schäkereien bot, der sich aber doch als fest genug erwiesen hat, um unser ostafrikanisches Schutzgebiet und weit mehr darauf zu bauen. Dies war mit Einsetzung unserer ganzen moralischen und physischen Kraft geschehen. Als wir am 4. Dezember in Muinin Sayara (in Usagara) anlangten, waren wir aufs äußerste erschöpft; die Expedition war im wahren Sinne des Wortes abgehetzt.

(Nach **Dr. Carl Peters**, *Die Gründung von Deutsch-Ostafrika*.)



Marktleben am Fuße des Kilimandscharo

Aufsatz eines eingeborenen Seminarschülers aus Marangua
(Arbeitsgebiet der Leipziger Missionen am Kilimandscharo)

Gestern machten wir uns auf, wir, die Schüler des Seminars, zum Markte zu gehen, damit wir dann schrieben, was wir gesehen haben.

Als wir zum Unabach kamen, begann ich zu sehen, was wert ist zu schreiben. Zur Linken sah ich da einen jungen Mann, der dafür bekannt ist, daß er das Europäertum nachzuahmen sucht. Sein

Aussehen war so: Auf dem Kopf trug er einen europäischen Hut, am Leibe hatte er ein Hemd, an den Beinen hatte er schwarze Hosen, und über das Ganze hatte er ein weißes Tuch geworfen. Am Wege stand er und kaufte sich eine Maniokwurzel zum Essen. Da dachte ich: das ist ein gutes Beispiel, um die Dinge aufzuzeigen. Er ist ein Zwitterwesen, zur Hälfte ein Europäer, zur Hälfte ein Wadschagga.

Weiter ging ich meinen Weg und kam in die Nähe des indischen Ladens. Da sah ich drei, die sich sehr liebten und eine Kameradschaft bildeten. Ihre Kameradschaftlichkeit zeigten sie an einem Zuckerrohr. Mit großer Genauigkeit teilten sie das Zuckerrohr, das zehn Knoten hatte, so daß jeder ein genau gleich großes Stück bekam. Ich freute mich sehr über diese drei Kinder und dachte: Wenn doch die Menschen der Erde alle sich so liebten, wie diese Kinder!

Ich ging über die Missionsstation. Als ich in die Nähe der Station kam, oh, was war das für eine Notl Ein armes Huhn hatte sich in Bananenfasern gefangen, eine Katze aber schlich heran und wollte ihm an die Kehle. Als ich mich näherte, um den Streit zu schlichten, damit die Katze das Huhn nicht fräße, da stellte die Katze an mich ärgerliche Fragen: "Nguru, Nguru?" Ich aber machte das Huhn los, und es schlug die Flügel und eilte davon.

Ehe ich zum Markt kam, traf ich einen tapferen Helden von einem Lastträger. Er trug eine Nähmaschine auf seinem Kopfe, lief schnell damit und machte von Zeit zu Zeit einen Luftsprung. Dabei kommandierte er immer englisch: "Left, right, left, right!" Die Frauen, die zu Markte gingen, lachten aber, und eine sagte zu uns: "Ist das euer Offizier, ihr Seminaristen?" - Es ist aber ein Mann namens Masuki, der nicht ganz bei Verstand ist.

Nun sahen wir einen Knaben, der sehr tüchtig war. Er war auf dem Schulweg. Aber er hatte sich einen kleinen Wagen gemacht, darauf hatte er seine Schiefertafel gebunden, die zog er nun zur Schule. Als wir ihn sahen, lachten wir und freuten uns, daß er einen so schönen Wagen gemacht hatte. Als er uns sah, fuhr er noch schneller mit seinem Wagen, und als wir ihm Platz machten, vorbeizufahren, freute er sich sehr.

Wir setzten unsern Weg fort bis zum Markt. Am Eingang sahen wir den Essenaufkäufer des Seminars stehen, wie er Bananen und Milch kaufte. Die Frauen standen um ihn herum, und von allen Seiten riefen sie seinen Namen: "Ndesamburo, Ndesamburo!" Wir fragten ihn: "Was kostet ein ganzes Bündel Bananen?" "Einen bis einundeinhalb Schilling", sagte er. "Und die Milch?" "Eine Kalebasse einen Schilling und mehr." Als wir das hörten, bedrückte es uns, daß unser Essen so viel Geld kostet.

Auf dem Markte trafen wir die Dinge jeglicher Art an. 18 Zeughändler hatten ihren Stand aufgeschlagen. Zum Teil hatten sie gleich Nähmaschinen mitgebracht, an denen saßen Schneider. Wenn einer Zeug kaufte, so wurde ihm in Schnelligkeit gleich das Kleidungsstück genäht.

Dann schauten wir uns die Seite an, auf der die Frauen die Nahrungsmittel verkaufen. Da war eine Fülle von Bananen, Mais, Bohnen, Milch, Natronsalz, Negerkorn und vieles andre. Wapare waren gekommen aus Ugueno, weit her, die verkauften Töpfe.

Es gefiel mir alles, aber an einem hatte ich keine Freude. Eine Frau wollte wissen, ob die saure Milch, die sie kaufen wollte, gut sei oder nicht. Sie goß etwas davon in die Handfläche, leckte daran und tat sie wieder zurück in die Kalebasse. Das verdarb mir meine Freude.

So machten wir uns eilig auf, nahmen die Bananen, die Ndesamburo für uns gekauft hatte, auf den Kopf und gingen heim.

Fanueli Kaleya (aus Rother: *Afrika lernt*.)

Der schwarze Wächter

D. Bruno Gutmann / Moschi

Die Wadschagga am Kilimandscharo haben aus dem Schatten einen Miterzieher gemacht und in das Hirtenamt über ihre Kinder eingesetzt. Das taten sie aber nicht als heimliche Schälke, wie wir es sind, wenn wir etwa unseren Kindern noch vom schwarzen Mann erzählen und mit diesem Schreckgebilde drohen, wenn sie nicht artig sind.

Sondern auch der erwachsene Dschagga schaute ja noch mit Scheu auf seinen Schatten, wie er am Morgen sich so lang erstreckte, am Mittag so eng um seine Füße sammelt und bis zum Abend wieder wächst. Er weiß, das hängt mit der Sonne zusammen, und in ihrem Tun erkennt er Gott. Der gibt ihm damit den Rückhalt seines Lebens. Was er in der frühsten Kindheit von der Mutter oder Großmutter erfuhr, das bleibt ihm zeitlebens eine gewisse Wahrheit. Und was erfuhr er wohl von der Mutter über seinen Schatten? Das war etwa an jenem Tage, als ihm die Ziegen zum ersten Male zur alleinigen Hut anvertraut wurden. Da schärfte ihm die Mutter ein: "Laß die Ziegen ja nicht auf die Felder der Leute und von den Äckern fressen und auch nicht in einen Bananenhain laufen. Gib schön acht auf alles, wie der es tut, der hinter dir geht. Der ist schon mit deinem Großvater und mit deinem Vater auf die Weide gegangen und hat auf sie geschaut. Nimm ja nichts weg von jemandem. Denke nicht: ich bin allein! Du bist nicht allein. Der an der Seite schaut auf dich." Und dabei deutet die Mutter auf den Schatten des Kindes. Aber es geht schon auf den Mittag zu. Das Kind nimmt den Schatten vielleicht überhaupt nicht wahr an der Stelle, wo es steht, oder er scheint ihm nicht so eindrucksvoll zu sein, daß es sich vor ihm fürchten müßte. Oder es versteht den Hinweis überhaupt noch nicht und fragt: "Du Nährmütterlein auf dem Hofe, wer soll denn das sein, der mir zur Seite geht?" Und die kluge Mutter antwortet: "Warte bis morgen früh, wenn Ruwa kommt, dann sollst du hinter dich schauen, und du wirst den schwarzen Wächter in seiner wahren Größe sehen und wie er Arme und Beine hat gleich dir und einen Kopf wie du, und Ohren und Augen zu hören und zu sehen, damit du nicht dahinflackerst, sondern dich zusammennimmst." Am andern Morgen führt sie ihr Kind beim Aufgang der Sonne vor die Hütte und heißt es gegen den Himmel speicheln, und dabei betet sie ihm vor: "Herr, du mein Stützer, stütze mich, damit ich nicht falle. Geleite mich glücklich und behüte mich vor dem Ausgleiten. Sende mir den, der heute mit mir geht. Oh, du mein Begleiter, komm und führe mich und halte mich wohl in acht, daß ich den Topf nicht zerbreche beim Wasserholen, daß ich in keinen Dorn trete beim Futterholen, daß ich an keinen Stein stoße beim Ziegenhüten." Während nun die Sonne voll empor gestiegen ist, sagt die Mutter zu dem Kinde: "Dreh dich um und schau hinter dich." Da steht sein Schatten riesengroß hinter ihm und ernst spricht die Mutter: "Da steht dein Hirte! Der geht mit dir den ganzen Tag und hütet dich, wie du deine Ziegen hütest."

Auf der Weide aber trafen sich die Knaben und sprachen auch wohl einmal über das, was die Mütter ihnen gesagt hatten. Und es machte sich der Fürwitz geltend, der immer über die Menschlein kommt, wenn sie gleichalterig beieinander sind. Und es warf einer die Frage auf: ob es wohl wahr sei, daß der schwarze Begleiter Obacht gäbe. Und während der eine Teil seinen Unglauben äußerte, der andere unschlüssig schwankte, sprang einer auf und rief: "Es ist doch wahr! Wer sollte uns wohl vor Dornen und Steinen behüten, wenn er es nicht tut?" Und beschämt schwiegen alle. Ihr Glaube richtete sich wieder in ihren Herzen auf, und behutsamer hielt sich wieder jeder in der Hut seines schwarzen Wächters. Einen anderen aber plagte der Fürwitz in der Einsamkeit, und er dachte: wenn der schwarze Wächter Dienste tut, dann sollte er auch Gesellschafter sein und mit einem reden können. Und auf seine Weise suchte das Kind die Anknüpfung. Es schlug nach ihm und meinte, nun wird er etwas sagen oder schreien. Aber der Schatten blieb stumm, und das wunderte den kleinen Fürwitz nicht wenig. Er fragte die Mutter. Die sagte: "Der wird niemals reden. Er ist ja dein Hirte und redet nicht mit dir. Der Mann Gottes hat ihn dir gegeben, damit er dich weide. Bitte ihn

vielmehr, daß er dich ordentlich behüte und dir deinen Schatten nicht nehme, denn dann mußt du sterben."

Viele werden denken: was sind diese Neger doch für törichte Leute! Aber wie ist mir denn? Sagt man ihnen sonst nicht nach, sie könnten ihre Kinder überhaupt nicht erziehen und ließen sie als Wildlinge aufwachsen?

Nun aber sehen wir sie bemüht, ihren Kindern einen Halt zu geben, auch für die Einsamkeit, wenn sie kein Menschenauge zu fürchten haben.

Aber freilich den schwarzen Wächter müssen wir ersetzen, wenn er gleich der Sonne Gegenzeichen ist. Wir müssen die braunen Afrikaner samt ihren Kindern dem lichten Wärter übergeben, dem Hüter, der von alters her nicht schläft noch schlummert, der uns in seinem Wort ein Licht geschenkt hat, das im Herzen leuchtet und die einsamen Stunden zu den heiligsten wandeln kann.

Deutsch-Südwestafrika

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Eine Straußenjagd bei Omaruru

J. R. Brechenmacher

Vor dem Trupp reitet ein eingeborener Späher, der mit scharfem Auge die weiten Ebenen durchforscht, denn der Ritt soll zugleich der Jagd auf ein edles Wild, dem Strauß gewidmet sein, der zu jenen Zeiten noch häufig die Steppen bei Karibib bevölkerte. Der Sonnenball steigt höher und höher, und die Hitze nimmt zu. Das ist die beste Zeit für die Jagd auf das von uns ersehnte Wild, denn die mächtigen, schnellen Vögel erschlaffen nur in der Mittagshitze vor dem nachsetzenden Roß des Jägers. Wir reiten leicht bergab in eine grasgefüllte Mulde hinein, die ein kiesiges Bachbett durchquert, bis plötzlich unser Späher mit einem kurzen Rucke hält und nach Süden deutet. Unsere Augen folgen der Richtung seines ausgestreckten Armes, und richtig, dort, weit im Tale, wohl 1600 m von uns entfernt, erblicken wir zwischen dichtem Gebüsch die Bewegung lebender Wesen. Ich hielt sie zunächst für weidende Rinder, aber ein Blick durch den Feldstecher belehrte mich, daß wir in der Tat **Strauße** vor uns hatten.

Jetzt hieß es handeln, richtig und vorsichtig handeln. Nach kurzer Verabredung lösen sich zwei Reiter aus unserer Schar und verschwinden, vorsichtig sich hinter Büschen deckend, nach rückwärts in der Richtung, aus der wir eben gekommen sind. Sie sollen, weit ausholend, das Wild umgehen, ihm den Wind abgewinnen und versuchen, die stolzen Tiere langsam auf uns zuzutreiben.

Wir sitzen schnell ab, bringen unsere Pferde in Deckung und beobachten scharf die ruhig weiteräsenden Strauße, die noch keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr haben.

Die Zeit verrinnt. Fast eine Stunde ist vergangen, als sich plötzlich eine Bewegung unter dem Wilde zeigt. Einer der männlichen Strauße, die deutlich von den heller gefärbten weiblichen zu unterscheiden sind, richtet sich sichernd hoch auf, und gleich darauf setzen sich die Tiere langsam auf uns in Bewegung. In Eile machen wir uns bereit, jederzeit aufzusitzen und dem Wilde nachzujagen und so zum Schusse zu kommen, falls es, durch einen unvorhergesehenen Umstand beeinflußt, von seiner bisherigen Richtung abweichen sollte.

Und so entwickelt sich die Jagd in der Tat. Weit draußen im "Veld" wird jetzt einer unserer Jäger sichtbar, der, langsam vorwärts reitend, in gerader Richtung auf uns zuhält. Er kann von den Vögeln

noch nicht bemerkt worden sein, die jetzt plötzlich in wilder Flucht, wie über den Erdboden dahinfliegend, davonstürmen. Jede Sekunde ist kostbar. Wir werfen uns auf die Pferde und jagen in vollem Galopp auf die Strauße zu, die sich pfeilschnell nähern, dann aber, aufgeschreckt durch den Lärm der heranbrausenden Reiter, eine sekundenlange Zeitspanne stutzen, um in neuer Richtung, einen gewaltigen Haken schlagend, gerade vor uns her die Flucht fortzusetzen.

Der kurze Augenblick des Stutzens bedeutet für uns den Erfolg der Jagd. Herunter vom Pferd, das Gewehr an die Backe und Schuß um Schuß. 200 m nur trennen uns von dem Wilde, das wie der Sturmwind vor uns herfegt. 200 m, die sich in Sekunden auf 400, 600, 800 erweitern, so daß wir das Feuer einstellen müssen.

Mein eingeborener Diener, ein Junge aus Rehoboth, ist der erste auf dem Gaul und ruft mit Jauchzen: "Herr, eine gute Jagd, zwei Vogelstrauße liegen!"

Langsam reiten wir heran und haben, als wir uns dem bereits verendeten Wild nähern, alle Mühe, die Pferde zu beruhigen, die vor den toten Körpern im wallenden Federkleide scheuen. Wir satteln ab und lassen die Pferde weiden; für uns aber beginnt die mühevolle Arbeit des Auslösens der prächtigen Federn, die geraume Zeit in Anspruch nimmt.

(Aus J. K. Brechenmacher, *Tier- und Jagdabenteuer aus aller Welt*.)



Ein Farmer gründet sein Heim

Joachim Cranz

Meine Stammherde bestand aus etwa hundert Köpfen, darunter 45 Kühe. Es waren alles schwarze und schwarzbunte Tiere. So hatte ich sie mir beim Händler ausgesucht. Auch ein Friesenbulle war dabei. Mein Plan war, in dem weiten Steppengelände des Nossob Friesen zu ziehen. - Es war ein hübscher Anblick, als anderen Tages die Herde gravitätischen Schrittes, die gewaltigen Hörner wiegend, angeführt von der bösen Kuh "Satan", auf der Ansiedlung eintraf. Die kleinsten Kälber zottelten hinterdrein. Die größeren galoppierten übermütig hin und her, verfolgt von den besorgten Mutteraugen. Die Herde wurde in den großen, dichten Dornkral eingetrieben. Die Kälber kamen in einen besonderen Verhau, denn abends wollten wir die Kühe melken. Später wurde das Vieh in die schöne Weide getrieben, die jetzt fast trocken war. Wir hatten ja die kalte Zeit, also unseren Winter. Erst kurz vor Weihnachten setzt wieder der Regen ein. Die Jahreszeiten liegen gerade umgekehrt wie in der deutschen Heimat, während die Tageszeit fast mit der in Deutschland übereinstimmt.

Meine Hütte war fertig bis auf den Verputz. Jetzt, da das Vieh gekommen, hatten wir auch den nötigen Mist. Die Weiber machten sich daran, das Geflecht mit dem hier üblichen Brei aus Kuhmist und Lehm zu verschmieren. Appetitlich klingt das nicht, und appetitlich sah es auch nicht gerade aus, wie sie damit hantierten. Aber in der Sonne trocknet dieses Gemisch dann schnell und wird ganz geruchlos. Es hat den Vorteil, daß es später weniger abregnet, als es mit Lehm allein geschehen würde.

An manch einem Sonntag machte ich Besuche in der Nachbarschaft. Die nächste Farm war nur sechs Kilometer entfernt. Ein Vergnügen ist es nicht, in Südwest zu Fuß zu gehen. Man will aber wieder einmal weiße Menschen sehen, braucht Anregung und muß als Neuling manches erfragen und besichtigen. Ich hatte natürlich auch dann und wann Besuch. Alle vier Wochen kam eine berittene Polizeipatrouille auf die Farm.

Vierzehn Tage später stand plötzlich die ganze Welt um uns in Flammen. Vom Osten zog ein riesenhafter Steppenbrand herauf. Mit Windeseile sauste er, vom Sturm gepeitscht, auf meine Farm zu. Von überallher kamen zu Pferde und Wagen die Nachbarn mit ihren Leuten herbeigeeilt. Was aber bedeuten dreißig Farbige und fünf Weiße solch einem Steppenbrand gegenüber? Man kann ihm nur mit Zweigen zu Leibe gehen - und auch das nur, wenn der Wind sich legt. Zwei Drittel meiner Farm brannten in jenen Tagen ab. In acht Jahren folgten weitere fünf Brände. Im hohen Gras der afrikanischen Steppe findet jedes Feuer reichliche Nahrung. Ein wundervoller Anblick ist es, wenn das weite Feld in hohen Flammen steht. Bei jedem Windstoß schießen sie meterweit voraus. Grüne Laubbüsche fallen ihnen prasselnd zum Opfer. Allenthalben wälzen sich undurchdringlich schwarze Qualm- und Rauchsäulen dahin - dazwischen ganze Züge von roten, gierigen und vorwärtsstürmenden Flammeninseln. Die Ruhe nach jedem Winde wird benutzt, um mit den Zweigen dreinzuschlagen. Die Eingeborenen feuern sich mit wahrem Niggergeheule gegenseitig an. Männer und Frauen kämpfen um die Wette gegen den Brand. So wird dann Kilometer um Kilometer ausgelöscht.

In ruhigeren Tagen ging es an die Vorbereitung für den Bau des Farmgehöftes. Der Nachbar auf "Barreshagen" borgte mir gegen Bezahlung zwei Leute. Kohlschwarze Klippkaffern waren es: Jakob und Hans. Mit ihnen fing ich die wenig angenehme Arbeit der Ziegelbrennerei an. Lehm gibt es genug am schwarzen Nossob. Meist ist er zu fett, so daß die nassen Steine in der Sonne platzen. Man muß deshalb viel Sand dazwischenmengen. Mit der Pickhacke wird zunächst der harte Boden aufgehauen, unter Wasser gesetzt, und Sand wird beigemengt. Die dann entstehende Masse wird ständig von den drei Eingeborenen mit Füßen getreten, mit dem Spaten gewendet und geschmeidig gemacht. Ich stand hinter dem Tisch und warf den fertigen Brei in die Formen, die hinter mir auf einem geglätteten Platze umgestürzt wurden. Hier trockneten sie in der Sonne, um anderen Tages umgedreht zu werden.

Wer von den Afrikanern kennt nicht dieses Ziegelstreichen? Eine stumpfsinnige, schwere Arbeit in der kalten, regenlosen Zeit! Unermüdlich wirft man den triefenden Lehm in die nassen Formen und streicht dann die Formen glatt. Der Eingeborene trägt sie im Trabe fort. Wieder zieht man aus dem Wasserbottich die andere Form und quatsch, fliegt mit kräftigem Schwung weit spritzend der Brei hinein. Vier Steine sind so fertig. Wie aber sieht man dabei aus! Wie die Kaffern hüllte man sich in alte Säcke. Naß bis auf die Haut wird man von dem triefenden Tisch. Wie sehen vor allem zu Anfang die armen Hände aus? Rissig, blutig und bis zur Unkenntlichkeit verdreckt. Woche auf Woche geht so die schwere Arbeit vor sich - denn das eiserne Muß steht dahinter. Jeden Morgen wird die Masse der trockenen Steine zu einem Feldofen aufgepackt und dann der Platz für ihre nassen Nachfolger gereinigt. Am Spätnachmittag, wenn die Masse verarbeitet ist, geht es mit allen Mannen an neues Lehmpicken. Sand und Wasser werden herangefahren, und das Gemisch wird vorbereitet. Die Eingeborenen frieren, betteln dauernd um Zucker und schlürfen gierig ihr bißchen Kaffee. Langsam wächst der Ofen. Kunstgerecht werden die Feuergänge stehen gelassen, Stein auf Stein gepackt und endlich der fertige Ofen ganz mit Lehm verputzt. Nur oben bleibt er frei, damit die Hitze herausziehen kann. Fracht um Fracht des harten roten Akazienholzes muß herbeigefahren werden. Dann endlich kann das Feuern beginnen. Erst nach drei Tagen und Nächten fortwährenden Heizens werden die Feuerungsgänge zugemauert. Dann ist der Ofen in voller Glut und braucht Tage, um abzukühlen. Ist der Wind günstig und weht er nicht immer nur von einer Seite, so hat man wenig Abfall und einen schönen roten Ziegelstein. Der Hausbau erfordert jedoch mehr. Für das Fundament müssen Steine gebrochen werden. Zum Mauern braucht man Kalk. In einem tiefen Loch wird er gebrannt. Viel Holz frißt dieses Kalkbrennen.

Monate gingen mit diesen Vorbereitungen ins Land. Dann kam der Maurer. Bald war der Grundstein zu meinem Haus gelegt. Viele Frachten mit Baumaterial, Holz, Dachbedeckung aus Wellblech, Zement, Fenster und Türen mußten aus Windhuk mit dem Ochsenwagen geholt werden. Es war äußerst schwierig, mit den wenigen Eingeborenen die Arbeit zu bewältigen. Der Bau zog

sich infolgedessen erheblich in die Länge. Ein Nebengebäude wurde zwar bald fertig, und ich konnte meine kleine Hütte unter den drei rauschenden Kameldornbäumen mit einem schönen, hellen Raum vertauschen. Das Vieh vermehrte sich und machte jetzt wenig Arbeit. Schon lange waren die Karakulschafe, die früher bei einem Nachbar standen, auf dem Platze. Wunderhübsch sehen die kleinen pechschwarzen Lämmer aus, die die beliebten Persianerpelze liefern. Zwei kleine, zähe Afrikanerpferdchen hatte ich mir gekauft. Eine Sau mit zehn Ferkeln versuchte jeden Morgen, meinen neuen Wohnraum im Sturm zu nehmen. Bald herrschte ein Leben wie auf einem deutschen Gutshofe.

(Aus *Jambo Watu*.)

---

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Kamerun

Mein erster Besuch in Bamum

Gouverneur i. R. Carl Ebermaier

Der **Zintgraffsche** Vorstoß nach Norden ins **Grasland** mußte im **Bali-Hochland** haltmachen. Fast zehn Jahre blieb es dabei; nur über **Tinto** war der Verkehr mit der Küste offen. Was östlich dieser Straße lag, blieb lange Zeit unberührt. Erst der erfolgreiche Vorstoß des Oberstleutnants Pavel, der bis zum **Tschadsee** vordrang, und die Errichtung der Stationen **Dschang** und **Bamenda** erschlossen auch diese reichen und dicht bevölkerten Landschaften dem Handelsverkehr mit der Küste.

Das größte geschlossene Staatswesen dieser Landschaften war **Bamum**, das unter seinem klugen und kraftvollen Herrscher, **"Njoja"**, ohne jede Gewaltanwendung unsererseits sich der deutschen Schutzherrschaft unterstellte. Von der inneren Kraft des Landes zeugte die Anlage der Hauptstadt **Fumbam**, die mit ungeheuerem Fleiß zu einem gewaltigen Festungswerk ausgebaut war.

Die erste nähere Kunde von Fumbam hat uns um 1900 der aus seiner Tätigkeit in Ost- und West-Afrika rühmlichst bekannte Oberstleutnant **v. Ramsay** vermittelt. Als damaliger Geschäftsführer der kurz vorher gegründeten Gesellschaft **"Nordwest-Kamerun"** war er bei seiner Erstbereisung des ihm zur Erschließung anvertrauten Gebietes auch nach Fumbam gelangt. Was Ramsay damals berichtete, fand ich zwei Jahre später vollauf bestätigt. - "Njoja" hatte als Zeichen seiner Ergebenheit reiche Geschenke für den Gouverneur und den Kaiser nach **Buea** geschickt. Ich erhielt als Vertreter des damaligen Gouverneurs **v. Puttkamer** den Auftrag, die Gegengeschenke zu überbringen.

Es waren noch immer unruhige Zeiten in den erst kürzlich erschlossenen Gebieten. Gerade war der Bezirksleiter von **Mamfe-Nsanakang**, Graf **Limburg-Stirum**, auf einer Erkundungsreise ins **Anyang**-Gebiet verräterisch überfallen und ermordet worden. Eine schnell zusammengestellte Hilfsexpedition war zur Sicherung von Mamfe gerade aufgebrochen, als ich meine Reise nach Bamum antrat.

An meinem vierten Marschtage traf ich die mit Niederwerfung des Aufstandes beauftragte Schutztruppen-Abteilung unter Oberst **Müller** noch in der Versammlung begriffen. Und als ich nach Tinto gelangte, stieß ich dort auf die gleichfalls in Richtung Mamfe befindliche Kompanie **v. Knobloch**, die aus Bamenda kam. Am gleichen Tage kam aus der Richtung Dschang die Abteilung des Oberleutnants **v. Puttkamer** in Tinto an, die gerade Unruhen an den Grenzen des Dschang-Bezirkes niedergeschlagen hatte. - Dieses zufällige Zusammentreffen dreier Abteilungen aus verschiedenen Richtungen hat auf die Bevölkerung der umliegenden Landschaften tiefen Eindruck gemacht und verhütet, daß die Unruhen des Mamfe-Bezirks auf das Tinto-Gebiet und die Bali-

Straße übersprangen. Verdächtige Sendboten aus dem **Croß**-Gebiet hatte ich auf meinem Marsch nach Tinto schon selbst beobachtet.

Neben dem Auftrag für Bamum hatte ich auch einen Auftrag für den Oberhäuptling von Bali, "Fonjonge", erhalten und wollte zunächst nach **Bali**. Ich benutzte aber nicht die übliche Straße Tinto - Bali, sondern schob mich etwas mehr nach Westen heran, Richtung Widekum, und gelangte für "Fonjonge" völlig überraschend über Bapini zwischen Widekum und Bali vom Westen her zu Fonjonges Häuptlingssitz; so ein Gebiet erschließend, das der listige Bali-Häuptling der Station Bamenda gegenüber, obwohl es reich, friedlich und gut bevölkert war, für ungangbar erklärt hatte.

Von Bali ging's weiter nach **Bamenda**, wo der Station die erforderlichen Barmittel für Verwaltungszwecke zu übergeben waren. - Den weiteren Weg nahm ich über Bagam. Im letzten Lager vor Fumbam fand ich Abgesandte des Häuptlings "Njoja" vor, mich im Lande zu begrüßen und die Stunde unseres voraussichtlichen Eintreffens vor der Stadt zu erfragen, damit alles zum feierlichen Einzug rechtzeitig vorbereitet sei. - Als wir uns tags darauf der Stadt näherten, sahen wir schon von weitem die gewaltigen Mauern mit Türmen und Torburgen bewehrt und hatten beim Näherkommen die breiten Gräben zu überqueren, die doppelt gestaffelt, die ganze Stadt umgaben; staunenerregend und ohne Beispiel im ganzen Lande. - Der Weg, der zu der vor uns liegenden Torburg führte, war so schmal, daß er jeweils nur für einen Reiter Platz ließ. Rechts und links des Weges war mannshohes Gras. Was das bedeutete, sollte ich später erfahren.

"Njoja" kam mir mit großem Gefolge hoch zu Roß entgegen; alle in reicher, malerischer Fulbe- bzw. Haussa-Tracht. - Als er auf etwa fünfzig Meter heran war, stieg er ab und kam zu Fuß auf mich zu. - Die Würde seines Auftretens veranlaßte mich, entgegen der Gepflogenheit gleichfalls abzusteigen und ihm entgegenzugehen. - Wir begrüßten uns mit Handschlag. In wohlgesetzten Worten bewillkommnete mich "Njoja" als den Vertreter des Gouverneurs und des deutschen Kaisers, dem er sich und sein Land zu Füßen lege. Er lud mich dann ein, ihm in die Stadt zu folgen. Wir saßen wieder auf und in feierlichem Zuge, "Njoja" mit seinen Leuten voran, ging's dem Tore zu. Rechts und links des Weges standen alle zwei bis drei Schritte Speerbewaffnete mit weitgespreizten Beinen. Auf meine Frage, was diese sonderbare Art Spalierstellung bedeute, wurde ich belehrt, daß dies zu unserer Sicherheit diene, damit ich nicht, wenn das Pferd vielleicht scheue oder strauchele, in eine der tiefen Wolfsgruben stürze, die vom Grase verdeckt zur Verstärkung der Befestigung rings um die Stadt liefen.

Kaum hatten wir uns auf dem für uns hergerichteten Rastplatz einigermaßen eingerichtet, als unter Vorantritt einer langen Karawane, die Verpflegung für mich und unsere Leute herbeischleppte, der Häuptling wieder erschien, seine persönlichen Gastgeschenke übermittelte und mich auf den Besuch seiner Mutter vorbereitete.

"Njojas" Vater war im Kampfe gegen "Bansso" gefallen, als "Njoja" noch ein Kind war. Nach dem Herkommen hätte einer der Oheime des Kindes Nachfolger werden müssen. Die Mutter aber "Nza",[1] eine ausnehmend kluge und tapfere Frau, hat es verstanden, die Eifersucht der männlichen Anverwandten und Großen des Landes so auszunutzen, daß ihr Vormundschaft und Regentschaft übertragen wurden. Auch nach Großjährigkeit des Sohnes behielt sie maßgeblichen Einfluß, eigene Hofhaltung und selbständige Häuptlingsehren.

Bald erschien denn auch "Nza" mit eigenem Gefolge, eigene Geschenke übermittelnd. Sie war in kostbare Brokate gekleidet, bei deren Anblick ich in ernste Besorgnis geriet, wie ich gegen solche Pracht mit meinen leichten Seidenstoffen, die ich von der Küste als Geschenk für sie mitgebracht hatte, würde bestehen können. - Mit einem Blick war mir klar: Hier reichen sich Orient und Okzident die Hand. Bamums Kultur, bisher vom Sudan und von Tripolis auf weiten Wüstenwegen südwärts getragen, wird nun den Einflüssen westlicher Erzeugnisse ausgesetzt.

Für den nächsten Tag war Staatsbesuch bei "Njoja" und die Überreichung der Geschenke des Gouverneurs vorgesehen. "Njoja" empfing mich auf dem weiten Platz vor dem Haupteingang zu seinem ausgedehnten Häuptlings-Pallas auf dem später so berühmt gewordenen reichgeschnitzten und mit Perl- und Muschelstickereien versehenen Thronsessel. Er ging mir entgegen und bat mich, auf einem ähnlichen Sessel neben ihm Platz zu nehmen.

Der weite Platz vor uns war mit prächtig gekleideten und bewaffneten Kriegern dicht gefüllt; drei- bis viertausend Köpfe mögen es gewesen sein. "Njoja" hielt eine längere Ansprache an seine Leute; dann stieg er von seinem Thronsessel herunter, trat auf mich zu und bat mich, meinerseits an seiner Stelle auf dem Thronsessel Platz zu nehmen. Zu seinem Volk gewendet fuhr er fort: **"Hiermit übergebe ich mich, Land und Leute dem Schutze des deutschen Kaisers** und verpflichte mich zum Gehorsam gegenüber dem kaiserlichen Gouverneur und seinen Vertretern. - Sie mögen uns schützen in der Gefahr!"

Nunmehr ergriff ich das Wort, gelobte Schutz und betonte, mich hiermit zu den versammelten Großen und Kriegern wendend: **"Njoja wird hiermit belehnt mit dem Lande Bamum** und herrscht hier an Kaisers Statt wie zuvor; und wer sich gegen ihn und seine Anordnungen auflehnt, hat die Strafe des kaiserlichen Gouvernements zu gewärtigen."

Nach diesen Worten verließ ich den Thronsessel und führte "Njoja" an der Hand auf seinen angestammten Sitz zurück.

"Njoja" hat uns die Treue gehalten und wir ihm. Er ist in der **Verbannung** gestorben. Wegen seiner Anhänglichkeit an das deutsche Reich haben die **Franzosen**, denen sein Land bei der Beuteteilung nach Schluß des Weltkrieges zufiel, ihn aus der Heimat verbannt. Er war der fähigste, klügste und treueste von all den zahlreichen Häuptlingen Kameruns, die ich kennengelernt habe. Er hat sein Land zu hoher Blüte gebracht, Landwirtschaft und Handwerk, Handel und Wandel gehoben, auch hierin allen ein Vorbild.

Kampf gegen die Geheimbünde in Kamerun[2]

Missionsinspektor E. Kellerhals - Basel

In **Kamerun** wird die **natürlich-blutsmäßige Ordnung des Volkes** in Stämme und Sippen beständig und überall durchkreuzt von der übersipplichen und teilweise überstämmlichen Ordnung des Geheimbundes.

Der **Geheimbund** ist eine seltsame halb religiöse, halb bürgerlich-politische Organisation. Er übt manche Funktionen in der afrikanischen Gemeinschaft aus, die in anderen Völkern von einer erblichen oder gewählten Obrigkeit ganz offen und ohne jede Geheimniskrämerei ausgeführt werden.

Das Machtmittel dieser "Behörde" aber ist nicht das einer selbst vollzogenen Strafe, sondern das der Furcht vor der magischen Wirkung der dem Geheimbund zur Verfügung stehenden übernatürlichen Kraft. Wer etwa seinen Acker vor Verunreinigung und Diebstahl zu schützen wünscht, erbittet sich vom Geheimbund das erwähnte Feldzeichen; nun weiß jeder Vorübergehende, daß Mißachtung dieser Warnung die schadenbringende Wirkung dieser magischen Kräfte nach sich ziehen wird.

Die Macht des Geheimbundes beruht auf dem **Geheimnis**. Deshalb dürfen die Insignien der Gesellschaft, die Maske und das "Amtskleid", von gewöhnlichen Sterblichen meist nicht berührt, oft nicht einmal gesehen werden. Wenn der Geheimbund auszieht, haben sich die Nichtmitglieder,

vor allem die Frauen und Kinder, schleunigst in die Hütten zu verkriechen. Die Versammlungen finden bei Nacht statt, und ein strenges **Schweigegebot**, dessen Übertretung wieder mit magischen Schadenwirkungen bestraft wird, sichert das Geheimnis der Vereinigung.

Wer in einen Geheimbund **eintreten** will, hat genau vorgeschriebene Aufnahmebedingungen zu erfüllen; meist muß er ein hohes Eintrittsgeld entrichten. Wenn ein Kind bald nach der Geburt schon aufgenommen wird, so bezahlt natürlich der Vater diese Gebühren. Das aufgenommene Mitglied kann sich ein Abzeichen seiner Zugehörigkeit anfertigen, wie den Wedel, den der Angehörige des Ngwe-Bundes im Bakosi trägt.

In der Hand dieser halb religiösen, halb politischen Organisationen liegt die eigentliche Macht. Sie sind meist die wirklichen Widerstandsherde gegen die Arbeit des Missionars. In ihnen ballt sich der altafrikanische soziale Konservatismus mit der religiösen Opposition gegen alles Neue zusammen. Diese, alle **natürlichen** Gemeinschaftskreise überschneidenden, **vereinsmäßigen** Organisationen haben von jeher den Sippenhäuptern einen guten Teil ihrer Macht und Autorität über ihre Angehörigen genommen und dadurch schon in früher Zeit eine gefährliche Bruchlinie im sozialen Organismus verschuldet, die dem unter dem Einfall des europäischen Geistes beschleunigten Auseinanderfallen der ganzen Ordnung in weitem Ausmaß vorgearbeitet hat.

So steht die Mission vor der Tatsache, daß von der alten Stammes- und Sippeneinheit unter dem mächtigen Ansturm der neuen Zeit nicht mehr viel zu retten ist. Ja, sie ist sich bewußt, daß sie auf Grund des Evangeliums selbst an zwei tragenden Grundpfeilern dieser Ordnung rüttelt, bis sie zusammenstürzen: an **Geheimbund** und **Polygamie** (Vielweiberei). Die auf diesen Säulen aufgebaute Ordnung kann unter keinen Umständen als eine urtümliche Schöpfungsordnung gesehen werden. Im Gegenteil: wenn die auf **Betrug** und **Tyrannei errichtete Macht der Geheimbünde** entlarvt wird und zusammenbricht, und wenn die in der Polygamie hemmungslos sich austobende Sinnlichkeit in Unfruchtbarkeit endet und das **Aussterben des Volkes** einleitet - so müssen wir Missionare diese Vorgänge als das gottgewollte und gottgesandte **Gericht** über das Heidentum ansehen, das "Gottes Ordnung kannte, aber nicht ehrte", und das deshalb "von Gott dahingegeben" wird in die **gesetzmäßig ablaufenden Folgen der Sünde**. Deshalb können wir nichts tun, um dieses Gericht aufzuhalten, wohl aber müssen wir alles tun, um mitten im Zusammenbruch des Alten die Steine für den Neubau zu suchen und zu sichern. Wenn dieser Neubau da und dort auf den Grundmauern des Alten aufgerichtet werden kann und dadurch um so solider in der Erde verankert und um so "bodenständiger" werden kann, wenn dadurch das recht angelegte, aber **falsch** aufgeführte Gebäude afrikanischer Gesellschaftsordnung nach dem göttlichen Bauplan vollendet werden kann - wer wollte da lieber mit Hand anlegen als eine an die Schrift gebundene evangelische Mission?

Deshalb schärft die **christliche** Eingeborenen-Gemeinde, die mit aller Kraft für die Abschaffung der Geheimbünde kämpft, ihren Gliedern immer wieder mit großem Ernst die **Gehorsamspflicht** gegen die eingeborenen Häuptlinge, selbst die heidnischen, ein. Ja es ist vielfach schon so, daß diese heidnischen Dorf- und Stammeskönige selber bekennen: die Christen sind unsere treuesten Untertanen! Darum setzt sich die Gemeinde auch für die Einordnung der Christen in ihre Sippe ein, und zwar selbst für die in der Mehrheit oder wenigstens in ihrer Führung heidnische Sippe, obwohl sie weiß, daß nach Aufhebung der Polygamie eine **andere** Sippe sein wird, und die **Einzelfamilie** ein geschlosseneres Ganzes bilden wird als ehedem. Darum hat die Kamerunmission von Anfang an die Ansiedlung der Christen in besonderen Christenquartieren **abgelehnt**, trotz der großen Versuchung des Rückfalls, um nicht die ohnehin gefährdete Einheit des Dorfes vollends zu sprengen. Obrigkeit, Dorfschaft und Familie bilden eben für den Christen, trotz ihrer augenblicklichen Verderbnis, unveräußerliche **Bausteine der Volksgemeinschaft**, die durch das Evangelium nicht verworfen, sondern zum Teil ausdrücklich bestätigt werden.

Darum freut sich auch die Mission über die Verwendung aller **einheimischen Kunst**: sie läßt ihre Kapellen im landesüblichen Baustil errichten, ermuntert zur **Ausschmückung** mit den Motiven der eingeborenen Symbolik, läßt auch die eintönigen **Singweisen** der afrikanischen Chöre ruhig gewähren; ja sie empfiehlt die einheimische **Namengebung**, selbst gegen die beliebten biblischen Namen; sie hält vorderhand auch entschieden an der **Morgengabe** fest, weil sie in dieser Sitte einstweilen noch das wirksamste Bollwerk gegen das sittliche Chaos erblickt; sie hält auch die Christen an, ihren heidnischen Verwandten so zu helfen, wie es alte Sitte ist. Aber indem sie das tut, ist sie sich bewußt, nur einzelne Steine aus den Trümmern des zusammenbrechenden Hauses für einen grundsätzlich anderen Neubau gerettet zu haben.

Und darum hofft die Mission darauf, daß die unheilvolle, fluchbeladene **Zerrissenheit des Volkskörpers**, die aus den endlosen Kriegen und dem Sklavenhandel der Vorzeit, aus dem Geheimbundterror und der Gewaltherrschaft der Machthaber, aus dem Mißtrauen und dem Krieg aller gegen alle entstand, abgelöst werde durch einen **neuen** Volksleib, der von dem einheitlichen Kleid einer **gemeinsamen Sprache** umhüllt und von dem Geist des **gemeinsamen** Christenglaubens erfüllt ist.

Anmerkungen:

1 Ihr voller Name ist "Nza-bu-dunke". ...zurück...

2 Entnommen dem Werk: *Das Volk hinter dem Berg*. ...zurück...

---

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Wir Frauen und die Kolonien

Agnes von Boemcken

Kolonialarbeit, Pionierarbeit ist in erster Linie **Männerarbeit** und noch dazu die der Auserlesensten, Tüchtigsten und Energischsten eines Volkes. In keinem Volk aber sind diesen ersten Männern, die in den Gründerjahren der Kolonien nach Übersee hinausgingen, so bald schon Frauen gefolgt - in keinem Volk haben die Frauen so bald die Gefahren und Unbilden der ersten Pionierzeit in den noch unerforschten, unerschlossenen fremden Ländern an der Seite ihrer Männer mit auf sich genommen, als in den deutschen Schutzgebieten.

Kaum hatten die Männer festen Fuß gefaßt, so fanden sie Gefährtinnen, die ihnen das Eroberte ausbauen halfen. Tapfere **Farmer- und Soldatenfrauen** standen als gute Kameraden neben den Männern. Sie lebten mit in den ersten primitivsten Wohnstätten oder zogen nur mit dem Marschgepäck auf lange Patrouillen- und Forschungsreisen in den dunklen Erdteil. Sie entbehrten mit ihren Männern fast alles an Komfort und Bequemlichkeit der äußeren Lebensbedingungen und die geistigen Anregungen europäischer Zivilisation.

Dafür bot sich diesen deutschen Frauen aber die wundervolle Weite der großartigen afrikanischen Natur, das Beobachten und Verstehenlernen fremder Völker und Sitten und das eigene schöpferische Wirken im Aufbau der neuen Heimat.

Ein solches Leben schuf naturgemäß starke, sichere Persönlichkeiten, die nicht nur dem eigenen

Manne eine behagliche Häuslichkeit, sondern darüber hinaus einem großen Kreise ein Stück deutsche Heimat gaben und einen Kulturmittelpunkt entstehen ließen.

Wie anders sah stets das Haus des **verheirateten** Farmers aus, wenn die deutsche Hausfrau darin wirkte. War es auch die einfachste Wellblechhütte auf der Farm in Südwest oder das schlichteste Lehm- und Grashaus im Innern Ostafrikas und Kameruns - die fleißigen Frauenhände wußten mit wenigen Mitteln aus der "Höhle des Junggesellen" ein behagliches "Zuhause" zu schaffen. Mais- und Vorratssäcke verschwanden aus der "Wohnstube", die Brutstätten der Hühner unter den Betten, und auf dem sauberen Eßtisch stand täglich appetitliches, abwechslungsreiches Essen, das den Anforderungen entsprach, die harte Arbeit und ungewohntes Klima an die Männer stellten.

Die eingeborenen Dienstboten, die von europäischer Kultur unbefleckten Söhne und Töchter Afrikas, verwandelten sich unter der Hand der jungen Hausherrin - je nach deren sanfter oder energischer Art - in unvergleichliche "schwarze Perlen"!

Saubere Molkereien, ertragreiche Obst- und Gemüsegärten, Geflügelzüchtereien umgaben die Häuser, so daß diese bald **deutschen** Guts- und Bauernhöfen inmitten Urwald und Steppe glichen.

In mühsamer Kleinarbeit, in frohem Schaffen wuchsen so überall in unseren deutschen Kolonialländern die Keimzellen deutscher Kultur empor.

Aber viel mehr noch als die wirtschaftliche Hilfe ist in die Hände der Frauen gelegt. Der Mann baut das Haus, bestellt das Feld, wirkt in die Weite. Was nützt das alles, wenn nicht das äußere Gebäude erfüllt ist von der lebendigen Seele! Die **Frau** vor allem ist es, die den Geist des Hauses bestimmt, sie erzieht und formt die Seelen der **Kinder**, sie ist die **Erhalterin der Sprache**. Schule und Kirche können nur weiterbilden, niemals aber das stille Wirken der Frau und Mutter ersetzen.

Die deutschen Frauen haben bewiesen, daß nicht Regierungen Grenzen nach ihrem Gutdünken verschieben, Kolonien nehmen und geben können, sondern daß diese vielmehr aufgebaut und erhalten werden in stiller unscheinbarer Arbeit: daß die deutsche Frau und Mutter trotz aller Verträge und Völkerabkommen mit dem "deutschen" Gedanken siegt.

Nach nun z. T. 20 Jahren fremder Mandatsherrschaft erwecken **die alten deutschen Kolonien immer noch einen rein deutschen Eindruck**, haben deutsche Mütter dort eine Jugend herangezogen, auf die das Vaterland sich immer verlassen kann.



*Deutschlands Kolonialjugend wächst heran:
sie ist der Garant unserer Zukunft!*

In klarer Erkenntnis, daß von der **Mutter** die Erhaltung der Sprache und Gesittung abhängt, haben weitsehende Völker stets die Frauenauswanderung in ihre kolonialen Gebiete zu fördern gesucht. Ein treffendes Beispiel bietet die südafrikanische Geschichte. Waren doch in den ersten Jahrhunderten die Stammväter des Burenvolkes über die Hälfte Reichsdeutsche, die aber keine deutschen Frauen heirateten; gut zwei Drittel der Stammütter waren holländischer Abkunft und von der holländischen Regierung planmäßig dorthin gesandt. Der Erfolg: ein holländisches Tochtervolk!

Um Neuland zu einem dauernden Bestandteil des Mutterlandes zu machen, gehört neben den schaffenden **Mann** die **gleichstämmige**, kulturbringende **Frau**.

Für unsere deutschen Kolonien waren es die Frauenverbände der Heimat, die seit 1906 für planmäßige Stützung der weiblichen Auswanderung sorgten und nach Rasse und Fähigkeiten die Auswahl trafen, die eine gute Grundlage für diese Aufgabe des deutschen Volkstums draußen gewährleistete. Der Erhaltung deutschen Geistes, der Reinhaltung deutschen Blutes auf fernem Außenposten über See hat von jeher die Arbeit des kolonialen Frauenbundes gegolten.

Tapfere Frauen in Afrika

Agnes von Boemcken

Briefe deutscher Farmer- und Pflanzerfrauen führen uns mitten hinein in ihr tapferes, entbehrungsreiches Leben im Neuland und geben uns in Auszügen Einblick in ihr tägliches Leben, Denken und Schaffen.

> "Es ist schwer, von den Aufgaben von uns Frauen zu erzählen", heißt es in einer Erzählung der leider so früh verstorbenen Frau **Gertrud Schröder**, Gunchab (Südwestafrika), "denn unsere Aufgaben sind so groß und vielseitig, daß sie gar nicht zu erschöpfen sind. Das ist ja das Wundervolle unseres oft recht harten, an Widerständen reichen Lebens, daß wir so hohe Ziele haben, und daß wir kaum anders können, als uns für das große Ganze einsetzen.
>
> Natürlich müssen wir zunächst in dem kleinen Bereiche des Hauses wirken, in dem es schon hier im alten Vaterlande so viele Aufgaben zu erfüllen gibt, die sich drüben noch sehr erweitern, da man dort ganz allein auf das Heim als Kulturstätte angewiesen ist. Da heißt es, **alles selbst schaffen**, mit nimmer ermüdendem Unternehmungsgeist immer wieder verbessern, verschönern, neugestalten. Das kann sich in Deutschland keiner vorstellen. Oft ist es ein ganz winziger kleiner Raum, in dem Wohn- und Schlafzimmer vereinigt sind und außerdem Mehlsäcke, Geschirre, Zucker, Petroleum, getrocknetes Fleisch, Handwerkszeug und noch vieles mehr aufbewahrt werden. Welche Wohltat ist es für den Farmer, wenn die Frau ihm sein Heim zu verschönen versteht, ohne daß sie große Ansprüche an seinen meist leeren Geldbeutel stellt! Und wie freut sich der einsame Nachbar, wenn er wieder einmal in einem ordentlichen Bett mit weißem Leinen schlafen, an einem zierlich gedeckten Tisch essen kann!
>
> Wie schwer ist das einsame Leben eines Farmerjunggesellen, reich an Arbeit und Schwierigkeiten, arm an Gemütlichkeit, Schönheit und Frohsinn, karg an Kameradschaft und Liebe! Welch ein Wechsel, wenn eine Frauenhand das Hausleben leitet, wenn Frohsinn das Leben verschönt, Frauengemüt all die Härten und Unebenheiten besänftigt und glättet! Leicht sind schon diese kleinen Aufgaben nicht. Da sind unermüdlich viele Enttäuschungen zu überwinden, immer muß man mit frischem Mut von neuem versuchen; der Unternehmungsgeist darf nie erlahmen, auch wenn es heißt, immer wieder von vorn anfangen. So ein Heim wohnlich zu machen ist schwer. Mit geringen Mitteln muß viel geschaffen werden, ja oft steht man vor dem Nichts und will doch soviel entstehen sehen!
>
> Da ist z. B. die Frage des **Gartens**. Achtlos geht man in Deutschland an den schönsten Vorgärten vorüber, und wie glücklich würden wir sein, wenn uns in der Einförmigkeit der Steppe ein wirklich grünes Fleckchen Erde mit bescheidenem Blumenflor erquicken würde! Wie stolz sind wir über ein paar Blümchen beim Hause, wie glücklich, wenn nach

unendlichen Mühen ein paar schöne Bäume mit grünen frischen Blättern uns Schatten spenden. Die **Gastfreundschaft**, diese alte germanische Tugend, muß die Frau in **Südwest** besonders üben, und es ist ihr darin eine schöne Aufgabe gestellt. Aber ihre vornehmste Pflicht ist doch, **ihrem Mann der Kamerad zu sein**, den er in seinem schweren, einsamen Leben braucht. Sie muß ihm in der Arbeit mit Rat und Tat zur Seite stehen, sie muß ihm in seinen wenigen Mußestunden das geben, was er zu seiner Erfrischung braucht: Geistige Anregung und seelische Vertiefung, Heiterkeit und Frohsinn und vor allem immer verständnisvolles Eingehen auf seine Interessen, Freude an seinem Schaffen und Streben.



Selbst in der Sandwüste erlischt nicht die Liebe zum Garten. Hier an der trostlosen Küste von Deutsch-Südwest versuchen deutsche Volksgenossen einen Hausgarten anzulegen.

Und dann kommt ihre schönste Aufgabe: **Die Erziehung der Kinder.** Sie liegt in Südwest soviel ausschließlicher in den Händen der Frau. Das Kind kennt nur wenige andere Menschen und schließt sich um so unmittelbarer an die Mutter an. Es begleitet sie auf Schritt und Tritt, alle Ausflüge und Besuche macht es mit, denn die Mutter kann das Kind niemand überlassen. Und meist bekommt das Kind auch den ersten Unterricht von der Mutter. Gerade aus dieser letzten Aufgabe der Frau im kleinen Kreise entwickeln sich auch ihre Aufgaben für das Allgemeine."

An anderer Stelle aus **Ostafrika** schreibt eine Pflanzerfrau:

"Nachdem wir nun leider unsere Pflanzung verloren haben und sehen mußten, daß all die Mühe und Arbeit von Jahren umsonst gewesen waren und nun andere die gesäten Früchte ernten, ging ich wieder ins Goldfeld zu meinem Mann zurück, der bei einer Mine arbeitet. Das Klima ist hier nicht allzu gesund in der Regenzeit, denn da besteht Typhusgefahr und Malaria. Landschaftlich ist es gerade in der Regenzeit paradiesisch schön. Schon im vergangenen Jahr hatten wir unser Glück mit **Goldsuchen** versucht. Oft mußten wir Stunden laufen, um endlich einen Platz zu finden, in dem wir nach den Probewaschungen Gold vermuteten. Hatten wir dann etwas gefunden, dann wurden unsere Bretter aufgestellt und der Platz abgesteckt, und dann begann die Arbeit. War es im Fluß, so mußte man einen Graben ziehen, um den Fluß abzuleiten, war es in der Bank, dann wurden tiefe Löcher gegraben, bis man auf den sogenannten »Wasch« kam (das ist der Sand, in dem man das Gold vermutet). Das Gold bleibt dann zuletzt in der Pfanne in einer kleinen Vertiefung liegen. Ein anderes Bild bot wiederum die Arbeitsstelle meines Mannes, der metertiefe Löcher gegraben hatte und dabei sehr große Felsen sprengen mußte. Dort wurde Gold gefunden, ganz von einer festen Erdschicht überzogen, man hätte es für Zement halten können, und es mußte sehr darauf geachtet werden, daß es die Neger nicht als bedeutungslosen schweren Stein fortwarfen. Oft mußten wir unser Lager verlegen, denn wir zählten leider nicht zu den Glücklichen, die große Klumpen Gold fanden, und unser »Claim« war immer sehr schnell aufgearbeitet. Um aber dann nicht zuviel Zeit in den

Morgenstunden durch unnötige Lauferei zu verlieren, so bauten wir eben in der Nähe des Claims. Holz und Gras gab es ja genug und so ein Haus war doch in zwei Tagen fertig (Villa Luftig), aber da es hier sehr warm ist, so war dies nur angenehm. Leider hatten wir manchen Kummer mit unseren Arbeitern. Besonders die Wanyatiusa sind ein Stamm, der sehr gern lange Finger macht, und so verschwand uns eines Nachts unsere Decke, die wir als Tür vor unsere Hütte gehängt hatten. Oft betäuben sie auch die Europäer mit einem Pulver, d. h. wenn sie wissen, daß ein Mann größere Mengen Gold bei sich hat, und stehlen es ihm dann. So erzählte mir ein Herr, daß er sich nicht rühren konnte und mit ansehen mußte, wie seine Koffer herausgeschleppt wurden. Ein guter Hund ist da viel wert. Hier auf dieser Mine wird Rifgold gefördert. Die Steine, in denen sich das Gold befindet, werden gemahlen und dann das Gold aus diesem Pulver durch Zusatz von Zyankali usw. gewonnen. Oft wird man von Leuten, die gerne schnell reich werden wollen, gefragt, wie die Aussichten beim Diggen sind. Es ist schwer, diese Frage zu beantworten. Die Chance, reich zu werden, hat jeder, der herkommt. Leider trifft es nur höchstens bei zwei Drittel Prozent zu. Von den zirka sechstausend Europäern, Buren und Indern, die hier im Goldfeld sind, bringt es bei der Hälfte gerade genug zum Leben, manchmal ein sehr ärmliches, manchmal auch nicht mal dieses. Der Rest steht sich mäßig gut, und nur sehr wenige erwerben, wie gesagt, Reichtümer. Wir gingen auch mal mit großen Hoffnungen her, haben nichts zugesetzt, aber auch nicht viel übrig gehabt. So mancher Goldgräber würde wohl gerne mit jemand mit festem Einkommen tauschen, aber das freie, ungebundene Leben auf den Goldfeldern hält ihn, selbst, wenn er nur gerade seine Unkosten bestreitet oder gar weniger, obgleich das Leben auf einer Mine doch recht ungesund ist."

Dann führt uns wieder ein Brief nach Südwest und in das Leben einer begeisterten jungen Farmersfrau, die alle Schwierigkeiten und Anforderungen mit frischem Mut auf sich nimmt:

"... **Südwest ist meine Heimat geworden**, ich möchte fast sagen, mein Schicksal, wenn es nicht zu dumm und abgedroschen klänge. Man fühlt sich so verbunden mit diesem Lande und seiner Natur, mit seinen Leiden und Freuden, und gerade auch in seinen oft wirtschaftlich schweren Zeiten. Ja, das Geld ist knapp, sehr knapp sogar, und es ist ein sehr schwieriges Arbeiten für die ganze Farmerschaft. Und gerade, wo man diese Not auf den Farmen so persönlich miterlebt, liegt einem jedes Schicksal besonders am Herzen. Aber man braucht den Kopf noch lange nicht hängen zu lassen. Hier heißt es immer: Kopf oben, es wird schon gehen, weil es gehen muß! Alle kämpfen mit zusammengebissenen Zähnen und nicht nur um ihre Existenz, sondern auch um Südwest, und es werden ganz bestimmt wieder bessere Zeiten kommen. Diesen Glauben lasse ich mir nicht nehmen durch nichts und von niemandem! Ich weiß doch: Wenn ich mal wieder in Deutschland sein werde, bekomme ich großes Heimweh nach meinem geliebten Sonnenlande. Es ist eigenartig, wie Afrika einen festhält. Ich fühle mich hier so restlos glücklich und bin schon mit allem verwachsen. Die **Arbeit** sagt mir so zu, sei es, daß ich meine Kapaune mäste zum Verkauf oder im Hause das Zepter über die schwarzen dienstbaren Geister schwinge oder beim Vieh im Kral helfe oder mit dem Auto quer durch den Busch tobe, um Holz zu fahren und es auf der Station zu verladen. Der ganze **Farmbetrieb** macht Freude, und was hat man neben seiner Arbeit und durch seine Arbeit so nette Abwechslungen. Alles macht Spaß, ob man nun am Windmotor arbeitet und sich furchtbar wichtig dabei vorkommt, oder ob man im Bezirksort nach heißem Tage beim Dämmerschoppen ein Glas Bier ausknobelt, ganz gleich, mir macht alles Spaß, und das Farmleben ist für mich wie geschaffen. Meiner **Hühnerzucht** geht es soweit ganz gut; wir wollen die Sache noch vergrößern und im nächsten Jahr wahrscheinlich mit Brutapparaten arbeiten. Jetzt sehe ich es erst, wie bequem man es zu Hause gehabt hat, wo einem alles zur Verfügung stand; man war doch recht verwöhnt. Hier muß man sich nun selber alles ausprobieren und zusammenstellen! Es macht aber gerade Spaß, und man lernt besonders praktisch eine Menge zu. Südwest ist in der Geflügelzucht doch noch sehr in den

Kinderschuhen, meiner Ansicht nach ist aber darin noch viel zu machen und eignet sich das Land auch gut dafür.

Am schönsten ist und bleibt es aber, wenn ich mal allein, nur vom Hund begleitet, in den Busch stromern gehe, um diese einzigartige und schöne Natur zu genießen. Dann klettere ich auf meine geliebten Berge, von wo aus man den wundervollen Blick über die große schweigende Einsamkeit hat; weit dehnt sich das Land einem zu Füßen, unbegrenzt, unendlich hart und schroff ragen die Berge und Gebirge aus der Fläche empor. Hart und schroff ist auch die afrikanische Natur, grausam im Versagen und doch auch überreich im Geben. Es ist alles so gewaltig und groß, nichts Kleinliches, nichts Halbes, und **darum liebe ich Afrika**. Noch nie hat die Natur mir mehr zum Herzen gesprochen, mich mehr gefangengenommen als diese hier. Ich kann die Afrika-Sehnsucht so gut jetzt verstehen.

Nach der vorigen so wundervollen **Regenzeit** haben jetzt alle Farmer wieder ihr Vieh aus dem Norden zurückholen können. Wir sind im Juli vorigen Jahres zurückgetreckt, und ich habe den ganzen Viehtreck mitgemacht. Vier Wochen Buschleben, herrlich war es. Was habe ich da viel vom Lande gesehen. Ganz echt auf altafrikanische Weise sind wir mit der Ochsenkarre durchs Land gezogen, d. h. wir sind eigentlich nur gelaufen und sind immer von der Pad ab seitlich auf Jagd gewesen. Entzückend, all das viele Wild und die Berge, die so ganz weit und blau aus der Ferne herüberlocken, da mußte ich immer hinaufsteigen und sehen, wie das Land von oben aussieht, welch weiten Blick man oben hat und wie es in Nähe und Ferne aussieht, und immer wieder entdeckt man neue Berge, die noch viel weiter und noch viel blauer sind, so daß man sie nur undeutlich im flimmernden Dunst erkennt, und so träumt man sich immer mehr in diese unendlichen Flächen mit ihren einsamen Bergen hinein und wird selbst zu einem Stückchen dieser großen, ewig sich gleichbleibenden Natur. Das ist für mich das Allerschönste, diese Wanderungen durch den afrikanischen Busch. **Afrika ist meine zweite Heimat geworden,** in der ich mich ganz zu Hause fühle."

Frühere Kriegsschiffsreisen nach Übersee

Vizeadmiral a. D. Dr. e. h. Eberhard von Mantey

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Wer **heute** auf einem modernen Passagierdampfer oder auf einem neuen kleinen Kreuzer ohne jede Takelage unter Dampf mit großer Geschwindigkeit die See befährt, kann sich wohl kaum eine Vorstellung machen, wie die Seefahrt **noch vor 50 Jahren** schwierig und schwerfällig war. Wie aber gerade durch diese Schwierigkeit Männer besonderer Art herangebildet wurden.

Wenn heute in dem fernsten Hafen auf der "anderen" Seite unseres Planeten ein Schiff zu Anker geht, oder wenn es mitten im Ozean schwimmt, so ist es immer und sofort durch Funkspruch zu erreichen. Jederzeit kann ein Auslandskreuzer vom Chef der Marineleitung einen Befehl erhalten oder selbst Meldung machen und anfragen. In früheren Zeiten war man, sobald man den Anker gelichtet hatte und das Schiff unter dem Horizont verschwand, völlig unerreichbar. Es mutet eigenartig an, wenn in einem Reisebericht der Kreuzerfregatte "Leipzig" nach einer schwierigen Seefahrt von 22 Tagen der Kommandant schriftlich in die Heimat meldet, er habe es für nötig erachtet, nach dieser langen Zeit seinen Leuten etwa eine Woche Hafenruhe zu gönnen, und wenn dann die Admiralität in Berlin an das Wort "lange Zeit" ein Fragezeichen und ein Ausrufungszeichen macht, um damit anzudeuten, daß man dies durchaus nicht für eine lange Fahrt hielte. Reisen unserer Kreuzerfregatten von über 40 Tagen Dauer waren durchaus keine Seltenheit. Wie selbständig die Kommandanten fühlen und denken mußten, geht daraus hervor, daß ein

Kommandant der "Leipzig" im August meldet, daß er die letzte Post aus Berlin vom Februar des betreffenden Jahres erhalten habe. Gegenwärtig wird einem ausreisenden Schiff der gesamte Reiseweg bis zum Tage der Ankunft ganz genau vorgeschrieben. Geringe Abänderungen sind natürlich gestattet, doch müssen diese sofort durch Funkspruch gemeldet werden, auch weiß man in Berlin über jede Kleinigkeit des Dienstes auf dem Auslandsschiff ununterbrochen Bescheid.

In früheren Zeiten wurde dem Schiff gewöhnlich nur das Endziel mitgeteilt und einige wenige Häfen vorgeschrieben, die anzulaufen seien. Kam man dann nach etwa halbjähriger Reise an diesem Endziel an, dann wußte kein Mensch, was die weitere Verwendung dieses Schiffes sein würde. Erst die Post brachte eine neue Reiseorder, die nach der weltpolitischen Lage, nach den Wünschen des Auswärtigen Amts, nach Bitten irgendwelcher deutscher Handelshäuser oder zu Repräsentationszwecken aufgestellt war. Als im Jahre 1882 die Kreuzerfregatte "Leipzig" ihre Auslandsreise antrat, lautete der Befehl für das Schiff, im Nachstehenden etwas gekürzt, aber sonst im Wortlaut, folgendermaßen:

> "Euer Hochwohlgeboren befehle ich, mit S. M. S. Leipzig nach vollendeter Ausrüstung des Schiffes nach Jokohama zu gehen und in den japanischen Gewässern zum Schutz der deutschen Interessen zu stationieren. Euer Hochwohlgeboren wollen dafür Sorge tragen, daß das Ihrem Kommando unterstellte Schiff stets in allen Teilen so kriegsbereit ist, wie es für die Lösung etwa an Sie herantretender militärischer und maritimer Aufgaben erforderlich ist. Sie lösen Seiner Majestät Schiff **»Elisabeth«** ab und treten beim Eintritt in den Stationsbereich nach Maßgabe der Instruktion für den Chef der ostasiatischen Station unter Befehl des Commandore **von Blanc**.
>
> Auf dem japanischen Teil der ostasiatischen Station bildet die kaiserliche Gesandtschaft zu Tokio die politische Zentralstelle für Euer Hochwohlgeboren. Die Verbindung mit Hongkong als Zentralpoststation ist unter allen Umständen so aufrecht zu erhalten, daß Befehle von mir sowie von dem Chef der ostasiatischen Station Euer Hochwohlgeboren in kürzester Zeit erreichen können. (Zur damaligen Zeit brauchte im allgemeinen ein solcher Befehl bis Hongkong mindestens sechs Wochen.)
>
> Für einen Gesundheitszustand und frischen Geist der Besatzung, die für die Leistungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft des Schiffes durchaus erforderlich sind, wollen Sie ganz besonders Sorge tragen. Gute Luft im Schiffe, zweckentsprechende Nahrung und ein angemessener Dienstbetrieb in bezug auf die klimatischen Verhältnisse werden zur Erreichung dieses Zweckes förderlich sein."

Es folgt dann im Befehl, daß der Weg um Südamerika herumgenommen werden soll, und daß das Schiff am 15. Mai 1883 womöglich in Jokohama sein möchte. (Hierzu sei bemerkt, daß das Schiff am 19. Oktober 1882 den Kieler Hafen verließ.) Es heißt dann weiter:

> "Am Tage Ihres Eintreffens in Plymouth, Montevideo, Valparaiso, Jokohama haben Sie mir mit möglichst wenigen Worten den Tag telegraphisch zu melden, an welchem Sie die Weiterreise antreten wollen. Im übrigen haben Sie sich des Telegraphen nur in ganz besonderen Fällen zu bedienen - bei allen Fahrten wollen sich Euer Hochwohlgeboren hauptsächlich der Segel bedienen und alle günstigen Wind- und Stromverhältnisse benutzen, die Maschine ist nur in besonderen Fällen und nur wenn Eile geboten ist, in Gang zu setzen, aber auch dann in einer Weise, welche eine ökonomische Verwendung der Kohlen in sich schließt."

Der Befehl ist unterzeichnet von dem damaligen Chef der Admiralität **v. Stosch**.

Schon auf der ersten Strecke der langen Reise durch die Nordsee hatte die "Leipzig" einen außergewöhnlich schweren Sturm zu bestehen. Im Skagerrak war bei einem Barometerstand von 738 mm bereits Windstärke 9 - 10. Als man das Galloper Feuerschiff, das ungefähr nördlich von Holland die Einsteuerung in den englischen Kanal bildet, erreicht hatte, schreibt der dienstliche Reisebericht:

> "Der Wind hatte außerordentlich aufgefrischt, so daß beigedreht werden mußte. Das Barometer fiel sehr schnell weiter und erreichte seinen niedrigsten Stand um 6 Uhr abends mit 733 mm. Der sich bis zum Orkan Stärke 11 steigernde Wind ging allmählich abends auf Westen herum. Dabei war das Wetter so unsichtig, was durch häufige Regen- und Hagelböen noch vermehrt wurde, daß man keine Schiffslänge weit sehen konnte. Das Schiff arbeitete im hohem Seegang sehr heftig. Um 7 Uhr brach die Schot des Großgaffelsegels. Alle Geitaue brachen, daß Segel mußte gekappt werden. Gleichzeitig nahm eine See die Drahtstander zum Aussetzen der Dampfpinas über Bord. Beide Kutter wurden von einer See so stark gegen die Davits[1] gepreßt, daß die Seiten eingedrückt wurden. Nur mit allergrößter Mühe gelang es, Sturmgaffelsegel unterzuschlagen. Da das Schiff sehr stark nach Lee überlag und mit dem Leefallreep Wasser schöpfte, wurden Sturmsegel geborgen. Vor Top und Takel ohne ein Stück Segeltuch legte sich das Schiff bei einer neu einsehenden Böe derartig über, daß das Wasser über die Bordwand, über die Hängemattskasten strömte, mit einem Wort, das Schiff zum Kentern lag. Ein Aufbrassen der Achterrahen war auch nicht imstande, das Schiff zum Abfallen zu bringen. (Hier sei bemerkt, daß die Kreuzerfregatte »Leipzig« ein ausgezeichnetes Segelschiff von etwa 4000 Tonnen war, fast 90 m lang und 14 m breit.) - Nur dadurch, daß ich die Maschine mit voller Kraft anschlagen ließ, gelang es mir, das Schiff zum Abfallen zu bringen, es richtete sich wieder auf, der kritische Moment war vorüber. Während der ganzen Zeit waren »alle Mann klar zum Manöver,« und hat mir dieses ungewöhnlich schwere Wetter gerade zu Anfang der Indiensthaltung die Überzeugung verschafft, daß ich mit der Mannschaft allen Eventualitäten gewachsen sein werde."

Tatsächlich hat die Fregatte "Leipzig" nicht den ersten vorgeschriebenen Hafen sogleich erreichen können, sondern mußte den englischen Hafen Yarmouth als Nothafen anlaufen. In jener Nacht waren 18 Kauffahrteischiffe an der englischen Küste gestrandet. Nach dem Verlassen des englischen Hafens wurde "Leipzig" bis in die Biskaya von weiteren Stürmen verfolgt.

Um eine Seefahrt in der damaligen Zeit zu schildern, sei auf den vorstehend angeführten Reisebefehl ein wenig eingegangen. Vor dem Jahre 1890 hatten alle unsere Schiffe eine große **Segeltakelage**. Die ersten Schiffe ohne Takelage waren die Kreuzer **"Irene"** und **"Prinzeß Wilhelm"**. Der Kohlenersparnis wegen mußte jeder Wind, auch wenn er ungünstig war, ausgenutzt werden. Um die Segeleigenschaften einer Kreuzerfregatte zu erhöhen, konnten die Schornsteine teleskopartig niedergeschraubt werden, so daß, von weitem gesehen, das Schiff keine Schornsteine hatte. Gleichzeitig wurde die **Schiffsschraube** (es gab früher keine Doppelschraubenschiffe) gelichtet. Hierzu war senkrecht über der Schraube im Schiff ein großer Schraubenbrunnen, in dem sich ein Rahmen bewegte. In der Mitte dieses Rahmens saß die Schraube. Mit sehr schweren Flaschenzügen konnte man den Rahmen mitsamt der Schraube, nachdem letztere von der Schraubenwelle gelöst war, in die Höhe ziehen. Es war dies ein "Alle-Mann-Manöver". War die Schraube gelichtet, dann war selbstverständlich das Schiff ein reines **Segelschiff**. Wollte man nun aus zwingenden Gründen wieder als **Dampf**schiff fahren, dann mußte das Feuer in den Niederdruck-Kofferkesseln angesteckt, die Schornsteine in die Höhe geschraubt und die Schraube wieder heruntergelassen werden. Dieses letztere Manöver war dadurch sehr erschwert, daß die Schraube bei dem meist im Seegang sehr bewegten Schiff unter Wasser genau mit dem Schlitz in der Schraubenwelle in Verbindung kommen mußte. So war das Fieren der Schraube meist viel schwieriger als das Lichten. Elektrisches Licht gab es auf den alten Kreuzerfregatten nicht. Solches ist erst in den neunziger Jahren eingeführt worden.

Das **Steuerrad**, bestehend aus mehreren großen Handrädern, war vielfach mit 6 - 8 Mann bei starkem Winde besetzt. Es wurde nur mit der Hand gesteuert. Das große Handruder stand unter der Kommandobrücke, die Leute konnten nicht vorn über das Schiff sehen, sondern steuerten nach dem Kompaß und nach den Segeln; im übrigen mußte der Wachhabende das Ruder stets kommandieren. Die **Kommandobrücke** entbehrte jeden Schutzes. Bestenfalls war vor das Geländer ein einfacher Segeltuchbezug gespannt. Um ein Schiff seeklar zu machen, wurden die Geschütze in der Batterie eingerannt und die Geschützpforten hermetisch verschlossen. Luft kam nur durch die Niedergänge. Im Hafen konnte man sogenannte Windsäcke aus Segeltuch als Ventilatoren setzen. Eine künstliche Ventilation in dem Sinne der heutigen Dampfschiffe gab es damals nicht. Daher schreibt auch der Reisebefehl ausdrücklich vor, daß der Kommandant für "gute Luft" im Schiff zu sorgen habe. Eismaschinen und ein Backapparat zur Herstellung von Brot waren nicht vorhanden. Auch fehlten die heute bekannten Konserven. Salzfleisch, Erbsen, präservierte Kartoffeln und präserviertes Rindfleisch, seemännisch "Kabelgarn" genannt, Hartbrot und außerordentlich wenig, meist sehr fades Trinkwasser, waren noch in den achtziger Jahren die Nahrung der Mannschaft.

Da die Schiffe sehr viel Holzwerk hatten und innen meist dick mit Ölfarbe angestrichen waren, so war das Rauchen nur unter ganz besonderen Bedingungen gestattet. Z. B. waren Streichhölzer verboten. Zigaretten gab es an Bord nicht, ja selbst Zigarren durften von der Mannschaft nicht in See geraucht werden, sondern nur die kurze mit Deckel versehene Pfeife. Der Tabak derselben durfte nur an besonderen Lunten, die auf dem Oberdeck und in der Batterie aufgehängt waren, angesteckt werden. Im Zwischendeck war das Rauchen überhaupt verboten.

Im allgemeinen ging die Mannschaft in zwei **Wachen**. Die eine wurde die **Backbord**wache, die andere wurde die **Steuerbord**wache genannt, hauptsächlich deshalb, weil die Backbordwache ein Bandabzeichen auf dem linken, die Steuerbordwache auf dem rechten Oberarm trug. Alle vier Stunden wurde die Wache abgelöst, so daß an ein Schlafen länger als vier Stunden hintereinander niemals gedacht werden konnte. War besonders schweres Wetter, mußten z. B. Reefe in die Marssegel gesteckt, Sturmsegel untergeschlagen oder die Schraube gelichtet werden, dann wurden "alle Mann", d. h. beide Wachen, gebraucht, und zwar in der Nacht ohne Rücksicht auf den Schlaf. Der **Wachwechsel** in der Nacht fand wie folgt statt: Um 8 Uhr abends zog eine Wache auf und behielt den Dienst bis 12 Uhr nachts bei. Die Wache stellte sämtliche Posten, die Rudergänger und die Rettungsbootsmannschaft. Um 12 Uhr nachts war Wachwechsel. Dazu wurde zehn Minuten vorher die neue Wache, die in Hängematten schlief, geweckt, die Hängematten wurden gezurrt und verstaut. Dann trat die **neue** Wache an, Posten und Rettungsbootsmannschaft wurden gemustert, und Punkt 12 Uhr erfolgte der Wachwechsel. Die **alte** Wache erhielt dann Hängematten und durfte bis 4 Uhr morgens schlafen. Um 4 Uhr folgte dann ebenfalls ein Wachwechsel genau wie um Mitternacht. Die Wache von 12 bis 4 Uhr nachts wurde in unserer Marine als **Hundewache** bezeichnet. (Die Engländer verstanden unter "Hundewache" die Wache von 4 Uhr morgens an.) Die Leute, die Hundewache gehabt hatten, durften nach dieser Wache noch bis ½7 Uhr morgens schlafen. Mit jedem Wachwechsel wechselte auch der wachhabende Offizier und der zweite Offizier, der Unterleutnant, der meist den Dienst auf dem Vorschiff hatte. Die Offiziere gingen auf der Kommandobrücke ihre Wache vier Stunden durch. Die Posten in der Batterie, im Zwischendeck und im Ausguck wurden je nach Bedarf ein- oder zweistündig abgelöst, ebenso die Rudergänger. Die **Rettungsbootsmannschaft** bestand aus der vollen Besatzung eines Kutters und diente dazu, falls ein Mann über Bord fiel, mit diesem Kutter zur Rettung hinuntergelassen zu werden. Zu der Rettungsbootsmannschaft gehörte ein Seekadett der Wache. Irgendwelche Hilfsmaschinen besaßen die Schiffe der achtziger Jahre nicht. So mußte beispielsweise der Anker mit dem Gangspill mit der Hand gelichtet werden.

Um eine solche Segelschiffsreise kurz zu schildern, sei im folgenden ein Auszug aus dem Reisebericht der Kreuzerfregatte "Elisabeth" gegeben, die im Jahre 1884 von Deutschland über Madeira, Südafrika nach Australien und von dort über die Südsee nach Ostasien ging.

"Die lange Zeit, die S. M. S. »Elisabeth« von Madeira vom 1. Juni bis 14. August 1884 bis zum Kap der Guten Hoffnung in See zugebracht hat, hat sehr vorteilhaft auf die Ausbildung der Mannschaft eingewirkt. Zwar konnte nicht ganz regelmäßig mit der Batterie exerziert werden, weil vielfach schlechtes Wetter dies verhinderte. Um so mehr hat die Mannschaft aber Gelegenheit gehabt, in der Bedienung der Takelage größere Sicherheit und Schnelligkeit zu erlangen. **»Mann über Bord«** ist geübt worden und hat sich einmal im Ernstfalle, als ein nicht schwimmkundiger Mann in See über Bord fiel, bewährt. Der Mann wurde noch gerade gerettet. (Man kann den hohen Ausbildungsstand aus dieser kurzen Notiz ohne weiteres ersehen.) Es ist häufig Reefen, alle Segel festmachen, Wenden und Halfen notwendig gewesen oder auch zur Übung ausgeführt worden."

Es folgt dann in dem Bericht eine Angabe über die gute Führung der Mannschaft und über die Spezialausbildung der 41 an Bord befindlichen **Seekadetten**. Der Bericht fährt dann fort:

"Der Gesundheitszustand der Mannschaft, der im Mai ein guter war, hatte sich im Laufe des Juni unter dem Einfluß der zunehmenden Hitze verschlechtert. Die Mannschaft war im allgemeinen magerer und blasser geworden. Aber es traten außer einigen Fällen, von Hitzschlag im ganzen 7 und von Darmkatarrh 11, keine schweren ungewöhnlichen Erkrankungen ein."

"Elisabeth" hatte den Auftrag, unterwegs die Losinseln dicht bei Senegal zu erkunden.

"Als Folge des nur sechstägigen Aufenthalts in dem heißen, feuchten und regnerischen Klima der **Losinseln** machten sich im Juli zahlreiche Fälle (44) von Wechselfieber bemerkbar. Zuerst und am heftigsten und hartnäckigsten wurden diejenigen Personen befallen, die nach dem Dubrekaflusse entsendet worden waren. Von 27 Teilnehmern dieser Expedition erkrankten 17, und zwar ein Seeoffizier, ein Arzt, ein Seekadett, drei Unteroffiziere und elf Matrosen. Es erkrankten später auch einige (10) Personen der Besatzung, die das Schiff überhaupt nicht verlassen hatten. Die Westküste Afrikas, soweit sie zu den Tropen gehört, ist eine höchst ungesunde Gegend, vor ihr sind zumal größere Schiffe und Schulschiffe zu warnen. Ich habe überhaupt keine Beurlaubungen eintreten lassen. Am ungesundesten ist die Gegend während der Regenzeit, welcher auch der kräftigste Körper auf die Dauer nicht widersteht. Im Juli hat sich die Mannschaft bei dem allmählich kühler werdenden und trockneren Wetter trotz sechswöchigen Aufenthaltes in See und trotz einer Zeitlang gekürzter Brotration sichtlich erholt. Zeichen von Skorbut sind vollständig ausgeblieben.

Am 7. August wurde der Kolonialpionier **Lüderitz** von S. M. S. »Elisabeth« in **Angra Pequena** abgesetzt."

So weit der Bericht aus Kapstadt. Bereits am 23. August morgens verließ die Fregatte "Elisabeth" zunächst unter Dampf den Hafen von Kapstadt. Zur damaligen Zeit war das Liegen größerer Schiffe in Kapstadt wegen der schweren Fallböen, die vom **Tafelberg** kamen, vielfach recht anstrengend und unsicher. Verluste von Ankern und zwangsweises Inseegehen waren keine Seltenheit. Der nächste Bericht lautet:

"Außerhalb Kapstadt wurde zunächst Stille angetroffen. Doch war die See sehr bewegt und schlingerte das Schiff heftig. In der Nacht wurde nach Süden gedampft, inzwischen setzte Nordwestwind ein, der bei fallendem Barometer schnell auffrischte. Morgens um 4 Uhr betrug seine Stärke schon 8, und wurden die Feuer ausgemacht und unter Segel weitergefahren. Gegen 10 Uhr vormittags war Windstärke 10. Am nächsten Tage drehte der Wind östlich, flaute ein wenig ab, jedoch bei Sonnenuntergang wehte ein regelrechter Sturm

> und mußte das Schiff unter dichtgereeften Marssegeln und Sturmsegeln beilegen. Der Wind drehte abends über Nord auf West und erreichte Stärke 11. Das Schiff machte sich in der hohen See gut, schlingerte aber recht bedeutend, so daß die Seitenboote aufgetoppt werden mußten, um ein Wegschlagen derselben zu verhüten. Außerdem zeigte es sich, daß das Schiff durch sein Alter schon recht gelitten hatte. Das Schiff leckte besonders in den Nähten des Batteriedecks so, daß das Wasser eimerweise in die Zwischendeckskammern lief."

In dieser Weise geht die Seefahrt durch den südlichen Indischen Ozean ungefähr auf dem 39. Südenbreitengrade bis Australien weiter.

> "Am 26. September morgens wurde die Südküste von Australien gesichtet, am 27. trat Windstille ein und wurde nunmehr die Reise unter Dampf in zwei Kesseln und bei aufkommendem Winde unter gleichzeitiger Benutzung der Segel fortgesetzt. Am 1. Oktober vormittags wurde in Sydney geankert."

Ein solcher Reisebericht von einem Zeitraum von über fünf Wochen in dem stürmischen Südindischen Ozean **liest** sich außerordentlich einfach. Wer sich aber vergegenwärtigt, wie es in dieser Zeit in einem solchen Schiff aussah, wo alle Geschützpforten und selbstverständlich jedes Seitenfenster luftdicht geschlossen war, wo sämtliche Decks durch überkommende Seen ununterbrochen einige Zoll hoch unter Wasser stehen, wo das Innere des Schiffes **durch wenige Stearinkerzen kümmerlich beleuchtet** ist und wo die Nahrung aus Dauerproviant besteht, der wird ermessen können, daß eine solche Reise **große Anstrengungen**, vor allen Dingen aber auch **große Entsagungen** kostete. Eintönig verläuft eine Wache wie die andere, und doch muß auf jeder Wache unter Segel in den schweren Stürmen aufs schärfste aufgepaßt werden. Gegensegler gibt es in dieser Gegend überhaupt nicht. Während der ganzen Zeit ist von der "Elisabeth" nicht ein einziges Schiff gesichtet worden. Es ist für die Offiziere nicht leicht, die Mannschaft immer zweckentsprechend zu beschäftigen und für die erforderliche Dienstfreudigkeit zu sorgen. Ein Exerzieren am Geschütz oder mit dem Gewehr ist bei stark bewegter See völlig ausgeschlossen. Der Dienst besteht daher vielfach aus Instruktionen, aber auch aus Arbeitsdienst, zum Instandhalten der schweren Segelschiffstakelage. Eine wissenschaftliche Beschäftigung der Offiziere in ihren engen Kammern, die während der ganzen Zeit selbstverständlich nicht gelüftet werden können, ist so gut wie unmöglich. Die Post, die man vielleicht im letzten Hafen noch erhalten hat, ist viele Wochen, oft Monate alt, Zeitungen interessieren dann überhaupt nicht mehr. Die Unterhaltung in der Messe und an den Backen der Mannschaft wird immer kümmerlicher und dreht sich eigentlich nur noch um Wind, Wetter, die Geschwindigkeit des Schiffes und die Hoffnung, daß das nächste Ziel recht bald erreicht wird.

Kommt man dann in den Hafen, so muß zunächst das Schiff gründlich instand gesetzt werden. Fast alle Teile des Schiffes sind feucht und mit einer Salzkruste bezogen. Der Urlaub ist meistens nur auf die Nachmittagsstunden beschränkt. Sehnsüchtig wird die **Post aus der Heimat** erwartet. Im allgemeinen weiß niemand, welcher Befehl von der Admiralität kommt. Es ist vorgekommen, daß eine Fregatte von Sansibar kommend in Australien nach fast 50tägiger Fahrt anlangte und dort das Telegramm vorfand, sofort nach Sansibar zurückzukehren. Vielfach werden in der Offiziersmesse Wetten abgeschlossen über das zu erwartende nächste Reiseziel; die Ansichten, ob es vielleicht nach Amerika oder nach Afrika von irgendeinem Südseehafen aus weitergeht, sind oft sehr geteilt.

So eintönig eine solche Fahrt von weit über einmonatiger Dauer scheint, so erkennt man auf dieser doch erst die ungeheuere Größe des Ozeans und die Kleinheit des Menschen. Der Kampf mit Wind und Wellen auf einer Wasserwüste, wo man wochenlang kein Schiff und als einziges Lebewesen den Albatros und die kleine Seeschwalbe antrifft, übt aber doch auf jeden echten Seemann trotz Strapazen und Entbehrungen einen außerordentlichen Reiz aus. - Die See erzieht **ernste Menschen** und **starke Männer**.

Fünfzig Jahre später - ein anderes Bild des Verkehrs und der Möglichkeiten, in jene Gebiete zu kommen, die einmal unsere Kolonien waren und wieder unsere Kolonien sein werden: nur mit dem Unterschied, daß sie damals Gebiete in märchenhaften Fernen waren, später aber einmal als Provinzen Deutschlands gelten werden, da der Flugverkehr Entfernungen auf der Erde aufgehoben hat. Jetzt bringen uns ebensoviel Tage in südliche Gegenden, wie früher Wochen, vielleicht sogar, bei den Territorien der Südsee, Monate.



Das Haus der Woermann-Linie in Duala, Kamerun.

Aber auch die Seefahrt hat heute ein anderes Gesicht: einer unserer Kreuzer, den eine Weltreise zu den australischen oder chinesischen Ländern führt, hat mit den beschriebenen Widerwärtigkeiten nicht mehr zu kämpfen. Der Passagierdienst aber wird von deutschen Linien auf allen Meeren geleistet: die **Deutsche Ostafrika-Linie**, die **Woermann-Linie** und der **Afrikadienst** der Bremer lassen die besten neuen Dampfer rund um den Erdteil laufen.



Der deutsche Hauptdampfer der Woermann-Linie fährt zurück in die Heimat.

Auch nach Ostasien und der Südsee führen uns deutsche Schiffe, die Hapag und Lloyd in Fahrt setzen, so daß die früher deutschen Gebiete in ständiger Verbindung mit dem Mutterlande stehen - ein Bewußtsein, das den Überseedeutschen nicht zum geringsten das Gefühl ständigen Zusammenhaltes verleiht.

Anmerkung:

1 Davits sind zwei Kranbalken, an denen die Seitenboote hängen. ...zurück...

Der Weltkrieg in den Kolonien

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Der Kampf um Ostafrika

Dr. Alex Haenicke

Die geringe Zahl unserer Streitkräfte schien, als der Weltkrieg ausbrach, einen längeren Widerstand gegen die Übermacht der Alliierten unmöglich zu machen. Aber **General von Lettow-Vorbeck**, unterstützt vom Gouverneur Dr. **Heinrich Schnee**, der den ganzen Feldzug bei der Truppe mitgemacht hat, gelang es, sich den ganzen Krieg hindurch nicht nur gegen die Verbündeten erfolgreich zu verteidigen, sondern sogar zur Offensive überzugehen und bei Abschluß des Waffenstillstandes **unbesiegt** den Feinden gegenüberzutreten. Es ist **an allen Fronten des großen Ringens** Übermenschliches, Unvorstellbares geleistet worden, und wir wollen hier nicht abwägen, ob die Kalkwüste der Champagne, die Wasseröde Flanderns oder der Fieberbusch Ostafrikas größere Anforderungen an die Nerven der Kämpfenden stellten. Es genügt, sich darüber klar zu sein, daß die Verteidigung Ostafrikas durch die Schutztruppe unter Führung Lettow-Vorbecks zu den erstaunlichsten, zu den ganz heroischen, ganz unerwartet großartigen Leistungen gehört.

Scriptorium merkt an:
bei diesem Kapitel verweisen wir noch besonders auf den Abschnitt "Der Krieg um die Kolonien: Deutsch-Ostafrika" aus dem Sammelwerk "Der Weltkampf um Ehre und Recht".



Gouverneur Schnee und Lettow-Vorbeck.

Es ist das für uns als Deutsche besonders schön; denn die **Askaris** der Schutztruppe, die farbigen Soldaten, haben sich mit nicht geringerer Tapferkeit und vor allem mit nicht geringerer **Liebe zu Deutschland** geschlagen - trotz der verlockendsten Angebote der Engländer stand "die gesamte Eingeborenenbevölkerung wie ein Mann zu den Deutschen, selbst unter schwersten Opfern an Gut und Blut, die sie freiwillig, nicht notgedrungen oder gezwungen, brachte". Man kann es nicht oft, nicht laut genug in alle Welt schreien, daß die ostafrikanischen Neger, vielleicht in noch höherem Maße als ihre Stammesgenossen in Westafrika, **deutsch** sein wollen, daß sie Leben und Eigentum genau so für Deutschland gegeben haben wie die Deutschen selbst - damit endlich, endlich wieder Gerechtigkeit in die Welt komme und die bösartigen Lügen der Konkurrenzneider übertöne. Deutschland muß schon aus dem Grund allein seine Kolonien wieder haben, weil die Neger mit ihrem Blut erklärt haben, welchem Land sie die Treue halten wollen.

Aber abgesehen von allem Heldentum, allen ethischen Einflüssen, hatte die erfolgreiche Verteidigung einen sehr realen Vorteil für die an den europäischen Fronten Kämpfenden: Es wurden sehr bedeutende alliierte Streitkräfte in Ostafrika gefesselt, die sonst auf den anderen Kriegsschauplätzen auf uns losgelassen worden wären - so bedeutende, wie wir damals gar nicht geahnt haben. **Lettow-Vorbeck** sagt:

> "Für die feindlichen Stärken stehen mir authentische Angaben nicht zur Verfügung, und ich muß den englischen Offizieren und den Pressemeldungen, auf die ich mich berufe, die Verantwortung für die Richtigkeit der ihrigen überlassen. Nach diesen haben über 130 (!!) Generäle gegen uns im Felde gestanden; die Gesamtstärke der feindlichen Soldaten betrug rund 300 000, die Verluste an europäischen und indischen Toten 20 000, an Pferden und Maultieren 140 000. Diese Zahlen, besonders die Zahl der Generäle, scheinen mir allerdings selbst etwas zu hoch gegriffen; ich kann deswegen nur wiederholen, daß sie aus englischer Quelle stammen. Jedenfalls sind es aber recht achtbare Verluste gewesen. Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die Zahl der gefallenen und gestorbenen schwarzen Soldaten nicht bekannt gegeben ist, dürfte die Gesamtzahl der feindlichen Toten nicht unter 60 000 Soldaten betragen. Der Gefechtskalender weist schon heute, obwohl die Nachrichten von Tafel und Wintgens noch fehlen, mindestens 1000 Gefechte auf."

Die Engländer beziffern ihre Truppenstärke wie folgt: 52 000 Inder, 43 000 Südafrikaner, 3000 Koloniefreiwillige, 15 000 aus verschiedenen afrikanischen Regimentern, 15 000 Belgier und 20 000 Portugiesen - alles gegen ein paar tausend Mann Askaris und **ein paar hundert Weiße!** Schließlich können wir ja nur geschmeichelt sein!

Natürlich bot das Land einer so vorzüglich geschulten Truppe wie der deutschen und so erfahrenen Offizieren außerordentliche Vorteile. Ein englischer Bericht urteilt so:

> "Das Land war für eine längere Verteidigung vorzüglich geeignet, wenn es einen entschlossenen und harten Kommandeur hatte, als der Lettow-Vorbeck sich bewies. Ein großer Teil des Landes ist mit Busch besetzt, das heißt mit Unterholz, mehr oder weniger offen, aber durchweg dicht, aus dem Bäume bis zu 30 Fuß Höhe hervorragen. Dieser Busch bedeckt Berge und Täler, selbst dürre Steppen und schießt an der Küste in üppige Dschungel auf. Einige Gebiete sind mit dichten Wäldern bedeckt, andere mit Elefantengras von 6 - 10 Fuß Höhe und darüber. Fast alle Flußtäler sind sumpfig und fieberverseucht. Während der Regenzeit sind weite Gebiete überschwemmt. In der Trockenzeit herrscht oft Wassermangel. Wilde Tiere bilden eine schwere Gefahr, besonders für die Verwundeten. Das Klima ist tropisch und sehr ungesund, ausgenommen einige wenige Hochebenen; in einigen Berggebieten ist sogar Malaria heimisch. Solcher Art war die Lage in Ostafrika, einem Lande von doppelter Größe wie Deutschland selbst. Der »Busch« war der größte Aktivposten für die Verteidigung."

Der Burengeneral **Smuts**, der Lettow-Vorbeck gegenüberstand, meinte:

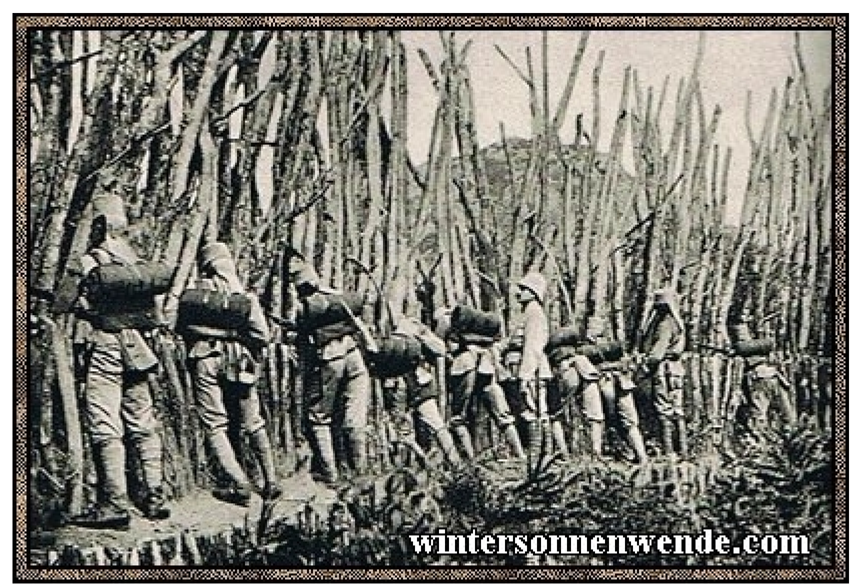
> "Im afrikanischen Busch mit seiner beschränkten Übersichtlichkeit ist es praktisch unmöglich, einen Feind einzuschließen, der entschlossen ist zu entkommen. Die Methode ist einfach. Wenn einer Truppenmacht so hart beigesetzt wird, daß die Vernichtung unvermeidlich scheint, der Widerstand aber fortgesetzt werden soll, so wird der Befehl gegeben, »schlagt euch in den Busch,« worauf die Truppe sich in Partien zu dreien und vieren auflöst und im Busch verschwindet. Verfolgung ist hoffnungslos, und der versprengte Feind, wenn er gut geschult ist, sammelt sich wieder an einem verabredeten Punkte. Noch mehr, so dicht ist der Busch auf viele Tausende von Quadratmeilen, daß beträchtliche Streitkräfte bei einer Meile Entfernung aneinander vorbeimarschieren können, ohne einander gewahr zu werden. Diese Faktoren erklären es, warum bei genügender Bewaffnung und Nahrungsversorgung" - hier färbt Smuts die Lage der Deutschen rosiger, als sie war, um sich selbst zu entschuldigen - "Lettow-Vorbeck noch im Felde stand, als der Waffenstillstand in Europa unterzeichnet wurde, trotz der Isolation und der weit überlegenen Kräfte, die seit dem Jahre 1916 ins Feld geschickt wurden."

Gouverneur Dr. **Heinrich Schnee** gibt folgende Übersicht über den Verlauf des Feldzuges:

"Der Krieg in Deutsch-Ostafrika läßt sich in vier Zeitabschnitte einteilen.

Der **erste** Abschnitt umfaßt die Zeit vom Kriegsausbruch bis zum Beginn der großen englischen Offensive, das ist vom August 1914 bis März 1916. Innerhalb dieses Zeitraumes verblieb das Schutzgebiet, abgesehen von kleinen unbedeutenden Teilen, in deutschem Besitz; es gelang der Schutztruppe nicht nur, feindliche Angriffe auf die Kolonie abzuwehren, sondern auch erfolgreiche Vorstöße in die dem Schutzgebiet benachbarten feindlichen Kolonien zu machen und ein kleines Gebiet in Britisch-Ostafrika zu besetzen.

Der **zweite** Abschnitt umfaßt die Zeit vom Beginn des feindlichen Vordringens in den nördlichen Teil des Schutzgebietes bis zum Verlust der Zentralbahn und damit des größten Teiles der Kolonie, das ist vom März 1916 bis September 1916. Innerhalb dieser Zeit drangen starke feindliche Kräfte sowohl von Norden (Kilimandscharo) wie von Nordwesten (Kiwusee), Westen (Tanganjika) und Südwesten (Njassa) wie auch vorübergehend von Süden (Portugiesisch-Ostafrika) in das deutsche Gebiet ein. Obwohl dem Feind jeder Fußbreit Bodens streitig gemacht wurde, mußte die Schutztruppe doch unter beständigen Kämpfen vor den an Truppenzahl wie an Kriegsmaterial jeder Art weit überlegenen feindlichen Streitkräften allmählich zurückweichen. Ende September 1916 befanden sich im wesentlichen die Gebiete südlich des Rowuma und kleinere Teile nördlich des unteren Rowuma sowie der westlich angrenzende Mahengebezirk noch in deutschem Besitz.



Ein Baumverhau im Kampfgebiet Mahenge in Deutsch-Ostafrika.

Der **dritte** Abschnitt reicht bis zur Räumung des Schutzgebietes durch die Reste der Schutztruppe und Übergang dieser über den Rowuma in portugiesisches Gebiet, vom September 1916 bis Ende November 1917. Während dieses Zeitraumes hielt die Truppe unter täglich schwieriger werdenden Verhältnissen den weit überlegenen Gegner auf und brachte ihm trotz seiner gewaltigen Überzahl wiederholt schwere Verluste bei, so daß der Feind über ein Jahr brauchte, um unsere Truppe zur Aufgabe dieses letzten Teiles unserer Kolonie zu zwingen.

Der **vierte** Abschnitt umfaßt die Zeit vom Übergang über den Rowuma bis zum Waffenstillstand, d. i. vom November 1917 bis November 1918. Die kleine noch mobile Truppe hielt sich nach dem Rowuma-Übergang zehn Monate lang in portugiesischem Gebiet, ihre Munition und Ausrüstung durch Wegnahme feindlicher Bestände und Eroberung portugiesischer Forts ergänzend und die Verpflegung aus dem Lande entnehmend. Teile der Truppe gingen östlich bis zur Küste, westlich bis in die Nähe des Njassasees, die ganze Truppe dann bis in die Gegend von Quelimane nach Süden, schließlich, nachdem stärkere englische Truppen in Portugiesisch-Ostafrika zu ihrer Einkreisung zusammengezogen waren, über den Rowuma nach Deutsch-Ostafrika zurück. In den letzten anderthalb Monaten

> wurde der Südwesten von Deutsch-Ostafrika durchquert und dann nach Nordostrhodesien hineinmarschiert. Bei Kasama in Rhodesien (etwa zehn Tagemärsche von der deutsch-ostafrikanischen Grenze entfernt) erreichte uns die Nachricht vom Waffenstillstand."



Deutsches Feldgeschütz in Stellung. Deutsch-Ostafrika.



Askaris in einem Ruhelager in Deutsch-Ostafrika.

Einige Kämpfe waren besonders bestimmend für den Verlauf des Feldzuges und bezeichnend für den Geist der Truppe, ebenso die erste Schlacht, die im November 1914 geschlagen wurde: Das etwa 8000 Mann starke englisch-indische Expeditionskorps wurde von Lettow-Vorbeck mit etwa 1000 Mann schwer geschlagen. Die Engländer beziffern ihre Verluste auf 795 Mann, davon 141 englische Offiziere und Mannschaften, außerdem verloren sie 16 Maschinengewehre; unsere Verluste geben sie mit 15 gefallenen Deutschen und 44 gefallenen Askaris an. Dann brachte am 11. März 1916 Major **Kraut** am Kilimandscharo der ersten Brigade der zweiten ostafrikanischen Division eine so schwere Niederlage bei, daß der General **Malleson** bat, seines Kommandos enthoben zu werden. Die verlustreichste Schlacht für die Engländer fand im Oktober 1917 bei Mahiwa statt: Lettow verlor von 1500 Mann 519, die Engländer büßten 3000 ein. Nach dem Übertritt auf portugiesisches Gebiet hatte Lettow noch im ganzen 2000 Mann - die Portugiesen schickten etwa 20 000 aus der Heimat herüber, was natürlich viel zu wenig war, und auch keinen weiteren Zweck hatte, als die Schutztruppe mit Waffen, Ausrüstungsstücken und Munition zu versehen. Dieser Aufgabe wurden die Portugiesen auf das beste gerecht.

Die **Verlustliste der Deutschen** betrug: Gefangene 1741, Vermißte 1135, Gestorbene 247, Gefallene 287, Verwundete 874, bei der Marine 160. Die Verluste unserer Askaris betrugen an Toten 10 292, an Verwundeten 3669 Mann.

General von **Lettow-Vorbeck** beschreibt in seinem Buche *Meine Erinnerungen an Ostafrika* die Schlacht bei **Tanga** folgendermaßen:

> "Erbeutete englische Zeitungen berichteten, daß Deutschland den Verlust seiner geliebten Kolonien, seiner »Küchlein,« so besonders schmerzlich empfinden würde, und daß Deutsch-Ostafrika der »wertvollste Happen« sei. Erbeutete Post sprach von der demnächstigen Ankunft eines indischen Expeditionskorps von 10 000 Mann, und da ich sowieso aus allgemeinen Erwägungen heraus schon immer mit einer feindlichen Landung

größeren Stiles in der Gegend von **Tanga** gerechnet hatte, reiste ich Ende Oktober dorthin, fuhr mit meinem mitgenommenen Auto die Gegend ab und besprach mich an Ort und Stelle mit Hauptmann **Adler**, dem Führer der 17. Kompanie, sowie dem Bezirksamtmann **Auracher**. Erfreulicherweise trat dieser meiner Auffassung bei, daß bei einer ernsthaften Bedrohung Tangas vor allem einheitliches Handeln notwendig sei, und ich versicherte ihm, daß ich selbstverständlich für alle hieraus hervorgehenden Konsequenzen die Verantwortung übernähme. Dies war besonders deshalb von Bedeutung, weil nach den gegebenen Anweisungen des Gouverneurs eine Beschießung von Tanga unter allen Umständen vermieden werden sollte. Die Ansichten darüber, was im gegebenen Fall zu tun oder zu lassen sei, konnten also sehr verschieden sein.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr nach **Neumoschi**, am 2. November, wurde von Tanga aus gedrahtet, daß 14 feindliche Transportschiffe und zwei Kreuzer vor Tanga erschienen seien. Diese verlangten die bedingungslose Übergabe der Stadt; die Verhandlungen darüber zogen sich in die Länge, da Bezirksamtmann Auracher, der an Bord gegangen war, darauf aufmerksam machte, daß er besondere Weisung einzuholen habe, und das angedrohte Bombardement durch die Bemerkung verhinderte, daß Tanga ein offener und unverteidigter Ort sei. Hauptmann **Baumstark**, der mit zwei Kompanien nördlich Tanga im Grenzgebiet war, wurde sofort auf Tanga in Marsch gesetzt. Ebenso wurden aus der Gegend von Taveta und vom Kilimandscharo die beiden Europäerkompanien und die Askarikompanien im Eilmarsch nach Neumoschi herangeholt. Zwei Lastautos, die zum Verpflegungstransport auf der Strecke Neumoschi - Taveta dienten, taten bei dieser Truppenverschiebung wertvolle Dienste.

Meine Absicht, alle verfügbaren Truppen gegen die zweifellos in Tanga bevorstehende Landung mit größter Schnelligkeit dort zu sammeln, war trotz der den Truppen zugemuteten starken Märsche nur durchführbar, wenn die **Nordbahn** ihre Leistungsfähigkeit auf das äußerste anspannte, und das war bei den wenigen Lokomotiven - es waren nur acht - viel verlangt. Die etwa 300 km lange Strecke ist eine Schmalspurbahn, auf der im voll ausgelasteten Zuge von 24-32 Achsen nur eine Kompanie mit vollem Gepäck oder zwei Kompanien ohne Gepäck und ohne Träger befördert werden konnten. Nur dem Entgegenkommen aller mit diesen Transporten beschäftigten Personen - ich nenne besonders den als Leutnant zur Truppe eingezogenen Eisenbahnkommissar **Kröber** und den Betriebsdirektor **Kühlwein** -, die die Züge bei Tanga bis auf das Gefechtsfeld und in das Feuer hinein vorführten, ist es zu danken, daß diese Transporte überhaupt ausgeführt werden konnten. Noch am 2. November wurden die gerade in Neumoschi anwesenden Truppenteile, anderthalb Kompanien, mit der Bahn abtransportiert, am 3. morgens das Kommando mit einer weiteren Kompanie; drei andere Kompanien folgten später. Ebenso wurden alle kleineren Formationen des Bahnschutzes nach Tanga herangezogen. Die Stimmung der abfahrenden Truppen war glänzend; dies mag jedoch weniger darauf zurückzuführen sein, daß der Askari sich über den Ernst der Lage klar war, als vielmehr darauf, daß für ihn eine Eisenbahnfahrt unter allen Umständen ein großes Vergnügen bedeutete.

Das Kommando traf am 3. November abends in Korogwe ein. Ich begab mich zu dem dort eingerichteten Lazarett und sprach die aus dem Gefecht von Tanga am 3. November zurückgekommenen Verwundeten. Einer derselben, Oberleutnant d. L. **Merensky**, berichtete mir, daß am 2. November bei Tanga Posten- und Patrouillengefechte in der Gegend von Ras Kasone stattgefunden hatten und daß am 3. November ein anscheinend mehrere tausend Mann starker Feind, der bei Ras Kasone gelandet war, die 17. Kompanie östlich von Tanga angegriffen hatte. Diese, durch die Europäer und Polizeiaskari aus Tanga unter dem Oberleutnant Auracher verstärkt, hatte dem Angriff standgehalten, bis die ersten von Neumoschi eintreffenden anderthalb Kompanien eingriffen, sofort gegen die linke Flanke

des Feindes vorstürmten und ihn zurückwarfen. Oberleutnant **Merensky** hatte den Eindruck, daß der Feind vollständig geschlagen und die Wiederholung eines Angriffes unwahrscheinlich wäre. Die während der Eisenbahnfahrt stückweise eintreffenden Telegramme hatten mir ein klares Bild der Lage nicht geben können, als das Kommando am 4. November um 3 Uhr morgens 6 km westlich von Tanga die Bahn verließ und dort den Hauptmann Baumstark antraf.

Dieser hatte die Lage anders beurteilt und glaubte bei der großen Überlegenheit des Feindes, daß bei einem erneuten Angriff Tanga nicht zu halten sei. Er hatte deshalb seine von Norden kommenden zwei Kompanien und die Teile, die am 3. November bei Tanga im Gefecht gestanden hatten, am Abend dieses Tages 6 km westlich von Tanga gesammelt und in der Stadt selbst nur Patrouillen belassen. Ob Tanga frei oder vom Feinde besetzt war, darüber herrschte keine Klarheit. Starke Offizierspatrouillen wurden sofort über Tanga hinaus auf Ras Kasone zu vorgetrieben. Glücklicherweise hatte das Kommando einige Fahrräder mitgebracht, und so konnte ich, um schnell Aufklärung durch persönlichen Augenschein zu schaffen, sogleich mit Hauptmann **v. Hammerstein** und dem Kriegsfreiwilligen **Dr. Lessel** zum Bahnhof Tanga hinein vorfahren. Von der hier angetroffenen vorgeschobenen Postierung der 6. Feldkompanie konnte ich auch nichts Näheres über den Feind erfahren und fuhr weiter durch die leeren Straßen der Stadt vor. Die Stadt war vollständig verlassen, und die weißen Europäerhäuser leuchteten in den Straßen, durch die wir fuhren, im klarsten Mondschein. So erreichten wir den Hafen am jenseitigen Stadtrande; Tanga war also frei vom Feinde. 400 m vor uns lagen hell erleuchtet die Transportschiffe, auf denen großer Lärm herrschte; es war kein Zweifel, daß die Landung unmittelbar bevorstand. Ich bedauerte sehr, daß unsere Artillerie - wir hatten nämlich auch zwei Geschütze C/73 - noch nicht zur Stelle war. Hier, im hellen Mondschein, auf so nahe Entfernung, hätte sie trotz der Anwesenheit der feindlichen Kreuzer vernichtend wirken können.

Wir fuhren dann weiter auf **Ras Kasone** zu, ließen im deutschen Gouvernementshospital unsere Räder stehen und gingen zu Fuß an den Strand, an dem dicht vor uns ein englischer Kreuzer lag. Auf unserem Rückweg wurden wir am Hospital anscheinend von einem indischen Posten - wir konnten die Sprache nicht verstehen - angerufen, sahen aber nichts. Wir setzten uns auf die Räder und fuhren zurück. Der Tag begann zu grauen, und linker Hand von uns hörten wir die ersten Schüsse fallen. Es war dies die Offizierspatrouille des Leutnants **Bergmann** der 6. Feldkompanie, die westlich Ras Kasone auf feindliche Patrouillen gestoßen war. Einer meiner Radfahrer brachte nun an Hauptmann Baumstark den Befehl, sogleich mit allen Truppen auf Bahnhof Tanga anzutreten. Für die Art, wie ich das sicher bevorstehende Gefecht zu führen gedachte, war die Beschaffenheit des Geländes mit ausschlaggebend. Im Norden boten die Häuser der am Hafen gelegenen Europäerstadt Schutz gegen Sicht und daher auch gegen das Artilleriefeuer der nahe gelegenen Kreuzer. Umgeben war die Stadt von ununterbrochenen Kokospalmen- und Kautschukpflanzungen, die sich fast bis Ras Kasone ausdehnten, und in die außer der Eingeborenenstadt auch einige Anpflanzungen von Eingeborenen eingestreut waren. Unterholz war nur an wenigen Stellen vorhanden und das Gelände durchaus flach. Es war wahrscheinlich, daß der Feind, mochte er nun bei Ras Kasone allein oder gleichzeitig an mehreren Stellen, zum Beispiel auch bei Mwambani, landen, einen Druck gegen unseren südlichen, also rechten Flügel ausüben würde. Auch für uns war hier südlich von Tanga die Aussicht auf größere Bewegungsfreiheit durch die Beschaffenheit des Geländes gegeben. Ich beschloß, den sicher zu erwartenden feindlichen Angriff am Ostrande von Tanga anzunehmen und starke Reserven hinter unserem rechten Flügel zum Gegenstoß gegen die feindliche Flanke zu staffeln.

Bei den verschiedenen Aufgaben galt es, die Eigenart der Truppenteile zu berücksichtigen. In der damaligen Zeit hatte jede Kompanie noch nach der Art ihrer Zusammensetzung und dem Standpunkte ihrer Ausbildung ihr besonderes Gepräge. Die gute 6. Feldkompanie, die im Frieden in **Udjidji** auch mit Maschinengewehren eine sorgfältige Ausbildung im Schießen erhalten hatte, wurde beauftragt, in einer breiten Front den Ostrand von Tanga zu besetzen. Rechts rückwärts von dieser, außerhalb Tanga, wurde das Bataillon Baumstark, bestehend aus der aus Polizei gebildeten 16. und 17. Feldkompanie sowie kleineren, zu einer Kompanie zusammengezogenen Formationen, gestaffelt. Rechts rückwärts hiervon, an der Telegraphenstraße Tanga - Pangani, blieben drei gute Kompanien, nämlich die aus Europäern bestehende 7. und 8. Schützenkompanie mit ihren vier Maschinengewehren, zu meiner Verfügung. Das Kommando selbst blieb zunächst an der Straße Tanga - Pangani und schloß sich an die dortige Drahtleitung an. Die 4. und 9. Feldkompanie sowie die zwei Geschütze C/73 (Batterie Hauptmann Hering) waren noch im Anrollen und die Zeit ihres Eintreffens ungewiß. So verblieb die Lage im wesentlichen bis zum Nachmittag. In der heißen Sonne der Küstenzone litten wir nicht wenig unter Durst, stillten ihn aber durch das Wasser der jungen Kokosfrüchte. Auch sonstige Getränke gab es damals noch in Tanga; wir hatten noch Wein und Selterswasser. Sogar warme Würstchen wurden den Truppen vom Schlächtermeister Grabow gebracht.

Die Vorgänge bei den feindlichen Schiffen wurden dauernd scharf beobachtet. Man sah jedes Boot, das von ihnen abstieß, und dessen Besatzung. Ich schätzte die Summe der bis zum Mittag gelandeten Feinde auf 6000. Aber auch bei dieser noch zu niedrigen Schätzung des Feindes mußte ich mir die Frage vorlegen, ob ich es wagen durfte, mit meinen tausend Gewehren einen entscheidenden Kampf aufzunehmen. Ich habe die Frage aus verschiedenen Gründen bejaht. Es war zu wichtig, den Feind an einem Festsetzen bei Tanga zu hindern. Wir würden ihm sonst die beste Basis für Unternehmungen gegen die Nordbezirke überlassen; bei seinem Vordringen würde er in der Nordbahn ein glänzendes Hilfsmittel für seinen Nachschub haben, und immer neue Truppen und Kampfmittel könnten bequem und überraschend heran- und vorgeführt werden. Dann war aber mit Sicherheit zu erwarten, daß das Gebiet der Nordbahn für uns unhaltbar würde, und unsere bisherige so erfolgreiche Art der Kriegführung mußte aufgegeben werden. Gegen diese gewichtigen sachlichen Gründe mußten enge Bedenken, wie der Befehl des Gouverneurs, die Beschießung von Tanga unter allen Umständen zu vermeiden, zurücktreten.

Einige Umstände sprachen auch zu unseren Gunsten. Einmal war mir persönlich von früher her, aus Ostasien, die Schwerfälligkeit englischer Truppenbewegungen und englischer Gefechtsführung bekannt, und es war sicher, daß diese Schwierigkeiten in dem sehr gedeckten und dem Feinde unmittelbar nach seiner Landung ganz unbekannten Gelände ins Unendliche wachsen würden. Die geringste Störung der Ordnung mußte weitgehende Folgen nach sich ziehen. Ich hatte Aussicht, mit meiner Truppe, deren Europäer die Gegend von Tanga gut kannten und deren Askari im Busch zu Hause waren, die Schwächen des Feindes durch geschicktes und schnelles Manövrieren auszunutzen.

Freilich, wenn die Sache unglücklich ablief, war es schlimm. Schon bisher war die Art meiner aktiven Kriegführung mißbilligt worden. Kam hierzu noch eine große Niederlage im Gefecht, so war es mit dem Vertrauen der Truppe wahrscheinlich endgültig vorbei, und mit Sicherheit würden mir auch von vorgesetzter Stelle aus unüberwindbare Schwierigkeiten in der Kommandoführung bereitet worden sein. Mein Entschluß war nicht leicht, und seine in der kriegerischen Lage begründete Schwere wurde dadurch noch in unnötiger Weise vergrößert, daß die Bestimmungen dem eigentlich verantwortlichen Führer nicht die genügende Freiheit einräumten. Aber es half nichts: es mußte alles an alles gesetzt werden.

Noch am Vormittag gab ich an Hauptmann **v. Prince** persönlich den Befehl, mit seinen zwei Europäerkompanien nach Tanga hineinzurücken, um bei einem Angriff gegen die am Ostrande des Ortes liegende Askarikompanie schnell und ohne Befehl eingreifen zu können. Schon fing ich an zu zweifeln, ob der Feind am 4. November überhaupt noch angreifen würde, als um 3 Uhr nachmittags ein Askari in seiner einfachen und strammen Art die Meldung machte: *"Adui tajari"* ("Der Feind ist bereit"). Das kurze Wort werde ich niemals vergessen. Im nächsten Moment ging gleichzeitig das Gewehrfeuer auf der ganzen Front los, und man konnte auf den raschen Verlauf des Gefechts mit seinem Hin- und Herwogen nur aus der Richtung des Knalles der Schüsse Schlüsse ziehen. Man hörte, daß das Feuer sich vom Ostrande Tangas her in die Stadt hineinzog: hier war also die 6. Kompanie zurückgeworfen worden. Bis dicht an den Bahnhof und in die Stadt hinein war der Feind mit zwanzigfacher Übermacht vorgedrungen. Hauptmann v. Prince war mit seinen beiden Europäerkompanien sofort vorgestürmt und hatte die zurückgehenden braven Askari augenblicklich zum Stehen und Wiedervorgehen gebracht. Das britische, nur aus Europäern, langgedienten Mannschaften, bestehende North-Lancashire-Regiment, 800 Mann stark, wurde mit schweren Verlusten zurückgeworfen, und auch der zwischen diesem Regiment und dem Strande vorgehenden indischen Brigade (Kaschmir-Schützen) wurden die von ihr genommenen Häuser in hartnäckigem Straßenkampf entrissen.

Aber auch südlich von Tanga hatte Hauptmann Baumstark seine Kompanien an der Front eingesetzt, und nach etwa einstündigem Gefecht beobachtete ich, wie hier die Askari durch die Palmen bis an die Straße Tanga - Pangani zurückgingen. Die Europäer des Kommandos liefen sofort hin und brachten die Leute zum Stehen. Ich sehe noch heute den temperamentvollen und zähen Hauptmann v. Hammerstein vor mir, wie er voller Empörung einem zurückgehenden Askari eine leere Flasche an den Kopf warf. Es waren ja schließlich zum großen Teil junge, gerade erst aufgestellte Kompanien, die hier fochten und durch das starke feindliche Feuer verblüfft waren. Aber als wir Europäer uns vor sie hinstellten und sie auslachten, kamen sie schnell wieder zu sich und sahen, daß eben nicht jede Kugel traf. Aber im ganzen war der Druck, der gegen unsere Front ausgeübt wurde, doch so stark, daß ich glaubte, mit dem Herbeiführen der Entscheidung nicht länger warten und zum Gegenstoß ansetzen zu müssen. Hierzu stand allerdings nur eine einzige Kompanie zur Verfügung, aber es war die gute 13. Feldkompanie. Die 4. Kompanie, deren Ankunft ich von Minute zu Minute sehnsüchtigst erwartete, war noch nicht eingetroffen.

Das bisherige Gefecht hatte gezeigt, daß der Feind sich mit seiner in der Flanke ungesicherten Front nicht weiter nach Süden ausdehnte, als der rechte Flügel unserer Front reichte. Hier also mußte ihn der Gegenstoß vernichtend treffen, und jedem Teilnehmer wird der Moment unvergeßlich sein, als hier die Maschinengewehre der 13. Kompanie mit ihrem Dauerfeuer einsetzten und den sofortigen Umschwung des Gefechts herbeiführten. Die ganze Front raffte sich auf und stürzte sich mit jubelndem Hurra vorwärts. Inzwischen war auch die 4. Kompanie eingetroffen; wenn sie infolge eines Mißverständnisses auch nicht noch weiter über die 13. ausholend eingesetzt wurde, sondern sich zwischen dieser und unserer Front einschob, so kam sie doch noch vor Dunkelheit zum wirksamen Eingreifen. In wilder Flucht floh der Feind in dichten Klumpen davon, und unsere Maschinengewehre, aus Front und Flanke konzentrisch auf ihn wirkend, mähten ganze Kompanien Mann für Mann nieder. Mehrere Askari kamen freudig strahlend heran, über dem Rücken mehrere erbeutete englische Gewehre und an jeder Faust einen gefangenen Inder. Die **Handfesseln** aber, die wir bei diesen vorfanden, **zum Gebrauch an deutschen Gefangenen**, wandte niemand von uns ihnen gegenüber an.

Man stelle sich diesen Augenblick vor; im dichten Walde, alle Truppenteile, vielfach sogar Freund und Feind durcheinander gemischt, die verschiedensten Sprachen

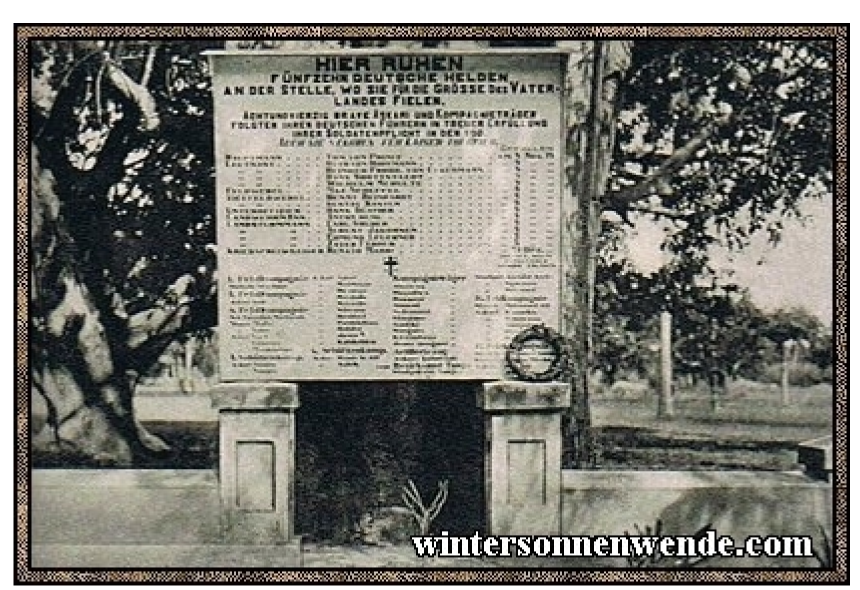
durcheinander geschrien, und dazu die rasch hereinbrechende tropische Dunkelheit, und man wird verstehen, daß die von mir angesetzte Verfolgung gänzlich mißglückte. Ich hatte mich auf dem rechten Flügel befunden und schnell die zunächst erreichbaren Teile in der Richtung auf Ras Kasone zu energischem Nachdrängen angesetzt. Dann hatte ich mich auf den linken Flügel begeben. Dort fand ich von unseren Leuten fast nichts vor; erst nach längerer Zeit hörte ich in der Nacht Schritte von den Nagelstiefeln einer Askariabteilung. Ich war froh, endlich eine Truppe zu haben, wurde aber etwas enttäuscht, als es eine Abteilung des rechten Flügels unter Leutnant Langen war, die die Richtung auf Ras Kasone verfehlt hatte und so auf unseren linken Flügel geriet. Aber nicht genug mit diesen Reibungen. Auf unerklärliche Weise glaubte die Truppe, auf einen Kommandobefehl wieder in das alte Lager westlich von Tanga abrücken zu sollen. Erst im Laufe der Nacht gewann ich am Bahnhof in Tanga Klarheit darüber, daß fast alle Kompanien dahin abmarschiert waren. Sie erhielten selbstverständlich Befehl zu sofortiger Rückkehr. Leider war hierdurch aber doch eine solche Verzögerung eingetreten, daß es nicht möglich war, die Geschütze der nachträglich eingetroffenen Batterie Hering noch in der Nacht bei Mondschein gegen die Schiffe in Wirkung zu bringen.

Erst am Morgen des 5. November trafen die Truppen, deren starke Erschöpfung ja begreiflich war, wieder in Tanga ein und besetzten im wesentlichen wieder die Stellung des vorigen Tages. Jetzt mit allen Kräften gegen die feindliche Einschiffung bis Ras Kasone vorzurücken, war nicht angebracht, da die dortige Gegend ganz übersichtlich war und von den beiden in unmittelbarer Nähe liegenden Kreuzern beherrscht wurde. Aber den starken Patrouillen und einzelnen Kompanien, die zur Störung des Feindes auf Ras Kasone vorgingen, gelang es doch, einzelne Abteilungen des Feindes, einige seiner Boote und auch das Deck des am Hospital liegenden Kreuzers überraschend unter Maschinengewehrfeuer zu nehmen. Im Laufe des Tages verstärkte sich der Eindruck immer mehr, daß die Niederlage des Feindes gewaltig gewesen war. Zwar wurden die Verluste in ihrem vollen Umfange zunächst nicht bekannt, aber die vielen Stellen, wo Hunderte und wieder Hunderte von gefallenen Feinden sich häuften, sowie der Verwesungsgeruch, der unter der Einwirkung der tropischen Sonne auf der ganzen Gegend lag, gaben uns einen Anhalt. Wir schätzten den Verlust sehr vorsichtig auf etwa 800 Tote; ich glaube aber, daß diese Zahl viel zu niedrig ist. Ein höherer englischer Offizier, der genau über Einzelheiten unterrichtet war, hat mir später gelegentlich eines Gefechts, dessen englische Verluste er auf 1500 Mann angab, gesagt, daß die Verluste bei Tanga ganz erheblich größer gewesen seien. Ich halte sie jetzt mit 2000 Mann noch für zu niedrig geschätzt. Größer noch war die moralische Einbuße des Feindes. Er fing beinahe an, an Geister und Spuk zu glauben; noch nach Jahren wurde ich von englischen Offizieren danach gefragt, ob wir bei Tanga »dressierte Bienen« verwandt hätten, aber ich kann jetzt wohl verraten, daß bei uns, bei einer Kompanie, im entscheidenden Moment alle Maschinengewehre durch diese »dressierten Bienen« außer Gefecht gesetzt wurden, wir also unter dieser Art der Dressur genau so gelitten haben wie die Engländer.

Der Feind fühlte sich vollständig geschlagen und war es auch tatsächlich. In wilder Auflösung waren seine Truppen geflohen, Hals über Kopf in die Leichter gestürzt. Die Möglichkeit eines erneuten Kampfes wurde überhaupt nicht erwogen. Aus Gefangenenaussagen und aufgefundenen offiziellen englischen Schriftstücken ging hervor, daß das gesamte englisch-indische Expeditionskorps, 8000 Mann stark, von unserer wenig über 1000 Mann starken Truppe so vernichtend geschlagen worden war. Erst am Abend wurde uns die Größe dieses Sieges vollständig klar, als ein englischer Parlamentäroffizier, Hauptmann **Meinertshagen**, erschien und mit dem von mir entsandten Hauptmann **von Hammerstein** über Auslieferung von Verwundeten verhandelte. Hauptmann von Hammerstein begab sich in das Hospital, das mit schwerverwundeten englischen Offizieren angefüllt war, und genehmigte in meinem Namen, daß diese auf ihr Ehrenwort, in diesem

Kriege nicht mehr gegen uns kämpfen zu wollen, von den Engländern abgeholt werden durften.

Die **Beute an Waffen** gestattete, mehr als 3 Kompanien modern zu bewaffnen; die 16 erbeuteten Maschinengewehre waren uns hierbei besonders willkommen. Der Geist der Truppe und das Vertrauen in die Führer hatte sich mächtig gehoben, und mit einem Schlage war auch ich von einem großen Teil der Schwierigkeiten befreit, die sich als hemmende Gewichte an die Führung hingen. Das dauernde Feuer der Schiffsgeschütze, das in dem ganz unübersichtlichen Gelände wirkungslos gewesen war, hatte in den Augen unserer braven Schwarzen seine Furchtbarkeit verloren. Die Materialbeute war erheblich; außer den 600 000 Patronen hatte der Feind sein gesamtes Telephongerät und so viele Bekleidung und Ausrüstung liegen lassen, daß wir auf mindestens ein Jahr unseren eigenen Ansprüchen, besonders an warmen Mänteln und wollenen Decken, genügen konnten.



Auch hier in Tanga, Deutsch-Ostafrika, fielen Helden für Deutschlands Größe.

Die eigenen **Verluste**, so schmerzlich auch an sich, waren an Zahl doch gering. 15 Europäer, unter ihnen auch der treffliche Hauptmann **von Prince**, und 48 Askari und Maschinengewehrträger waren gefallen. Die Europäer wurden in einem würdigen Kriegergrab unter dem Schatten eines prachtvollen Bujubaumes bestattet, wo eine einfache **Gedenktafel** ihre Namen verzeichnet. Die Aufräumung des Gefechtsfeldes und die Bestattung der Toten erforderte mehrere Tage angestrengtester Arbeit für die ganze Truppe; die Straßen waren buchstäblich besät mit Gefallenen und Schwerverwundeten. In unbekannter Sprache flehten sie um Hilfe, die ihnen trotz des besten Willens nicht immer gleich gewährt werden konnte.

Auf unserem innerhalb von Tanga gelegenen **Hauptverbandsplatze** hatte unser männliches und weibliches Pflegepersonal im Feuer auch der schweren Schiffsgeschütze Freund und Feind gewissenhaft versorgt. Noch am Abend des 4. November hatte ich die Verwundeten aufgesucht. Ich ahnte nicht, daß der Leutnant **Schottstaedt**, der hier mit schwerem Brustschuß auf einem Stuhle saß, nur noch wenige Minuten zu leben hatte. Der englische Leutnant **Cook**, vom 101. indischen Grenadierregiment, lag mit schwerem Beinschuß da. Die Verwundung dieses frischen jungen Offiziers, der im Brennpunkt des Gefechtes auf dem indischen linken Flügel in unsere Hände gefallen war, vermochte seine heitere Stimmung nicht zu beeinträchtigen. Mit dem Hauptteil der anderen Verwundeten wurde er im Feldlazarett Korogwe von unserem besten Chirurgen, dem Stabsarzt **Dr. Müller**, dreiviertel Jahr lang behandelt. Er ging bereits wieder umher, als ein unglücklicher Fall auf der Treppe leider zu tödlichem Ausgange führte.

Die Gefechtstage von Tanga stellten zum erstenmal erhebliche Ansprüche an die **Verwundetenfürsorge**. Zu diesem Zweck waren in Korogwe sowie an verschiedenen

anderen Orten der Nordbahn Lazarette eingerichtet worden, zu denen die Kranken mit der Bahn ohne Umladen transportiert werden konnten. Für den Transport waren besondere dauernde Lazaretteinrichtungen nicht getroffen worden, und es hat auch niemals Schwierigkeiten gemacht, das Erforderliche zu improvisieren.

Trotz der zweifellosen Niederlage bei Tanga war es doch wahrscheinlich, daß die britische Zähigkeit diese Entscheidung nicht als eine endgültige hinnehmen würde. Auch nach seiner Niederlage war der Feind uns um ein Mehrfaches numerisch überlegen und ein Landungsversuch an anderer Stelle nicht unwahrscheinlich. Eine Fahrt zu Rad am 6. November in nördlicher Richtung, an die Mansabucht, überzeugte mich aber, daß die feindlichen Schiffe hier offenbar nur zum Zweck der Pflege ihrer Verwundeten und Beisetzung ihrer Toten eingelaufen waren und keine Landung beabsichtigten. Die Schiffe fuhren dann auch bald in der Richtung auf Sansibar ab.

Interessant war nun dann ein kurzer Besuch in unserem Regierungshospital bei Ras Kasone, das inzwischen von den auf Ehrenwort entlassenen englischen Verwundeten geräumt worden war. Es lagen hier unter anderen zwei am 3. November bei Tanga sowie andere in einem früheren Gefecht verwundete deutsche Offiziere, die die Vorgänge während des Hauptkampftages am 4. November hinter der englischen Front vom Lazarett aus hatten beobachten können. Mit größter Spannung hatten sie die Landung bei Ras Kasone und den Vormarsch gegen Tanga verfolgt, hatten dann am Nachmittag das entscheidende Einsetzen unseres Maschinengewehrfeuers und die Beschießung durch die feindlichen Schiffsgeschütze gehört, sowie dicht am Hospital die wilde Flucht des Feindes gesehen. Die zahlreich in der Nähe des Lazarettes einschlagenden Geschosse hatten erfreulicherweise keinen Schaden verursacht. Am 5. November, ganz früh, hatten sie plötzlich wieder Geschützfeuer vernommen, und zwar von Tanga her; sie hatten erkannt, daß es deutsche Geschütze sein müßten. Es waren dies unsere zwei Kanonen C 73, denen es zwar nicht mehr gelungen war, in der Nacht bei Mondschein die englischen Transportschiffe aufs Korn zu nehmen, die aber wenigstens nach Tagesanbruch noch einige erfolgreiche Treffer anbringen konnten. Ein längeres Wirkungsschießen war leider nicht möglich, da die Rauchentwicklung den Standpunkt der Geschütze sofort verriet und das Feuer der Schiffsgeschütze auf sich zog.

Inzwischen war es klar geworden, daß der Angriff des Feindes bei Tanga keine einzelne Unternehmung, sondern im größeren Rahmen gleichzeitig mit anderen gedacht war. Nordwestlich des Kilimandscharo, am **Longidoberg**, den Hauptmann **Kraut** mit 3 Askarikompanien und einer berittenen Europäerkompanie besetzt hatte, erschienen im Morgennebel des 3. November überraschend englische Truppen. Gerade als am Longido heliographisch der Befehl eintraf, Hauptmann Kraut solle nach Moschi abrücken, schlugen die ersten Geschosse ein. Der etwa tausend Mann starke Feind hatte den in der freien Steppe gelegenen mächtigen Longidoberg an mehreren Stellen unter der Führung von Massais erstiegen, die unseren Posten zuriefen: »Wir sind Leute vom Hauptmann Kraut.« Aber unseren sich rasch entwickelnden drei Feldkompanien gelang es, die Teile des Feindes im felsigen Gelände zu umfassen und rasch zurückzuwerfen. Eine feindliche berittene Europäerabteilung, die in der Steppe am Fuße des Berges sichtbar wurde und diesen anscheinend von Süden her ersteigen oder auf unsere Verbindung wirken wollte, wurde unter wirksames Feuer genommen und schnell zurückgetrieben.

Wahrscheinlich im Zusammenhange mit diesen Ereignissen im Gebiete der Nordbahn standen feindliche Unternehmungen am Viktoriasee. Ende Oktober waren zahlreiche Wagandakrieger von Norden in den Bezirk Bukoba eingedrungen. Zur Unterstützung ging am 31. Oktober eine Truppe von 670 Gewehren, 4 MG., 2 Geschützen von Muanza auf dem

kleinen Dampfer »Muanza« mit 2 Schleppern und 10 Dhaus (Booten) ab. Kurz nach dem Auslaufen wurde dieser Transport durch bemannte englische Dampfer angegriffen, gelangte aber unbeschädigt nach Muanza zurück. Ein englischer Landungsversuch bei Kajense, nördlich Muanza, scheiterte an dem Feuer unserer Posten.



Ein Posten in Deutsch-Ostafrika mit selbstgebautem Geschütz.

Es lag also Anfang November ein an mehreren Stellen großzügig angelegter konzentrischer Angriff gegen unsere Kolonie vor. Sein Scheitern erweckte in jedem die Erwartung, daß wir uns würden halten können, so lange die Heimat hielt. Die lückenhaften Nachrichten aber, die wir von dort auffangen konnten, flößten uns Zuversicht ein. Wir hatten zwar zur Zeit des Gefechts bei Tanga den Namen Hindenburgs noch nicht gehört, wußten aber auch nichts von dem Rückschlag an der Marne und standen noch unter dem erhebenden Eindruck des siegreichen Vormarsches nach Frankreich."

Der Übergang über den Rowuma und die Eroberung eines portugiesischen Lagers

Am 25. November 1917 überschritt die Vorhut der deutschen Schutztruppe den Grenzfluß der Kolonie, den Rowuma, und betrat portugiesisches Gebiet. Das Gefühl, von allen Hilfsmitteln entblößt zu sein, und die völlige Unsicherheit aller Zukunft hatten, wie Lettow-Vorbeck schreibt, in den meisten das Gefühl "allgemeiner Wurschtigkeit" gezeitigt, so daß unbekümmert um die taktische Lage das Leben ruhig weiter ging, Jagdpatrouillen unterwegs waren und sogar angesichts des Feindes ruhig im Flusse gebadet wurde.

Bald begannen die Feindseligkeiten mit den Portugiesen, die Vorhutkompanien stießen auf feindliche Späher; die Deutschen gelangten dicht an das feindliche Lager heran und konnten eine größere Truppenanzahl sowie Trägerkolonnen feststellen. Nach kurzer Zeit trat eine in Kaki gekleidete Askarikolonne der Portugiesen den Vormarsch auf die Deutschen an, und das Gefecht entwickelte sich. Lettow sagt darüber:

"Ich selbst befand mich auf einem kleinen Hügel westlich des Lagers, in der Nähe unseres Geschützes. Unmittelbar hinter mir marschierte die zuletzt über den Fluß gehende Abteilung des Generals Wahle nach und nach in einer Geländesenkung auf... Die Maschinengewehre des Gegners schossen nicht schlecht, und ihre Garben lagen mehrfach auf unserem kleinen Sandhügel, von wo ich eine Anzahl Europäer und Askari, die sich hier unnötigerweise angesammelt hatten, in Deckung zurückschicken mußte. Der uns von früher bekannte helle Klang der feindlichen Gewehre und das Fehlen der Minenwerfer machten es wahrscheinlich, daß der Gegner aus Portugiesen bestand"...

Unsere Askaris waren diesem Gegner gegenüber infolge ihrer Bewaffnung mit dem alten 71er Gewehr nicht so im Nachteil, wie den Engländern gegenüber; "heute ist der Tag der alten Gewehre", riefen sie ihren Führern zu und griffen nach kurzem Feuergefecht im Sturm die feindlichen Befestigungen an, die nun beim ersten Anlauf genommen wurden. Der Gegner war durch das konzentrische Feuer stark geschwächt und erschüttert, von 1000 Mann dürften nach Lettows Angabe kaum 300 entkommen sein. Die deutschen Askaris stürzten sich sofort auf die reiche Beute, die im Lager gefunden wurde, und nahmen, was man den durch die langen Entbehrungen erschöpften Leuten nicht übelnehmen kann, was sie fanden, vor allen Dingen Konserven. Die gefangenen portugiesischen Askaris beteiligten sich mit größtem Vergnügen an dieser Tätigkeit; "es war ein furchtbares Durcheinander", und der General wurde gezwungen, "recht deutlich zu werden" - was, wie es heißt, eins von Lettow-Vorbecks größten Talenten war.

Die Beute, besonders an Munition, war gewaltig; etwa 1 Million Gewehrpatronen wurden gefunden. Die Hälfte der deutschen Truppe konnte neu bewaffnet werden. "Aus den Beutepapieren ging hervor, daß die portugiesischen Europäerkompanien erst wenige Tage vorher bei Ngomano eingetroffen waren, um den unmöglichen englischen Befehl auszuführen, das Entweichen der Deutschen über den Rowuma zu verhindern. Es war wirklich ein reines Wunder, daß diese Leute alle so rechtzeitig für uns in Ngomano versammelt waren, daß die Einnahme des Ortes sich wirklich lohnte und wir mit einem Schlage von einem großen Teil unserer Verlegenheiten befreit waren."

Wie Deutsch-Südwest verloren ging

Dr. Alex Haenicke

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Scriptorium merkt an:
bei diesem Kapitel verweisen wir noch besonders auf den Abschnitt "Der Krieg um die Kolonien: Deutsch-Südwestafrika" aus dem Sammelwerk "Der Weltkampf um Ehre und Recht".

Als im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, war die Stimmung unter den Buren der Südafrikanischen Union geteilt: die Mehrzahl stellte sich auf den Standpunkt, daß die Union am Kampf gegen Deutschland nicht teilnehmen dürfe, andere gingen einen Schritt weiter und bekundeten ihre Sympathie für die Angegriffenen, und schließlich stellte sich eine Anzahl, darunter die bekanntesten Führer, offen auf die Seite der Deutschen. Der alte Haß gegen die Engländer aus den Kriegen der vergangenen Jahrzehnte war keineswegs ausgestorben.

Nur einer war, samt seiner einflußreichen Umgebung, für einen Krieg gegen Deutschland: der General **Botha**. Nachdem er von England den Befehl erhalten hatte, die Feindseligkeiten zu eröffnen, wagte er zunächst nicht, den Kriegsentschluß zu verkünden - als er, mit vieler Mühe, am 9. September im Parlament die Genehmigung erhalten hatte, legte der Oberkommandierende, General **Beyers**, den Befehl nieder, und ein Aufstand brach aus, von dem wir damals nicht das geringste wußten! Die berühmtesten Führer aus dem letzten Krieg gegen England stellten sich an die Spitze der Rebellion: sie traten für eine freie Burenrepublik ein; vor allem war es der überragende General **de la Rey**, der den größten Einfluß, besonders in Transvaal, ausübte. Aber - wunderbar gelenkter "englischer" Zufall: er wurde am 15. September abends im Kraftwagen "versehentlich" erschossen, als der Chauffeur "auf Anruf nicht hielt"... "Der dramatische Tod von de la Rey", sagte ein englischer Bericht mit großer Genugtuung, "desorganisierte die Pläne der Verschwörer. Er beraubte sie des einen Mannes, der den ganzen Westen von Transvaal gegen Botha aufgebracht hätte, des einen Mannes, dessen militärische Talente die von **Botha** und **Smuts** in den Schatten gestellt hätten."

Trotzdem ging der Aufstand weiter; Botha vermochte es nicht, seiner auf friedliche Weise Herr zu werden. Nun übernahm er das Oberkommando über die Regierungstruppen - eine Handlungsweise, die ihn bei den meisten seiner Landsleute jedes Ansehens vollends beraubte, und besiegte die Aufständischen in schweren Bruderkämpfen. Die Rebellenführer wurden gefangengenommen und, wie **Fourie**, erschossen, oder wie **De Wet** und **Kemp** zu hohen Gefängnis- und Geldstrafen verurteilt. Damit war der bewaffnete Widerstand gebrochen; der parlamentarische dauerte noch eine Zeitlang an, ohne viel zu erreichen. Es ist natürlich von den Engländern behauptet worden, die Deutschen hätten den Aufstand in die Wege geleitet und auf jede Weise unterstützt - **leider**, können wir nur sagen, ist dies nicht der Fall gewesen. Der damalige Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, **Dr. Seitz**, gibt zwar zu, daß er mit den Burenführern wegen des Aufstandes gegen die Engländer verhandelt habe, und fährt dann fort (*Südafrika im Weltkriege*):

> "Die von feindlicher Seite aufgestellte Behauptung, ich hätte schon **vor** dem Kriege mit Maritz in Verbindung gestanden und den Aufstand vorbereitet, ist nicht wahr. Unsere finanziellen Mittel waren leider so gering, daß wir den Rebellen Unterstützung mit Geld in nennenswertem Maße nicht in Aussicht stellen konnten... Es klingt wie ein Hohn, wenn von unseren Gegnern immer wieder behauptet wird, die Rebellion sei mit deutschem Geld gemacht worden. Mit viel mehr Recht kann man sagen, die Rebellion sei durch englisches Geld im Entstehen lahmgelegt worden..."

Der Berliner Regierung schien der Burenaufstand gleichgültig und die Verbindung Dr. Seitz' mit den Buren unbequem - die alte, seltsame Verkennung in Fragen der Kolonien, durch die sich unsere Regierungen so oft ausgezeichnet haben! Die Gegner nützten natürlich den Aufstand zur heftigsten Propaganda gegen uns aus und faselten von Karten, die man nach der Eroberung Südwestafrikas gefunden habe: sie sollten das ganze südäquatoriale Afrika als "größeres Deutschland" verzeichnen. Welche Überschätzung! Nicht einmal für unsere paar Kolonialgebiete war genügend Interesse vorhanden!

Nach Unterwerfung der Rebellen im Dezember 1914 führte nun General Botha die gesamten Streitkräfte der Südafrikanischen Union, **67 000 Mann** gegen nur **5000 Deutsche** in Südwest. Bald war die kleine Schar von den Eisenbahnen abgeschnitten und auf Ochsenwagennachschub angewiesen; die Städte an der Küste waren den Landungen englischer Transporte aus Kapstadt vollkommen preisgegeben. Trotzdem wehrten sich die Deutschen nach dem tragischen, durch einen Rohrkrepierer verursachten Tod des Kommandierenden, Oberstleutnant **v. Heydebreck** unter Oberstleutnant **Franke** auf das tapferste, so daß Botha erst am 21. Mai 1915 Übergabeunterhandlungen anknüpfte. Der Gouverneur wies sie zurück, aber es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann die kleine deutsche Schar der erdrückenden Übermacht weichen mußte.

Einen lebendigen Bericht über die letzten Wochen dieses ungleichen Kampfes gibt **Walter Suchier** (*Deutsch-Südwest im Weltkrieg*), aus dem wir folgendes entnehmen:

> "Es war Mitte Juni geworden. Seit Tagen war es nach übereinstimmenden Patrouillemeldungen nicht mehr zweifelhaft, daß **Botha** den Angriff in großem Stil wieder aufzunehmen begann. War er bis dahin seinem Grundsatz im allgemeinen treu geblieben, den Vormarsch soweit wie möglich nur an der Hand der Bahnstrecken vorzutragen, so verließ er zu unserer Überraschung dieses Verfahren nunmehr vollständig. Der ganze Nachschub an Lebensmitteln, Wasser, Munition und Kriegsgerät aller Art wurde vollständig den Automobilkolonnen übertragen und der Anmarsch seiner Nordarmee in drei Angriffstruppen mit einer Geschwindigkeit durchgeführt, die für südwestafrikanische Verhältnisse einfach beispiellos war. In derselben Zeit, die wir brauchten, um auf unseren abgetriebenen Reittieren 20 km vorwärtszu-kommen, konnte der Gegner mit seinem Kraftwagen 100 km zurücklegen. Bei dieser Lage der Dinge waren wir im Bewegungskrieg

vollkommen wehrlos.



Truppenverladung in Deutsch-Südwestafrika auf dem Bahnhof in Windhuk.

Unsere Freude, endlich wieder einmal zum Schießen zu kommen, war verfrüht. Wir wurden aus unserer Stellung bei Kalkfeld - Otjihaenemaparero mit derselben Sicherheit hinausflankiert, wie es bisher fast stets der Fall gewesen war. Die gesamte Truppe mußte, ohne zu Schuß zu kommen, bis Otavifontein zurückgenommen werden, um ein letztes Mal der Einschließung zu entgehen. Wieder folgte eine Reihe anstrengender Nachtmärsche, die von unseren elenden Gäulen das Letzte verlangten, obschon fast ausschließlich Schritt geritten wurde. - Und wieder dröhnten nächtelang die schweren Detonationen hinter uns her, und die Sprengkommandos brachen die letzten Brücken ab hinter der langsam nordwärts ziehenden Truppe.

Bei Kilometer 514 der Bahnstrecke Otavi - Tsumeb erhebt sich ein kleiner Gebirgsstock, dessen südlicher Ausläufer als flacher Sattel in die Ebene mündet. Das ist der sogenannte "Sargberg" - ein vielversprechender Name!

Dieser Sattel war vom Kommandeur seit längerer Zeit als Haupt- und Aufnahmestellung für die zurückgehende Schutztruppe ins Auge gefaßt und durch Hauptmann Rothmaler mit seinem Infanteriebataillon in wochenlanger angestrengtester Arbeit zu einer für afrikanische Begriffe ungewöhnlich starken Befestigung ausgebaut worden.

Nur eins fehlte, was in Südwest immer fehlt - das **Wasser!** Und dieser Mangel mußte den Wert der ganzen Stellung zunichte machen, wenn es den mit Hochdruck arbeitenden Bohrmaschinen nicht noch rechtzeitig gelang, ausreichende Wassermengen in unmittelbarer Nähe des Lagers zu erschließen; denn die nächstgelegenen Wasserquellen waren 12 (Otavifontein) und 6 km (Khorab) entfernt, so daß sie nicht für alle Fälle in Rechnung gestellt werden konnten. - Noch ahnten wir nichts Böses; noch hofften wir, von der Sargbergstellung aus der rund 25 000 Mann starken Bothaschen Nordarmee eine Schlacht liefern zu können, die uns zum ersten, wenn auch voraussichtlich letzten Male den Kampf im großen zeigen und, wenn es nun einmal sein mußte, das bittere Ende bringen sollte; denn noch wußten wir nicht, mit welch ungewöhnlicher Geschwindigkeit der Gegner seinen Vormarsch diesmal durchzuführen verstand.

Botha setzte seine Streitkräfte in drei Angriffsgruppen an: Die mittlere, die er persönlich befehligte, stieß an Hand der Otavibahn nach Norden vor und hielt sich im wesentlichen auf der Spur der Schutztruppe; sie war etwa 15 000 bis 16 000 Mann stark. Die auf dem rechten Flügel marschierende Kolonne unter Myburg - etwa 4000 - 5000 Mann - ging über Waterberg, Esere, Rietfontein auf Tsumeb vor, auf dem linken Flügel Britz, in gleicher Stärke, über Ottjo, Okaukwejo auf Namutoni. - Bothas Verfahren war das gleiche wie immer: Flankierung! Nur die Schnelligkeit seines Vormarsches hatte sich vervielfältigt.

Jetzt ging's mit Riesenschritten zu Ende. Es kam der 1. Juli 1915 und damit unser letztes Gefecht. Die noch etwa 2000 Mann starke Schutztruppe lag vor **Otavi** und Otavifontein in einer weit auseinandergezogenen Vorpostenstellung und wurde nach kurzem Kampf gezwungen, auf die Hauptstellung bei Kilometer 514 zurückzugehen. - Und hier erwartete uns die ausschlaggebende Enttäuschung: Die Ereignisse hatten das Tempo unserer Bohrmaschine weit überholt, die Stellung hatte kein Wasser - sie war wertlos! -, abends rückten wir müde und durstig ein, um sie zwölf Stunden später noch durstiger wieder zu verlassen. Das »Wohin« stand nun schon nicht mehr in unserer Wahl; es gab nur eine Möglichkeit: Zur nächsten Wasserstelle - **Khorab!** Das war, wie sich bald herausstellen sollte, die einzige, die uns noch blieb.

Grootfontein, zu dessen Verteidigung keinerlei Truppen mehr zur Verfügung standen, war aufgegeben worden, und der Gouverneur Dr. Seitz hatte es verlassen, um zur Schutztruppe zu stoßen. - Unsere linke Seitendeckung unter **v. Kleist** war von der Kolonne Myburg bei Ghaub angegriffen und gleichfalls auf Khorab zurückgedrückt worden; das unverteidigte **Namutoni** war den Automobilkolonnen der Buren unter Britz kampflos in die Hände gefallen. Das war ein harter Schlag, der unser Schicksal endgültig besiegelte. - Es scheint in der Absicht des Kommandos gelegen zu haben, über Tsumeb und Namutoni hinaus noch weiter nach Norden auszuweichen und, wenn es nicht mehr anders ging, im Ovambolande den letzten Widerstand zu leisten. Zu diesem Zweck waren am Otjikotosee bei Tsumeb 200 Ochsenwagen bereitgestellt und der letzte verfügbare Proviant des Schutzgebietes in der Feste Namutoni aufgehäuft worden. Nun war auch dieser Plan endgültig gescheitert, der Rückmarsch über Tsumeb war von der Kolonne Myburg flankiert und bedroht, Namutoni und damit unsere letzten Lebensmittelreserven in Feindeshand. - Wir saßen fest.

Die Station Khorab mit ihrer Wasserstelle und einigen Quadratkilometern Land war der letzte Rest des deutschen Schutzgebietes, den wir in den ersten Tagen des Juli noch in unserer Hand hatten: In der Mitte einige Zelte für den Gouverneur und sein kleines Gefolge, den Kommandostab, ein Feldlazarett, außen herum kreisförmig zusammengeschlossen die Reste der Schutztruppe, die sich bereit machte, dem letzten Ansturm einen gebührenden Empfang zu bereiten; für 10 - 12 Tage Lebensmittel - und nirgends mehr ein Ausweg. - Das war das Schlußbild! - Im weiten Umkreis hatte Botha mit seinen 25 000 Mann den Ring um unser kleines Häufchen geschlossen und begann ihn allmählich zusammenzuschrauben. - **Er griff nicht an!** Wozu sollte er auch! Wir saßen so rettungslos eingekeilt, daß an ein Durchkommen nirgends mehr zu denken war, und er sich ruhig gedulden konnte, bis uns der Proviant ausging, ohne einen Tropfen kostbaren Burenblutes zu opfern. Er hatte ja Zeit! - Einmal würden wir schon mürbe werden!

Ich habe später mit einem englischen Offizier viel über diese letzten Tage in Khorab gesprochen und ihn gefragt, ob sie uns angegriffen hätten, wenn unser Vorrat an Lebensmitteln reicher gewesen und damit eine längere Belagerung nötig geworden wäre. Aber er meinte: »Warum sollten wir? Wir hatten ja unsere weittragenden Geschütze! Wir hätten sie auf 8000 oder 10 000 m aufgestellt und 48 Stunden lang Ihre einzige Wasserstelle unter Feuer gehalten; das hätte in jedem Fall genügt!«"

Allerdings!

Am 4. Juli 1915 fanden neue Verhandlungen zwischen den Kriegführenden statt. Gouverneur Dr. Seitz berichtet:

"Am 9. Juli kam auf Grund mündlicher Verhandlungen der Übergabevertrag zustande...

> Alle Zivilpersonen wurden entlassen und konnten frei ihrem Beruf nachgehen. Die nach Südafrika... deportierten Deutschen wurden nach dem Schutzgebiet zurückgebracht, die deutschen Schulen blieben unter unserer eigenen Aufsicht bestehen. Die Selbstverwaltung der Gemeinden und der ländlichen Bezirke blieb unter Aufsicht der englischen Bezirksbeamten bestehen, die deutschen Krankenhäuser und das Erholungsheim des Roten Kreuzes in Swakopmund konnten ihren Betrieb weiterführen..."

Aber als der Waffenstillstand vom November 1918 kam, änderte sich das Bild.

> "Man muß es den Engländern lassen, sie haben die Aufhebung des Vertrags von Khorab gründlich ausgenützt. Über 6000 Deutsche, Beamte, Schutztruppe, Farmer, Kaufleute und fast sämtliche deutschen Arbeiter wurden gewaltsam aus dem Lande weggeführt. Was die englische Politik aber nicht zu vernichten vermochte, das ist der starke Einschlag deutschen Wesens und deutscher Kultur, den unsere dreißigjährige Arbeit dem Lande gegeben hat. Wir haben ein Land verloren, dessen Wirtschaft aufgebaut ist mit dem Schweiße deutscher Arbeit, dessen Boden gedüngt ist mit deutschem Blut und benetzt von den Tränen deutscher Mütter. Aber angesichts des Gesamtergebnisses dieses Krieges, dessen Zweck die Vernichtung deutschen Wesens und deutscher Kultur war, wird sich auch der Engländer fragen müssen, ob denn in der Tat sein Volk der wahre Sieger ist, ob nicht vielmehr der Ausgang dieses Krieges mit seiner Umwälzung aller nationalen und wirtschaftlichen Beziehungen auch den Anfang bedeutet vom Ende der britischen Weltherrschaft."

Staaten entstehen, Staaten verschwinden; Länder werden erworben, umkämpft, verloren: der wechselnden Geschichte ewiger Lauf. Das letzte Wort über Südwestafrika ist noch nicht gesprochen: einst wird auch dort wieder deutscher Boden sein, der bereit ist, Menschen aus dem Mutterlande zur ersehnten zweiten Heimat, zu Leben, Besitz, Glück und Frieden zu verhelfen.



Kamerun erlag der Übermacht

Dr. Alex Haenicke

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Scriptorium merkt an: bei diesem Kapitel verweisen wir noch besonders auf den Abschnitt "Der Krieg um die Kolonien: Kamerun" aus dem Sammelwerk "Der Weltkampf um Ehre und Recht".

Die Übertragung der kriegerischen Feindseligkeiten auf die Kolonien wurde in Kamerun zwar für wahnsinnig gehalten angesichts "der Sünde wider die Zivilisation", wie selbst ein englischer Gelehrter später die Tatsache bezeichnete. Dennoch traf der Gouverneur, **Dr. Ebermaier**, mit dem Kommandeur der Schutztruppe, Major **Zimmermann**, Vorkehrungen, um einem feindlichen Einfall in das Schutzgebiet begegnen zu können. England und Frankreich waren auf diesen kommenden Krieg in den Kolonien längst vorbereitet. Starke feindliche Streitkräfte standen in den westafrikanischen Besitzungen an den Kameruner Grenzen zum Angriff bereit. Da man die Schwäche der Kameruner Schutztruppe kannte, brauchte ein Angriff auf Nigeria nicht erwogen zu werden. Außerdem war man in dem Glauben, daß die Eingeborenen deutschfeindlich und daher leicht zum Abfall und zum Verrat bereit sein würden. Während noch am 1. August 1914 das Kolonialamt Berlin drahtete, daß den Kolonien **keine** Gefahr drohe, war der Überfall der Alliierten auf Kamerun, der am 31. Juli in Brazzaville in Französisch Kongo besprochen war, schon in Vorbereitung. Man wollte rasch soviel Eroberungen wie möglich machen, um bei Friedensschluß Tauschgegenstände in der Hand zu haben. Während in Duala, Buea und Kribi in Eile drei Abteilungen deutscher Wehrpflichtiger

zusammengestellt wurden, überfielen bereits die Franzosen ahnungslose Zollposten im Bezirk **Bonga** im Südosten. England sammelte im Norden und Nordwesten seine Kolonnen zum Angriff. Man hoffte, die schwachen, verstreut im Lande stehenden deutschen Abteilungen in ihren Standorten zu überrennen, noch ehe sie etwas vom Kriegszustand erfahren hätten. Knapp 4000 Gewehren auf deutscher Seite standen etwa fünfzehnmal so viel technisch sehr viel besser ausgerüstete alliierte Streitkräfte gegenüber.

Major Zimmermann plante anfangs die Verteidigung des Hochlandes von **Ngaundere**, um den vermutlich von allen Seiten anrückenden Feind durch kampfkräftige Abteilungen in allen Gauen zunächst festzuhalten und dann von der natürlichen Festung des Hochlandes aus vernichtend zu schlagen. Bei der erhofften kurzen Dauer des Krieges glaubte man, Kamerun halten zu können. An Streitkräften besaß er zunächst 205 Europäer und 1650 Schwarze. Mit ihnen sollte er ein Land von der anderthalbfachen Größe Deutschlands ohne Artillerie - von vier alten Feldkanonen abgesehen - verteidigen. Jede seiner 12 Kompanien besaß 2 bis 5 Maschinengewehre. Weit verstreut über die ganze Kolonie lag außerdem die kleine Polizeitruppe von 30 Europäern und 1650 Farbigen mit 17 Maschinengewehren. Das war alles, gegenüber 18 schlagfertigen feindlichen Kompanien, die reichlich mit Munition und Artillerie ausgerüstet waren. Am 7. August verlangte der Feind kurzfristig die Übergabe Kameruns. Darauf verkündeten die Negertrommeln durch das ganze Land den Kriegszustand. Die Deutschen packte eine ungeheure Erbitterung. Sie waren in das Land gekommen, um zu arbeiten, sich eine Existenz zu gründen und die Eingeborenen zur Arbeit anzuleiten. Sie hatten mit dem Land gerungen, viele hatten hier ihr frühes Grab gefunden. Und nun kamen Fremde, die nicht einmal ihre eigenen, übergroßen Kolonien bewirtschaften konnten, und wollten ihnen ihren mühselig erworbenen Besitz rauben. So wurden sie Soldat, um ihre zweite Heimat gegen niederträchtige Raubgelüste zu verteidigen. Während noch die Truppenaufstellungen sich ordneten, übernahm der Gouverneur die Organisation der Ausrüstung und Verpflegung der militärischen Verbände wie der kriegsbetroffenen Bevölkerung. Trägerkolonnen mußten zusammengestellt werden, Munition beschafft und befördert, Ausrüstungen für die sich massenhaft freiwillig zum Kriegsdienst stellenden Eingeborenen hergestellt und die Warenbestände der Faktoreien der Allgemeinheit nutzbar gemacht werden.

Der Überfall der Franzosen auf entlegene Zollstationen hatte den Krieg eröffnet. Er begann mit dem Kampf um die Grenzen. Die geringen deutschen Kräfte hielten zunächst erfolgreich den Vormarsch der Alliierten sowohl im **Sangha-** wie im **Tschadseegebiet** auf. Die Senegalneger hielten dem deutschen Geschoßhagel nicht stand. Die eingeborenen Herrscher des Nordens hielten sich auf die Seite des Siegers. Der Angriff auf die **Morastellung** bei Garua, das die Engländer überrennen wollten, mißlang. Hauptmann **von Raben** bezog mit seiner Kompanie hier eine heldenhaft vom 10. August 1914 bis zum 18. Februar 1916 verteidigte Felsenstellung, die erst nach dem Übertritt der deutschen Truppen nach dem neutralen spanischen Muni, als die letzte Munition verschossen war und Krankheit, Hunger und die letzte verschüttete Quelle ferneren Widerstand sinnlos machten, schweren Herzens übergeben wurde. Im Süden vermochten die Franzosen nicht, über **Ebolowa** nach **Kribi** durchzustoßen und damit die Verbindung nach Muni abzuschneiden. Die Nachricht von der englischen Niederlage bei **Garua** im Norden, wo zahlreiche Beute gemacht wurde, lief in Windeseile durch ganz Westafrika und hob das Ansehen der Deutschen. Eine zweite Schlappe holten sich die Engländer am **Croßfluß**. Nach diesen Mißerfolgen planten die Alliierten eine gemeinsame Unternehmung gegen **Duala**, in dessen Besitz sie kommen mußten, um ihren Truppen die notwendige Stütze durch die Heimat bieten zu können. Duala gegen die feindlichen Kriegsschiffe zu halten, war wenig aussichtsreich, da der deutsche Dampfer, die "Renate Woermann", mit seiner Munitionsladung Kamerun nicht mehr erreicht hatte. So blieb nichts anderes übrig, als Minen im Kamerunfluß zu legen, um dem Feind die Einfahrt zu erschweren. Um an das feindliche Kriegsschiff, die "Cumberland", heranzukommen, brauchte man ein Torpedoboot, das man zwar nicht besaß, aber schleunigst provisorisch baute. Der Matrose **Bauch** meldete sich freiwillig, es in die Nähe des Kreuzers zu steuern. Leise pirschte er sich durch die dunklen

Mangrovenwälder heran, als der Mond unvermutet das Gewölk durchbrach und den Angriff zuschanden machte. In der nächsten Nacht verfehlte das Torpedo leider sein Ziel. Darauf rammte das Regierungsschiff "Nachtigall" furchtlos den Kreuzer in dessen hellem Scheinwerferlicht und beschädigte ihn schwer. Die Tollkühnen fanden meist den Tod in den Fluten. Hinter den wenigen Geretteten versank die "Nachtigal", deren Mast heute auf dem Hof der Kameruner Traditionskompanie in Frankfurt a. O. steht, mit wehender Flagge. Als dann das feindliche Expeditionskorps mit zahlreichen Schiffen erschien und die bedingungslose Übergabe der Kolonie verlangte, die Zimmermann ablehnte, blieb nur die Räumung Dualas, das nicht als Fort ausgebaut war, übrig. Der Funkturm wurde zerstört und die Stadt an den englischen Kommandeur übergeben. General **Dobell** bürgte für Sicherheit und Leben, für Privateigentum und anständige Behandlung der Zivilbevölkerung. Aber der Haß der Engländer kehrte sich nicht daran. **Wie Vieh wurden die 684 Deutschen durch die Stadt getrieben. Eine schwere Leidenszeit für sie begann, die ihre Lebensarbeit umsonst an Kamerun gesetzt hatten.**

Die Franzosen brachten Dampfer, mit Geschützen bestückt, um vom Sanaga aus die deutsche Front zu umgehen und zu zerstören. An der Nordbahn wichen sie jedem Zusammenstoß mit dem Feinde aus. Posten für Posten ging trotz tapferer Gegenwehr verloren, da die Kolonie als Ganzes mit den schwachen Kräften nicht zu halten war. Aus mancher schon behaupteten Stellung wurde der Feind wieder hinausgeworfen. Jede schwache Stelle wurde erkundet und ausgenutzt. Am meisten schadete die übermächtige feindliche Artillerie, die für die farbigen Truppen etwas völlig Unbekanntes war. Es blieb nichts anderes übrig, als nach Einsatz der Artillerie, noch ehe die Senegalesen oder Haussa mit wildem Gebrüll zum Angriff vorgingen, eine unhaltbare Stellung schleunigst unbemerkt zu räumen und in den Urwald zu verschwinden. Immer wieder gelang es, sich rechtzeitig vom Feinde zu lösen.

General **Dobell** mühte sich, das ganze Küstengebiet so schnell wie möglich in die Hand zu bekommen. **Buea** war trotz tapferster Gegenwehr mit den abgekämpften Soldaten nicht zu halten und wurde am 6. Oktober 1914 **von den Engländern besetzt. Sie ließen es dabei zu, daß die aufgehetzten Eingeborenen die weißen Pflanzer in der gemeinsten Weise mißhandelten. Selbst Speise und Trank verweigerten sie ihnen.** *Viktoria* wurde geplündert und alles zerschlagen, was ihnen nicht wertvoll erschien. In den Besitz der Südküste gelangten sie erst nach dem Übertritt der Truppe nach Muni.

Im Süden kamen die Franzosen nicht vorwärts, obwohl das Gebiet erst wenige Jahre zuvor von Frankreich abgetreten war. Der wilde, kriegerische Stamm der **Ntums** metzelte zwar deutsche Patrouillen und Meldegänger nieder und fing Verpflegungskolonnen ab. Trotzdem mußten die Franzosen hier das Vorgehen zunächst aufgeben.

Am Sangha suchte Hauptmann **Eymael**, dem Feind den Weg stromauf zu sperren. Es kam zu blutigen Kämpfen, in denen der Franzose so schwere Verluste hatte, daß er trotz seiner gepanzerten Dampfer, die in den Kampf eingriffen, die Sanghalinie zunächst aufgab. Erst als die **Bajas**, von französischen Sendboten aufgewiegelt, den Deutschen in den Rücken fielen, ging man nach Altkamerun, nach **Baturi** zurück, um von dort aus die Straßen von **Molundu**, **Nola** und **Gesa** zu sichern. Der völlig erschöpfte Feind folgte ihm nicht dorthin. Vor der deutschen Front brannte hell der Aufruhr der Baja. Farmen gingen in Flammen auf, Haussa-Händler und ihre Familien wurden erschlagen und verspeist. An den verlassenen Feuerstellen fanden die deutschen Patrouillen - französische ließen sich im Aufruhrgebiet nicht blicken - massenhaft abgenagte Menschenknochen und in der Sonne dörrende Leichenteile.

Nachdem die Sanghalinie von den Deutschen aufgegeben und das Küstenvorland verloren war, stand der Feind an der Bahn **Ebolowa - Jaunde** zum Angriff bereit. Das Gebiet um Ebolowa lieferte aber außer verläßlichen Soldaten Arbeitskräfte und Lebensmittel und durfte keinesfalls

verlorengehen. Der Waffen- und Munitionsmangel konnte nur durch Überfälle auf den Feind ausgeglichen werden. Jetzt sollte ein Vorstoß der Alliierten auf das Nordwestkameruner Hochland gegen **Fontschanda** aufgehalten und die Verbindung der Abteilungen untereinander gesichert bleiben. Kommandeur **Zimmermann** faßte daher die verstreuten Kompanien zu einheitlichen Abteilungen zusammen, um im Westen die Gebirgsaufstiege zu sichern. Versagten auch am Sangha die Ndsimus der französischen Truppenleitung ihre Führerdienste, so war doch nach der Räumung **Molundus Jukaduma** gegen Süden und Osten zu sichern. Während die Briten im Norden gegen **Garua** vorgingen, sollten die Franzosen auf **Jaunde** rücken, glaubte man doch Ende des Jahres 1914 die Deutschen mürbe genug, um zur Besetzung des Nordwestkameruner Hochlandes schreiten zu können, ohne unüberwindlichen Schwierigkeiten zu begegnen. Zwar konnte mit den eigenen schwachen Kräften nicht verhindert werden, daß Ende Dezember 1914 der Feind auch in Altkamerun festen Fuß faßte, daß von der Nordbahn her das Zentrum der deutschen Westabteilung bei **Fongdonera** durchbrochen und ein fruchtbares und für die deutsche Verpflegung wertvolles Gebiet besetzt wurde, aber es blieb doch die Endstation der Mittellandbahn in deutscher Hand. Vom Sangha her rückten die Franzosen gegen **Ngaundere** vor, und durch das Zurückweichen der Westabteilung lag der Weg in den Rücken und in die rechte Flanke der **Edeastellung** zwischen **Sanaga** und **Njong** offen. Ein Angriff auf die Stellung der Franzosen bei **Edea** scheiterte. Im Januar gelang es aber dem Führer der Westabteilung, Major **Rammstedt**, den auf das Gerücht vom Erscheinen deutscher Kriegsschiffe in Duala zurückgegangenen General Dobell durch ständige Beunruhigung unfähig zu energischem Angriff zu machen. Viermal wurde der englische Vorstoß auf das Hochland vereitelt. England lehnte den Einsatz indischer Truppen ab und empfahl, einen entscheidenden Schlag gegen Nordkamerun zu führen, um Truppen für den Vorstoß freizubekommen. Als überraschend die Sprengung der Mittellandbahn gelang, stockte die Zufuhr zwischen Duala und Edea. An der Ostfront war der Feind stark verschanzt. Die Franzosen waren über den **Kadei** gesetzt und hatten **Bertua** und **Njassi** eingenommen, waren aber ohne Fühlung mit ihren Nachbarn. Hier wurden sie auf ihrem rechten Flügel aus ihren starken Stellungen, ohne Artillerie, unter schweren Verlusten hinausgeworfen und mußten wieder hinter den Kadei zurück. Damit schliefen die Kämpfe an der Ostfront ein. Der Feldzug erstarrte hier zum Stellungskrieg. Dafür rührten sie sich wieder bei **Molundu**. Zwischen diesem Ort und der Südküste dehnte sich unabsehbar der menschenarme, riesige afrikanische Urwald, der weder Träger noch Verpflegung liefern konnte, noch wollte. Das einzige, was die Franzosen hier erreichten, war, daß die Eingeborenen, nachdem sich die Senegalneger an ihren Frauen vergangen hatten, alte Weiblein und kranke Männer als Träger stellten. So sah sich der französische General **Aymérich** hier in die Verteidigung gedrängt. Ein versuchter Gegenangriff kam durch die einsetzende Regenzeit zum Stehen.

Der Nordabteilung gegenüber hatten die Engländer am Benuë ein festes Lager bezogen. Um sie von dem Vormarsch auf **Ngaundere** abzuhalten, mußte ihnen der Aufstieg auf das Hochland verlegt werden. Unablässige Überfälle beunruhigten den Feind nicht nur, sondern schadeten auch seinem Ansehen in Nordnigeria und im Sudan. Dabei gelang es nicht, die Deutschen aus ihren starken Stellungen bei **Garua** herauszulocken und sie im freien Felde mit überlegenen Kräften zu schlagen. Durch Abfangen eines Meldereiters kannten die Engländer den Plan Zimmermanns, den Endkampf auf dem Hochland von Ngaundere zu führen, wagten aber nicht, vorzugehen, ehe nicht Garua gefallen war.

Als im April 1915 die Regenzeit einsetzte, standen zwar die deutschen Abteilungen noch durchaus im Vorgelände ihrer Widerstandsstellung, aber durch die weiten Entfernungen und schlechten Verbindungen war die einheitliche Führung der Schutztruppe sehr erschwert. Menschen und Material waren abgenutzt. Während der Regenzeit machten die Überschwemmungen zwar den Aufstieg des Feindes zur Unmöglichkeit, aber auch die Abwehr der feindlichen Vorstöße äußerst schwierig. Wegen ihrer wuchernden Phantasie waren die Schwarzen als Patrouillengänger nicht sonderlich zu brauchen, aber im Gefecht standen sie glänzend ihren Mann. Sie kannten das Gelände

und verstanden, es hervorragend auszuwerten. Begeistert waren sie zu Beginn des Krieges eingerückt. Ungefragt und ungezwungen lernten sie die deutschen Kommandos. Für den Kleinkrieg wie geschaffen, machten sie dem Feinde ernstlich Schwierigkeiten. Meister waren sie im unbemerkten Abmarsch. Hätte es nicht von vornherein an Waffen und Munition gefehlt, hätten wir ein Vielfaches an eingeborenen Soldaten einstellen können. Und wenn auch die Missionen fieberhaft Ausrüstungsstücke nähten und alte Eisenbestände zu "Wellmannbüchsen" verwandelt wurden, in Jaunde Behelfsmunition angefertigt wurde, so reichte doch all das nicht aus, um das Fehlende zu ersetzen. Allmählich verschlechterten sich die Patronen, die immer wieder in die alten Hülsen gefüllt wurden, derart, daß das Vertrauen der Farbigen zu ihrer Waffe sank. Dennoch hielten sie bei ihren weißen Herren aus, blieben sie stolz darauf, deutsche Soldaten zu sein. Oftmals deckten sie mit ihren Leibern ihre Vorgesetzten, die wiederum auch ihre Leute nie im Stich ließen.

Mit der Regenzeit setzten Seuchen ein. Typhus und Pocken brachten **Garua** zu Fall, da es an Medikamenten fehlte. Die Unterstände auf den Schanzen standen infolge eines Wolkenbruchs unter Wasser. Dabei bestand die Gefahr, daß der neue englische Oberbefehlshaber **Cunliffe** vor Garua eine Belagerungstruppe zurückließ und mit den übrigen Truppen nach **Ngaundere** und **Banjo** rückte. Nach schwerer Beschießung mit französischen 7,5 Zentimetergeschützen, die die Schanzwerke so gut wie zertrümmerten, entschloß sich der Kommandant von Garua, Hauptmann **v. Crailsheim**, zur Aufgabe und zum Abzug, der allerdings nicht mehr gelang, weil der vorzeitig stark angeschwollene Benuë keinen hinüberließ. Nach erneuter schwerer Beschießung, die eine furchtbare Panik bei den Farbigen auslöste, wurde Garua dem Feind ausgeliefert.Wie gepeitscht verließen die Garualeute in ihrer Angst, in Nacht und Dunkelheit, die Stadt. Viele verschlangen die Fluten des hochgehenden Benuë, manch einen trafen noch auf der Flucht englische Geschosse. Nur wenige retteten sich in die Freiheit. "Ehre auch diesem Verzweiflungstod seiner schwarzen, treuen Brüder! Umsonst stritten diese Armen!" (Surén: *Kampf um Kamerun*. Garua, Berlin 1934.) Unberechenbare Naturmächte vollendeten das grausige Geschick Garuas.

Am 1. Mai 1915 setzte der allgemeine Vormarsch der Verbündeten auf **Jaunde** ein. Die Deutschen hielten ihre Stellungen so lange wie möglich und wichen dann langsam der wachsenden Übermacht. Die Schwäche der Abteilungen wurde durch Verschleierungsmanöver verborgen. Dabei wuchs die Gefahr, eingekreist zu werden, beständig. Bei trostlosem Wetter, bei Regenfällen, die alle Schützengräben verschlammte, bei mangelhafter Verpflegung, währten die Kämpfe wochenlang, ohne daß Ablösung erfolgte oder jemand sich krank meldete. Die Weißen bissen die Zähne zusammen, um den Farbigen ein Beispiel zu geben. Schüttelte auch das Fieber ihre ausgemergelten Körper, so durfte doch die Stimmung nicht sinken. Die dauernden Rückzüge ließen das Selbstvertrauen der Farbigen nicht steigen. Dazu drängte der Gegner immer heftiger. Sein Vormarsch auf Jaunde war nicht mehr aufzuhalten, Reserven zum Einsatz an bedrohten Stellen fehlten. Die Lage wurde ernst. Aber auch dem Feind hatte die Regenzeit stark zugesetzt. Trotz Einsatzes schwerer Artillerie kam er kaum vorwärts. Im Gegenteil wurden seine Kolonnen bei **Wum Biaga** fast völlig aufgerieben. Provianttransporte fielen mehrfach in die Hände der Deutschen, die ihnen vorübergehend Hilfe brachten. Monatelang trotzten die tapferen, schwarzen Truppen an der Jaundestraße der mit so großen Hoffnungen unternommenen Offensive der Alliierten. Immer wieder fesselten sie den Sieg an die deutschen Fahnen.

Nach dem Verlust von Garua entschloß sich der Kommandeur der Schutztruppe dazu, den Schwerpunkt der Verteidigung von Ngaundere nach Jaunde zu verlegen. Die Engländer hatten Ende Juni 1915 im Schutz eines schweren Gewitters den Aufstieg zum Hochland erzwungen und nach kurzen Gefechten **Tschamba** und **Kontscha** besetzt, so daß die Gefahr bestand, daß die deutsche Westabteilung im Rücken bedroht wurde. Mit wenigen Kompanien war eine Front in der Ausdehnung von Königsberg bis Köln zu decken. Es blieb nur noch der letzte Ausweg, auf neutrales Gebiet überzutreten und die Reste der Schutztruppe vor der Gefangennahme zu bewahren. **Zimmermann** verlegte daher jetzt das Verteidigungszentrum nach **Jaunde-Ebolowa**, südlich des

Njongflusses. Dorthin wurden alle Bestände abgeführt. Die Bergstellung auf dem **Banjoberg** übernahm die Rolle Garuas und hielt den Gegner im Norden auf. Die Westabteilung stand in einem riesigen Bogen zwischen **Kongola** und **Ossidinge** am Nordrand des Westkameruner Hochlandes, in einer Linie, die vom Feind nicht durchstoßen werden durfte, wenn es gelingen sollte, die Hauptmasse der Kämpfer und des Trosses nach Spanisch Muni auf neutrales Gebiet hinüberzubringen. An der Südfront waren die Kämpfe mit den Franzosen wieder aufgelebt, doch wurde ihr Vorgehen am **Kje** und **Ntam** zum Stehen gebracht. Auch die Engländer vermochten nicht, die Nordgrenze von Muni zu blockieren. Besonders schwierig wurde unsere Lage noch dadurch, daß die Soldaten der Südostfront jetzt erklärten, sie hätten genug vom Krieg und machten nicht mehr mit. Obwohl natürlich Nachrichten von diesen Schwierigkeiten durchsickerten, waren doch die Franzosen im Augenblick zu abgekämpft, um unsere Notlage ausnützen zu können. Es gelang ihnen nur, die beiden Flügel der Ostabteilung zurückzudrängen, das Zentrum bei **Bertua** einzudrücken und **Dume** zu erobern.

Die Verbündeten setzten dann im Oktober 1915 mit der allgemeinen Offensive gegen **Jaunde** ein. Trotz beträchtlicher Verstärkungen, die die Engländer über Duala erhielten, blieb ihr Angriff am Sanaga stecken, und auch die Franzosen konnten die Südabteilungsfront nicht eindrücken. Ein Vorstoß gegen **Amban-Ebolowa** scheiterte. Nur langsam gingen die Pässe des Nordwestkameruner Hochlandes an die Engländer verloren. Um jedes Gehöft, jede Hecke, jede Farm wurde erbittert gekämpft. Aber aller Schneid konnte die Mangelhaftigkeit unserer Infanteriewaffen nicht mehr verdecken. Dennoch wurde, alter militärischer Überlieferung gemäß, von Gegenstößen gegen den Feind auch jetzt nicht abgesehen. Die Banjostellung nahmen die Engländer unter heftiges Artilleriefeuer. Unsere Farbigen packte die Wut. "Ihr Hundessöhne, ihr Feiglinge", riefen sie den feindlichen Haussa zu, "wenn ihr auch Kanonen habt, wir sind doch zehnmal stärker als ihr, denn wir sind deutsche Soldaten!" Die Engländer kamen erst vorwärts, als sie die Feuerwalze anwendeten. Uns fehlten Handgranaten, um dagegen vorzugehen. Als gegen Mittag die letzten Patronen ausgegeben waren, faßte Hauptmann **Schlosser** den Entschluß, durchzubrechen, was auch im Schutze eines Wirbelsturms gelang, der den Feind wegen Unsichtigkeit zwang, das Feuer einzustellen. 6 Europäer und 42 schwarze Soldaten verließen ungesehen die Bergstellung, und die Engländer fanden das Nest leer. Ihre Verfolgung hinderte sie nicht, hinter den schützenden Mbamfluß abzurücken. Die Überrumpelung des britischen Depots in **Bali** brachte erwünschte Auffüllung der deutschen Bestände.

Auch der Vorstoß General Aymérichs gegen die Ost- und Südostabteilung zwang erst nach umfassenden Umgehungen die Deutschen zum Abzug. Langsam, unter zäher Verteidigung, wurden die Etappenlinien zurückgenommen. Immer wieder hielt unser Gewehrfeuer den nachrückenden Feind auf. Immer wieder blieben die feindlichen Kolonnen abgekämpft liegen. Immer wieder sperrten deutsche Geländehindernisse wirkungsvoll den Weg. Trotz der drohenden Gefahr, beim Rückzug überrannt zu werden, wurden alle Angriffe siegreich abgewehrt. Wie Hornissen umschwärmten die deutschen Abteilungen den Feind, der sich vergeblich mühte, die deutschen Stellungen an der Jaundestraße zu nehmen.

Am 30. November 1915 standen die deutschen Abteilungen unter dem harten Druck des nachrückenden Feindes zwischen Jaunde und Kribi, wo noch die deutsche Flagge das Meer grüßte. Unter rücksichtslosem Einsatz von Menschen und Munition hatten die Verbündeten das Mittelkameruner Hochplateau erklommen. Hier war das Gelände für den Kleinkrieg günstig, aber der Mangel an Munition erlaubte ihn nicht mehr. Man mußte warten, bis der Feind angriff, und abziehen, wenn die Gefahr der Umgehung gegeben war. General Dobell wollte verhindern, daß sich die Reste der deutschen Truppe bei Jaunde sammelten. Der Munitionsmangel mußte schließlich das Schicksal der abgekämpften Truppe und damit der Kolonie entscheiden. So wurde Jaunde aufgegeben. Menschen und Material zogen in voller Ordnung ab, während inzwischen der Feind mit letzter Kraft zwischen **Sanaga** und **Njong** aufgehalten wurde, um den Abzug zu decken.

Ernsthafter Widerstand war ausgeschlossen, die meisten Europäer waren krank. Es blieb also nichts anderes übrig, als den für den äußersten Fall vorgesehenen Rückzug nach Muni in die Wege zu leiten. Damit war die Kolonie aufgegeben. Der Njong wurde überschritten, ohne daß es dem Feind gelang, die fast ohne Munition kämpfenden deutschen Truppenschleier zu durchstoßen. Am 30. Dezember verließ die Regierung **Jaunde**, das am folgenden Tage von den Engländern besetzt wurde. "Viele Augen Weißer und Schwarzer schauten über die braunen Wasser des Njong, voll heißer Wut und Schmerz, daß sie ihre Heimat verloren." Den Farbigen wurde freigestellt, die Truppe zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Aber sie lehnten das ab: "Wir haben bisher mit euch zusammen gekämpft. Wir denken nicht daran, jetzt davonzulaufen. Wir folgen euch nach Spanisch Muni." Unabsehbare Trägerkolonnen trugen Verpflegungslasten der Regierung durch die Urwaldstraßen nach Muni. Manche kamen von den entferntesten Grenzen des Graslandes daher. Die reichen Gebiete von Bamum, Bagam und Tikar schickten ihre Erzeugnisse bis in den Urwald des Südens. Dazwischen sah man Häuptlinge mit ihrem Gefolge schreiten. Das Oberhaupt der Jekabaleute, der alte **Nanga Eboko**, stellte seine Kisten voll Ein- und Zweimarkstücke, seinen Staatsschatz, dem Gouverneur zur Auszahlung von Löhnungen zur Verfügung, als er hörte, daß das Geld knapp sei. Im Eilschritt wanderten Männer, Weiber und Kinder, mit drei Tagen Vorsprung vor dem Feind, durch den Urwald, um dem verhaßten Feind nicht dienen zu müssen. Trotz aller Fürsorge Dr. Ebermayers wurde die Verpflegung immer knapper, und der Feind, der am **Njong** erschienen war, mußte von der Rückzugstraße nach Ngoa ferngehalten werden, was den deutschen Feldwachen nur mit äußerster Anstrengung gelang. Angriffe der Engländer wurden auch jetzt noch abgeschlagen. Als am 26. Januar 1916 die Mehrzahl der Truppenabteilungen bei **Ngoa** sich zusammengefunden hatte, wurde noch einmal Kaisers Geburtstag durch eine Parade gefeiert. Durch viele Munitionsversager kam die deutsche Truppe dann in dem schweren Gefecht bei **Njila** noch einmal in eine höchst kritische Lage. Da ein Drittel der Gewehre unbrauchbar war, mußten die Franzosen mit Bajonettangriff abgeschlagen werden. Unterdessen begann am 3. Februar der geordnete Übertritt der Truppe nach **Muni**, der am 14. beendet war, nachdem "buchstäblich die letzte Patrone aus dem Lauf gejagt war". 95 Offiziere, 450 europäische Dienstgrade, 5000 farbige Soldaten gaben die so lange siegreich geführten Waffen an die Spanier ab. Etwa 40 000 Eingeborene gingen mit. Unbesiegt verließen die Deutschen den Boden Kameruns. Keine Last, keine geschlossene deutsche Kampfabteilung, kein Gewehr fiel in die Hände des Feindes, "ein Meisterstück deutscher Führerleistung". Der ruhmvoll durchgeführte Kampf war durch den glücklichen Durchbruch durch die feindliche Umklammerung ehrenvoll abgeschlossen.

Nur hoch im Norden von Adamaua wehte noch einsam und verlassen die deutsche Flagge über der **Mora**stellung. Als die Munition knapp wurde und die letzte Quelle von den Engländern verstopft war, schickte General Cunliffe einen Parlamentär, der die Räumung Kameruns mitteilte und die ehrenvolle Übergabe anheimstellte, zu der Hauptmann **von Raben** nunmehr seine Einwilligung geben mußte, um nutzlose Blutopfer zu vermeiden. Am 18. Februar wurde die Stellung feierlich übergeben. Die englische Kompanie präsentierte vor dem tapferen Gegner das Gewehr zum Zeichen ihrer Hochachtung. Die Offiziere behielten ihre Säbel und die Mannschaften ihre Seitengewehre.

> "Gegen überwältigende Übermacht, von allen Seiten eingeschlossen, ohne Hoffnung auf Hilfe von der Heimat, fochten sie einen tapferen Kampf. Ihr Mut, ihre Ausdauer, ihre Erfindungskunst erlahmten nie. Ohne Artillerie, mit schwindenden Beständen an Lebensmitteln und Munition, haben sie uns ein paar gehörige Schläge versetzt... Und wie ihre farbigen Soldaten zu den deutschen Offizieren hielten, das war eine der Überraschungen des Feldzuges. Alle Hochachtung vor dem deutschen Kommandeur, seinen Offizieren und Mannschaften!" (Tagebuch des englischen Oberst **Gorges**, nach Erich **Student**: *Kamerungs Kampf 1914 - 1916*, Berlin 1937.)

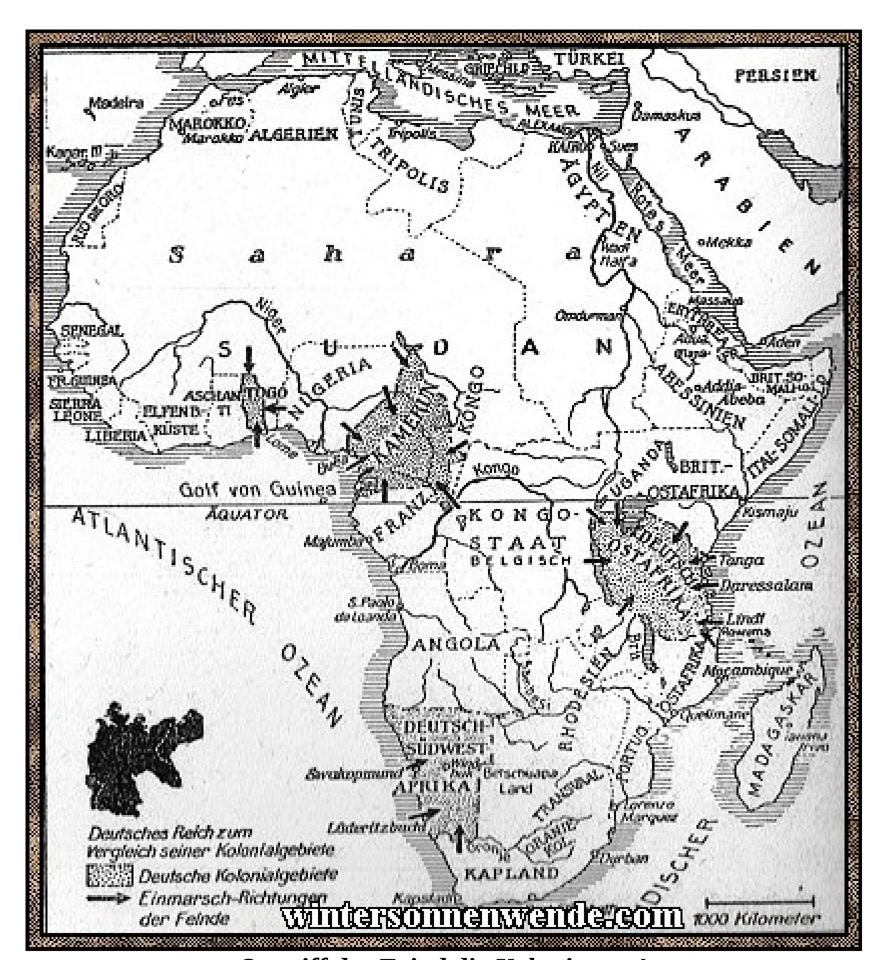
Auch Togo mußte geopfert werden
Dr. Alex Haenicke

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Scriptorium merkt an: bei diesem Kapitel verweisen wir noch besonders auf den Abschnitt "Der Krieg um die Kolonien: Togo" aus dem Sammelwerk "Der Weltkampf um Ehre und Recht".

Togo lag bei Ausbruch des Weltkriegs rings von den Besitzungen der Alliierten umgeben. Im Westen grenzte die englische Goldküste daran, im Norden und Osten Französisch-Dahome und Senegal. Von der Seeseite aus war es schutzlos dem Angriff der britischen Flotte preisgegeben. So konnte es von allen Seiten her zugleich angegriffen werden, was auch eintrat. Französische Kolonialtruppen drangen bereits am 6. August 1914 ein, englische näherten sich zur gleichen Zeit von Westen her **Lome**. England stellte am gleichen Tage das Ultimatum: "Togo binnen 24 Stunden kampflos zu übergeben." Es war eine Selbstverständlichkeit, dieses Ansinnen zurückzuweisen. So kam es zum ungleichen Kampf, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte.

Eine militärische Verteidigung Togos war nicht vorgesehen. So mußte es als leichte Beute seinen bewaffneten Nachbarn zufallen. Die kleine Polizeitruppe von 500 Mann, von denen nur 200 an der Küste standen, wurde zwar durch gediente Leute auf 350 Mann gebracht und durch eine Europäerkompanie von 100 Mann verstärkt, aber sie war nicht stark genug, um sofort den Angriff auf feindliches Gebiet hinübertragen zu können. Außerdem hatte man bis zur Kriegserklärung durch England in Deutschland in dem Glauben gelebt, daß "das Geschick der afrikanischen Kolonien auf dem europäischen Kontinent entschieden" werde. Dem stellvertretenden Gouverneur Major a. D. **von Döring** mißlang jedoch der Versuch, das Schutzgebiet zu neutralisieren. Schon vor dem Eintreffen der englischen Kriegserklärung stand das englische Expeditionskorps in Adda an der Voltamündung marschbereit. Am 5. August gingen die benachbarten Engländer und Franzosen gemeinsam gegen Togo vor. Am 7. August besetzten die Engländer Lome, am 8. die Franzosen Anecho. Der Besetzungsplan stand schon seit dem 31. Juli fest.



So griff der Feind die Kolonien an!
Aus: W. v. Schoen, "Auf Vorposten für Deutschland. Unsere Kolonien im Weltkrieg." Verlag Ullstein, Berlin. [Vergrößern]

Die kleine deutsche Truppe zog sich von der Küste zurück und suchte die Bahnstrecke Lome - Atakpama zu halten. Hauptmann Pfähler verlor mit 6 Deutschen bei einem Zusammenstoß mit dem Feind bei Agbeluvoe durch Entgleisen des Zuges das Leben. Am 22. August wurde der Vormarsch des nachdringenden Feindes am Chrafluß aufgehalten,

wobei er farbige Soldaten verlor. Dennoch mußte die befestigte Stellung geräumt werden, weil die Feinde Verstärkungen erhielten. Schließlich mußte das Schutzgebiet am 27. August übergeben werden, nachdem die Sende- und Empfangsstation Kamina zerstört worden war.

Entgegen den offiziellen französischen Berichten, die von Tapferkeitsleistungen und "schweren Opfern" sprechen, die "Rechte" verliehen, verwahren wir uns gegen eine solche unberechtigte Auffassung. Nur überlegene Gewaltmittel ließen Togo die leichte Beute unserer Feinde werden. Rechtsansprüche vermögen wir nicht anzuerkennen in Togo, **wo "Gewalt vor Recht" ging.**

Der Heldenkampf um Tsingtau

Dr. Alex Haenicke

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Aus Tagebüchern des Missionssuperintendenten ***C. A. Voskamp****, Berlin, und Prof. Richard* ***Wilhelm****, Missionar in Tsingtau, entnommen:*

Scriptorium merkt an: bei diesem Kapitel verweisen wir noch besonders auf den Abschnitt "Der Krieg um die Kolonien: Kiautschou" aus dem Sammelwerk "Der Weltkampf um Ehre und Recht".

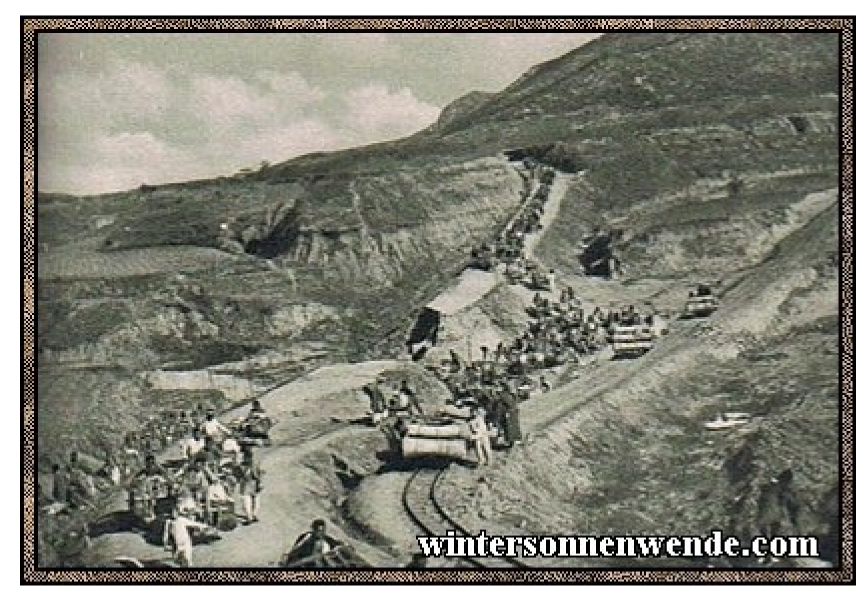
Es ist kein Wunder, daß sich zu Beginn des Weltkrieges unsere Feinde auf das blühende deutsche Gemeinwesen stürzten; es ist, wie vieles andere auch, kein Ruhm für sie, daß es ihnen mit Einsatz von 50 000 Mann gelang, 5000 zu überwältigen. Die Leidenszeit der Stadt und das heldenmütige Verhalten der Truppen und der zurückgebliebenen Zivilbevölkerung sollen Augenzeugen schildern: aus ihren Berichten wird klar, daß das, was uns hier entrissen worden ist, deutscher Boden war - nicht nur ein zufällig annektiertes fremdes Gebiet. Wir können nur von ganzem Herzen hoffen, daß die vielen, die Blut und Leben zu seiner Verteidigung gegeben haben, nicht umsonst geblutet und gelitten haben!

21. September. - Es ist Montag morgen. Mit Br. Kunze und meinen Hausgenossen, meiner Frau, meinen Söhnen Hans und Martin und der Missionsschwester Strecker, habe ich das Lied gesungen: "O Durchbrecher aller Bande!" Wie einem in dieser Zeit solch ein Lied so besonders verständlich und köstlich wird! Einer meiner Freunde, der krank im Lazarette liegt, sagte ganz richtig, die Psalmen Davids erscheinen einem in dieser Zeit des Harrens und Wartens in einem tieferen Lichte der Erkenntnis.

Gestern war Sonntag. Mit den Meinen las ich eine köstliche Predigt des Gen.-Sup. Braun von Matthäi, und meinen Chinesen predigte ich über das falsche und das rechte Sorgen. Wir knieten nieder, und der Chinese Mau sprach ein inniges Gebet voll demütiger Sündenerkenntnis und gläubiger Zuversicht auf den Herrn, der allein unser Gefängnis wenden kann. "Ja, es wird uns sein, als ob wir träumen, wenn die Freiheit bricht herein." Wir fühlen es so deutlich, wie der Herr in der Tat ein Schild ist allen, die Ihm trauen. Das war der Spruch der Bibellosung an meinem Geburtstage, dem 18. September.

Die Maschen des japanischen Belagerungsnetzes ziehen sich enger um uns. Im Lauschangebirge, das unsere schöne, deutsche Kolonie im Osten abschließt, ist es schon zu wiederholten Zusammenstößen zwischen unseren Patrouillen und dem japanischen Militär gekommen. Das Mecklenburg-Haus, das herrliche Erholungsheim, ist zum Teil von den Unseren zerstört und wurde dann von den Japanern beschossen. Das Gros der japanischen Armee befindet sich noch auf dem Marsche. Die Truppen sind in Lung ku und den Lauschanhäfen gelandet, aber die Wege sind durch

die wolkenbruchartigen Regengüsse so unpassierbar geworden, daß die feindlichen Maschinengewehrabteilungen nur täglich fünf bis sechs Kilometer weit vordringen können.



Japanische Belagerungsarbeiten vor Tsingtau.

Die anfängliche Besorgnis vor einer Überrennung unserer Verteidigungslinien durch überlegene japanische Kolonnen hat kühleren Erwägungen Platz gemacht. Auf dem Meere sieht man die Schatten der japanischen Linienschiffe und Kreuzer, und von Zeit zu Zeit erscheint ein englisches Kriegsschiff, das wohl beobachten soll, welche Fortschritte die Japaner gemacht haben. Japan hat sich anheischig gemacht, wie verlautet, für die Erlassung der Zinsen der Anleihe Englands in der Höhe von 50 Millionen Jen Tsingtau zu stürmen. Andere sagen, Tsingtau solle ausgehungert werden. Ein zerstörtes Tsingtau - und Deutschland würde den stürmenden Japanern nur einen rauchenden Trümmerhaufen hinterlassen - würde den Feinden nichts nützen. Was den Japaner reizt, zu besitzen, ist das in den 16 Jahren mit unendlicher Mühe und Fleiß geschaffene, mustergültige Kolonialanwesen, das einzigartig in ganz Ostasien dasteht. Aber England will auch kein japanisches Tsingtau haben, und Japan verlangt nicht darnach, als Preis seiner schweren Opfer eine internationale Konzession wie Schanghai und Tientsin und Hankau entstehen zu sehen. Japan will ganz Schantung beherrschen oder nur ein Faustpfand haben, zum Umtausch gegen die ihm so nötige Kornkammer der Fuh kien-Provinz. Es ist ein Rätsel, warum Japan so langsam und mit Zögern die Belagerung Tsingtaus betreibt, so ungleich dem russischen Kriege, wo es mit dem Ungestüm eines Tigers in den Dschungeln - um sein eigenes Bild zu gebrauchen - dem Gegner an die Kehle fuhr.

Unsere Soldaten - welche prachtvolle Stimmung herrscht doch unter unseren kämpfenden Brüdern in der Front! - haben längst erkannt, daß der Japaner ein schlechter Gewehrschütze ist. Seine Stärke liegt im Angriff mit dem Bajonett, im Überwinden von unglaublichen Hindernissen und in seiner Geschicklichkeit, Stellungen zu schaffen für seine gute Artillerie bei Belagerungsarbeiten.

Schon werden kleine Heldenstückchen von unseren Leuten erzählt, wie sie im Kugelregen der Feinde ruhig das gestürzte Pferd aufrichten und satteln, dann die Patronen vor sich ausschütten und zehn bis fünfzehn Gegner erledigen. Außen vor den Verteidigungslinien spielen sich täglich solche Szenen ab. Aber auch dem Feinde muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er kämpft eben auch für seinen Kaiser, für das größere Japan, für sein Buschido, seine Ehre.

Gestern fiel einer unserer Offiziere, Lt. v. Riedesel, auch wurden zwei oder drei Leute verwundet.

Der japanische Flieger, der aus seinem Zweidecker Bomben auf die Stadt warf, war eine unangenehme Überraschung. Ich konnte nicht anders, ich mußte den kühnen Mann bewundern, der in seinem Apparate so stolz und sicher in schwindelnder Höhe einherfuhr. Eigene Gedanken steigen einem auf, wenn man bedenkt, daß dieses Flugzeug nebst anderen aus - Deutschland stammt, daß der Monteur derselben hier in unseren Reihen als Unteroffizier dient.

21. September. - Die Meldungen über Räubereien der japanischen Vortruppe mehren sich. Immer

wieder wird berichtet, daß sie Vieh, Vorräte und Wagenmaterial von den unglücklichen Bewohnern requirieren, ohne je auch nur einen Pfennig zu bezahlen. Die Hühner auf der Straße werden geschlachtet, und die Hunde werden gegessen. Die Frauen werden vergewaltigt. Allerhand Greuel und Scheuel werden von den Chinesen einem mitgeteilt. Ein alter Chinese sagte mir: "Es sind nicht die Japaner, die solches tun, es sind meine eigenen Landsleute." All das Verbrechergesindel, das in der Mandschurei unter dem Namen Hung hu tze seit dem Boxeraufstand und schon früher die reichen Gegenden am Amur unsicher macht, verwilderte Koreaner aus dem Grenzgebiete am Jalu, all die Thu fei, d. h. Banditen, der nordchinesischen Provinzen, meuternde Soldaten, das alles wälzt sich wie ein ekler Strom gegen die Kolonie heran, und gnade uns Gott, wenn diese Horden über uns Herr werden! Von den Japanern glaube ich fest, daß sie starke Manneszucht halten. Gestern hörte ich eine richtige Bemerkung: man habe hier in Tsingtau und dem Schutzgebiete die gefangenen Räuber und Mordbrenner - und die Kolonie war vor der Okkupierung ein wahres Höllennest dieses Gesindels - nicht nach Gebühr bestraft, sondern sie mit leichten und schweren Freiheitsstrafen bedacht, ganz im Geiste unserer "humanen" Zeit, und nun kehren diese Banditen, die vielfach aus dem Zuchthause in Litsun entflohen sind, zurück, um die reiche Kolonie zu plündern. Bei dem Oberrichter soll schon einer dieser Kerle nachts eingebrochen sein. Wie oft warnten uns die besseren Kreise der Chinesen, daß, wenn an diesem Gesindel die Gerechtigkeit nicht erfüllt würde, die Götter strafend einschreiten würden! "Unsere Gerichte waren brutal", sagten sie, "aber eure Rechtsprechung ist schwach."

22. September. - Die Abschließung Tsingtaus in dem gewaltigen Halbkreise vom Lauschanhafen bis über Kiautschou hinaus ins Perlgebirge durch feindliche Kavalleriepatrouillen ist vollendet. Wir sind abgeschlossen gegen die Außenwelt: kein Brief, keine Nachricht über die Kriege und Siege in Europa kommt durch. Heute geht als erster Briefbote einer meiner Christen, Zui hüo sin, über Hung schi jiä, King dschi, Nan kiu nach Weihsien.

Mein Knecht Kai juen, ein tapferer Mensch, kehrte aus Tsimo zurück, nachdem er bis an die Brust durch Schlamm und Wasser gewatet war. Die Wege im Innern sind infolge der furchtbaren Regengüsse ein weites Schlammeer. Der Bote brachte einen Brief nach Tsimo. Die Geschwister Scholz sind aus dem Missionshause in das Jamen, d. h. Gerichtsgebäude, geflohen und wohnen nun in der Kreisschule, die ihnen der Mandarin zur Verfügung gestellt hat. Frau Scholz hätte am Tische gesessen und geweint. Gott behüte die Lieben, die in schwerer Bedrängnis sind! In Gefahr des Lebens schweben sie wohl nicht, doch werden sie Mangel an Lebensmitteln haben. Auch die Stadt Kiautschou wird von den Feinden verschlossen gehalten, und über das Schicksal des Br. Müller ist uns nichts bekannt. Frau Kunze ist mit ihren Kindern sowie mit Schwester Voget nach Ching chu fu geeilt, wo sie in dem Hause des englischen Missionars Burt Aufnahme gefunden haben. Burt schrieb mir gleich zu Beginn des Krieges einen lieben Brief. Wenn unsere Völker auch im Kriege liegen, wir bleiben Freunde! Die amerikanischen Freunde in Schanghai haben, wie mir Lobenstine, der Sekretär des evangelischen Missionshauses, zu dem ich auch gehöre, im Auftrage des Bischofs Roots mitteilte, Geld gesammelt für die deutschen Missionen und eine Summe von 2000 Dollar nach dem Süden gesandt.

Der japanische Flieger ist noch nicht von unseren Kugeln heruntergeholt. Er erscheint täglich und wirft seine Bomben über die Stadt. Er versucht, die Werft und die wenigen Schiffe zu zerstören. Vom Fenster aus beobachte ich täglich den Kampf in den Lüften. Nur wenn das Surren zu dicht über uns hörbar wird, zieht man sich zurück. Unsere Schrapnellgeschosse platzen zu hoch oder zu kurz. Auch der Flieger kann bei der rasenden Fahrt seines Flugzeuges schlecht das Ziel treffen, das er sich aus seiner schwindelnden Höhe ersehen hat.

23. September. - Die Führer des japanischen Expeditionskorps sind Jamanachi, Horiuchi und Jamada. Tiefen Eindruck soll nach japanischen Meldungen die Haltung des deutschen Kaisers gemacht haben, der das japanische Ultimatum gar nicht beantwortet haben soll. In Japan ist man

seit dem Frieden von Schimonoseki tief enttäuscht, ja zornig über Deutschlands Haltung im Russischen Kriege. Was ging uns der ganze Handel an?

24. September. - Bei einem Patrouillenzusammenstoß auf dem Wege nach Anlokou ist der Reservist M. von der 3. Kompanie durch einen Säbelhieb verwundet worden. Der Führer der Patrouille erhielt außerdem einen leichten Säbelhieb. Es gelang ihm, den Angreifer, einen japanischen Offizier, mit einem Schuß niederzustrecken. Der Schwerverwundete schleppte sich einige Schritte weiter, zog seine Browningpistole hervor und erschoß sich. Das Ehrgefühl der japanischen Offiziere ist stark. Lebend wollen sie nicht in die Gewalt des Feindes fallen.

Der japanische Flieger hat heute früh wieder 7 Bomben geworfen, und zwar 5 ins Hafenbecken, 2 in den Hof der Bismarckkaserne. Schaden ist nirgends angerichtet worden. Ich war gerade beim Postdirektor, als der erschütternde Schlag der Bombe unsere Fenster erzittern machte.

25. September. - Unsere Truppen haben am 23. die bis zum Kletterpaß vorgedrungene feindliche Abteilung in einstündigem, leichtem Feuergefecht zurückgeworfen. Eine unserer Kanonenkugeln schlug gleich ins japanische Offizierszelt ein. Man fand nachher Blutlachen. In den Tornistern der japanischen Soldaten fand man Ansichtspostkarten, die ein hiesiger japanischer Photograph Takahaschi angefertigt hatte. Sie trugen den Vermerk für den japanischen Soldaten: Meine neue Adresse lautet.... Also man hoffte doch auf eine leichte Eroberung Tsingtaus. - In japanischen Zeitungen war die freundliche Aufforderung an die Deutschen zu lesen, doch unnützes Blutvergießen zu vermeiden und den Platz kampflos zu verlassen. Freundliche Behandlung würde zugesichert. Wir sind alle der Ansicht, die großen Siege unserer Truppen in Frankreich und Rußland werden schließlich doch auch für unser Schicksal hier in Ostasien entscheidend sein.

9 Bomben wurden geworfen, aber ohne Schaden. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben.

Den verwundeten Reservisten M. besuchte ich. Auch meine beiden Söhne liegen im Lazarett. Achim, der Lebensmittel in die Vorposten zu fahren hatte, war tagelang nicht aus seinen nassen Kleidern gekommen und hatte sich eine Entzündung zugezogen. Gerhard leidet an einer schweren Bronchitis, die aber Gott sei Dank vorübergeht. Meine lieben Jungen sind Feuer und Flamme. Gott wolle sie bald wiederherstellen! Zwei unserer Soldaten wurden im Flußbette des Lizunflusses, der durch die reißenden Bergwasser haushoch anschwoll, mit ihrem Automobil weggerissen. Einen Soldaten tröstete ich, der die ganze Nacht bis an den Hals im Wasser gestanden hatte. Halb Lizun ist von den Wasserfluten zerstört. Die Menschen fanden in unserer Missionskirche Zuflucht. Unsere Soldaten haben den bedrängten Einwohnern tatkräftige Hilfe zuteil werden lassen. - Zwei unserer Soldaten werden vermißt.

26. September. - Ich besuche täglich die Lazarette. Im Seemannshaus, das auch für Verwundete eingerichtet ist, ist unser Missionar Schramm als Pfleger tätig. Am Abend kamen einige Freunde zur Gebetstunde. Wir teilen uns die wenigen Nachrichten mit, die wir erfahren haben, und falten unsere Hände, um des Herrn Gnade und Güte zu preisen. Lebensmittel sind noch genügend vorhanden, und wir sind bis heute immer satt geworden.

Die Nächte sind unheimlich dunkel. Wie mit augenlosen Höhlen starrt einen eine solche Nacht an. Alle Lichter müssen ausgelöscht werden, um dem Feinde kein Ziel zu bieten. "Ich liege und schlafe im Frieden", müssen wir rühmen, "denn du Herr machst, daß ich sicher wohne."

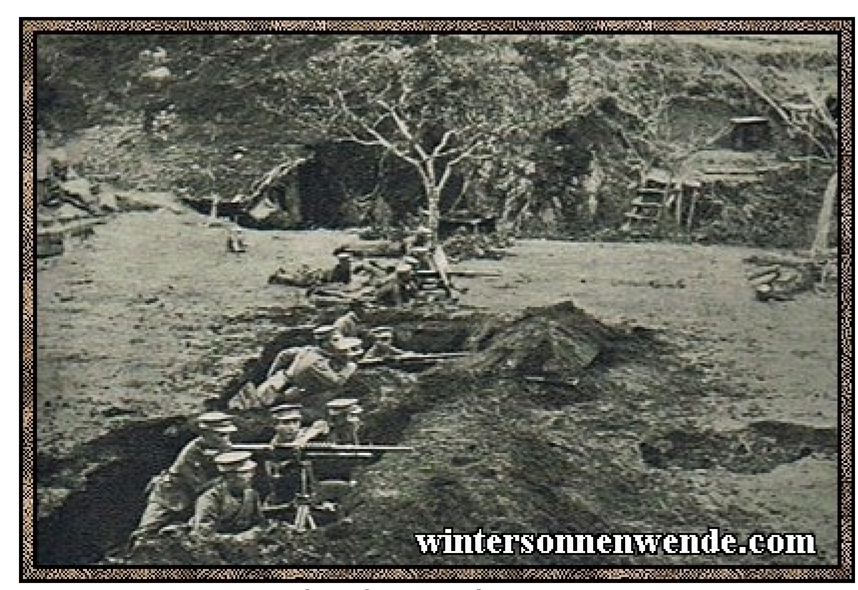
Nach Zeitungsmeldungen aus Tokio ist Japan dem gemeinsamen Beschluß von England, Frankreich und Rußland, nur zusammen Frieden zu schließen, beigetreten. Auch wenn Tsingtau vorher genommen werden sollte, würde Japan erst nach Beendigung des europäischen Krieges mit

Deutschland Frieden schließen. Ein Chinese meinte, Japan ist der Schüler Deutschlands, und dieser Krieg ist ein Kampf eines Schülers mit seinem Lehrer, eines Sohnes mit seinen Eltern. Das strafen die Götter.

20. Oktober. - Gestern wehte ein heftiger Sturm, der sich in der Nacht steigerte und nun nach alter Regel etwa drei Tage braucht, bis er abgeflaut ist. Der bekannte Taifunvers, der von den Seeleuten an der Ostasiatischen Küste zitiert wird, lautet für diese Monate: *"September, September you will remember, October, October all is over"*, aber in diesem Jahre stimmt er nicht. Eine Depression nach der anderen, die aus dem Süden, aus dem Taifunnest, den Philippinen, kommt, ein Taifun nach dem anderen braust heran und kündet, wie die Chinesen meinen, einen harten Winter an. Schon gestern herrschte eine schneidende Kälte, als der Nordwind einsetzte.

Wie wird das alles noch werden? Mit Br. Kunze zusammen wohne ich in einem Kellerraum der Mädchenschule, während in einem Nachbarkeller meine Frau mit Hans, Martin und Schwester Strecker haust. Es fehlt uns an nichts, die Chinesenbetten sind wohl etwas hart, aber doch ist alles so nett eingerichtet und heimisch gemacht. Auch hat es uns bis heute an keinem Guten gemangelt, und gestern sah ich, wie Schwester Frieda von einem chinesischen Gemüsehändler noch junge Schnittbohnen kaufen konnte. 36 Pfennige das Pfund, wie ich im Vorbeigehen hörte. Man merkt ja, wie uns durch **die Blockade** der Brotkorb höher gehängt wird, manches ist nicht mehr vorhanden, vieles ist um das Doppelte im Preise gestiegen, aber doch macht King siu, mein alter Knecht, der mit Kai juän, dem Stationskuli, in der Not treu bei mir geblieben ist, immer noch etwas ausfindig auf dem chinesischen Markte.

Ich liege des Nachts viel wach, und der Geist grübelt "Hüter, ist die Nacht schier hin?" und betet. Ja, was kann man anderes tun in dieser schrecklichen Zeit, als sich ein Trostwort der Heiligen Schrift vor Augen halten und beten. Alle Bilder des Tages und der vergangenen kurzen und doch so langen Zeit ziehen an einem vorüber, die man nicht vergessen wird. Wir leben hier ja nicht in einer umwallten Stadt mit den gewaltigen Tortürmen der chinesischen Städte und den Mauerzinnen und Schießscharten für die Schützen, sondern wie offen liegt sie dem Feinde vor Augen, der vielleicht in eben diesem Augenblicke von den Höhen des kleinen Perlberges, des Kuschan oder des Prinz-Heinrich-Berges hinabspäht in unsere Straßen und durch die Fenster in die Häuser. Von der Anhöhe am Walderseehügel herunter kommt ein Trupp Engländer. Sie gehören zu der Tientsiner Besatzung, und mit dem Fernglas kann man die weißen Tropenhelme erkennen. Sie scheinen hinauszuziehen, um die Schützengräben fertigzustellen. Da, von der Batterie 12 hart bei Tai dung schen auf telefonische Anfrage die Antwort: "Feuer!", und krachend schlägt es vor, hinter, neben der Truppe von etwa 40 Mann ein. Eine Rauch- und Staubwolke steigt auf, der Schuß hat gesessen. Man sieht Menschen am Boden liegen, und aus dem Ravin kriechen nach einiger Zeit vorsichtig zwei Soldaten. "Heute ist Sonntag, lassen wir sie leben", sagt grimmig der Kanonier. Ein Trupp Japaner zieht sich vor dem Feuer in ein einsames, kleines Chinesenhaus zurück. Wieder kracht der Schuß. Er scheint fehlgegangen zu sein. Man sieht den Aufschlag nicht.



Japanische Schützengräben vor Tsingtau.

Da steigt aus dem Häuslein eine Rauchsäule lotrecht auf, und dann geht die eine Mauerwand auseinander. Mit fürchterlicher Genauigkeit ist das Geschoß dahin gegangen, wohin es gehen sollte. Ist es im Innern des Hauses krepiert, hat es die Feinde erschlagen? Eine lange Zeit vergeht, und kein Menschenkind späht verstohlen hinaus auf die todbringenden Höhen. Man hört keinen Menschenlaut in diesem grauenvollen Ringen, und nur, wenn eine feindliche Kugel mit ihrem unheimlichen Hiß-Hiß in die Brust eines unserer Soldaten fährt, stöhnt eine Menschenbrust auf, und mit einem wilden Schrei fällt schwer ein Körper zu Boden. Ich muß immer an die alten Römer denken, die im Zirkus an der Brüstung standen und hinabblickten in die blutgetränkte Arena, nur daß sich einem das Herz zusammenkrampft.



Eine 28-cm-Haubitze nach der Sprengung durch die Deutschen bei Tsingtau.

Unablässig donnern die großen Geschosse gegen die Eisenbetonwandungen der Iltishuk-Batterie. Sobald das Feuer auf den fernen Schiffen aufzischt, springen unsere Artilleristen in die bombensicheren Stände und zählen langsam 1, 2, 3, 4, 5, 6 und, wie das Krachen des Jüngsten Tages, kommt es auf die Batterie nieder. Sofort stehen sie aber wieder an ihren Haubitzenmörsern, noch rasch einen Blick in den Spiegel, ob die Kimming recht steht, wieder zurück, eine Feuersäule schlägt auf wie aus einem Glutofen: Hurra, Hurra, und ausgelassen wie die Knaben, denen ein guter Wurf gelungen, springen unsere pulvergeschwärzten Kanoniere auf. Drüben auf dem Kriegskoloß steigt eine schwere Feuer- und Rauchwolke auf, und an der Seite des Schiffes fahren zischend Eisenstücke in die See. Man sieht, wie die Masse ins Schwanken gerät und sich etwas zur Seite neigt. Es dauert etwas länger, bis wieder aus seinen Stückpforten der Feuerstrahl übers Meer fährt, der Schuß hat gesessen, und drüben liegen zerschmetterte Menschenglieder! Und dann steigen blitzschnell andere Bilder auf, wie ich sie fast jede Nacht sehe: Die grauenvolle Finsternis wird punktartig erleuchtet von unseren aufschlagenden Geschossen, die auf die dunklen Höhen vor uns gesetzt werden in blitzähnlicher, furchtbarer Schrift des Todes. Und die chinesischen Dörfer dahinter sind schwelende Trümmerhaufen, und die armen Frauen und Kinder irren in der Nacht und im Gebirge umher und verkriechen sich frierend und zitternd vor dem kalten Regen in Löcher und Klüfte und wimmern und schreien.

Bisher sind angeblich insgesamt von den Japanern rund 41 000 Mann in Schantung gelandet worden, dazu einige hundert Chinesen und Koreaner. Die japanischen Soldaten stammen hauptsächlich aus der Gegend von Sasebo, Moji und Nagasaki. Vor Tsingtau sollen nur 35 000 Mann stehen; außerdem noch etwa 1000 Engländer. Die Verluste der Japaner in den bisherigen Kämpfen werden auf 3000 angegeben. Für die Zwecke ihrer Belagerungsartillerie haben die Japaner von Wangkolschuang nach Liutung und von dort weiter nach Tunglitsun eine doppelgleisige Schmalspurbahn gebaut, auf der etwa 100 kleine, von Kulis gezogene Wagen verkehren.

21. Oktober. - Das japanische Geschwader hat, wie heute amtlich mitgeteilt wurde, nach Tokio gemeldet, der von unserem Torpedoboot S 90 in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag mit 250 Mann versenkte kleine Kreuzer sei auf eine Mine gelaufen und untergegangen. Es ist auch

interessant, daß dasselbe Geschwader an seine Behörde berichtete, S 90 sei von japanischen Kanonenbooten vernichtet worden. S 90 wurde nach dem Torpedoangriff von den eigenen Leuten in die Luft gesprengt. Trotzdem hält sich, wie auch heute amtlich gemeldet wurde, an der ganzen Küste das Gerücht, unser kleines Torpedoboot - was für prächtige Männer sind die Leute der S 90, mancher von ihnen ist Mitglied des christlichen Soldatenheims, das unter der Leitung meines lieben Freundes, des Feldwebels L. steht - sei durchgebrochen, so daß nun die ganze Schiffahrt von Schanghai stocke.

Die anfängliche Furcht vor den Japanern, die doch zu Beginn jeden von uns beschlichen hat, der unglaublichen Todesverachtung der japanischen Regimenter wegen, die sich vor Port Arthur reihenweise hätten niederschießen lassen, bis das Fort erstürmt und das Sonnenbanner gehißt war, ist unter unseren Soldaten wie ein nächtlicher Spuk verflogen. Man hat die Stärke, aber die auch durch nichts mehr zu verdeckende Schwäche des japanischen Kriegers voll erkannt. Chinesische Späher - und das Polizeiamt bezahlt gut und hat sehr zuverlässige Leute unter ihnen, deren Angaben durch unseren ausgezeichneten Fliegeroffizier P. bis ins einzelne bestätigt wurden - hätten berichtet, die Japaner hätten ihren gefallenen Kameraden eine Art von Denkmal errichtet und die Worte darauf geschrieben: "Mögen die Götter verhüten, daß wir jemals wieder gegen die furchtbaren Deutschen Krieg führen!" Das ist wohl nur ein guter Soldatenwitz, aber so viel ist klar, daß unter den Feinden vor der deutschen, mit tödlicher Sicherheit arbeitenden Artillerie ein wahres Grauen herrscht. Das ganze Feld des von unseren Geschützen bestrichenen Gebietes ist kartenmäßig in Quadrate von 500 m Länge und Breite eingeteilt. Ich sah heute solche Meldung des Fliegers **Gunther Plüschow**, der klar die feindlichen Stellungen angab, z. B. E24 oder F49 eine Batterie Feldgeschütze oder schwere Geschütze. Unsere Kanonen richten sich haarscharf auf diese Felder ein und beschießen sie systematisch mit je 50 m Abstand im Quadrat, so daß alle Aufstellungen, wie nachher festgestellt ist, auf diesem Raume zerstört sind. Der Krieg ist hart, aber der Gott, von dem David rühmt, er lehrt mich einen eisernen Bogen spannen, lehrt uns jetzt, den eisernen Bogen für unsere Geschosse spannen. Unsere Sache ist eine gerechte Sache, und Deutschland kämpft gegen Lüge, Nichtswürdigkeit, Ungerechtigkeit und schändliche Untertretung von Menschenrechten. Ich bin Optimist, weil ich an den lebendigen Gott glaube. Der Gott, der in den Befreiungskriegen unseren Vätern wie im Feuer sich offenbart hat, sitzt noch heute waltend über uns und von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Heute morgen tauchten wieder in schwindelnder Ätherhöhe die Flieger auf, der japanische mit seinem prachtvoll arbeitenden, schier geräuschlosen Apparat und **Plüschows** Taube. Die Taube schwebte wie ein dunkler Punkt noch fast 1000 m über ihrem Gegner und zog ruhig und sicher ihre Rekognoszierungsbahn dahin. Der Japaner gab daher die Verfolgung auf und flog seewärts.



Letzter Kampf und ehrenvolle Übergabe am 7. November 1914

Nachmittags noch einmal in der Stadt. Auch das Gouvernement und das Gericht sind durch schwere Geschütze von See aus stark beschädigt worden.

Abends um 7 Uhr beginnt der letzte Kampf. Die ganze Nacht hört man furchtbar heftiges Feuern, ein dauerndes Hämmern der Granaten, das Rattern der Maschinengewehre. Man sieht das Aufblitzen der explodierenden Geschosse, das Leuchten der Scheinwerfer und den Widerschein all der Aufregung am dunklen Nachthimmel.

Der Sturm verlief, wie mir erzählt wurde, so, daß das J.-W. 3 und 4 besonders stark unter Feuer genommen wurden. Zuerst findet dann ein Sturm auf J.-W. 4 statt. Er wird jedoch

zurückgeschlagen, und ins Werk eingedrungene Japaner werden mit Handgranaten vertrieben. Dagegen haben sich in J.-W. 3 die Posten in die Unterstände zurückgezogen. Ohne eine Pause in der Beschießung eintreten zu lassen, umstellen die Japaner das Werk. Nachdem das Werk genommen war, entwickelte sich das übrige, wie es mußte. Der Iltisberg wird genommen. Die Bemannung der Batterie Aye wird von hinten mit Spaten niedergehauen. Dann werden die Werke 2 und 4 von hinten her angegriffen. Um 5½ Uhr müssen sie sich ergeben. Um 6 Uhr 23 Minuten wird auf dem Observatorium die weiße Flagge gehißt.

Um 7 Uhr gehe ich aufs Polizeiamt, um mich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Im Schein der aufgehenden Sonne sieht man auf dem Signalberg die weiße Flagge, ebenso wie auf dem Observatorium. Ein Wachtmeister nimmt ein Glas und sieht genauer hin, dann kommt er und sagt: "Es ist die japanische Flagge." Dem alten Hellmer kommen die Tränen, als ich ihm adieu sage. Die beiden Japaner, die gefangen waren und nun freigelassen werden, grinsen vergnügt. Nun ist ihre Zeit gekommen. Nachdem ich die Prostituierten, die vom Polizeiamt dem Hospital überwiesen waren, entlassen hatte, fahre ich mit Schi De Tschen zusammen im Auto nach dem Faberhospital. Auf der Höhe begegnen wir den ersten japanischen Soldaten. Der eine ist von feuchtem Blut am Kragen bespritzt. Fast jeder hat auf seinem Gewehr eine japanische Flagge aufgepflanzt. Sie sind mit Schmutz überzogen. Sie halten unser Auto an. Wir müssen aussteigen. Ich werde auf Waffen untersucht, kann aber bis zum Hospital vordringen, wo ich aus dem Haus der Schwester einen japanischen Soldaten mit einer Bierflasche herauskommen sehe. Die Tür zur Vorratskammer war erbrochen. Von der Werft her hört man die Bansairufe der Truppen, die dorthin vorgedrungen waren. Da wir nicht weitergelassen werden, kehre ich um; denn ohne Dolmetscher ist nichts zu machen. Mit dem Dolmetscher Kiu zusammen fahre ich zunächst zu unserem Wohnhaus. Vor dem Westtor begegnet mir ein japanischer Leutnant, der deutsch spricht und sich sofort nach "Herr Meyer" erkundigt. Er hätte ihn gerne gefangen. Er läßt uns passieren. Wir sehen drunten den einen Schuppen des Proviantamts aus verkohlten Trümmern rauchend. Er war offenbar während der Nacht in Brand geschossen worden. Drüben am Wasserberg stehen noch die Geschütze der Feldbatterie, eine japanische Flagge dahinter. Ums Haus streichen japanische Soldaten, die zu essen verlangen. Ich gebe ihnen, was an Vorrat da ist. Eine andere Patrouille war durchs Küchenfenster eingestiegen gewesen, hatte aus dem vorderen Schrank einen Schleier und den Hut meiner Frau in die Küche geschleppt, das Bettzeug von meinem Bett weggenommen, verschiedene Schubladen aufgezogen, war dann aber wieder gegangen und hatte das Bettzeug auch noch wieder weggeworfen.

Als die Soldaten gehen, kehren wir zum Auto zurück. Schi De Tschen bleibt im Haus. Das Auto war inzwischen von einem Japaner besetzt worden, der es requirieren wollte. Nach vieler Mühe gelingt es, ihn zu bewegen, es wieder freizugeben. Wir fahren nun nach Taitungtschen, um zu sehen, ob dort Verwundete sind. Unterwegs sehen wir Wu Tschuan Schen und den Heilgehilfen Li am Wege stehen unter japanischer Bewachung. Wir müssen die beiden zunächst stehenlassen, da sie unter keinen Umständen freigegeben werden, und fahren nach Taitungtschen weiter. Die Häuser sind zerschossen und rauchgeschwärzt; lange Züge von Japanern, Artillerie und Train, bewegen sich durch die Straßen.



Japanische Train vor Tsingtau.

Wir erkundigen uns nach Verwundeten und geben den Leuten die Adresse des Hospitals. In größter Eile müssen wir zurück, da jeden Augenblick Gefahr droht, daß unser Auto konfisziert wird und wir gefangen werden. Auf dem Rückwege begegnen wir einem Transport von Gefangenen, die unter japanischer Bewachung, doch frei gehen dürfen. Plötzlich springt einer aufs Auto und sagt: "Ich will nur ein Stück weit mitfahren." Mit Mühe veranlasse ich ihn, nachdem ich das Auto hatte halten lassen, daß er keine Torheiten macht; denn schon hatte der eine Japaner auf uns angelegt, um die Flucht der Gefangenen zu hindern. In Tapautau angekommen, erklärt der Chauffeur, er müsse geschwind zu seinem Herrn, er werde aber sofort wiederkommen. Er verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Nun galt es, zu Fuß nochmal zurückzugehen, um die beiden Gefangenen zu befreien, und zwar allein, da Kiu andere Geschäfte hat. Zum Glück gelingt es, sie loszubekommen, so daß wir abends alle wohlbehalten wieder beisammen sind.

Die Verwundeten von Taitungtschen kommen allerdings nicht, da im Lauf des Tages zwischen Tsingtau und Taitungtschen eine Sperre errichtet wird. Der Verkehr ist vollkommen unterbrochen.

Die Wohnung der Schwester wird im Lauf des Tages durch Inder geplündert, beschädigt und verunreinigt.

Bei der Einnahme von Tsingtau sind Fälle von Plünderung verschiedentlich vorgekommen. Der Grund war, daß die Truppen unverhofft in die Stadt eingedrungen waren, ehe man sie zurückhalten konnte, da alles zu plötzlich und unvorbereitet kam. Im ganzen konnte man jedoch beobachten, daß der Wille zur Ordnung auf japanischer Seite da war, auch wenn die vielen Erschießungen, von denen erzählt wurde, mehr nur Legenden gewesen sein sollten.

Nachts bricht in der Bäckerei Nottbusch Feuer aus, das jedoch noch von der deutschen Feuerwehr gelöscht wurde.

Sonntag, frühmorgens, kommt der Altertümerhändler Ma und fragt, wo Prinz Gung sei. Unter den eingedrungenen Japanern seien auch chinesische Revolutionäre, die sich an ihm für all die Unbilden rächen wollten, die sie erlitten. Wenn er seinen Aufenthaltsort erführe, so könne er den Prinzen, wenn er eine Summe Geld zahle, schützen. Dieser allzu grobe Versuch der Erpressung wird von mir zurückgewiesen. Ich sage ihm den Aufenthaltsort des Prinzen nicht. Erst später, als der Prinz von dem japanischen General Kamio Schutzwachen bekommen hat, gebe ich seinen Aufenthalt dem Manne kund. Nun interessiert er sich aber nicht mehr dafür. Man könne jetzt ganz ruhig für den Prinzen sein. Merkwürdig, wie diese Kreaturen aus ihren Winkeln hervorkriechen, sowie sie Unsicherheit der Verhältnisse wittern.

Umzug in die alte Wohnung, die ich ungeplündert vorfinde. Die Diener von Dschou und Siau stellen sich ein, um zu danken für den Schutz. Die Leute sind ganz überrascht, daß die Japaner keine Chinesen töten. Man hatte sich auf Schlimmes gefaßt gemacht.

Es ist ein sehr ruhiger Tag. Auf der Reede fischen japanische Boote nach Minen. Doch sind sie dabei zu eilig, bringen alle Minen durcheinander und verlieren infolgedessen noch mehrere Fahrzeuge. Auch an Land werden Minen gesprengt, wobei noch schwere Verluste vorkommen.

Im ganzen sollen die Japaner etwa 17 000 Mann verloren haben. Auf deutscher Seite fielen im ganzen 150 und verwundet wurden 180. Die japanischen Soldaten, die zum Teil auf den Straßen biwakiert hatten, werden aus der Stadt zurückgezogen. Gegen die Plünderung soll energisch vorgegangen worden sein, wenn auch nicht so energisch, wie die Gerüchte besagen, nach denen 70 Soldaten wegen Plünderung erschossen sein sollen.

Die Übergabeverhandlungen dauern fort. Übermorgen sollen die Gefangenen weggebracht werden. Die in den Werken Gefangenen werden direkt nach Fuschanso und Schatsekou gebracht, ohne vorher noch einmal zurück zu können.

Abends im Klub. Gedrückte Stimmung. Das Ende ist ohne jede Erhabenheit, man fühlt es, daß jetzt eine Zeit der Kleinlichkeiten anfängt. "Der Herr macht arm und macht reich, er erniedrigt und erhöht" (heutige Losung). Genau drei Monate lang hatte die kleine tapfere deutsche Schar gegen **eine dreißigfache Übermacht** die Festung Tsingtau gehalten, die 16 Jahre unter deutscher Flagge gestanden hatte. Um die wehrlosen Frauen und Kinder zu schützen, übergab der deutsche Gouverneur **Meyer-Waldeck** die völlig zerschossene Stellung, als alle Verteidigungsmittel erschöpft waren, treu seiner Losung vom 18. August 1914: ***"Einstehe zur Pflichterfüllung bis zum äußersten"***.

78 000 Mann hatten die Japaner gegen die kleine deutsche Schar aufgeboten. 160 moderne Geschütze hatten in den letzten Tagen mehr als 43 000 Schuß auf die Festung gefeuert.

Der Weltkrieg in den Kolonien

wurde zu **einem** großen **Heldenlied** der Tapferkeit und Treue der deutschen Verteidiger und ihrer farbigen Soldaten. Im Rahmen dieses Buches konnten Einzelheiten nicht gegeben werden, wie sie in Wort und Bild dargestellt sind in vielen Werken. Fast Übermenschliches ist von **allen** geleistet worden. Auch **Hans Grimm** hat in dem deutschen Schicksalsbuch *Volk ohne Raum* der Heimatliebe deutscher Farmer und deutscher Männer und Frauen von Südwest ein unvergängliches Denkmal errichtet. Unvergessen soll die Schar derer sein, die im Bewußtsein litten und starben:

Einst wird kommen der Tag,
da die Flagge des Deutschen Reiches wieder wehen wird auf dem heißen Sand von Afrika.

Tradition verpflichtet!

Oberstleutnant a. D. Julius v. Boemcken
Stabsführer des Deutschen Kolonialkriegerbundes

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Wenn man von der kleinen brandenburgischen Schutztruppe absieht, die das erste Kolonialreich des Großen Kurfürsten an der Westküste Afrikas zu schützen hatte und die **Feste Groß-Friedrichsburg** erbaute, so hat Deutschland zum ersten Male überseeische Truppen aufgestellt, nachdem es die Besitzung des Kaufmanns **Lüderitz** in Angra Pequena, dem späteren Deutsch-Südwestafrika, durch Hissen der deutschen Flagge in seinen Schutz genommen hatte. Allerdings überließ man zunächst diesen Schutz wie die gesamte Verwaltung des Landes nach dem Beispiel Englands bei der Erwerbung Indiens den privaten Besitzern, hier der Deutschen Kolonialgesellschaft als Nachfolgerin von Adolf Lüderitz. Dies entsprach der Ansicht Bismarcks, daß die Flagge dem Handel zu folgen habe und daß die Eingeborenen ihre Angelegenheiten selbst regeln sollten.

Als der erste Reichskommissar Dr. **Göring**, der Vater unseres Ministerpräsidenten Generaloberst Hermann Göring, mit verschiedenen Häuptlingen Schutzverträge abschloß, hatte er nur die Gesellschaftstruppe der Deutschen Kolonialgesellschaft, eine Truppenmacht von 7 Europäern und 20 Eingeborenen hinter sich. Diese wurde am 16. April 1889 durch 21 Weiße ersetzt und später auf

250 Mann verstärkt, die nur auf ihren Führer Hauptmann **Curt von François**, den Nachfolger von Dr. Göring, vereidigt wurde. Diese Zahl war lächerlich gering im Verhältnis zu einem Lande, 1½ mal so groß wie Deutschland, mit einer äußerst stolzen, kriegerischen, verschlagenen und grausamen Bevölkerung. Diese kleine Truppe, die z. T. als Lanzenreiter, im übrigen als Fußsoldaten mit der Büchse über dem Rücken durch Südwests glühende Steppen zog, hat Erstaunliches geleistet.

Mit Recht urteilt François über sie: "Die Selbständigkeit der Leute machte sie brauchbar, umsichtig und zuverlässig, stärkte ihr Pflichtgefühl und gab ihnen hohes Selbstvertrauen, ohne daß dadurch die Disziplin geschädigt wurde." Ein Lob, das sich auch die spätere Schutztruppe im vollsten Maße erworben hat.

Unruhen der von den neidischen englischen Nachbarn aufgewiegelten Eingeborenen und ein andauernder erfolgloser Kleinkrieg mit dem Hottentotten-Häuptling **Hendrik Witbooi** machten die Entsendung weiterer 2 Kompanien aus der Heimat notwendig. Zugleich erfolgte die Umwandlung der Françoistruppe in eine **Kaiserliche Schutztruppe** und Unterstellung unter das Reichsmarine-Amt. Als Gründungstag wurde der 16. April 1889 festgesetzt. Major **Leutwein** wurde 1894 Kommandeur und gleichzeitig Gouverneur. Er hat die Schutztruppe und das Schutzgebiet während 11 Jahren durch vielerlei Schwierigkeiten, Gefahren und Kämpfe erfolgreich geführt.

Entsprechend dem Charakter des Landes bestand die Schutztruppe von Deutsch-Südwestafrika aus weißer berittener Infanterie, die sich aus Angehörigen aller Waffengattungen aus der Heimat ergänzte. Ihr Dienst in der Kolonie - und das gilt auch für die anderen Schutztruppen und anderen Kolonien - war nicht allein militärisch und kriegerisch, ihr lag die Verwaltung des Landes ob, der Polizei-, Zoll-, Lichtsignaldienst u. a. m. Sie vermaß das Land und stellte die Farm- und Wegekarten her, sie baute Stationen, erschloß Wasser, legte Gärten an, errichtete Brücken, baute Wege und Bahnen. Aus ihren Reihen kamen die Siedler, die das Land erschlossen. Viele der heute bekanntesten und erfolgreichsten Farmer sind einst mit der Schutztruppe ins Land gekommen.

Eine hervorragende Rolle spielte das **Sanitätswesen**, das weit über den Rahmen der Schutztruppe hinausging, allen weißen und farbigen Bewohnern zugute kam und durch seine Forschertätigkeit höchste kulturelle Aufgaben erfüllte.

Die kleine, über das ganze Land verteilte 700 Mann zählende Truppenmacht konnte auf die Dauer auf die kriegerischen, stolzen Eingeborenen wenig Eindruck machen. Es war ein Fehler des Reichstages, nie die Mittel zu bewilligen, die nötig waren, um Deutsch-Südwest und auch die anderen Kolonien nach innen und außen zu sichern. Jede auch noch so geringe Verstärkung der Truppe mußte stets im Reichstage eingehandelt werden, und so kam es im Jahre 1904 zu dem Aufstand der Herero und Hottentotten, der erst nach vierjährigem blutigem und verlustreichem Ringen niedergeschlagen wurde, nachdem fast 18 000 Mann aus der Heimat hinzugezogen waren.

Bei der Zusammenstellung der Verstärkungen hatte sich das Fehlen einer Kolonialtruppe in Deutschland als Stammtruppe für überseeische Unternehmungen störend bemerkbar gemacht. Wenn es auch an Freiwilligen niemals mangelte, so waren sie doch sämtlich nicht für den Kolonialdienst ausgebildet. Es bedurfte stets längerer Zeit im Schutzgebiet, bis die neue Truppe für den Kampf mit Eingeborenen, für die so schwierigen technischen Aufgaben, die die ungeheure Ausdehnung des Kriegsschauplatzes mit sich brachte, brauchbar war. Gewaltig waren auch in diesem Kriege die Leistungen der Truppe, angefangen mit dem **berühmten Ritt des Hauptmanns Franke mit seiner 2. Kompanie zum Entsatz von Okahandja und Omaruru im Januar 1904**, über den Kampf der Schutztruppe unter General **von Trotha** am Waterberg, der den Hereroaufstand beendete, über Groß-Nabas und zahlreiche Kämpfe mit den Hottentotten bis zu Hauptmann **von Erckerts** berühmtem Zug gegen **Simon Copper** im Jahre 1908, der in **Hans Grimms** *Volk ohne Raum* eine

meisterhafte Schilderung gefunden hat.

Ungeheuer groß waren die Opfer an Gut und Blut in diesem Ringen gewesen. Übermäßige Anstrengungen, Durst, Hunger und Hitze hatten die tapferen Kämpfer zermürbt und ihnen dauernden Schaden zugefügt, an dem noch so mancher bis an sein Lebensende zu leiden hat.

Die Kurzsichtigkeit der heimischen Regierung hatte sich bitter gerächt. Und trotzdem begann nach dem Aufstande der gleiche Kuhhandel im Reichstage um jeden Groschen, um jeden Mann, den die Kolonie verlangte. Die Schutztruppe wurde derartig verringert, daß sie 1914, als der große Kampf gegen die Weltmachtstellung Deutschlands auf dem ganzen Erdenraum begann, nur 1600 Mann zählte, die durch Einziehung wehrpflichtiger Siedler auf knapp 5000 erhöht wurde. Man hatte zu Hause vollkommen den Wert einer starken Truppenmacht in Übersee verkannt und der alten Idee gehuldigt, daß die Kolonien allein in Europa verteidigt würden.

So konnte die schwache, schlecht gerüstete Truppe, von der General Botha, der Führer der südafrikanischen Angriffsarmee selber sagte, daß sie in ihrer Zahl und Bewaffnung kaum für einen Eingeborenen-Aufstand genüge, dem Ansturm der übermächtigen, glänzend ausgerüsteten englisch-südafrikanischen Heeresmacht nicht lange widerstehen. Sie mußte die Waffen senken, die ihr der Gegner in Anerkennung ihrer Tapferkeit nach der Waffenstreckung in Händen ließ.

Wie in Südwest, so wurde auch in **Deutsch-Ostafrika** der Schutz aller Erwerbungen einer privaten Gesellschaft, der von **Dr. Carl Peters** gegründeten Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft übertragen, die mit einer Handvoll eingeborener Polizeisoldaten die Hoheitsrechte ausübte. Der Araberaufstand im Jahre 1888, der von den um ihre Verdienste gebrachten Sklavenhändlern ausging, veranlaßte Bismarck, den durch seine erfolgreiche Afrikadurchquerung bekanntgewordenen Hauptmann **Hermann von Wissmann** mit der Niederwerfung des Aufstandes zu beauftragen.

Auf Grund seiner Erfahrungen stellte Wissmann eine Eingeborenentruppe unter dem Befehl von weißen Führern auf, wie sie für tropische Gebiete allein möglich ist. Mit 25 Offizieren, 63 Unteroffizieren und 850 Schwarzen zog er gegen den Halbaraber **Buschiri**, den Führer der Aufständischen, zu Felde, und stürmte zusammen mit der Besatzung S. M. S. "Sperber" dessen Lager bei Bagamojo. Nach Niederwerfung des Aufstandes im Jahre 1891 wurde die Wissmanntruppe als Kaiserliche Schutztruppe vom Reich übernommen. Als Gründungstag wurde der 8. Februar 1889 festgesetzt. Ihre Aufgabe war die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Lande und die weitere Bekämpfung des Sklavenhandels. In zahlreichen Gefechten gegen die Eingeborenenstämme hat sich die Truppe, die erst nach und nach auf 250 Europäer und 2500 im Lande selbst angeworbene farbige Soldaten anwuchs, bewährt. Es sei nur erinnert an den Aufstand der **Wahehe** im Jahre 1891 und den **Maji-Maji**-Aufstand 1905, der mit Hilfe der Besatzungen der kleinen Kreuzer **"Bussard"**, **"Seeadler"**, **"Thetis"** und einer aus der Heimat entsandten Kompanie Marine-Infanterie niedergeschlagen wurde. Die gewaltigste Aufgabe wurde ihr aber im Weltkriege gestellt, als die nur für den Kampf gegen Eingeborene ausgerüstete und ausgebildete Truppe gegen einen zahlenmäßig weit überlegenen, mit modernstem Kriegsmaterial versehenen Gegner und vor allem auch gegen europäische Truppen zu kämpfen hatte.

Was Deutschland durch den Abschluß der **Kongoakte** vermeiden wollte, einen Kampf von Weißen gegen Weiße auf afrikanisches Gebiet zu übertragen und die Eingeborenen in die Auseinandersetzungen der Weißen mit hineinzuziehen, das wurde hier, wie auch auf europäischem Boden, ruchlose Tat.

Bereits am 8. August eröffneten die Engländer mit der Beschießung der offenen Stadt Daressalam die Feindseligkeiten. General **von Lettow-Vorbeck**, der zielbewußte, eiserne Führer der deutsch-

ostafrikanischen Schutztruppe, antwortete mit kühnen Vorstößen in das feindliche Gebiet. Damit begann das unerhört gewaltige Ringen in Deutsch-Ostafrika, das zum Ziele hatte, möglichst viele Streitkräfte der Alliierten, der Briten, Buren und Portugiesen, zu fesseln und von dem europäischen Kriegsschauplatz fernzuhalten.

Ein erster Versuch der Engländer, mit einem englisch-indischen Expeditionskorps von 8000 Mann bei **Tanga** zu landen, scheiterte unter schweren Verlusten an Menschen und Material an der überlegenen Führung und der guten Ausbildung der deutschen Schutztruppe. Groß war der militärische, noch größer der moralische Erfolg der dreitägigen Tangaschlacht, denn ein unbedingtes Vertrauen zur Führung und ein Gefühl der Überlegenheit erfüllten jetzt weiße und schwarze Soldaten. Dies zeigte sich in allen schweren Gefechten, bei Jassini, bei der Verteidigung des Kilimandscharogebietes gegen ein zweites südafrikanisches Einfallkorps unter General **Smuts**, bewies sich in zahllosen anderen Gefechten, bei Narungombe wie bei Mahiva, auf dem siegreichen Hunderttagemarsch durch Portugiesisch-Ostafrika bis zuletzt in den Kämpfen in Britisch-Rhodesien.

In all diesen Gefechten kämpfte die Schutztruppe mit der Besatzung des deutschen Auslandskreuzers S. M. S. **"Königsberg"** Schulter an Schulter, die nach der Versenkung des Schiffes am Rufiji-Delta sich General von Lettow-Vorbeck unterstellt hatte.

Vier Jahre lang hat der Gegner versucht, diesen Siegeswillen durch enorme Übermacht zu brechen. Vier Jahre lang hielten Lettow und seine Getreuen stand, wichen aus, um sich der Umzingelung durch die Massen des Gegners zu entziehen und waren gleich darauf wieder im Angriff, wo sich ihnen Gelegenheit bot. Unbesiegt blieb General von Lettow-Vorbeck und unbesiegbar war seine Truppe, als der Niederbruch der Heimat dem Streiten ein Ende machte. Auf Befehl der Deutschen Regierung mußte Lettow mit dem Rest der Schutztruppe in Stärke von 155 Weißen und 1170 Askari und 1600 Truppenträgern die Waffen - es waren keine deutschen, nur erbeutete englische und portugiesische Gewehre - niederlegen.

Eine gewaltige Truppenmacht aus allen Teilen des britischen Weltreichs, Belgier und Portugiesen, zahlreiches Kriegsgerät, Kraftwagen und Flugzeuge, waren gegen das ungerüstete Deutsch-Ostafrika aufgeboten worden. 12 Milliarden Mark wurden von England für den deutsch-ostafrikanischen Feldzug ausgegeben. Ungeheuer waren die Opfer an Menschenleben, die der Kampf wie das Klima erforderten. Dabei waren die deutschen Kampfmittel völlig unmodern und unzureichend. Die Schutztruppe war noch mit dem rauchstarken 71er Gewehr ausgerüstet, das wohl für einen Eingeborenenkrieg ausreichte, für einen Krieg gegen modern ausgerüstete Gegner aber völlig ungeeignet war. Jegliche Artillerie fehlte, nur wenige Maschinengewehre waren vorhanden. Es gab keine Kraftwagen, keine Flugzeuge, als Nachrichtengerät mußten die Funkstationen der abmontierten Passagierdampfer dienen und Stacheldraht als Telephonleitung. Es gab in Deutsch-Ostafrika ebensowenig wie in den anderen deutschen Kolonien Angriffswaffen, ja nicht einmal die notwendigsten Verteidigungsmittel, weder Befestigungswerke an den Grenzen noch an der Küste. So sahen die Kolonien aus, von denen **das Ausland behauptete, daß sie Deutschland als Stützpunkte für Angriffe auf den Handel der Welt dienen sollten.** Offen und fast wehrlos waren die Schutzgebiete zu Beginn des Krieges den Feinden preisgegeben. Nur die kühne Initiative des Generals von Lettow und der Mut der Truppe, die sich die Waffen beim Feinde holte, ermöglichten das 4½jährige zähe Durchhalten gegen die Übermacht der Gegner.

Um so heller strahlt der Ruhm des Generals von Lettow und seiner Truppe. Um so größer zeigt sich die Treue der schwarzen Soldaten, der Träger und der ganzen Eingeborenenbevölkerung. Durch nichts wird die Behauptung im **Versailler Diktat**, daß die Deutschen nicht zu kolonisieren verständen, besser widerlegt als durch die treue Gefolgschaft, die uns die Eingeborenen in allen Kolonien leisteten.

Auch in Kamerun, in dem **Dr. Nachtigal** 1884 die deutsche Flagge gehißt hatte, entwickelte sich die Schutztruppe langsam und aus kleinstem Anfang. Nur wenige schwarze Polizisten standen zunächst für den Schutz der Europäer und der Verwaltung zur Verfügung. Die beiden an der Westküste Afrikas stationierten kleinen Kreuzer sollten zur Unterdrückung von Unruhen herangezogen werden. Die Folge war, daß sich die deutsche Herrschaft anfangs nur auf einen kleinen Umkreis um die Kamerunmündung beschränken konnte und die von kühnen Forschern im Innern bis hinauf nach Adamaua errichteten Stationen wieder aufgegeben werden mußten.

Aus der 1891 aufgestellten kleinen Polizeitruppe wurde 1893 eine Schutztruppe unter Hauptmann **Morgen** und Leutnant **Dominik** gebildet. Als Gründungstag gilt der 30. Oktober 1891. Wie in Deutsch-Ostafrika wurden im Anfang landfremde Eingeborene, später Freiwillige aus den heimischen Eingeborenenstämmen als Soldaten genommen. **Eine zwangsweise Rekrutierung, wie wir sie jetzt in anderen Kolonialländern sehen, hat unter deutscher Herrschaft niemals stattgefunden.**

Die Schutztruppe hat alsdann in zahlreichen Expeditionen und Kämpfen das Land abschnittweise bis zur Nord- und Ostgrenze erschlossen. Unter den zahlreichen für die Erschließung des Landes notwendigen Expeditionen verdienen die des Leutnants **Dominik** nach dem oberen Sanaga und Njong, des Hauptmanns **von Kamptz** nach Tibati, des Oberstleutnants **Pavel** nach Adamaua hervorgehoben zu werden. Erst 1907, nachdem die Schutztruppe auf 9 Kompanien angewachsen und mit Artillerie und Maschinengewehren ausgerüstet war, konnte das Schutzgebiet als befriedet angesehen werden und die friedliche Arbeit des Verwaltungsbeamten, Pflanzers und Kaufmanns in allen seinen Teilen beginnen.

Eine dauernde, wenn auch sehr geringe Verstärkung der Schutztruppe war durch die Kämpfe und zuletzt durch die **Erwerbung von Neukamerun** nötig geworden. So standen 205 weiße und 1650 farbige Soldaten unter den Waffen, als bei Ausbruch des Weltkrieges von allen Seiten die Truppen der Entente planmäßig ins Land einfielen. Heldenmütig war auch hier der jahrelange Kampf der völlig ungenügend ausgerüsteten deutschen, 1460 Weiße und 6550 Farbige zählenden Truppe gegen einen weit überlegenen, gut ausgerüsteten Gegner. Auch hier finden wir die unerschütterliche Treue unserer Askari, die ermöglichte, auf vielen Kriegsschauplätzen zugleich dem Vordringen der Feinde erfolgreich entgegenzutreten, bis der Mangel an Munition zum Aufgeben der Stellungen zwingt. Die Schutztruppe mußte nach Verschießen der letzten Patrone im Februar 1916 auf das benachbarte spanische Gebiet übertreten, während die im nördlichen Kamerun in den Morabergen unter Hauptmann **von Raben** abgeschnitten kämpfende Truppe durch Hunger und Durst zum Niederlegen der Waffen gezwungen wurde. Auch die Kameruner Schutztruppe ist nicht durch den Feind besiegt worden. Waffen- und Munitionsmangel zwangen sie, den Krieg abzubrechen. Ihre Taten aber müssen und werden unvergessen bleiben.

In **Togo** sowie in den Besitzungen der **Südsee** haben bis zuletzt Polizeitruppen, ähnlich ausgebildet wie die Schutztruppen der anderen Kolonien, für die Befriedung wie für die Verteidigung des Landes gesorgt. Das zumeist friedliche Verhalten der eingeborenen Bevölkerung hatte die Aufstellung einer Schutztruppe nicht nötig gemacht.

Im Weltkrieg hat die Polizeikompanie in Togo unter ihren wenigen weißen Führern und verstärkt von einer geringen Zahl weißer Siedler vor allem die für uns so wichtigen großen Funkanlagen zu halten gesucht. Erst nach blutigem Kampf mit den in Togo einrückenden englisch-französischen Truppen mußte sie sich nach Zerstörung der Großfunkstation Kamina ergeben.

In die offenen und unverteidigten Häfen der deutschen Südseeinseln liefen zahllose englische, australische und japanische Kriegsschiffe ein. Nur auf Neuguinea konnte ihnen die einzige deutsche Polizeiabteilung entgegentreten. Nach kurzem, aber erbittertem Buschkampf mit dem

Landungskorps, des aus 14 Kriegsschiffen und 1 Transporter bestehenden australischen Geschwaders, mußte sie ehrenvoll die Waffen senken.

In **China** hatte das Deutsche Reich zu Beginn des Boxeraufstandes im Jahre 1900 eine kleine Gesandtschaftswache unter Graf **Soden**, die die Gesandtschaft heldenmütig gegen den Ansturm der fanatischen Boxerhorden verteidigte. Zur Niederwerfung der Unruhen aber wurden Truppen aus aller Welt, so auch aus Deutschland, entsandt. In der vom Feldmarschall Graf **Waldersee** geführten internationalen Truppenmacht bildeten die deutschen Truppen die Elite und trugen wesentlich zum Erfolge bei. Es sei nur an das kühne Vorgehen von S. M. S. **"Iltis"** bei der Erstürmung der Takuforts und an den Befehl des englischen Admirals Seymour *"Germans to the front"* erinnert.

Als dann Deutschland in friedlichen Zeiten das auf 99 Jahre gepachtete Schutzgebiet von Kiautschou erschloß und zur deutschen Musterkolonie ausbaute, hatte die unter dem Oberbefehlshaber der Marine stehende Truppe einen wesentlichen Anteil daran. Der Weltkrieg machte auch hier der friedlichen Weiterentwicklung ein jähes Ende. Japan, verstärkt durch England, zog eine ungeheure Truppenmacht von 78 000 Mann zusammen, um sich in den Besitz von Tsingtau zu setzen und die schwache deutsche Truppenmacht, die einschließlich aller Reserven nur rund 4000 betrug, zu besiegen. Trotzdem gelang es aber den Japanern erst am 7. November 1914, nachdem alle Verteidigungsmöglichkeiten erschöpft waren, in die vollkommen zusammengeschossenen Verteidigungswerke einzudringen und sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Das stolze Wort des Gouverneurs von Tsingtau, Admiral Meyer-Waldeck, war wahr geworden:

"Einstehe für Pflichterfüllung bis zum äußersten!"

So haben während der kurzen Zeitspanne deutscher Kolonialgeschichte deutsche Soldaten und die von ihnen herangebildeten farbigen Truppen an den verschiedensten Stellen des Erdenrundes im Dienste des Vaterlandes ihre Pflicht getan. Im Weltkrieg abgeschnitten von der Heimat und von ihr ohne Unterstützung gelassen, auf verlorenem Posten, haben sie oft Übermenschliches geleistet.

Doch auch ihr Schicksal entschied sich auf den Schlachtfeldern von Europa. Das **Versailler Diktat** nahm uns unsere Kolonien, zertrümmerte unsere stolze Schutztruppe. Aber ihre Taten leben weiter im Gedächtnis der Kolonialkameraden, die gemeinsames Schicksal einst in der Ferne verband und die gleiches Schicksal in die Heimat führte. Sie, die Kameraden des Deutschen Kolonialkriegerbundes, pflegen die Tradition der Schutztruppe, ehren das Gedenken der für ein größeres Deutschland gefallenen und gestorbenen Kolonialhelden, eines **Wissmann**, Erckert, Dominik, Maercker und ehren die Lebenden, einen **Lettow**, Estorff, Epp.

Im nationalsozialistischen deutschen Volksheer lebt die Geschichte der Schutz- und Polizeitruppen fort in den Truppenteilen der Wehrmacht und bei der Schutzpolizei, die die Kolonialtradition zu wahren und zu pflegen haben.

Hier soll die Saat aufgehen, die die Schutztruppen über See gelegt haben, in eiserner Disziplin, in unerschütterlicher Treue, in opfermütiger Kampfesfreude, in unbeugsamem Siegeswillen, denn:

Tradition verpflichtet!

Gewalt vor Recht - geraubt und aufgeteilt

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Unter fremder Mandatsherrschaft

Major a. D. Paul Schnoeckel
Hauptstellenleiter im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP (Reichsleitung)

Scriptorium merkt an: *einen weiterführenden Artikel zur **"Mandatsherrschaft des Völkerbundes"** finden Sie **hier**.*

Deutschland hatte für den Waffenstillstand vom 5. November 1918 die Vermittlung der Vereinigten Staaten von Amerika in Anspruch genommen. Die daraufhin überreichte Lansingsche Note mit den ***14 Punkten Wilsons*** sollte als Rechtsgrundlage für den Friedensschluß dienen und wurde von Deutschland voller Vertrauen entgegengenommen. Die gegebene Zusage wurde jedoch durch das ***Versailler Diktat***, das das inzwischen entwaffnete Deutschland unter dem Druck der Verhältnisse annehmen mußte, umgestoßen.

Der hier interessierende 5. Punkt des Wilsonschen Programms sah vor: "eine freie, weitherzige und absolut unparteiische Ordnung aller kolonialen Ansprüche. Sie sollen beruhen auf strengster Befolgung des Grundsatzes, daß bei der Entscheidung aller Souveränitätsfragen die Interessen der beteiligten Bevölkerung das gleiche Gewicht haben müssen wie die billigen Ansprüche der Regierung, über deren Rechtsbegriff zu entscheiden ist". Der Sinn der Bestimmung wurde durch ein wenig bekanntgewordenes Telegramm von Oberst **House** von Lyon nach Washington kurz vor dem Waffenstillstand wie folgt festgelegt: "Was sind die **berechtigten Ansprüche Deutschlands?** Daß es einen Zugang zu den Rohstoffen in den Tropen braucht, daß es ein Gebiet für seinen Bevölkerungsüberschuß notwendig hat, daß nach den vorgeschlagenen Friedensbedingungen die Eroberung keinen Rechtsanspruch der Gegner begründet."

Das Versailler Diktat dagegen bestimmte, daß Deutschland auf alle kolonialen Ansprüche zu **verzichten** habe, und daß über das Schicksal seiner Kolonien ausschließlich die neuen Mandatsherren zu entscheiden hätten. Man stützte sich dabei auf **das Blaubuch der Südafrikanischen Union**, in dem alles, was an belastendem Material für eine deutsche Kolonialschuld aufgetrieben werden konnte, enthalten war. Die Südafrikanische Union hat aber dieses selbe Blaubuch 1926 mit der Begründung vernichtet, daß es als ein Machwerk der Kriegspropaganda ihrer unwürdig wäre. Bekanntlich stützten sich die Beweise im Blaubuch auf zwangsweise herbeigeführte eidliche Aussagen von Eingeborenen. Damit erledigt sich **die Lüge von der deutschen Kolonialschuld**. Wilson, der sich gegen eine willkürliche Verteilung der allzu großen Beute sträubte, gelang es in letzter Stunde durchzudrücken, daß die Kolonien zu **Mandatsgebieten** erklärt wurden.

Das Größenverhältnis zwischen Mutterland (in der Zeichnung rot) u. Gesamtreich (schwarze Fläche) bei den europäischen Kolonialmächten:



England: *[Vergrößern]*
Mutterland: 242 409 qkm
Gesamtreich: 37 786 500 qkm.

Der **Mandatsbegriff** (Vormundschaft) ist ein Nachkriegserzeugnis und für die Zukunft von

weittragender Bedeutung. Man versteht darunter die an eine fremde Macht zu treuen Händen übergebene Verwaltung von Gebieten bis zu dem Zeitpunkt, an dem ihre kulturell tiefstehenden Völker den Entwicklungsgrad der Selbstbestimmung erreicht haben. Als oberster Grundsatz gilt, daß **keine** Macht ein Mandatsgebiet **annektieren** darf. Der Gedanke wurde von dem Burengeneral **Smuts** in die Welt gesetzt. Auf Grund seiner deutschfeindlichen Gesinnung wollte er dieses System ursprünglich nur auf das den Türken entrissene Syrien, Palästina und Mesopotamien angewendet wissen. Der Feindbund einigte sich dann zu einer Zweigruppenbildung, den A-, sowie B- und C-Mandaten. Die A-Mandate umfassen die türkischen Gebiete. Zu den B-Mandaten gehören unsere Kolonie Ostafrika, die mit etwa 994 000 Quadratkilometern an **England** fiel. Die beiden nordwestlichen Bezirke **Ruanda** und **Urundi** mit 48 000 Quadratkilometern erhielt **Belgien** als Mandat. **Kamerun** mit 702 000 Quadratkilometern wurde **Frankreich** zuerteilt, einen Streifen im Nordwesten von 88 000 Quadratkilometern bekam **England**. **Togo** fiel in seiner östlichen Hälfte mit 56 000 Quadratkilometern an **Frankreich** und in seiner westlichen mit 33 000 Quadratkilometern an **England**. Bei den C- wird gegenüber den B-Mandaten insofern ein Unterschied gemacht, als ihre politische und geographische Lage die Anlehnung an einen Nachbarstaat zuläßt. So wurde für unser **Südwest** mit 835 000 Quadratkilometern die **Südafrikanische Union** bestimmt, für unsere **Südseebesitzungen** südlich des Äquators mit rund 240 000 Quadratkilometern **Australien**, nördlich davon **Japan** und für **Samoa Neuseeland**. Die Südseeinsel **Nauru** behielt sich **England** vor.



Italien:
Mutterland: 310 000 qkm
Gesamtreich: 3 323 000 qkm.



Frankreich:
Mutterland: 551 000 qkm
Gesamtreich: 12 500 000 qkm.

Das **Mandatssystem** ist als wichtiger Bestandteil des **Völkerbundes** im Artikel 22 des Völkerbundstatutes verankert. Eine Sonderkommission hat die Aufgabe, die Jahresberichte und Verwaltungsmethoden der Mandatsregierungen zu überprüfen und Beschwerden entgegenzunehmen. Versuche, die Rechtslage der Mandate nach Gutdünken auszulegen, sind natürlich des öfteren gemacht worden. In jüngster Zeit beweisen die Äußerungen japanischer und belgischer Minister, daß ihre Regierungen die überantworteten Mandatsgebiete nie wieder herausgeben werden, wie gern man bereit ist, diese Gesetze zu mißachten.

Wenn überhaupt in einer Mandatsbestimmung der **Annexionsbegriff verschleiert** enthalten ist, so bei den C-Mandaten. Sie werden von den Mandataren geradezu als Teile des Eigenbesitzes verwaltet, da sie politisch und geographisch anlehnungsbedürftig erscheinen. Es war an und für sich **falsch, Samoa** mit seiner kulturell hochstehenden Bevölkerung, ebenso wie **Südwestafrika** mit seiner den Landescharakter bestimmenden weißen Bevölkerung als C-Mandate zu ernennen. Wenn

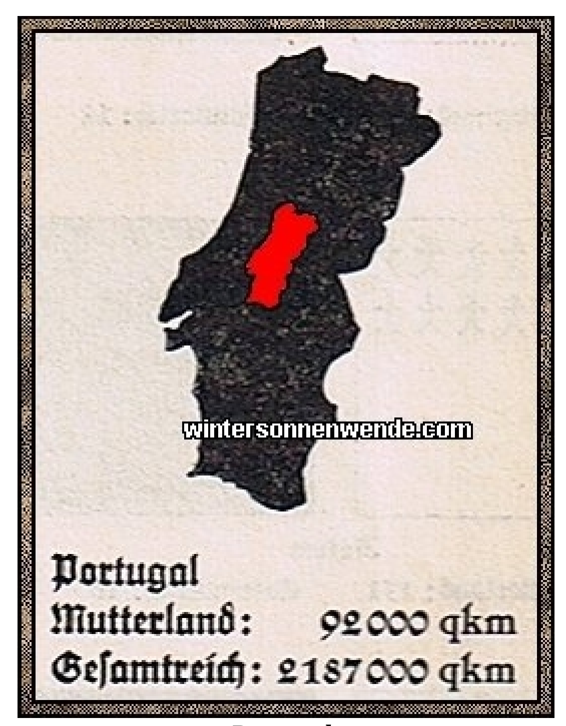
die Südafrikanische Union versucht, Südwest als 5. Provinz einzugliedern, so holt sie sich die Kraft dazu aus dieser Verfügung.

Zu den ersten Maßnahmen der Mandatsregierung gehörte leider die fast restlose Vertreibung des deutschen Elementes. Wie man mit dem Verkauf deutschen Privatbesitzes verfuhr, zeigt ein Beispiel aus unserem Ostafrika. Der deutsche Besitz mit einem Gegenwartswert von 650 Millionen Mark ging im Liquidationsverfahren gemäß des englischen Mandatsberichtes in die Hände von Engländern, Indern, Griechen und Italienern über, und zwar - für die Gesamtsumme von 27 Millionen Mark, d. h. knapp 3% seines Wertes.



Belgien:
Mutterland: 30 400 qkm
Gesamtreich: 2 469 000 qkm.

Die Beurteilung der Lage unserer Kolonien nach dem Kriege muß unter zwei Gesichtspunkten erfolgen: vom Stand der allgemeinen Kolonialwirtschaft und von der Möglichkeit, unter der sich die Deutschen dort betätigen dürfen. Unsere Kolonialgesellschaften entstanden um 1885, von denen eine große Zahl, besonders in Ostafrika und in der Südsee, späterhin ihren Aktionären die Rentabilität innerdeutscher Aktiengesellschaften weit übersteigende Dividenden auszahlen konnten. Der Gesamthandel unserer Kolonien verdoppelte sich in den letzten fünf Jahren deutschen Besitzes. Wäre die Entwicklung in gleichem Maße ungestört fortgeschritten, und hätte der Krieg nicht **der aussichtsreichen deutschen Kolonialwirtschaft** ein jähes Ende bereitet, so bestände heute ein Gesamthandel von weit über 1 Milliarde Mark. Als Grundlage hierfür dient die Gegenüberstellung zu dem Werdegang von Parallelkolonien, die nicht in den Krieg verstrickt waren.



Portugal:
Mutterland: 92 000 qkm
Gesamtreich: 2 187 000 qkm.

Bis zum Jahre 1924 waren uns die Kolonien verschlossen, und man konnte von einer deutschen Kolonialtätigkeit kaum sprechen. Die erste Wiederaufbauarbeit wurde dann durch Reichskredite ermöglicht, die später durch Reichsentschädigung abgegolten wurden. Zur Zeit steht Afrika im Zentrum unseres kolonialen Wiederaufbauwillens. Die deutsche Einfuhr aus Afrika übersteigt die Ausfuhr dorthin um das Sechsfache. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß das Deutsche Reich jetzt an deren Wirtschaft bis zu einem gewissen Prozentsatz wieder beteiligt ist.

In **Togo** und **Kamerun** befinden sich wieder eine Anzahl Reichsdeutscher, die in letzter Zeit auch als Farmer und Pflanzer tätig sind. Ein Teil unserer Handelsgesellschaften hat ihre Pflanzungen zurückerworben; doch ist der deutsche Einfluß im ganzen noch gering. Die innere Zerreißung der beiden Länder durch die Zuerteilung an Frankreich und England hat sich durch die damit verbundene Zerstückelung und durch hohen Steuerdruck verhängnisvoll ausgewirkt.

In **Südwest** sind die **Deutschen** mit rund 12 500 Köpfen bei einer weißen Bevölkerung von etwa 32 000 zwar in der Minderheit, doch spielen sie kulturell die Hauptrolle. Die **Engländer** sind zahlenmäßig in der Minderheit. Trotz aller Angriffe aus der Union ließen sich die Deutschen nicht entwurzeln, verstanden sogar, der fremden Mandatsherrschaft wichtige Gerechtsame abzuzwingen. Ein harter Kampf, durchaus vergleichbar dem unserer **Grenzlanddeutschen im Memelland**, in **Eupen-Malmedy**, **Oberschlesien** usw. Die Tatsache, daß Südwest und die Südafrikanische Union Länder sind, die Gleiches produzieren und exportieren, also gewissermaßen Konkurrenzländer sind, die ihre Märkte scharf abgegrenzt halten sollten, anstatt zusammenzulegen, hat bereits zu mancherlei Bedenken Anlaß gegeben. Das Deutschtum von **Südwestafrika** hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß es von seinem Recht der Mitbestimmung über die Zukunft seines Landes Gebrauch machen will und daß es eine einseitige Annexionspolitik der Südafrikanischen Union ablehnt.



Niederlande:
Mutterland: 34 000 qkm
Gesamtreich: 2 080 000 qkm.

In unserem Ostafrika ist neuerdings ein schwerwiegendes Problem aufgetaucht. Über **24 000 Inder**, fast viermal soviel wie zur deutschen Zeit, haben sich inzwischen dort niedergelassen. Sie erschweren als Großkaufleute und Großgrundbesitzer das Leben der Deutschen ebenso wie die Tatsache, daß **Japan** in jüngster Zeit den Import zu einem hohen Prozentsatz (21%) an sich gerissen hat.



Spanien:
Mutterland: 512 000 qkm
Gesamtreich: 837 000 qkm.

Gemäß der letzten Berichte übersteigen nach Abzug der Beamten und Soldaten die 2100 deutschstämmigen Siedler an Zahl die der Engländer. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Engländern ist zur Zeit ohne Spannung. Deutsche Missionsgesellschaften sind wieder vertreten, deutsche Arzte dürfen sich betätigen.

In dem **japanischen** Mandat, an dem sich nach **Japans Austritt aus dem Völkerbund** nichts geändert hat, ist **der Einfluß Deutschlands so gut wie erloschen**. Die Zahl der dort lebenden Japaner ist von 8000 im Jahr 1924 auf rund 36 000 im Jahre 1934 gestiegen. Die Bevölkerungszunahme ist zum Teil auf militärische Maßnahmen zurückzuführen.

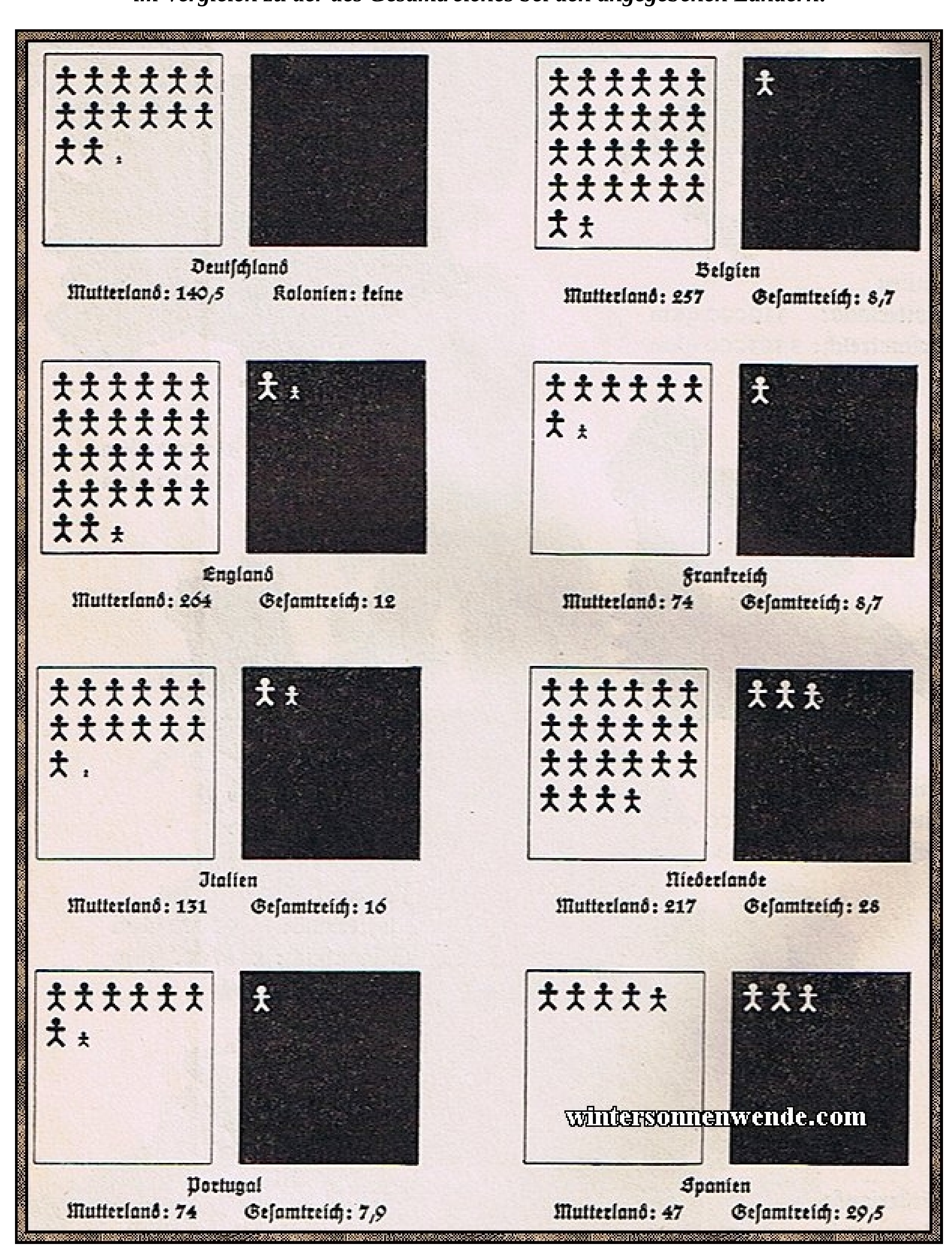
In **Neu-Guinea** beanspruchen die Goldbergwerke zur Zeit die ganze Aufmerksamkeit. Die Zahl der Deutschen ist dort wieder auf 450 gestiegen. **Samoa** beherbergt etwa noch 400 Deutsche, die sich den allgemeinen Verhältnissen angepaßt haben und sehr beliebt sind.

Wie wichtig die Kolonialfrage ist, sollen einige Vergleichszahlen in bezug auf die verschiedenartige **Bevölkerungsdichte** einiger Staaten zeigen, und ihr Mißverhältnis zu Deutschland. Es entfallen an Bewohnern auf 1 qkm:

	ohne Kolonien	**mit Kolonien**
in Belgien	257	8,7
in Holland	217	28

in England	264	12
in Frankreich	74	8,7
in Italien	131	16
in Rußland	6,7	—
in Deutschland	**140,5**	**—**

Die Bevölkerungsdichte des Mutterlandes
im Vergleich zu der des Gesamtreiches bei den angegebenen Ländern:



Die Zeichnungen veranschaulichen die Bevölkerungsdichte des Mutterlandes im Vergleich zu der des Gesamtreiches bei den angegebenen Ländern. Die Bevölkerungsdichte ist pro qkm angegeben, und in der zeichnerischen Darstellung entspricht jede Figur 10 Bewohnern pro qkm. Deutschland besitzt nicht die Möglichkeit, seinen Bevölkerungsüberschuß in eigenen Kolonien unterzubringen.

Würden die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Gebietsausdehnung etwa 17 mal so groß ist wie die des Deutschen Reiches in seiner durch Versailles bestimmten Verkleinerung, eine ähnlich dichte Bevölkerung aufweisen, so müßten dort anstatt 130 Millionen 1 Milliarde Menschen leben. Das Bild wird noch bezeichnender bei Gegenüberstellung von Kolonialbesitz zu dem betreffenden Mutterland. So ist der von Frankreich 22 mal, Portugal 23 mal, Holland 60 mal, Belgien 80 mal und England 105 mal, der seinerzeit von Deutschland erworbene aber nur 6 mal so groß als der jetzige Rumpfkörper.

Die Einwilligung Deutschlands, die Kolonien unter dem Vorwand seiner Unfähigkeit unter fremde Verwaltung stellen zu lassen, seine Besitzrechte auf diese nicht längst geltend gemacht zu haben, obgleich gerade das Mandatssystem einer solchen Forderung Raum gibt,

das ist Deutschlands große Schuld.

Von dieser Schuld sprechen Deutschland und die Welt nicht. Wohl aber von einer **angeblichen Kolonialschuld**, die so lächerlich erlogen war, daß sie der verständige Ausländer nie ernst genommen hat. Die Erwähnung der uns **"nachträglich" aufgezwungenen Kolonialschuld wird jetzt wissentlich vermieden.** Es wäre zu widerspruchsvoll, denn die von Deutschland angewandten **Kolonisationsmethoden sind allgemein als erfolgreich anerkannt** und deren Annahme den Mandataren in Afrika und in der Südsee englischerseits empfohlen worden.

Da die **alten** Vorwürfe keine Zugkraft mehr besitzen, müssen neue erfunden werden. Das **neue Deutschland** sei, so wird jetzt behauptet, nach Einführung der neuen Rassegesetze und des Arierparagraphen nicht mehr in der Lage, die Pflichten eines Mandatars zu erfüllen, d. h. für das Wohl der Eingeborenen zu sorgen und sie unter Berücksichtigung ihrer Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen zu erziehen. Dieser Ansicht sei entgegnet, daß das neue Deutschland wieder einmal mißverstanden worden ist. **An anderer Stelle dieses Buches** ist die **Haltlosigkeit** dieses Vorwurfes durch Prof. Dr. **Otto Fischer** dargelegt worden. Derartige Einwürfe erwecken leider den Anschein, als ob diesmal "vorbauend" ein giftiges Samenkorn für eine Kolonialschuld Deutschlands gesetzt werden soll. Seine schädliche Wirkung sollte von vornherein mit allen Mitteln unterbunden werden.

Die alliierten und assoziierten Mächte setzen **die Lüge von einer kolonialen Unfähigkeit Deutschlands** nicht nur in die Welt, um uns unter diesem Deckmantel die Kolonien zu entreißen, sondern - und das soll besonders betont werden - um der Erkenntnis ihrer völlig verkehrten **Kriegshandlungen** vorzubeugen. Ihr Verhalten spottete dem, was man von Kulturstaaten auch im Krieg erwartet. Sie haben den Krieg in unsere Kolonien getragen, farbige Völker auf den europäischen Kriegsschauplätzen gegen eine weiße Rasse verwendet und damit die von ihnen selbst unterzeichnete Kongoakte mißachtet. Die Kongoakte bestimmt, daß bei Ausbruch europäischer Konflikte die Kolonien der kriegführenden Staaten als **neutral** zu betrachten seien. Es sollte vermieden werden, daß Eingeborene außerhalb ihrer Gebiete Verwendung finden, um unter allen Umständen das Ansehen der weißen Rasse zu erhalten. Außerdem sollte den farbigen Völkern gegenüber die Solidarität der Weißen gezeigt werden.

Der Feindbund setzte sich bei Kriegsausbruch über diese wohl erwogenen Gesichtspunkte hinweg. Deutschlands unerwarteter heldenhafter Widerstand, der sich entgegen der Annahme der verbündeten Mächte - nur Haß und Furcht ließ die 27 Staaten ihre eigenen Gegensätze überbrücken - über 4 Jahre hinzog, schien dem früheren Feindbund den Einsatz farbiger Truppen in Europa zu

rechtfertigen. Es war auch im Altertum üblich, Kolonialvölker als Kriegsmaterial zu gebrauchen; sie wurden aber nur gegen die eigenen Artgenossen eingesetzt. Es war **neu** und **gefährlich**, **Farbige** im großen Maßstabe gegen ein **weißes Kulturvolk** aufzuhetzen, ganz zu schweigen von einer späteren Verwendung als Besatzungstruppe. Die Gefahrenmomente für die künftige Weltgestaltung wurden damit gegen die weiße Rasse ausgespielt. Die Farbigen begannen während des Krieges in dem Europäer nicht mehr die überragende Persönlichkeit von einst zu sehen; Schwarz und Weiß kämpften Schulter an Schulter und wurden in unzähligen Schlachten besiegt; sie lernten die Schwächen ihrer eigenen Herren kennen, **die Rassegrenzen verwischten sich im Lager der Entente**, der Farbige wurde begriffswach.

Diese geistige Umstellung wurde nach dem Kriege genährt durch den neuen Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das Japan zu einer Gleichberechtigung umzugestalten versucht, das der Bolschewismus benutzt, um mit dem Ziel einer Revolution des Weltproletariats seine Propaganda in die Kolonialländer zu tragen. Er bemüht sich dort in geschickter Weise, die verwischten Rassegrenzen in Klassegrenzen zu verwandeln. Weiteren Vorschub in dieser Richtung leistet Frankreich. Die Maßnahmen, das Heimatheer durch farbige Truppen aufzufüllen, der Gedanke, die Kolonien als Rekrutierungsgebiete aufzufassen und die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, sowie die Verleihung des Bürgerrechts an die Eingeborenen reden eine deutliche Sprache.

Die Folgen der Handlungsweise des früheren Feindbundes sind, wenn sie ihm auch eine Zeitlang Vorteile brachten, für die Zukunft unabsehbar. Sie haben bei den Farbigen ein Selbstbewußtsein erzeugt, an dem Europa noch einmal schwer zu tragen haben wird,

das ist die große Kolonialschuld des früheren Feindbundes,

die späterhin vielleicht einmal mit sehr viel schwerwiegenderen Worten bezeichnet werden wird.

Deutschlands tatsächliche Schuld liegt nur in einer kaum wieder gut zu machenden Verfehlung gegen sich selbst; die uns aufgezwungene "Kolonialschuld" aber wird durch die Kolonialgeschichte unseres Volkes, durch die von Deutschland verfolgte Eingeborenenpolitik, die Art der Erwerbung der Kolonien, sowie ihre wirtschaftliche Erschließung widerlegt.

Ostafrika gestern und heute

Dr. Richard Hindorf

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Den deutschen Unternehmungen aller Art war durch den Krieg und das **Versailler Diktat** ihr gesamtes Eigentum in unseren Kolonien **genommen** worden.

Auf der Suche nach neuen Arbeitsfeldern zu kolonialer Betätigung war es den Pflanzungsgesellschaften, die vor und nach dem Kriege unter meiner Leitung standen, im Jahre 1923 gelungen, bei zwei großen **Sisalpflanzungen**, die in **Portugiesisch**-Ostafrika angelegt werden sollten, sich durch mich mitarbeitend und führend zu beteiligen. Da uns Deutschen der Aufenthalt in unseren ehemaligen Kolonien noch **verwehrt** war, so haben sich damals auch manche anderen deutschen Unternehmer, besonders solche, die vorher in Deutsch-Ostafrika tätig gewesen waren, nach Mozambique und andere auch nach Angola gewandt. So ist es gekommen, daß in den ersten Jahren nach dem Kriege verhältnismäßig viele **deutsche** Pflanzungsunternehmungen in den **portugiesischen** Kolonien Afrikas sich ein neues Arbeitsgebiet geschaffen haben. Auf diese Weise

hat die wichtigste Kultur Deutsch-Ostafrikas, der Sisalbau, in Mozambique eine große Ausdehnung erhalten, und sie ist gleichzeitig auch in Angola eingeführt worden. Im Laufe einiger Jahre sind so in Portugiesisch-Afrika eine ganze Anzahl großer und aussichtsreicher Sisalpflanzungen neu entstanden.

Uns alte Deutsch-Ostafrikaner hat es natürlich immer nach **Deutsch-Ostafrika** zurückgezogen, das von uns, obgleich es englisches Mandat geworden war, **nach wie vor als deutsches Gebiet und als unsere geliebte zweite Heimat** empfunden wurde. Aber zunächst war uns Deutsch-Ostafrika noch verschlossen. Die sämtlichen Deutschen waren aus dem Lande ausgewiesen worden, und es war niemandem von uns gestattet, zu dauerndem Aufenthalt dorthin zurückzukehren. Das war auch noch die Rechtslage, als ich zum erstenmal im Januar 1924, und zum zweitenmal im Mai 1925, von Mozambique nach Deutschland zurückkehrend, auf deutschem Dampfer Daressalam und Tanga besuchte. **Nur solange der Dampfer im Hafen lag, durften deutsche Fahrgäste sich am Lande aufhalten.**

Als dann im Juni 1925 von den Engländern diese Einreise- und Niederlassungsbeschränkung aufgehoben wurde, setzte ein lebhafter Zustrom von Deutschen, besonders von ehemaligen Ostafrikanern in das Mandatsgebiet Ostafrika ein und verstärkte sich zunächst von Monat zu Monat. Ich selbst bin im Herbst 1925 nach Ostafrika zurückgekehrt, um dort sobald als möglich die Hand auf geeignetes Gelände zu legen, wo meine Gesellschaften, die früher in **Deutsch-Ost**, **Samoa** und **Neuguinea** gearbeitet haben, wieder Pflanzungen betreiben könnten. Noch vor Schluß des Jahres 1925 haben wir dort mit unseren praktischen Pflanzungsarbeiten wieder begonnen.

Den deutschen Pflanzungsunternehmungen in **Kamerun** ist es ermöglicht worden, ihre ihnen durch den Krieg genommenen eigenen Pflanzungen zu einem sehr geringen Kaufpreis sämtlich zurückzuerwerben. Wir **ostafrikanischen** Pflanzer hatten es **nicht** so gut. Unsere Pflanzungen sind von den Engländern in den ersten Jahren nach dem Kriege in Ostafrika zum Verkauf gestellt, und die größte Zahl der ehemaligen deutschen Pflanzungen, und zwar besonders alle besseren und wertvolleren, sind verkauft worden. Die neuen Eigentümer dieser Pflanzungen waren zumeist Engländer, Schweizer, Griechen und Inder.



Deutsch-Ostafrikanische Sisal-Hanf-Trockung in Ostusambara.

Uns blieb daher nichts anderes übrig, als entweder von den neuen Erwerbern Pflanzungen zu teueren Preisen zurückzukaufen und diese weiterzuführen und auszubauen, oder geeignetes Gelände zu erwerben und dort neue Pflanzungen anzulegen. Daß dies verhältnismäßig große Mittel



Deutsch-Ostafrikanische Tee- und Kaffeepflanzung.

erforderte, braucht nicht näher dargelegt zu werden.

Trotzdem setzte alsbald eine **umfangreiche und erfolgreiche Tätigkeit der deutschen Pflanzungsunternehmer** ein, die für ihre Wiederaufbautätigkeit in Ostafrika die Entschädigungsbeträge verwandten, die sie vom Reiche für die Wegnahme ihres Eigentums erhalten hatten; auch wurden zum Teil noch andere recht beträchtliche Mittel in diese Unternehmungen hineingesteckt. So waren denn im englischen Mandatsgebiet in Ostafrika nach einigen Jahren schon wieder eine ganze Anzahl großer, gut ausgerüsteter und erfolgreich betriebener **Großpflanzungen** in deutschen Händen, die sich besonders mit dem Anbau von **Sisal**, **Kaffee** und **Kokospalmen** befaßten.

Gleichzeitig waren zahlreiche frühere Ostafrikaner, aber auch andere Deutsche in das Land gekommen, die sich als **Ansiedler** in den kühlen gesunden Hochländern oder irgendwo im Lande als Unternehmer niederlassen wollten.

Die Gesamtzahl der deutschen wirtschaftlichen Unternehmungen im ostafrikanischen Mandatsgebiet hat etwa fünf Jahre nach der erfolgten Wiederzulassung der Deutschen bereits wieder annähernd 400 betragen. Die lebhafte Tätigkeit der zahlreichen deutschen Unternehmer und Ansiedler hat außerordentlich viel zu dem sehr regen wirtschaftlichen Leben beigetragen, das besonders in den Jahren von 1927 bis 1930 in Ostafrika sich entwickelt hat.

Die allgemeine **Weltwirtschaftskrise** und besonders der außerordentliche Rückgang der Preise für die hauptsächlichsten ostafrikanischen Pflanzungserzeugnisse, für Sisal, Kaffee, Kopra, Baumwolle, Kapok, haben dann von 1930 an dem bis dahin überraschend schnellen Aufstieg der deutschen wirtschaftlichen Unternehmungen Einhalt getan, und es kann leider nicht bestritten werden, daß die Krise in Ostafrika besonders schwer auf den deutschen Unternehmungen aller Art, den großen und den kleinen, lastete, die ja wohl sämtlich mit nicht voll ausreichenden Betriebsmitteln ausgestattet waren und sind.

Die Not, die über das ganze Mandatsgebiet Ostafrika gekommen ist, und die besonders den deutschen Unternehmungen dortselbst schweren Schaden brachte, hat aber auch zugleich Gutes im Gefolge gehabt. Zweifellos waren auf fast allen Unternehmungen die Ausgaben und die Unkosten zu hoch, und die früheren hohen Gehälter und Löhne waren bei den niedrigen Preisen der Pflanzungserzeugnisse bald untragbar geworden. Zwar haben die älteren großen Pflanzungen im Besitz von Schweizern, Engländern oder Indern, die in den ganzen Jahren nach dem Kriege bei sehr guten Preisen hohe Gewinne erzielt haben, die ganz unzureichenden Preise der letzten drei Jahre ohne besondere Schwierigkeiten ertragen können; aber **die jungen deutschen Unternehmungen sind durch den Preisverfall in schwere Bedrängnis geraten.** Sie haben besonders im Jahre 1931, als es noch nicht gelungen war, die Ausgaben und Unkosten den jäh abgestürzten Preisen anzupassen, mit starken Verlusten gearbeitet. Erst allmählich konnte es gelingen, die Ausgaben so zu senken, daß wenigstens der Betrieb ohne direkte Verluste aufrechterhalten werden konnte.

Zur Zeit decken die für die Pflanzungserzeugnisse erzielbaren Erlöse zwar wohl die eigenen unmittelbaren Gestehungskosten der deutschen Pflanzungen, sie reichen jedoch nicht aus, um darüber hinaus auch noch eine sachgemäße und rechtzeitige Erneuerung der vorhandenen Anlagen und Kulturen zu gewährleisten und um eine, wenn auch nur bescheidene Verzinsung des hineingesteckten Kapitals sicherzustellen. Dieses Ziel, also eine ausreichende Rentabilität der Unternehmungen, kann auch bei sparsamster Betriebsführung nur erreicht werden, wenn die Preise für die Pflanzungserzeugnisse wieder eine angemessene Höhe erreichen.

Handel, Wandel und Verkehr liegen in Ostafrika schon seit geraumer Zeit **sehr darnieder.** Unter der Not der großen Pflanzungsunternehmungen leiden nicht zuletzt auch die kleinen Ansiedler und

Unternehmer. Sie finden zeitweilig nur schwer einen genügenden Absatz für ihre Kartoffeln, Gemüse, Obst, oder für die Erzeugnisse ihrer Geflügel- und Viehzucht, und es fehlt an ausreichender Beschäftigung für Unternehmer und Frachtfahrer. Erst mit dem Wiedererstarken der großen Pflanzungsbetriebe wird hier eine durchgreifende Wandlung zum Besseren eintreten.

Wenn dann im Laufe der Jahre auch die anderen Wirtschaftsbetriebe der Ansiedler, der Anbau von Kaffee, Tee, Mandeln, auch von Lein, Tabak u. a., sowie die gesamte Viehzucht immer mehr erstarken, so werden dann die deutschen Ansiedlungen in den Hochländern Ostafrikas zu einer tragfähigen Grundlage kommen.

Im Laufe der Zelt werden in Ostafrika die **großen Unternehmungen** und die **Kleinsiedlung** von selbst immer mehr in ein **gedeihliches Zusammenarbeiten** hineinwachsen, wie wir es in erfreulichem Maße schon jetzt vor uns sehen. Wenn dann auch die deutschen Schulen und gesundheitlichen Pflegestätten sich mehren und den steigenden Bedürfnissen sich anpassen, und wenn auch die deutschen Missionen ihre Arbeitsgebiete mehr und mehr ausdehnen, so daß immer weitere Teile des Landes wirtschaftlich und kulturell mehr und mehr deutsch werden und deutsch bleiben, so ist das die **wirksamste und beste Vorbereitung für die völlige Rücküberführung Deutsch-Ostafrikas in unseren Besitz.**

Deutscher Wiederaufbau in Kamerun

Wilhelm Kemner,
Vorsitzender der Vereinigung Kameruner Pflanzungen

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben in rein vaterländischem Interesse wagemutige deutsche Männer aus dem Rheinland, den Hansestädten und Süddeutschland zum Aufbau einer deutschen Kolonialwirtschaft in **Kamerun** beträchtliche Kapitalien hergegeben. Das war eine nationale Tat! Niemand wußte, ob Kamerun sich für tropische Kulturen eignen würde. Sichere Kapitalsanlagen in tropischer Bodenwirtschaft mit glänzendem Erfolg waren dagegen in fremden Kolonien ohne weiteres möglich. Dieses Beispiel hat dann größere Nachahmung in unserem Vaterlande gefunden. So entstanden, mit dem Spargroschen des kleinen Mannes, dem Vermögen des Begüterten und der Beteiligung der Großkapitalisten geschaffen, die deutschen Plantagen um den Kamerunberg.

Als diese vorbildlich angelegten und den größten Pflanzungsbetrieben in der Welt in nichts nachstehenden Unternehmungen anfingen, ansehnliche Gewinne abzuwerfen, brach der Weltkrieg aus. Nach heldenmütigem, aussichtslosem Widerstand - 235 Deutsche mit 3300 farbigen Soldaten fochten gegen 28 000 Mann Feindtruppen - mußte die Kameruner Schutztruppe Anfang 1916 wegen Munitionsmangel auf spanisches Gebiet übertreten. Uns folgten 100 Häuptlinge mit 40 000 Kameruner Eingeborenen, die zum **Zeichen ihrer Treue und Anhänglichkeit an Deutschland** unser Schicksal **freiwillig** teilen wollten. Darauf wurde Kamerun von den **Franzosen** und **Engländern** in Besitz genommen und aufgeteilt. Die Franzosen erhielten den größten Teil mit der Hauptstadt **Duala** und den beiden Eisenbahnen. Die Engländer haben zwar den kleineren Teil bekommen, aber sie waren sich wohl keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß er wirtschaftlich von außerordentlich großer Bedeutung ist. Befinden sich in ihm doch die in der **Vereinigung Kameruner Pflanzungen** zusammengeschlossenen **deutschen** Plantagen.

Als im Jahre 1918 der Weltkrieg mit dem Waffenstillstand für Deutschland ein so trauriges Ende nahm und zur Besetzung der Rheinlande führte, versuchten englische Unterhändler - es waren höhere englische Offiziere, die in Kamerun gefochten hatten - im Auftrage der bekannten

englischen Seifenfabrik **Sunlight Comp.** der Lever Brothers, mit den deutschen Plantagen in Verbindung zu treten. Diese Weltfirma trug sich mit dem Gedanken, in Westafrika große Ölpalmenkulturen zu erwerben, deren Rohprodukte sie für die Herstellung ihrer Seifen in großen Mengen benötigt. Zu einer Veräußerung unserer in Feindeshand befindlichen Unternehmungen war aber das Einverständnis des damaligen Premierministers **Lloyd George** erforderlich, das die Sunlight Comp. erwirken wollte. Schon nach kurzer Zeit traf die Antwort Lloyd Georges ein, die dahin lautete, daß es unstatthaft sei, Engländern allein den Erwerb dieser wertvollen deutschen Pflanzungen zu ermöglichen. Vielmehr müßten auch die übrigen Mitglieder der Entente Gelegenheit haben, sich um den Kauf mitbewerben zu können. Dabei blieb es vorläufig.

Es kam dann zum **Diktat von Versailles**, in dem wir auch **unser gesamtes Privateigentum in Kamerun verloren** und hierfür auf eine Entschädigung durch das Deutsche Reich angewiesen wurden. Diese ist dann, wie allgemein bekannt, außerordentlich spärlich und in entwertetem Geld erfolgt.

Im Jahre 1922 versuchte man von **Lagos** aus, der Hauptstadt der englischen Kolonie Nigeria, die erste "Versteigerung" der deutschen Kameruner Pflanzungen, von der Deutsche auf Grund des Versailler Diktates ausgeschlossen waren. Ein in diesem kritischen Moment einsetzender vulkanischer Ausbruch des Kamerunbergs, der in der ausländischen Presse sensationell aufgebauscht worden war, schreckte Kauflustige stark ab. Die Versteigerung verlief tatsächlich auch fast ergebnislos. Nur eine einzige, wenn auch eine der besten Pflanzungen, wurde veräußert und gelangte in englischen Besitz.

Anfang 1923 kündigte der englische Generalverwalter der ehemals deutschen Pflanzungen aus London seinen Besuch in Berlin an. Bei der Gelegenheit redete dieser Herr einer Zusammenfassung der gesamten deutschen Unternehmungen in einer deutsch-englischen Gesellschaft sehr eifrig das Wort. Es wurde ihm aber erklärt, daß er keinen Deutschen finden würde, der auf ein derartiges Anerbieten einginge, solange wir auf Grund des Versailler Diktates außerstande seien, unser ehemaliges Eigentum direkt oder indirekt selbst zurückzuerwerben und die Entente ihren Vorbehalt nicht aufgebe, auch **neu** erworbenen deutschen Privatbesitz je nach Belieben wieder zu annektieren. Der Engländer entgegnete darauf, daß **seine** Regierung auf das Recht, deutschen Privatbesitz weiterhin zu annektieren, verzichten werde, was kurz darauf auch der Fall gewesen ist. Ferner habe er sich bei dem Generalgouverneur in Lagos sehr energisch für den Rückerwerb deutscher Pflanzungen durch ihre früheren Besitzer eingesetzt. Der Generalgouverneur soll darauf geantwortet haben: "Sind Sie Deutscher oder sind Sie Engländer?", worauf er dem Gouverneur erwiderte: "Gerade, weil ich Engländer bin, trete ich hierfür ein und betrachte es als meines Vaterlandes nicht würdig, sich an fremdem Privateigentum vergriffen zu haben!" Tatsache ist jedenfalls, daß die englische Regierung, und zwar unter ihrem Premierminister **Macdonald**, eine neue Versteigerung der deutschen Plantagen am Kamerunberg für das Jahr 1924 ansetzte, dieses Mal unter dem stillschweigenden Einverständnis, Deutschen den Rückerwerb ihres Eigentums nicht mehr zu **verwehren**.

Nun war der Augenblick für die in der Kameruner Pflanzervereinigung zusammengeschlossenen Besitzer dieser Plantagen gekommen, sich um den Rückkauf ihres wertvollen Besitzes zu bemühen. Hierbei hat uns der Leiter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Herr Gouverneur **Brückner**, wertvolle Unterstützung zuteil werden lassen. Wir erhielten *a conto* der zu erwartenden Reichsentschädigung ein Reichsdarlehen, mit dem wir dann in der Versteigerung in London die Pflanzungen zurückgekauft haben.

Die Vorarbeiten hierzu und die Versteigerung selbst nahmen einen äußerst dramatischen Verlauf. Die englische Presse versuchte in scharfen Angriffen, wobei alle möglichen Mordgeschichten wieder aufgewärmt wurden, die die Deutschen in den Kolonien begangen haben sollten, den

Rückerwerb der Pflanzungen durch uns zu verhindern. Die Liverpooler Handelskammer richtete eine offizielle Eingabe an den damaligen Premierminister **Baldwin**, in der sie ihn ersuchte, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß ein Land, in dem englisches Blut geflossen sei, nie wieder an Deutsche zurückgegeben werden dürfe. - So war sehr scharf gegen die Deutschen gehetzt worden. Da kamen uns zwei Ereignisse unerwartet zu Hilfe. Das war einmal ein Skandalprozeß wegen einer Liebesangelegenheit zwischen einer Engländerin und einem indischen Maharadscha, für die sich die öffentliche Meinung in London weit mehr zu interessieren begann als für die Versteigerung der deutschen Pflanzungen, dann aber vor allem die Ermordung des Sirdars von Ägypten.

Die englische Regierung hat zweifellos von unserer Absicht, die Pflanzungen zurückzuerwerben, gewußt und sich jedenfalls loyal verhalten. Die **Versteigerung** selbst verlief in höchster Spannung. Ein Polizeiaufgebot war abkommandiert, um uns vor Angriffen zu schützen. Persönlich konnten wir in der Versteigerung nicht mitbieten. Das ist in England nicht üblich. Wir hatten daher einen englischen Strohmann gefunden, der den Kauf in geschickter Weise durchführte. Er saß in der Versteigerung unmittelbar vor uns. Es war ein bestimmtes Morsesystem mit ihm vereinbart, das durch Stöße mit einem Bleistift in seinen Rücken übertragen wurde, so daß er genau wußte, wie hoch er jedesmal ein Gebot überbieten durfte. **Auf diese Weise gelang es, den ganzen deutschen Pflanzungsbesitz am Kamerunberg zurückzuerwerben.** Am anderen Tage waren die Londoner Zeitungen voller begeisterter Artikel, in denen unser Gewährsmann als Held des Tages gefeiert wurde. Alle Zeitungen brachten sein Bild. In einem Journal hieß es unter der Überschrift *"The King of Cameroons"*, dieser Mann hätte verhindert, daß ein "afrikanisches Königreich" in die Hände der Deutschen zurückgefallen sei. Um zu vermeiden, in der damals politisch sehr erhitzten Zeit unnötig neue Reibungsflächen zu verursachen, wurde auch die deutsche Presse über den wahren Sachverhalt nicht unterrichtet. Sie übernahm die hierüber in den englischen Zeitungen verbreiteten Nachrichten, während die früheren Eigentümer bereits die neuen Urkunden ausgehändigt erhielten, in denen ihnen von der englischen Regierung ihre Pflanzungen als **deutscher Privatbesitz garantiert** wurden.

So hat sich diese Tatsache unter dem völligen Ausschluß der deutschen Öffentlichkeit vollzogen. Damit waren aber zum ersten Male große Gebietsteile unseres Vaterlandes in Übersee, die wir durch das Versailler Diktat verloren hatten, als unbestrittenes Eigentum, wenn auch unter englischer Mandatsverwaltung, wieder in deutschen Privatbesitz zurückgelangt. Hierbei bleibt jedoch die traurige Tatsache bestehen, daß Deutsche, um sich einen Rest deutscher Kolonialwirtschaft zu erhalten, gezwungen waren, ihr mit Hilfe der Kolonialschuldlüge **geraubtes** Privateigentum **zurückkaufen** zu müssen! So machtlos und niedergeworfen war damals unser einst so stolzes deutsches Vaterland!

Schon im März 1925 konnten die deutschen Besitzer den Wiederaufbau ihrer Unternehmungen beginnen, die einen Wert von mindestens 150 Millionen Mark hatten. Der **Aufbau** war natürlich **sehr schwierig**. In mühevoller Arbeit mußten die deutschen Pflanzer die während der zehnjährigen englischen Zwangsverwaltung zum Teil stark vernachlässigten Kulturen wieder auf ihren Vorkriegszustand zurückzubringen suchen. Seit zehn Jahren entbehrten diese der früheren gründlichen Pflege. Tausende von Hektaren waren daher verbuscht und mußten freigeschlagen werden, um den darin zu ersticken drohenden Kakaobäumen, Ölpalmen und Heveen Licht und Luft zuzuführen.

Schwer hatten auch die Schädlinge in den Kulturen gehaust. Als weitere Folge waren sowohl Quantität als auch Qualität der Kameruner Plantagenprodukte während der Zwangsverwaltung von Jahr zu Jahr zurückgegangen und bedeutend im Werte gesunken. Die Aufbereitungsanlagen der verschiedenen Produkte hatten die Engländer nur notdürftig instand gehalten. Die während des Bombardements der Kameruner Küste in den ersten Kriegsmonaten zusammengeschossenen Gebäude standen 1925 noch als malerische Ruinen, von Farnkräutern und meterhohem Gestrüpp

wild überwuchert.

Das alles mußte erst einmal beseitigt, wieder aufgebaut und notdürftig in betriebsfähigen Zustand versetzt werden. Die hierzu vorhandenen Geldmittel waren sehr knapp. Der Wiederaufbau konnte überhaupt nur gelingen, wenn es möglich war, in kürzester Frist die noch vorhandenen Kulturen abzuernten, ihre Produkte aufzubereiten und auf die europäischen Märkte zu bringen.

Neben allen diesen sorgenvollen Arbeiten blieb die Qualitätsverbesserung sämtlicher Produkte eine der wichtigsten Aufgaben. Bei **Kautschuk**, **Palmöl** und **Palmkernen** gelang dies verhältnismäßig schnell. Große, zum Teil völlig neue Fabrikanlagen sind zu diesem Zwecke entstanden. Kameruner Plantagenkautschuk z. B. gilt heute für ebenso wertvoll wie die besten ostasiatischen Marken. Schwieriger lagen jedoch die Verhältnisse bei **Kakao**. Trotzdem ist auch bei diesem Produkt in kurzer Zeit schon sehr viel erreicht worden.

Heller Jubel herrschte bei den Eingeborenen, als die Deutschen nach Kamerun zurückkehrten. In großen Scharen strömten sie aus allen Teilen des Landes zusammen, um Arbeit zu nehmen, darunter auch die Söhne der beiden mächtigsten Häuptlinge aus dem Kameruner Hinterlande, Joja von Bamum und Fonjonge aus Bali, die auf den ausdrücklichen Wunsch ihrer Väter nach deutscher Arbeitsmethode erzogen werden sollen.

Mit unendlicher Mühe war dies alles glücklich erreicht, als im Jahre 1928 die Marktpreise für die von uns erzeugten Produkte abzubröckeln begannen. So kündigte sich auch bei uns die dann einsetzende **Weltwirtschaftskrise** an, die selbst vor den Negerdörfern in Afrika nicht haltmachte. Ähnliches haben wir in Kamerun seit dem Bestehen unserer Unternehmungen jedenfalls noch nicht erlebt. Die Marktpreise unserer Produkte sind inzwischen so tief gesunken, daß sie hart an die Selbstkosten heranreichen, teilweise sogar schon darunter liegen. In den Jahren von 1927 - 1934 fielen die Preise für 1 Kilogramm Kautschuk von 3,70 auf 0,70 Mark, für 50 Kilogramm Kakao von 74 auf 15,50 Mark, für 1 Tonne Palmöl von 680 auf 190 Mark, für eine Tonne Palmkerne von 360 auf 98 Mark. Dazu kommen infolge von Überproduktion in allen tropischen Kulturen und stark verminderter Nachfrage aus allen Erdteilen Absatzschwierigkeiten. Damit sind wieder schwere Sorgen um die Zukunft des deutschen Besitzes in Kamerun heraufgezogen. In einzelnen Fällen ist es bereits zu schwierigen Situationen gekommen, deren Lösung ohne Opfer nicht zu ermöglichen war. Durch scharfe Sparmaßnahmen und das gleichzeitige Bestreben, die vorhandenen Kulturen zu verjüngen und zu erweitern oder neue kurzfristige, wie **Bananen**, aufzunehmen, hoffen wir, die drohende Gefahr glücklich zu bannen. Eine Herabsetzung fast aller Unkosten ist besonders bei den großen Pflanzungen erreicht, und es bleibt zu erwarten, daß mit Hilfe der großen starken Unternehmungen auch die weniger widerstandsfähigen durchgehalten werden können. Voraussetzung hierbei ist natürlich, daß uns die allgemeine Weltwirtschaftslage nicht völlig im Stich läßt und auch einmal wieder bessere Zeiten kommen werden.

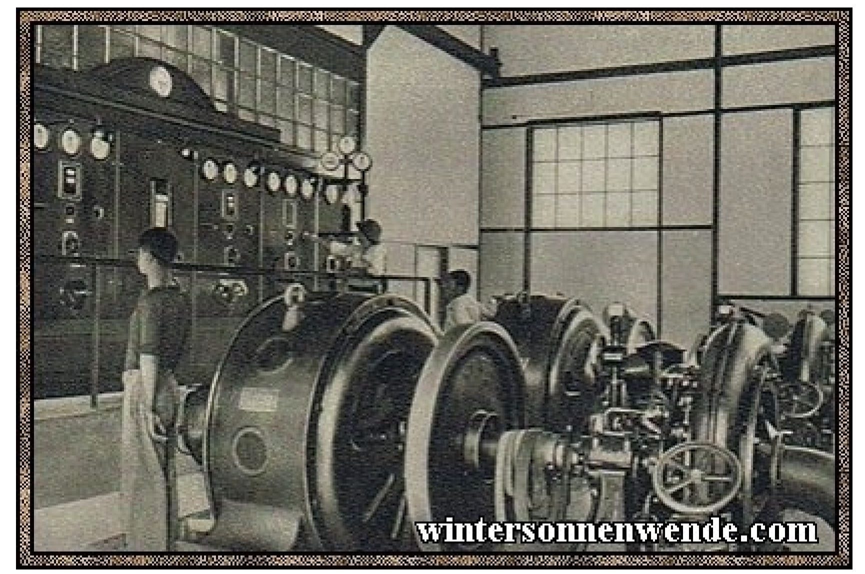


Aus deutschen Bananenpflanzungen in Kamerun quillt reicher Segen.

Unsere Plantagen waren und sind die **Hochschule für den deutschen afrikanischen Siedler**, die letzten Stätten, von denen aus deutsche Wissenschaft noch eine Möglichkeit hat, auf deutschem Grund und Boden tropische Studien zu betreiben. Sie sind einige der wenigen Deutschland verbliebenen Keimzellen, aus denen sich ein neues großes Bezugsgebiet für tropische Rohstoffe und Kolonialprodukte entwickeln läßt. Sie halten unserer deutschen Industrie und dem deutschen Handel die Wege offen für künftigen großen Absatz nach Westafrika. Dieser Absatz fällt heute leider fast ausnahmslos den Kolonialvölkern dieser Erde zu, die daraus Arbeit und Brot gewinnen für viele ihrer Volksgenossen. So sind die deutschen Plantagen um den Großen Kamerunberg die letzten **Stützpunkte für eine kommende deutsche koloniale Betätigung in Westafrika** geworden.



Palmölpresse der Pflanzungsgesellschaft Viktoria in Kamerun.



Deutsches Elektrizitätswerk mitten im Urwald von Kamerun.

Die der **Vereinigung Kameruner Pflanzungen** angeschlossenen 15 Unternehmungen besitzen an Grund und Boden rund 120 000 Hektar (480 000 preußische Morgen), also ein Gebiet so groß wie das Land Lippe oder das Saargebiet. Davon stehen zur Zeit etwa 30 000 Hektar unter Kultur. In normalen Zeiten werden etwa 225 Europäer und 15 000 eingeborene Arbeiter beschäftigt.



Fahrbare Pumpenanlagen bewässern in Kamerun die Bananenfelder.

Nachdem es gelungen war, diese Pflanzungen 1924 in London zurückzuerwerben, kam damit von unserer ehemaligen Kolonie Kamerun ein Bezirk etwa **so groß wie die Mark Brandenburg** wieder unter unmittelbaren deutschen Wirtschaftseinfluß. Damit

ist das Land mit eingerechnet, das von unseren Unternehmungen umschlossen wird. Die Pflanzungen, deren Wiederaufbau im Jahre 1925 begonnen wurde, verfügen heute über modernste **Fabrikanlagen** zur Aufbereitung ihrer Produkte, wie Palmölwerke, Heißlufttrocknung für Kakao, elektrisch betriebene Werkstätten und Kraftzentralen mit ausgedehnter Hochspannungsleitung. Ein **Eisenbahnnetz** von etwa 300 Kilometern mit vielen Brücken und anderen Kunstbauten durchzieht die Pflanzungen. Große Mengen rollenden Materials, darunter zahlreiche Lokomotiven, dienen dem Personen- und Güterverkehr. Außerdem wird das Land durch eine Reihe vorzüglich gepflegter Autostraßen erschlossen, für die bedeutende Autoparks von Personen- und Lastwagen zur Verfügung stehen. Hafenanlagen mit Hochsee- sowie Flußbarkassen und entsprechendem Leichtermaterial stellen die Verbindung mit den Ozeandampfern her. Sechs eigene Bananenschiffe mit einem Fassungsgehalt von je 40 000 bis 70 000 Bündeln Bananen, zu denen demnächst ein siebentes hinzukommen wird, das wieder einer deutschen Werft in Auftrag gegeben worden ist, sind für den unmittelbaren Dienst mit der Heimat vorhanden. Dazu kommen die fahrplanmäßig mehrere Male monatlich verkehrenden Personen- und Frachtdampfer der Deutschen Afrika-Linien. Die bei unseren Unternehmungen in Betrieb befindlichen Maschinen, Fahrzeuge und Aufbereitungsanlagen sind fast ausnahmslos deutsche Erzeugnisse.



In Bonaberri am Kamerunfluß wird die Bananenernte verladen und verschifft.



Bananenverladung in Tiko, Kamerun.

Schon heute versorgen die Kamerunpflanzungen den deutschen Markt mit etwa 2000 Tonnen Palmöl, 1700 Tonnen Palmkernen, 2500 Tonnen Kakao, 1000 Tonnen Gummi.

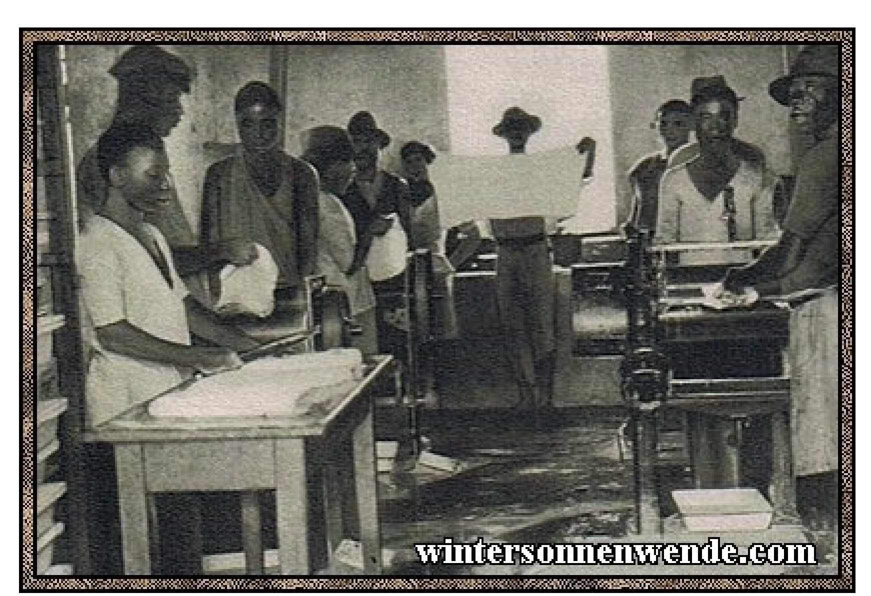
Ferner wurden im Jahre 1935 40 000 Tonnen Bananen, d. h. etwa 2 500 000 Bündel, zur Verschiffung gebracht. Diese in Kamerun noch sehr junge Kultur verspricht ebenfalls eine große Zukunft, so daß mit einer weiteren Steigerung der Verschiffungszahlen gerechnet werden darf. Der Gegenwert aller Produkte und Rohstoffe, die zur Zeit aus deutschen Pflanzungen in Kamerun gewonnen und sich nach Deutschland verschiffen lassen, beträgt bei normalen Preisen etwa 15 Millionen Reichsmark jährlich.

Diese Produkte könnten in deutscher Währung ohne Beanspruchung fremder Devisen eingeführt werden. Ihre Steigerung um ein Vielfaches bleibt ohne jede Schwierigkeit möglich. Sie ist abhängig von dem Interesse, das die deutsche Heimat an der Einfuhr eigener deutscher Kolonialprodukte hat.

Ein großer Teil des für unsere Erzeugnisse erzielten Gegenwertes geht in Form von deutschen Waren nach Kamerun zurück. Sie werden durch deutsche Handelsunternehmungen, die den Pflanzungen angegliedert sind, an Europäer und Eingeborene zur Bedarfsdeckung weiterverkauft.

Die **Vereinigung Kameruner Pflanzungen** ist das letzte Fähnlein einer einst stolzen und hoffnungsvollen deutschen Kolonialmacht an der Westküste Afrikas. Möchte es Träger einer noch glanzvolleren deutsch-kolonialen Zukunft werden!

Als tropische Kolonie hat Kamerun unberechenbaren Wert. Längs der Küste in einer Breite von 300 Kilometern zieht sich der Urwaldgürtel hin. In ihm gedeiht vor allem die *Hevea brasiliensis*, der ergiebigste aller **Kautschukbäume**. Außerdem liefert er die beste Kautschukqualität. Auf Grund der Erfahrungen, die wir in jahrzehntelanger Tropenarbeit gewonnen haben, lassen sich aus einem Hektar zapfbarer Heveen, je nach den besonderen Verhältnissen, 800 bis 1000 Kilogramm Kautschuk erzeugen. Deutschlands Jahresbedarf an Kautschuk, mit 60 000 Tonnen angenommen, hätte also eine Pflanzungsanlage von etwa 65 000 Hektar Heveen zur Voraussetzung, die ohne besondere Schwierigkeit aus dem Kameruner Urwaldgürtel herauszuschneiden ist.



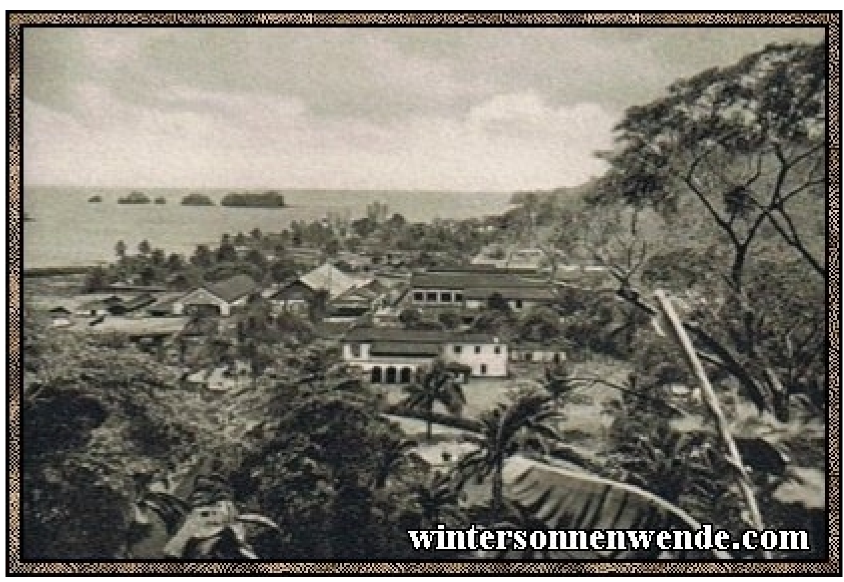
Hier wird Gummi gewonnen.
Pflanzungsgesellschaft Viktoria in Kamerun.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in bezug auf die Versorgung unseres Vaterlandes mit Palmöl. Die **Palmöl**-Einfuhr Deutschlands betrug im Jahresdurchschnitt der Nachkriegszeit etwa 30 000 Tonnen. Hierfür wären rund 40 000 Hektar an Ölpalmenpflanzungen erforderlich, aus denen zudem noch etwa 25 000 Tonnen Palmkerne anfielen. Unsere Einfuhr an pflanzlichen Ölen und Fetten des verschiedensten Ursprungs (Ölfrüchte und Ölsaaten ausgenommen) belief sich in den Jahren 1931 - 1933 auf etwa 90 000 Tonnen im Jahre.



Ein Fabrikhof mitten im Urwald in Kamerun.
Die Fruchternte wird auf Gleisen herangebracht, das gewonnene Öl in Fässer gefüllt und verfrachtet. Links eine Motordraisine.

Zur Deckung dieser Menge in Palmöl wären etwa 120 000 Hektar entsprechende Pflanzungsanlagen nötig.



Die Plantagenanlagen der Pflanzungsgesellschaft Viktoria in Kamerun.

Von den übrigen wichtigsten Kolonialprodukten kommen in Kamerun vor und werden oder wurden dort schon in vorzüglicher Qualität gewonnen: Kakao, Tabak, Bananen, Tee, Kaffee und anderes mehr. Auch der jährliche Bedarf Deutschlands hierin könnte ganz oder doch zum größeren Teil aus Kamerun bezogen werden. Der Jahresverbrauch an Rohkakao zum Beispiel, der sich auf bis zu 100 000 Tonnen beläuft, setzt etwa 80 000 Hektar an Kakaoplantagen voraus, die auch in Kamerun unterzubringen wären.

Selbstverständlich sind diese Kalkulationen rein theoretisch zu werten. Daß ihre Durchführung mit mehr oder weniger großen Schwierigkeiten verbunden sein wird, ist mir natürlich voll bewußt. Es kommt mir zunächst auch nur darauf an, einmal die große Bedeutung Kameruns als Bezugsgebiet für koloniale Rohstoffe und Genußmittel festzustellen.

Auch als Siedlungsgebiet für unsere Volksgenossen steht Kamerun in keiner Weise hinter Ostafrika zurück. Anfang 1935 war ich im Hochland von Dschang, 1380 Meter hoch, etwa 130 Kilometer von Nkongsamba, dem Endpunkt der Duala-Eisenbahn und etwa 300 Kilometer von der Küste entfernt. Dort erblickte ich große zusammenhängende Felder, die mit ihren Furchen den Eindruck einer deutschen Landschaft machten, dazu regelrechte von geflochtenen Zäunen umgebene Gehöfte. Obgleich Ackerwirtschaft und Hausbau auf verhältnismäßig hoher Stufe stehen, leben die außerordentlich fleißigen Eingeborenen äußerst anspruchslos und laufen noch nackt herum. Beobachtet man sie bei der Arbeit mit ihren Ackergeräten urältester Art, wie sie etwa von den alten Ägyptern gebraucht wurden, so glaubt man sich um 3000 Jahre in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zurückversetzt. Tagsüber trifft man in den Häusern niemanden an. Alles arbeitet auf den Feldern, wo die übliche Eingeborenen-Verpflegung (Makabo, Mais, Planten usw.) und neuerdings auf Anregung der französischen Regierung auch Hirse angebaut werden. Überall wächst in unzähligen Exemplaren die Yuccapalme, die bekanntlich eine vorzügliche Hanffaser liefert. In den Schluchten und Senken findet man noch Ölpalmen. Allerdings vereinzelt und ziemlich kümmerlich, denn wir sind inzwischen auf Höhen von 1500 - 1700 Meter, der Durchschnittshöhe dieses Riesenplateaus, angelangt, wo die Ölpalme nicht mehr wächst. Die Eingeborenen verwenden sie in der Hauptsache nur zur Herstellung von Palmwein. Der Boden ist tiefgründig und sehr fruchtbar. Er eignet sich vor allem auch für Kaffee, der in einer seiner besten Sorten, dem *caffee arabica*, von Europäern und Eingeborenen im ganzen Lande gepflanzt wird. Viehzucht ließe sich sicherlich in ganz großem Stil betreiben. Trotzdem findet man außer afrikanischen Hausziegen und Hühnern nur ab und zu Rinder, so daß von einer nennenswerten Viehzucht überhaupt nicht gesprochen werden kann.

So besitzt dieses Hochland, wie übrigens auch die anderen großen Hochplateaus, die ich bereist habe und aus denen sich die Geländebildung ganz Mittel- und Nordkameruns bis fast zum Tschadsee zusammensetzt, eine hervorragende Eignung für europäische Siedlungen. Diese Länder bringen einmal alles das hervor, was der Ansiedler für seinen eigenen Bedarf benötigt. Dazu

könnten wertvolle Kolonialprodukte wie Tee, Kaffee, Hanf (Yucca) und vieles andere mehr angebaut und außerdem noch Viehzucht betrieben werden.

Noch etwas möchte ich erwähnen. Kamerun ist **geologisch bisher sehr wenig erforscht**. Nach seiner ganzen Bodengestaltung dürfte nach Ansicht hervorragender afrikanischer Geologen damit zu rechnen sein, daß auch die im übrigen Zentralafrika vorkommenden Bodenschätze in Kamerun vorhanden sein müssen. Gold ist bereits gefunden, Zinn ebenfalls, und Erdöl tritt an verschiedenen Stellen zutage. Vor dem Kriege hat ein Schwesterunternehmen der unter meiner Leitung stehenden W. A. P. V. bei Duala bereits nach Erdöl gebohrt. Drei Bohrschächte von 800 Meter Tiefe sind damals nach dem Rackyschen Verfahren in die Erde getrieben worden. Die Versuche mußten aber leider vorzeitig abgebrochen werden, weil keine Geldmittel mehr vorhanden waren. Die französische Regierung hat diese Vorarbeiten wieder aufgenommen und neuerdings einen größeren Betrag zur Fortführung der Bohrungen nach Erdöl bereitgestellt.

Inzwischen hat man in **Frankreich** erkannt, welches wertvolle Mandat ihm in Kamerun zufiel und mit seiner Erschließung begonnen. Es hat nach Beschränkung der Selbstverwaltung der Eingeborenen eine zentralisierte Verwaltung eingeführt, durch Zwangsarbeit der Eingeborenen Straßen und öffentliche Anlagen und Bauten errichtet. Durch Rekrutierungszwang ist sogar ein stehendes schwarzes Heer von 1600 Mann geschaffen, aber in der Besiedlung des Landes mit Franzosen mußte es versagen, weil Frankreich doch so sehr unter Menschenmangel leidet, daß es sich genötigt sieht, daheim farbige und auch weiße Arbeiter fremder Nationalität zu Hunderttausenden heranzuziehen. Afrika ist 31 Millionen Quadratkilometer groß, davon entfällt auf das französische Kolonialgebiet fast ein volles Drittel. Sollten die Franzosen, was ihre Kameruner Vertreter wünschen, an Stelle des Mandats in den endgültigen Besitz ihres Anteils in Kamerun gelangen, so würde zunächst dieser Besitz ziemlich brach liegenbleiben und auch die Aufschließung des englischen Teils hemmen. Soll der Reichtum, der aus Kamerun an Rohstoffen, Genußmitteln und Bodenschätzen gewonnen werden könnte, Europa und der Weltwirtschaft zum größten Teil vorläufig verlorengehen?

Fast 30 Jahre verfolge ich nun die Entwicklung Kameruns, den ersten großen Aufschwung in den Jahren vor dem Kriege und den Zusammenbruch im Kriege sowie zu Beginn der Mandatsverwaltung. Keiner der beiden Mandatare hatte wohl geglaubt, sich dauernd des Besitzes von Kamerun erfreuen zu können. Daher hielten sie es für unzweckmäßig, Gelder in das Land hineinzustecken, die sich vielleicht nicht bezahlt machen würden. Immer wieder taucht die Frage auf, was hätte Deutschland inzwischen aus dem Lande wohl gemacht? Der Wiederaufbau der deutschen Pflanzungen um den Kamerunberg berechtigt zu der Annahme, daß wir wohl bestimmt die jetzigen Erfolge überholt haben würden.

Verloren und doch deutsch geblieben

Dr. jur. e. h. Friedrich von Lindequist
Kaiserl. Kolonialstaatssekretär a. D.,
fr. Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Das schönste Erlebnis bei meinem Besuch unserer alten Kolonien **Deutsch-Südwest-** und **Deutsch-Ostafrika** war das **einmütige Bekenntnis aller unserer Landsleute zum Deutschtum**, ihre Anhänglichkeit an die deutsche Heimat und ihre unerschütterliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Ihre ganze Sehnsucht und seelische Einstellung sind auf die Heimat gerichtet; daher wurde **die nationale Erneuerung im Vaterlande** mit größtem aufrichtigem Jubel und Enthusiasmus begrüßt. Hieraus erklärt sich auch die sich in

rührender Weise offenbarende herzliche Freude über Besuche aus der alten Heimat und die gastliche Aufnahme deutscher Besucher, denen Gutes und Freundliches zu erweisen, sich alle bemühen.

Nach außen halten sie einzeln und durch den Mund ihrer in den deutschen Bünden organisierten Vertretungen in ihrer Gesamtheit **unbedingt an der strikten Aufrechterhaltung des Mandats** fest. In Südwestafrika bot die offene Agitation des Vorsitzenden der Südafrikanischen Partei für eine Angliederung des Mandatsgebietes als 5. Provinz an die Südafrikanische Union dem **"Deutschen Bund"** und den deutschen Abgeordneten des Landesrats wiederholt Gelegenheit, die Unverletzlichkeit des Mandats zu betonen und gegen die Verwischung desselben auf das energischste Einspruch zu erheben.

In Ostafrika hat der am 22. Juli 1933 in Dodoma gegründete "Deutsche Bund" die unbedingte Aufrechterhaltung des Mandatscharakters bis zu einer endgültigen Lösung als einen Hauptpunkt in sein Programm aufgenommen. In Ostafrika handelt es sich bekanntlich um das von der englischen Regierung seinerzeit geförderte Bestreben einer engeren Verbindung *(closer union)* des Mandatsgebietes mit der britischen Kronkolonie Kenya und dem Uganda-Protektorat auf fast allen Gebieten der Verwaltung und des Gerichtswesens, was in der Entsendung und in dem Bericht der Young-Kommission klar zum Ausdruck kommt. Die Stellung des **Deutschen Bundes**, die sich mit der von jeher von der **Deutschen Kolonialgesellschaft** und dem Reichskolonialbund eingenommenen völlig deckt, hatte seinerzeit eine große Stärkung erfahren durch den einstimmigen Beschluß der Mandatskommission, zu der bekanntlich auch ein englisches Mitglied gehört, daß eine solche Vereinigung mit dem Mandatscharakter nicht vereinbar sei. Trotzdem ist auch weiter die größte Aufmerksamkeit erforderlich, damit das Mandat nicht indirekt untergraben wird. Dazu gehört beispielsweise auch die systematische Ablenkung des Frachtenverkehrs des Nordens, dessen natürlicher Hafen **Tanga** ist, über die Ugandabahn nach dem Kenyahafen **Mombassa**. Dies geht so weit, daß die Frage der Stillegung eines Teiles der Nordbahn Aruscha - Tanga von Kahe bis Buiko von den Engländern ernstlich erwogen und ein entsprechender Antrag bei der Handelskammer gestellt worden war, der allerdings vorläufig abgelehnt wurde.

Wirtschaftlich litten zur Zeit meiner Anwesenheit 1933 alle Länder südlich des Äquators unter einer ganz ausnahmsweisen Trockenheit. Davon sind auch Ost- und Südwestafrika stark in Mitleidenschaft gezogen. In letzterem wirkte sie sich um so schlimmer aus, als Südwest schon eine Reihe von Dürrejahren nacheinander durchzumachen hatte. Am meisten haben dort die Rindviehfarmer und die Maisbauern (letztere vor allem im Bezirk Grootfontein) gelitten. Nicht so hart sind die Karakulschafzüchter getroffen, da **die Karakule genügsamer als die Rinder sind und noch an kurzen Gräsern und Futterbüschen Nahrung finden**, auch steile, meist noch Gras haltende Hänge erklettern. Trotzdem haben auch einzelne Karakulfarmer mit ihren Herden ziehen müssen, wozu die Rindviehzüchter vielfach genötigt waren. Es hat sich als sehr verderblich herausgestellt, daß die von der deutschen Regierung in weiser Voraussicht für solche Notfälle liegengelassenen Landreserven von der Mandatsregierung für die aus dem Süden und Norden, von der Union und aus Angola aus politischen Gründen hereingezogenen Buren restlos aufgeteilt wurden; ein Fehler, der sich jetzt für die südafrikanischen Farmer kaum weniger als für die Deutschen fühlbar macht.

In **Ostafrika** haben in erster Linie unsere deutschen Kaffeepflanzungen den Regenmangel zu fühlen bekommen, daneben auch die weniger zahlreichen Baumwollpflanzungen und die gemischten Betriebe; glücklicherweise sind die Kaffeepflanzungen in Deutsch-Ostafrika lange nicht so schwer getroffen wie die von mir bei Nairobi in Kenya gesehenen, da in Deutsch-Ost vielfach genügend Quellen und fließendes Wasser vorhanden sind, um die Kaffeebäume oder doch den größten Teil derselben zu bewässern.

Obgleich unsere deutschen Landsleute, die nach den verschiedensten Richtungen hin die Nachteile des Mandats auskosten müssen, schwer zu kämpfen haben, behaupten sie im Wirtschaftsleben doch die **Führung**: in Südwestafrika auf allen Wirtschaftsgebieten mit Ausnahme des Bankwesens, in Ostafrika zum mindesten auf dem Pflanzungs- und Siedlungsgebiet, in dem sie auch zahlenmäßig den Engländern bereits überlegen sind.

Für das wirtschaftliche Fortkommen spielen außer der Eignung des Grund und Bodens Preis und Absatz die Hauptrolle.

In dieser Beziehung steht es am besten mit der **Karakulschafzucht** in Südwestafrika. Die Ausfuhr hatte im Jahre 1933 200 000 Pfund Sterling betragen. Die Preise hatten in diesem Jahre gegenüber dem Vorjahre wieder erheblich angezogen und fast die Höhe des bisher höchsten Standes derselben von 1930/31 erreicht. Einer der größten Karakulzüchter erhielt beispielsweise für seine Fellchen je 28 - 38 Schilling, was als sehr günstig bezeichnet werden muß angesichts der Tatsache, daß bei einem Preis von 12 - 15 Schilling die Schafhaltung noch durchaus rentabel ist. Derselbe erzielte 1934 einen Durchschnittspreis von 28 Schilling und 1935 einen solchen von 32½ Schilling. Der Absatz macht keinerlei Schwierigkeiten, wenn auch der Verkauf nach der eigentlichen Persianer-Pelz-Zentrale in Leipzig zeitweise durch die Devisenknappheit unterbunden war und dadurch die Felle auf den Londoner Markt gingen. Nachdem inzwischen durch das Abkommen mit der Südafrikanischen Unionsregierung wieder Felle im Betrage bis zu 150 000 Pfund Sterling nach Deutschland gehen können, eine Summe, die voraussichtlich im Herbst auf 250 000 Pfund Sterling erhöht werden wird, werden die Felle im Schutzgebiet wieder durch Aufkäufer von zumeist Leipziger Firmen oder von der in deutschen Händen befindlichen Südwest-Persianer-Verkaufsgesellschaft in **Kalkfeld**, nördlich Omaruru, abgenommen und direkt nach Leipzig gebracht. Die Zahl der ausgeführten Karakulfelle steigert sich von Jahr zu Jahr und hat 1935 über eine halbe Million betragen, während die aufgekreuzten und in der Aufkreuzung begriffenen Karakulschafe sich nach dem letzten Bericht der Administration in Windhuk bereits auf rund eine Million beziffern.

Die Karakulschafzucht, die ganz überwiegend in deutschen Händen liegt, ist auch deswegen von so großer Bedeutung, weil das in Südwestafrika heimische Fettschwanzschaf eine vorzügliche Unterlage für die Aufkreuzung bietet und daher schon nach ein bis zwei Jahren für den Anfänger und kleineren Farmer und Siedler kleine Reinerträge abwirft, mit denen er fest rechnen kann. Den Besitzern von Vollblutherden erschließen sich neben dem Fellverkauf aus dem Absatz von hochgezüchteten Rammen überdies noch sehr gut fließende Einnahmequellen.

Viel weniger günstig lag es z. Zt. meiner Reise bei der **Rindviehzucht**. Die Preise für Sahne und Butter waren sehr heruntergegangen, die Molkereien bis auf eine große, deutsch gebliebene im Norden der Kolonie in die Hände der englischen Cold-Storage und einer jüdischen Kapstädter Firma übergegangen, die ein Monopol ausüben und die Preise diktieren. Das gleiche gilt von dem Ochsenmarkt, der auch von der Cold-Storage in **Walfischbucht** beherrscht wird. Ähnlich liegt es bei der englischen Liebig-Gesellschaft, die sehr schlechte Preise - von 15 bis 25 Schilling - für das Rind zahlt, dafür allerdings auch mageres und minderwertiges Vieh abnimmt. Angesichts der auch in der Südafrikanischen Union herrschenden großen Dürre wäre dort in den Trockenjahren ein guter Markt gewesen, der aber wegen des geringen Gewichtes der Schlachtochsen infolge der schlechten Weide in Südwest nicht genügend ausgeübt werden konnte. Im Lande selbst ist durch das **Schließen des Kupferbergwerkes in Otavi** und das **Aufhören der Diamantenerzeugung** der Absatz auf ein Minimum zurückgegangen, wobei bemerkt werden muß, daß die Diamantenminen neuerdings wieder in beschränktem Umfange zu arbeiten begonnen haben. Hinderlich steht der Ausfuhr von Schlachtvieh nach Südafrika außerdem die Tarifpolitik der von der Mandatsinhaberin, der Südafrikanischen Union, verwalteten Eisenbahn im Wege, die im Gegensatz zu dem sehr billigen Tarif für Frachten aus der Union nach Südwestafrika einen übertrieben hohen für Güter- und

Viehbeförderung aus dem Mandatsgebiet nach Südafrika vorsieht, wenn auch erfreulicherweise neuerdings eine gewisse Herabsetzung für lebendes Vieh bei Entfernungen über 1000 englische Meilen stattgefunden hat.

Der jahrelangen ganz ungewöhnlichen Dürre sind im Jahre 1934 so starke Niederschläge und Regengüsse gefolgt, daß der Eisenbahnverkehr an vielen Strecken wochenlang unterbunden wurde, und die sonst einen großen Teil des Jahres trockenen Flüsse monatelang in voller Breite flossen. Wenn auch durch den Bruch von Staudämmen, die den gewaltigen Regengüssen nicht standhielten, und das Wegreißen von Schwemm- und Siedlungsland an den Flußläufen viel Schaden angerichtet worden ist, hat sich im allgemeinen gesehen diese in seiner Ergiebigkeit einzig dastehende Regenzeit doch als ein großer Segen für das Land erwiesen, da überall das stark gesunkene Grundwasser wieder sehr gehoben ist, Quellen, die seit Jahren versiegt waren, wieder sprudeln, und seitdem Gras und Weide für das Vieh reichlich vorhanden sind.

Die Lage der Viehzuchtfarmer hat sich nicht nur durch die Verbesserung der Weide- und Wasserverhältnisse in den letzten drei Jahren, sondern auch durch den zeitweise stärkeren Absatz von Schlachtvieh zu angemessenen Preisen infolge des Bedarfs auf dem italienisch-abessinischen Kriegsschauplatz und im Norden durch den weiteren Ausbau und die Modernisierung der Deutschen Molkerei in Rietfontein durch Aufstellung neuester, leistungsfähiger Maschinen und damit zusammenhängender Erzielung besserer Sahne- und Butterpreise entschieden gehoben.

In **Deutsch-Ostafrika**, wo der Krieg nahezu alles zerstört hatte, was durch deutschen Fleiß geschaffen war, wohin aber das Vertrauen zum Land die alten deutschen Pioniere seit der Wiederzulassung Deutscher im Jahre 1925 wieder mächtig hingezogen hatte, hatten sich die Verhältnisse für die **Sisalpflanze** im Laufe des Sommers 1933 durch das Steigen der Preise von 14 auf 16 Pfund Sterling und mehr die Tonne so gebessert, daß die große Niedergeschlagenheit der deutschen Pflanzer in den Küstengebieten neuem Mut gewichen war. Heute beträgt der Preis im Durchschnitt 18 Pfund Sterling die Tonne. Der Stand des Sisals war durchweg gut, zum Teil vorzüglich. Auf den **Kaffeepflanzungen** sind bei den alten Beständen am **Kilimandscharo** und **Meru** volle Erträge zu verzeichnen, soweit die Pflanzungen nicht vor dem Rückkauf durch die Deutschen zu sehr verunkrautet waren, in den übrigen Gebieten noch nicht, da sie zum Teil noch zu jung sind. Es gilt dies von den aussichtsvollen Kaffeepflanzungen in **Mbosi** im Südwesten, nahe der Grenze von Rhodesia, und in **Oldeani** im Norden der Kolonie, westlich des ostafrikanischen Grabens, desgleichen von den Pflanzungen in der **Iringa**-Provinz, wo mehr als bisher vor Auspflanzung der Kaffeebäumchen für Schatten und Windschutz zu sorgen ist. Der Kaffee ist fast durchweg der hochwertige *Coffea arabica*. Wenn die Preise auch höher sind, als für den brasilianischen und den Robusta-Kaffee, so sind sie doch so gesunken, daß die Pflanzer nur mit Mühe eine Rentabilität herauswirtschaften. Der Stand der Kaffeebäume war nach den Gegenden verschieden, aber im ganzen ein recht guter; am besten auf vulkanischem Boden mit starker Humusdecke. Zu den deutschen Kaffeepflanzern sind neuerdings die **Teepflanzer** in **Ost-Mufindi** hinzugekommen. Die daselbst von der deutschen **Usagara-Gesellschaft** unter einem Ceylon-Sachverständigen neu erbaute Teefabrik ist im August 1933 fertiggestellt worden. Nach dem Urteil desselben haben die Teepflanzungen in den Mufindi-Höhenlagen von 1700 bis 1950 Meter gute Aussichten. Die Kultur, mit der schon zur deutschen Zeit auf der Missionsstation **Rungwe** Versuche gemacht worden waren, begann in Mufindi im Jahre 1928 und wurde von der englischen Regierung durch Lieferung von Saatgut unterstützt. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Teeblätter **frisch** in eine Zentral-Aufbereitungsanlage gelangen müssen, einen langen Transport also nicht vertragen, und daß die Tee-Aufbereitungsfabriken kostspielige Anlagen sind. Außerdem darf nach einer internationalen *tea-restriction*-Abmachung nur ein beschränktes Areal mit Tee angebaut werden. Inzwischen ist die erwähnte deutsche Anlage in Mufindi in vollem Betrieb, die erste Ernte ist in Deutschland eingetroffen. Das Erzeugnis ist als besonders aromatisch sehr günstig beurteilt worden. Eine zweite deutsche Anlage des Pflanzers **Krug zur Nidda** ist in **Tukuju** (dem deutschen **Neu-**

Langenburg) im Bau begriffen, wo bereits ein englischer Major **Wells** eine solche besitzt.



Roggenfeld in der Erntezeit in Calderera, Deutsch-Ostafrika.



Kopra und Nüsse werden getrocknet und verlesen.

Wenn auch in diesen Gebieten in größerem oder beschränkterem Umfange Kaffee- und Teekulturen betrieben werden, so ist das Iringa-Hochland neben Oldeani doch als das eigentliche **Siedlungsgebiet Deutsch-Ostafrikas** anzusprechen. Die Siedler sind in der Hauptsache Deutsche. Die Verhältnisse in den drei Landschaften **Dabaga**, **Lupembe** und **Mufindi** liegen nicht ganz gleich, aber doch ähnlich, so daß man das Urteil eines Kenners der landwirtschaftlichen Verhältnisse Dabagas, daß diese Landschaft für den Ansiedler sichere Grundlagen biete, für das ganze Hochland mit gewissen Einschränkungen verallgemeinern kann. Für die dortigen gemischten Betriebe kommen Tabak-, Getreide-, Obstbau, Mandelkulturen und Viehzucht in Betracht. Für den Tabak sind die Bedingungen verhältnismäßig günstig. Auch für den Getreidebau, namentlich für Weizen, bei dem allerdings der Rostgefahr besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden ist, liegen sie nicht ungünstig. Das gleiche gilt für Gerste, deren Anbau mit der Schweinemast und deren Verwendung durch eine Schinken- und Wurstfabrik eng zusammenhängt. Im Norden, in **West-Usambara**, finden Mastschweine bei einer größeren deutschen Schlächterei in **Wilhelmstal** guten Absatz, während die Schließung der *bacon-factory* bei Iringa nach dem Tode des Lord Delamere der Schweinezucht in Dabaga und Mufindi sehr abträglich geworden ist. Man erhofft um so mehr von der Errichtung einer neuen deutschen Anlage, die südöstlich von Iringa im Bau begriffen ist. Diese Fleischereianlage soll unter Ausnutzung der dortigen bedeutenden Wasserkraft mit einer gleichfalls im Bau begriffenen Mühle verbunden werden, da die in Betrieb befindliche Getreidemühle der Gebrüder Preußer in Dabaga für die angebotene Menge nicht leistungsfähig genug ist. Zugleich sollen dort auch Früchtekonserven hergestellt werden in Ergänzung der Anlage des Farmers **von Dewitz**, der seine Früchtekonserven nach Iringa und den Lupa-Goldfeldern absetzt. Für die Verarbeitung des Tabaks ist eine Zigarettenfabrik in Iringa geplant.

Mit dem **Obstbau** werden umfangreiche Versuche von verschiedenen Farmern gemacht. Besonders gute Erträge ergeben Pfirsiche und japanische Pflaumen. Auch alle deutschen Gemüse gedeihen dort. Als sichere Kultur kann ferner die leicht versendbare Mandel angesprochen werden. Die Viehzucht kommt im allgemeinen nur für den Eigenbedarf und zur Zucht eines schwereren Rindes in Betracht, um leistungsfähige Ochsen zum Ackern heranzuzüchten. Stellenweise wird die Rindviehzucht auch in diesem von der Tsetse-Fliege freien Gebiete leider durch Ostküstenfieber beeinträchtigt.

Seit etwa zwei Jahren hat sich in **Mufindi** eine Anzahl junger Deutscher mit bescheidenen Mitteln aus der Gegend von Bitterfeld nach einer mehrjährigen Lehrzeit bei ostafrikanischen Farmern angesiedelt und betreibt dort auf reine Selbstversorgung eingestellte Wirtschaften.

Für den Absatz der Erzeugnisse des Iringa-Hochlandes haben sich durch die Lupa-Goldfelder zwischen Mbeya und Tabora gute Aussichten eröffnet. Der Absatz wird durch die Beförderung mit **Kraftwagen** wesentlich erleichtert, um nicht zu sagen, erst ermöglicht. Wie in ganz Afrika spielt der Kraftwagen, der die ganzen Verkehrsverhältnisse umgestaltet hat, auch in unseren unter Mandatsherrschaft stehenden Kolonien eine große Rolle. Die Straßen sind im allgemeinen, namentlich in der Trockenzeit, für Kraftwagen leidlich befahrbar. Es gilt dies besonders von der großen, die Kolonie von Norden nach Süden durchziehenden Kap-Kairo-Straße. Die auch von den Engländern anerkannt beste Straße ist aber die zu deutscher Zeit erbaute Straße von **Mombo** nach **Wilhelmstal**.

Neben den schon bezeichneten deutschen Verwertungsanlagen der Pflanzungserzeugnisse ist schließlich noch die für die Kaffeepflanzer sehr wichtige, neu erbaute, durch Wasserkraft betriebene Kaffee-Aufbereitungsanlage des Pflanzers **Bueb** in **Kifumbu** am Kilimandscharo zu nennen. Damit kann in **Zukunft der Kaffee im Mandatsgebiet selbst aufbereitet** werden und braucht nicht mehr wie bisher zu diesem Zweck in die englische Nachbarkolonie Kenya gebracht zu werden.



Der Tropenarzt betreut die Eingeborenen.

Auf dem Gebiete des **Gesundheitswesens** sind neben englischen und afrikanischen auch eine ganze Anzahl deutscher Ärzte sowohl in Ost- wie in Südwestafrika tätig. Beide Länder erfreuen sich deutscher evangelischer und katholischer Krankenhäuser und verschiedener mit Roten-Kreuz-Schwestern besetzter Stationen, in denen sich Krankenstuben befinden. In Ostafrika bestehen 3 solche im Norden und an der Zentralbahn und 3 im Süden, ferner Stationen der Berliner- und Bethelmission. In Südwestafrika arbeiten deutsche Schwestern in den vom Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See betreuten Entbindungshäusern und Mütterheimen in Windhuk und Swakopmund, sowie auf 4 Einzelstationen im Lande. Ferner verfügt die katholische Mission über Krankenschwestern in den von ihr unterhaltenen deutschen Krankenhäusern. Gerade auch die Einzelstationen des Roten Kreuzes, die sich seit meiner Anwesenheit in beiden Gebieten um je drei vermehrt haben, sind für die Pflanzer und Farmer überaus segensreich und werden von ihnen, namentlich von den Frauen, dankbarst begrüßt.

In **kultureller** Beziehung ist sowohl in Ost- wie in Südwestafrika für die deutsche Erziehung nach Möglichkeit gesorgt worden. In **Südwestafrika** bestehen 16 sich über das ganze Mandatsgebiet von der Küstenstadt Swakopmund bis Gobabis im Osten und von Tsumeb im Norden bis Keetmanshoop im Süden ausdehnende **Schulen**, von denen 5 deutsche Privatschulen und 11 deutsche Abteilungen der Regierungsschulen mit deutschen Lehrern und deutschem Lehrplan sind, zu denen noch 36 sogenannte Farmschulen kommen. In **Ostafrika** befinden sich im Norden einschließlich der kleinen Schule in Daressalam 4, im Süden 1 deutsche Schule. Daneben sorgen eine Reihe deutscher

Schülerheime auch außerhalb der Schule für die Einpflanzung deutschen Geistes in die Jugend. Es war mir möglich, sämtliche deutsche Schulen und Schülerheime zu besuchen, die sich der Unterstützung der deutschen Kolonialgesellschaft und des Frauenbundes erfreuen. Die Eindrücke, die ich von ihnen - sowohl von der Lehrerschaft wie von den Schülern und Schülerinnen - mitgenommen habe, sind durchweg die denkbar besten. Die Jugend ist so bewußt deutsch, daß es eine wahre Freude war, sie zu beobachten und mit ihr zusammen zu sein.

Kolonialer Aufbau mit dem ganzen Volk!

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg
Gouverneur a. D., Präsident des Kolonialkriegerdank

[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie ***hier****.]*

Die Kolonialbewegung hatte in Deutschland in den ersten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens zwar in den oberen Schichten an Breite zugenommen, sie war aber nicht in die Tiefe zu den arbeitenden Volksmassen vorgedrungen. Ein Wandel trat erst langsam ein, als nach Niederwerfung des südwestafrikanischen und ostafrikanischen Aufstandes die abgelösten Truppen nach Deutschland zurückkehrten. Manch einer war in den Kolonien als Ansiedler verblieben; die übrigen, fast durchweg altgediente Kapitulanten aus wurzelechtem Volkstum, von denen viele schon den China-Feldzug mitgemacht hatten, wurden in ihrer überwiegenden Mehrheit Mitarbeiter am kolonialen Aufklärungswerke.

In jene Zeit - 1908 - fällt auch die Gründung des **Kolonialkriegerdank als eines Werkes reinster Kameradschaftlichkeit und des ersten Versuches, neben praktischer Hilfeleistung zugleich volkstümliche koloniale Propaganda zu treiben.** Sie hatten draußen in Übersee, Offizier und einfacher Soldat, oft fieber- und durstgequält den letzten Bissen und den letzten Trunk miteinander geteilt und wollten nunmehr auch in der Heimat einer für den anderen einstehen, in dem oft noch viel zermürbenderen Kampfe der Unterbringung der stellungslosen, zum größten Teil auch tropendienstbeschädigten Kämpfer. Diese kolonialen Frontkämpfer hatten jahrelang im Felde gestanden und u. a. auch die Fürsorge entbehrt, die die Heeresverwaltung in der Heimat den altgedienten Soldaten durch Unterrichtserteilung und durch sonstige Ausbildungsmöglichkeiten gewährte, um ihnen den Übergang in einen Zivilberuf zu erleichtern. In der kleinen Schar lebte schon das, was wir später im Weltkriege als wertvollstes Gut der Zusammengehörigkeit aller kennengelernt haben, der heldische Frontgeist, bei dem es nicht auf das Kleid, den Rang und das Geld, sondern auf das Herz und den ganzen Mann ankam! Aber es wurde von vornherein keine reine Unterstützungszahlstelle ins Leben gerufen, und die Mittel sollten auf die Dauer möglichst nicht mit dem Klingelbeutel aufgebracht werden. Instinktiv fühlten die Männer, die sich zur Gründung des Kolonialkriegerdank zusammenfanden, daß es notwendig sei, neben der Fürsorge für die Kameraden und die Hinterbliebenen auch noch etwas anderes zu tun, nämlich **Zeugnis abzulegen von dem Erlebnis, das ihnen und uns allen draußen geworden war.** Sie hatten mit eigenen Augen gesehen, wie groß die Welt ist, in der die anderen Völker sich vorausschauend weite Räume als Kolonialbesitz gesichert hatten und sie wollten aufklärend in der Heimat wirken und Anhänger für die stolze koloniale Idee, die sich viel zu langsam im Volke ausbreitete, werben. Uns allen ist heute der Begriff der "Propaganda" geläufig. Damals war es ein ungewisser Anfang, durch Schaffung von geschäftlichen Unternehmen ("Koloniale Photo-Zentrale", "Annoncenexpedition", Buchhandlung u. a.) und durch Herausgabe von Kolonialen Taschenbüchern Wohlfahrt **und** koloniale Propaganda miteinander zu verbinden. Aber es glückte! Bereits 1913 wurden dem jungen Unternehmen die Rechte einer "milden Stiftung" verliehen.

Als der Weltkrieg hereinbrach, begann auch für den Kolonialkriegerdank ein neues Kapitel seiner Geschichte. Der Heldenkampf der kleinen Schutz- und Polizeitruppen in Deutsch-Südwest, in

Kamerun, in Togo und in der Südsee, vor allem aber die **Lettowschen Siege in Deutsch-Ostafrika** fanden in der Heimat ein begeistertes Echo. Der Kolonialkriegerdank hatte bereits eine ertragreiche Soldaten-Liederbuch-Stiftung ins Leben gerufen, durch die den im Felde stehenden Truppen ein brauchbares Liederbuch als Geschenk gewidmet und der Stiftung zugunsten der Kolonialkrieger Wohlfahrtsmittel zugeführt wurden. Unter der Schriftleitung von Dr. Paul Rohrbach schuf er weiterhin den in vielen Hunderttausenden verbreiteten **Kolonialkriegerdank-Kalender**.



*Heimkehr der deutschen Afrikakämpfer unter **Lettow-Vorbeck** in Berlin.*

Nach Übernahme der Reste der vom Reichskolonialamt noch kurz vor dem Zusammenbruch 1918 durchgeführten großen Volkssammlung zugunsten aller Kolonialleute erweiterte sich das Arbeitsgebiet der Stiftung außerordentlich und umfaßt nunmehr praktisch **die Gesamtheit der Kolonialdeutschen und ihrer Hinterbliebenen neben den alten Kolonialsoldaten.** Eine Namensänderung hat die Stiftung nicht vollzogen, denn auch die neuen Schützlinge waren fast ausnahmslos Kolonialkrieger gewesen.

Soweit als irgend möglich waren Mittel in die Gefangenenlager, die sich in Afrika, in Indien und in vielen anderen Teilen der Welt befanden, gesandt worden, und in Gemeinschaft mit den anderen kolonialen Organisationen mußte nun für Bekleidung für die völlig abgerissen Heimkehrenden gesorgt werden. Das war in dem damaligen Deutschland, das Brot und Fleisch hatte rationieren und Bezugsscheine für Bekleidung, Wäsche und Strümpfe einführen müssen, wahrlich keine leichte Aufgabe. Unvergessen brennt uns das Schandmal in der Erinnerung, als wir erstmalig in den Winterstürmen 1919 unsere zwangsweise in die Heimat abgeschobenen Kolonialleute in Empfang nahmen, von denen viele nur noch die leichten Khakisachen aus den Tropen, die sie auf dem Leibe hatten, ihr ganzes Eigentum nannten.

Die deutsche Kolonialgeschichte schien für viele damals für alle Zeiten beendet zu sein. Verzagtheit war in den Kreisen eingerissen, die bis dahin der kolonialen Sache gedient hatten. Da entschloß sich der Kolonialkriegerdank Ende 1920 unter Mitarbeit zweier in der Kolonialbewegung wohlbekannter Persönlichkeiten, der **Frau von Bredow** vom Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft und des **Gouverneurs Hahl** vom Reichsverband der Kolonialdeutschen, ein neues Sammelbecken für die kolonialen Kräfte im Volke zu schaffen. Die Stiftung unternahm das Wagnis, die koloniale Zeitschrift, ***Der Kolonialdeutsche*** (heute: *Deutsche Kolonial-Zeitung*) herauszubringen, nachdem sie in dieser allertrübsten Zeit nicht weniger als 69 Kolonialkriegervereine wieder um ihre Fahne versammelt hatte.

Mit der Fürsorge für das leibliche Wohl ihrer Schutzbefohlenen verband die Stiftung im kühnen Vertrauen auf die deutsche koloniale Zukunft auch die geistige Ertüchtigung. Die geschichtliche Entwicklung hat ihr recht gegeben.

Ich will die bitteren Jahre des Zusammenbruchs in der Inflation und des mühseligen

Wiederaufbaues übergehen. Mit eisernem Fleiß ist gearbeitet worden, um aus Trümmern wieder Neues zu schaffen. Uns ist im Kolonialkriegerdank eine große und verantwortungsvolle Aufgabe gestellt. Unsere Maßnahmen werden sich nie darin erschöpfen, einer Anzahl beschädigter Kolonialkrieger oder verarmter und vertriebener Pflanzer aus den deutschen Schutzgebieten, denen etwa wegen Mietschulden die Ausweisung droht, beizuspringen. Nein! Wir wollen und müssen viel mehr vollbringen. Wir betreuen ein Menschengut, dem das Schicksal ein hartes Los auferlegte und das der vergangene Staat schlecht behandelt hat mit seiner ungeschickten Regelung der Entschädigung für die zum Teil völlig entwurzelten Kolonialleute. Diese wertvollen deutschen Männer und Frauen müssen tunlichst bald gerade im jetzigen allgemeinen Aufbruch der Nation wieder auf diejenige Scholle zurückgeführt werden, auf die sie auf Grund ihrer reichen Erfahrungen, ihrer treuen Arbeit und ihrer unerschütterlichen Liebe zur zweiten Heimat über See nicht nur einen moralischen, sondern einen unumstößlichen Rechtsanspruch haben. Und wir müssen weiter **die geistige Verbindung mit unseren deutschen Volksgenossen** in den alten Kolonien pflegen, deutsche Sitte und Art auf umbrandeten Vorposten stärken und **die lebendige Brücke** zwischen Kolonie und Mutterland festigen und ausbauen, die **die deutsche, in Afrika geborene Jugend** darstellt; diese hoffnungsstarke, frische Jugend, die in einem unablässigen Kommen und Gehen den Weg über die Meere in die Heimat ihrer Väter zurücklegt, um hier einige Jahre lang in deutschen Lehr- und Werkstätten und auf deutschen Hochschulen Wissen und Bildung und handwerkliche Fertigung sich anzueignen. Solange es der Reichsregierung nicht tunlich erscheint, Gelder für alle diese vielgestalteten Zwecke zur Verfügung zu stellen, so lange muß auf dem Umwege über die private Caritas diese für das Volksganze notwendige Arbeit geleistet werden. Hilfsbereite Volkstumsarbeit wird Hüterin einer besseren kolonialen Zukunft!

Hartnäckig erhält sich unter den Eingeborenen Ost- und Westafrikas das Gerücht, daß die Mandatsherrschaft über die alten deutschen Kolonien bald zu Ende sei. **Sie wird einmal zu Ende gehen müssen, weil ihre Voraussetzung, *die koloniale Schuldlüge*, längst zusammengebrochen ist, und auch um deswillen, weil die Lösung der Kolonialfrage nunmehr wohl vom ganzen deutschen Volke gefordert wird, und nicht zuletzt, weil diese Lösung durchaus auf friedlichem Wege erreicht werden kann.**



Von deutscher Pionierarbeit

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Die deutsche Kolonialbewegung

Erich Duems

Als Fürst **Bismarck** am 24. April des Jahres 1884 jenes bekannte Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt richtete, durch das er die ersten kolonialen Erwerbungen des Bremer Kaufmanns **Lüderitz** unter den Schutz des Deutschen Reiches stellte und damit der Traum des deutschen Volkes nach eigener kolonialer Betätigung in Übersee Verwirklichung fand, sagte **Kaiser Wilhelm I.**, jetzt erst könne er wieder dem Großen Kurfürsten, dessen Denkmal auf der Neuen Brücke in Berlin steht, offen ins Auge schauen. Das koloniale Werk des Großen Kurfürsten mußte zugrunde gehen, weil hinter diesem Werk nur die machtvolle Persönlichkeit seines Schöpfers, nicht aber eine starke und ihrer selbst bewußte **Nation** stand.

Mit der Errichtung des Reiches durch den Fürsten Bismarck wachte im deutschen Volke das Verlangen nach kolonialen Neuräumen wieder auf. Es war nicht wie heute die wirtschaftliche Not, die das deutsche Volk dazu drängte, sich eigene Kolonien zu erwerben, sondern der Drang, an großen nationalen Aufgaben die neu erwachten Kräfte zu messen und die Grundlagen der zukünftigen wirtschaftlichen und nationalen Entwicklung zu verbreitern. Noch stand die Welt dem

deutschen Arbeitsfleiß offen, und die Eröffnung immer neuer Absatzmärkte in Übersee ließ vielen die Gewinnung eigener Absatzräume als zumindest nicht dringlich erscheinen. Das noch nicht industrialisierte Ausland nahm begierig die hochwertigen deutschen Arbeiter und Techniker auf, und der Strom der Auswanderer ebbte keineswegs ab, sondern ging selbst nach Erwerb der deutschen Kolonien in den achtziger und neunziger Jahren in weitem Maße wie bisher nach den Vereinigten Staaten und den übrigen von den Deutschen bevorzugten Auswanderungszielen im Auslande.

So waren es in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts nur wenige weitblickende deutsche Männer, die den hier und da zutage getretenen kolonialen Strömungen im deutschen Volke ein breiteres Bett schaffen wollten, von deren gesammelter mitreißender Bewegung sie die endliche Verwirklichung des Zieles eigener deutscher Kolonien erhofften. In erster Linie waren es der **Fürst zu Hohenlohe-Langenburg**, der spätere Statthalter in Elsaß-Lothringen, und der Oberbürgermeister Dr. **Miquel** in Frankfurt a. M., der spätere preußische Finanzminister, die den Gedanken der Zusammenfassung aller kolonialen Kräfte durch die Gründung des Deutschen Kolonialvereins am 6. Dezember 1882 verwirklichten. Diesem Verein war die doppelte Aufgabe gesetzt, das Verständnis für die Notwendigkeit nationaler Kolonisation zu wecken und eine praktische Lösung der deutschen Kolonialfrage herbeizuführen. Aber erst als Männer von der Tatkraft eines **Dr. Carl Peters** in den Kreis der Kolonialfreunde traten, schritt die koloniale Bewegung von Erwägungen zur Tat. **Dr. Carl Peters** gründete im Jahre 1884 die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, die sich sodann im Jahre 1887 mit dem Deutschen Kolonialverein zur **Deutschen Kolonialgesellschaft** vereinigte, die nunmehr nicht nur die Trägerin der kolonialen Bewegung im Volke, sondern auch die Fördererin der Entwicklung der neu gewonnenen Schutzgebiete werden sollte. Durch die Erwerbung des Bremer Kaufmanns **Lüderitz** in Südwestafrika, durch die Hissung der deutschen Flagge in Kamerun und Togo und durch die von **Dr. Carl Peters** unternommene Expedition an die Ostküste von Afrika war in überraschend kurzer Zeit der Grundstein zum **Deutschen Kolonialreich** gelegt worden.

Nun begann jene Epoche deutscher Kolonialpolitik, in der die bereits bei der Kolonisation des deutschen Ostens bewährte Eignung des deutschen Volkes zu kolonialer Pionierarbeit trotz aller Verdächtigungen und Gegnerschaften in einer Weise bestätigt wurde, daß das Ausland mit Bewunderung auf die schnellen Fortschritte deutscher Kolonisation hinschaute. Im Gegensatz zu den früheren Methoden der Kolonialpolitik hat Deutschland die Kolonien **nicht durch Waffengewalt**, sondern **durch friedliche Verträge** mit den eingeborenen Häuptlingen erworben und die kolonialen Neuräume nicht lediglich als Ausbeutungsobjekte für die Bedürfnisse der Heimat betrachtet, sondern als Gebiete, die seiner Vormundschaft unterstellt waren und für deren eingeborene Bevölkerung zu sorgen, als erste Pflicht einer Kolonisation erachtet wurde. Wenn heute der afrikanische Kontinent von der Geißel der Sklaverei befreit ist, wenn die Fehden unter den eingeborenen Stämmen, die ganze Völkerschaften ausrotteten oder zu den Sklaven der Siegervölker machten, ihr Ende fanden, wenn die furchtbaren Tropenseuchen ihre Schrecken verloren haben und weite, bisher unbewohnbare Gebiete der Siedlung und der landwirtschaftlichen Erschließung eröffnet wurden, so ist dies vorwiegend das **Verdienst der humanen deutschen Kolonialverwaltung und der deutschen Tropenwissenschaft.** Alle kolonisierenden Staaten der Erde haben sich den deutschen kolonisatorischen Grundsätzen anschließen müssen, und es ist **eine der größten Lügen der Weltgeschichte**, wenn in der Haßpsychose des Krieges **die Behauptung aufgestellt wurde, das deutsche Volk sei unfähig und unwürdig, junge Länder zu erschließen und eingeborene Völker zu erziehen.**

Und doch erkannten weder die Nachfolger Bismarcks noch das deutsche Volk in seiner ganzen Breite die Größe der Aufgabe, die Bismarck ihnen hinterlassen hatte: Das zunächst von ihm nur provisorisch geschaffene Werk zu einem geschlossenen, in sich gefestigten, den nationalen Bedürfnissen entsprechenden Kolonialreich auszubauen. Dem in innenpolitischen Kämpfen

befangenen Volke fehlte die **Weite des Blickes** für eine über die Bedürfnisse des Tages hinausreichende großzügige deutsche Kolonialpolitik. Unter den größten äußeren Widerständen und Hemmungen schritt das Werk der Erschließung der Kolonien nur langsam vorwärts. Immer wieder lenkte die **Deutsche Kolonialgesellschaft** den Blick der Regierung und der Parteien auf die Notwendigkeit einer planmäßigen Erschließungspolitik, damit die in den Kolonien ruhenden wirtschaftlichen Werte in größtem Umfange und baldigst der deutschen Volkswirtschaft nutzbar gemacht werden könnten.

Mit umfangreichen Mitteln ausgestattet, entsandte und unterstützte die Deutsche Kolonialgesellschaft nach dem Rücktritt des Präsidenten Fürst zu Hohenlohe-Langenburg unter der tatkräftigen Führung des Herzogs **Johann Albrecht zu Mecklenburg** zahlreiche Forschungsexpeditionen. Gemeinsam mit dem **Kolonialwirtschaftlichen Komitee** errichtete sie landwirtschaftliche Versuchsstationen zur Aufnahme neuer zukunftsreicher tropischer Kulturen, sie förderte die Maßnahmen zur hygienischen Erschließung der Tropen, zum Studium der Eingeborenenkulturen und wandte ihre Fürsorge insbesondere dem Ausbau des Verkehrswesens, der Schaffung eines bodenständigen kolonialen Deutschtums, der Errichtung deutscher Schulen und Wohlfahrtsanstalten und der Fürsorge für in Not geratene Farmer zu. Gleichzeitig entfaltete sie in der Heimat eine umfassende **Aufklärungsarbeit** über die Bedeutung der kolonialen Neuräume für die heimische Wirtschaft und die Notwendigkeit, den Strom der deutschen Auswanderung nach den neuen eigenen Siedlungsräumen hinzulenken. Als der Krieg der deutschen Kolonialarbeit ein allzu frühes Ende setzte, stellten die deutschen Kolonien einen Wertzuwachs an deutschem Nationalvermögen dar, der von ausländischer Seite auf 60 bis 100 Milliarden Goldmark geschätzt wurde.

Die uns im **Versailler Diktat** abgepreßte **Verzichterklärung** auf unsere Kolonien unter dem entehrenden Vorwand, Deutschland sei "nicht fähig und nicht würdig", Kolonien zu verwalten, stellte die Deutsche Kolonialgesellschaft vor die Aufgabe, nunmehr den Kampf für die **Wiedergewinnung** der deutschen kolonialen Neuräume nach **außen** wie nach **innen** zu führen. Sie hat diesen Kampf in Gemeinschaft mit den anderen zum Teil erst nach dem Kriege entstandenen kolonialen Verbänden in Einmütigkeit und Entschlossenheit, allen Widerständen trotzend, durchgeführt. Vor dem Kriege hatten bereits der **Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft** seit 1907 und unter dem Namen "Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien" der **Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See** seit 1888 eine segensreiche Tätigkeit zum Besten des Deutschtums in den Kolonien entfaltet. Im Jahre 1922 hatten sich die kolonialen Kriegervereine zu einem **Deutschen Kolonialkriegerbund** zusammengeschlossen. Neben der Deutschen Kolonialgesellschaft hat seit 1907 der Deutschnationale Kolonialverein (später Deutscher Kolonialverein, 1933 vereinigt mit der Deutschen Kolonialgesellschaft) für die Ausbreitung des kolonialen Gedankens in den breiten Schichten des Volkes gearbeitet. Das **Kolonialwirtschaftliche Komitee**, eine Gründung aus den Kreisen der Deutschen Kolonialgesellschaft im Jahre 1896, diente der Förderung der kolonialen Wirtschaft, der **Kolonialkriegerdank**, eine im Jahre 1909 errichtete milde Stiftung, der Unterstützung in Not geratener Kolonialkrieger und Kolonialdeutscher. Der Initiative des nach dem Tode des Herzogs Johann Albrecht im Jahre 1920 berufenen Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft Gouverneur a. D. Dr. **Seitz** und des Präsidenten des Deutschen Kolonialkriegerbundes General **Maerker** war es zu verdanken, daß im Jahre 1922 alle diese Verbände und zahlreiche andere den kolonialen Aufgaben dienende Vereine und Unternehmen in der **Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft** unter der Führung der Deutschen Kolonialgesellschaft zusammengefaßt wurden. Damit war eine schlagkräftige Front für den kolonialen Kampf geschaffen.

Dieser Kampf richtete sich einmal nach **außen** gegen den Fortbestand der **kolonialen Schuldlüge** und gegen eine Verletzung der Mandatsgrundsätze; nach **innen** gegen die koloniale

Verzichtstimmung und die ausgesprochenen Gegner einer neuen deutschen Kolonialpolitik. Aber die Tätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft und der anderen kolonialen Verbände durfte sich keineswegs auf diesen Kampf beschränken, sondern sie mußte sich auch wie vor dem Kriege der **praktischen Arbeit** in den Kolonien zuwenden. Auf allen diesen Gebieten konnten seit Versailles Erfolge erzielt werden, die wesentlich dazu beitrugen, den Boden für eine wirksame Durchfechtung unserer kolonialen Forderung vorzubereiten.

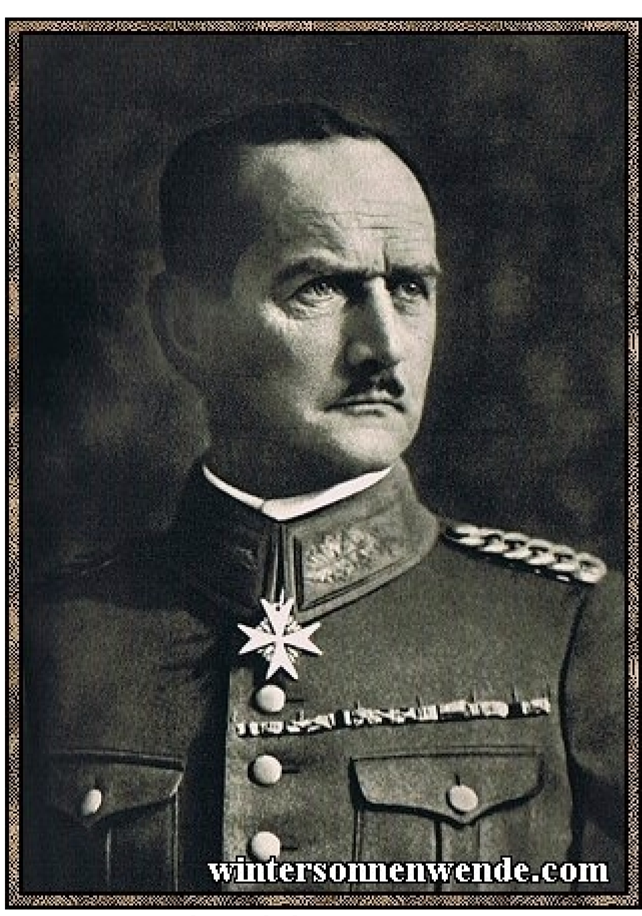
Die von der kolonialen Bewegung nach dem unwahren Schuldspruch von Versailles eingeleitete umfassende **koloniale Aufklärungsaktion im Auslande** erreichte es, daß namhafte Politiker und Historiker sich für einen Widerruf der kolonialen Schuldlüge und eine Revision der kolonialen Bestimmungen des Versailler Diktats einsetzten. Das zähe Festhalten der kolonialen Verbände an der kolonialen Idee in einer Zeit, in der mächtige Parteien und wechselnde Regierungen sie ablehnten, lehrte das Ausland, daß doch einmal eine Zeit kommen werde, in der es sich mit der kolonialen Forderung des deutschen Volkes werde auseinandersetzen müssen. Den Bestrebungen einzelner Mandatsmächte, die ihnen durch das Mandatssystem des Präsidenten **Wilson** versagte völlige Annexion der Kolonien durch eine zielbewußte Wirtschafts- und Kulturpolitik zu erreichen, die den deutschen Einfluß immer mehr ausschaltet, begegneten die kolonialen Verbände durch eine planmäßige koloniale **Deutschtumspolitik** zur Entfaltung und Stärkung der deutschen Kultur in den unter fremder Verwaltung stehenden Gebieten. Was die Deutsche Kolonialgesellschaft, der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See in **gemeinsamer Arbeit** für die Errichtung, Erhaltung und den Ausbau der deutschen Schulen und Schülerheime in den Kolonien, für die Schaffung von Schul- und Volksbüchereien, für das Wohlfahrtswesen und alle sonstigen kulturellen deutschen Einrichtungen in den Jahren seit dem Kriege geleistet haben und immer noch leisten, ist von dem Deutschtum in den Kolonien und auch von den amtlichen Stellen des Reiches dankbar anerkannt worden.



Deutsche Kultur noch heute spürbar. Vielerlei Einrichtungen in Lüderitzbucht zeugen von deutschem Kolonialverständnis.

Besonders schwer war die **Aufklärung** im **deutschen Volke** über die Notwendigkeit der Wiedergewinnung der Kolonien in einer Zeit, in der sich die Regierungen und die weite Masse des Volkes von kolonialen Forderungen abgewandt hatten und eine Verständigungspolitik betrieben, die unser Volk immer mehr in wirtschaftliches Elend und in Abhängigkeit vom Auslande hineintrieb. Den kolonialen Verbänden ist es zu verdanken, daß im Zusammenbruch nach 1918 der koloniale Gedanke nicht ganz im deutschen Volke verlorenging und allmählich wieder zu einem entschlossenen Willen erwachte. In zahlreichen Schriften und in einem umfassenden Vortragsdienst haben die kolonialen Verbände seit dem Tage der Unterzeichnung des Diktats immer wieder dem deutschen Volke vor Augen geführt, daß nicht nur die **Wiederherstellung seiner Ehre**, sondern auch die **Wiederherstellung seiner Wirtschaft** und die **Sicherung zukünftiger Generationen** die Wiedergewinnung der kolonialen Räume verlange. Mit dem Erwachen der Nation ist auch der koloniale Wille im Volke so stark geworden, daß keine Macht der Welt ihn wieder wird beugen können!

Der Sieg der nationalsozialistischen Erhebung im Jahre 1933 bedeutete eine Wende auch für die koloniale Bewegung. Während sie bisher abseits aller Parteien und parteilichen Bindungen aus eigenem nationalem Gewissen heraus für die Wachhaltung der kolonialen Idee im Volke gekämpft hatte, fand sie nun Berechtigung und Berufung ihres Kampfes durch den Willen des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler, der gleich nach der Machtergreifung sein koloniales Ziel mit den Worten bekanntgab: "Es gibt eine große Menge Dinge, die Deutschland aus den Kolonien beziehen muß, und wir brauchen Kolonien genau so nötig wie irgendeine andere Macht."



Reichsstatthalter Ritter von Epp,
Reichsleiter des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP.
Bundesführer des Reichskolonialbundesund des Kolonialkriegerbundes.

Zunächst wurde im Jahre 1933 der Ring, der die kolonialen Verbände seit 1922 vereinigte, fester geschmiedet, indem sich die Verbände im **Reichskolonialbund** unter der Führung der Deutschen Kolonialgesellschaft und unter dem Präsidium von Gouverneur i. R. Dr. **Schnee** enger zusammenschlossen. Im Juni 1936 fand sodann die völlige **Verschmelzung** der kolonialen Verbände in einen **neuen Reichskolonialbund** unter der Führung von Reichsstatthalter General **Ritter von Epp**, des Leiters des Kolonialpolitischen Amtes der Reichsleitung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, statt.

Der neue **Reichskolonialbund** ist eine gemeinnützige Vereinigung deutscher Männer und Frauen zu dem Zweck, die Ziele und Aufgaben zu fördern, die dem deutschen Volk auf kolonialem Gebiet gesetzt werden. Seine besonderen Aufgaben sind: Weckung und Vertiefung des Verständnisses bei allen deutschen Volksgenossen für die kolonialen Notwendigkeiten; Förderung und Durchführung aller Maßnahmen, die der Stärkung des Deutschtums in den Kolonien und der Erhaltung einer engen geistigen Verbindung zwischen kolonialem Deutschtum und dem Mutterland dienen, insbesondere auf dem Gebiet der Erziehung, der Krankenpflege und des Gesundheitswesens in enger Zusammenarbeit mit dem Deutschen Roten Kreuz, ferner der Wohlfahrt und der Kameradschaftspflege, sowie der kolonialen Wissenschaften. Für alle diese Aufgaben ist der **Reichskolonialbund** die von der Reichsregierung **allein anerkannte Organisation** im deutschen Volke.

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Mission und Kolonisation

Universitätsprofessor D. Dr. Julius Richter[1]

Die koloniale Bewegung brachte der **evangelischen** wie der **katholischen Mission** einen großen Aufschwung. Die Losung: "So jemand seine Hausgenossen nicht versorget, der ist ärger als ein Heide" regte an und vertiefte das

missionarische Pflichtgefühl. Es war ein glücklicher Umstand, daß **Deutsch-Südwestafrika**, **Togo** und **Deutsch-Ostafrika** schon lange Zeit vorher von deutschen Missionaren in Angriff genommen waren, ersteres durch die evangelische **Rheinische Mission**, das zweite durch die Norddeutsche Mission in Bremen, letzteres durch die katholischen Missionare vom Heiligen Geist, von denen der Elsässer P. Etienne Braun Bagamojo zu einer weit bekannten Musterstation ausgebaut hatte. Später kamen Weiße Väter und Benediktiner hinzu. Die koloniale Losung führte sodann katholischerseits zur Gründung vieler Missionshäuser mit Studienanstalten in Deutschland und zum Ausbau der Missionsvereine zur Unterstützung der Mission. Es war bei den noch ziemlich primitiven Zuständen in den Kolonien eine große Leistung, daß von evangelischer Seite 111, von katholischer sogar 225 Hauptstationen aufgebaut waren, bis der Wirbelsturm des Weltkrieges über die Kolonien dahinbrauste.

Die den Missionen gestellten **Aufgaben** waren umfassend und schwer. Es handelte sich natürlich in erster Linie überall um die Sammlung, Erziehung und sittlich-religiöse Ertüchtigung werdender **Eingeborenen-Volkskirchen**. Überall in Afrika und Ozeanien tauchten die unter die deutsche Flagge gekommenen Völker gerade erst aus dem **vorgeschichtlichen** Dasein eines geschlossenen Stammeslebens auf. Es war die Riesenaufgabe, ihnen den großen Schatz christlichen Geisteslebens zugänglich zu machen und sie dadurch in den abendländischen Kulturbereich einzugliedern; denn die koloniale Bewegung hatte doch eben ein höheres sittliches Recht nur, soweit sie Ausdehnung der abendländisch-christlichen Kultur, nicht nur Ausbeutung der Bodenschätze und der Volkskraft war. In dieser Linie lagen die überall gleich drängenden Aufgaben der Gemeindegründung und des Aufbaues von Schulsystemen. Es war aber von Interesse zu beobachten, wie jede Kolonie daneben eigenartige Aufgaben stellte.



Das war die Deutsche Mission in Lome;
sie enthielt Schule und Internat für die Negerkinder.

Togo und **Kamerun** liegen in dem westafrikanischen Bereich der Guinealänder, die seit Jahrhunderten der rücksichtslosen Ausbeutung des weißen Mannes erst durch den transatlantischen **Sklavenhandel** und dann durch den westafrikanischen **Branntweinhandel** ausgesetzt gewesen waren. Hier war durch die lange hingezogene, skrupellose Brutalität der weißen Herren auch das afrikanische Volkstum in hohem Maße entartet. Der westafrikanische Fetischismus, lange Zeit irrtümlich als die niederste



Eine deutsche Kirche in Kamerun.

Religionsform angesehen, Massenmorde von Menschen, eine heillose Zersplitterung der Stämme, eine wild wuchernde Sklaverei waren schreckliche Beweise. Hier, noch dazu in einem äußerst ungesunden Klima, des "weißen Mannes Grab", die soliden Grundlagen einer christlichen Volkskultur zu legen, war in der Tat eine heroische Aufgabe.

In **Deutsch-Südwest** war ein Menschenalter hindurch der sinnlose Kleinkrieg der "Gelben" und der "Schwarzen", d. h. der Hottentotten und der Herero, ein fast unüberwindliches Hindernis; es war eine große Leistung der Missionare, daß sie wenigstens auf Jahrzehnte den Frieden sichern konnten. Dann ergab sich hier die umfassende Aufgabe, ein an sich reiches und begabtes Volk, wie die Hunderttausende von Rindern besitzenden Herero, auf eine gesunde und lebensfähige wirtschaftliche Grundlage zu stellen. Das großzügige, leider schließlich gescheiterte Experiment, das die Rheinische Mission unter der Führung Hugo Hahns und die mit ihr verbundene Rheinische Handelsgesellschaft unternahmen, gehört zu den wertvollsten Versuchen auf diesem Gebiete.

Deutsch-Ostafrika war seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das zentrale Ausraubungsgebiet **des arabischen Sklavenhandels** gewesen. Der dadurch geschaffene Wirrwarr unter den eingeborenen Stämmen und die von bleichenden Gebeinen gezeichneten Straßen der auf ihrem trostlosen Marsch zur Küste mit der berüchtigten Gori hilflos gefesselten Sklaven waren die eindrücklichsten Zeichen dieses Landes. Dazu hatte es die Mission hier von Anfang an mit einem gefährlichen Wettbewerber, dem Islam, zu tun, und die große Zukunftsfrage des schwarzen Erdteils: Mohammed oder Christus, Eingliederung in die anti-europäische asiatische oder in die abendländisch-christliche Kultur, trat hier deutlich und beherrschend in den Vordergrund.

In **Tsingtau**, dem einzigen wirtschaftlich-kulturellen Stützpunkt des Deutschen Reiches im Fernen Osten, drängte sich von selbst die Aufgabe auf, durch Kirche, Schule und Hospital den Volksmassen der Schantungprovinz einen Anschauungsunterricht von dem Besten unserer abendländisch-christlichen Kultur zu geben.



Tsingtau mit Kirche.
Sieht es nicht aus wie ein deutsches Musterstädtchen?


In **Kaiser-Wilhelms-Land** trat uns in den sprachlich und volklich geradezu sinnlos zersplitterten Papua und Melanesiern ein besonders tiefstehendes, menschenfresserisches Heidentum entgegen, und es war - wie in anderen Teilen von Neuguinea - geradezu eine Entscheidungsfrage an die geistliche Kraft des Christentums, ob sie dieser ungebärdigen heidnischen Wildheit Herr werden könne. Daß es den Missionaren gelungen ist, unter diesen Wilden lebensfähige und geistlich und kirchlich lebendige christliche Gemeinden mit Zehntausenden von Gliedern, ehemaligen Menschenfressern, zu gründen, ist eine besonders dankenswerte Leistung.

Daneben trat eine Reihe wichtiger kultureller Aufgaben. Die erste war überall die **Erkundung von Sprache und Volkstum**. Es war ein Glück, daß der deutschen Mission und Wissenschaft die beiden Bahnbrecher der afrikanischen Linguistik, Professor D. **Meinhof** in Hamburg und Professor Dr. **Westermann** in Berlin, geschenkt wurden. Sie haben die Missionare und die Sprachforscher ebenso in das wunderbar feine Gewebe der Bantusprachen wie in die verwirrenden Schwierigkeiten der

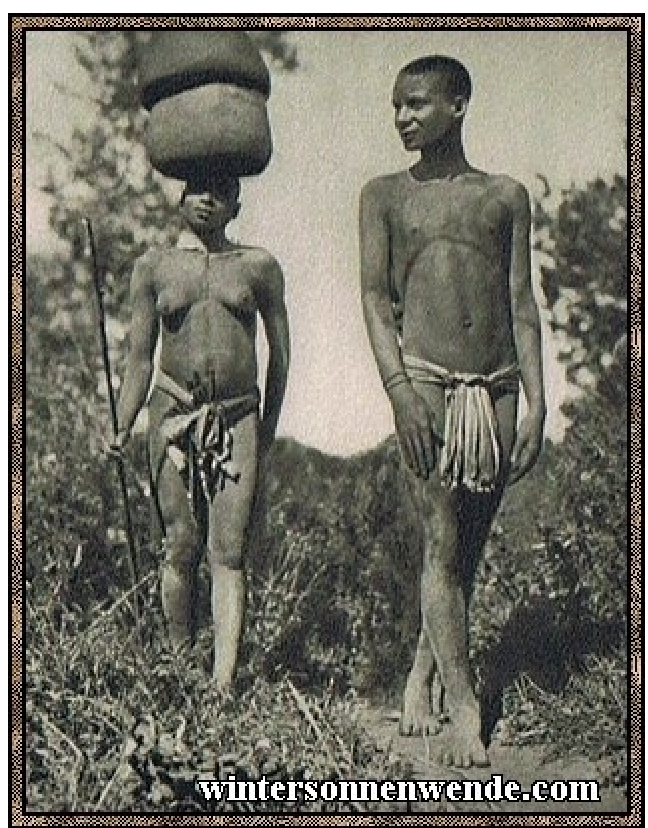
westafrikanischen Sprachen eingeführt.

Ebenbürtig daneben steht die Leistung der Missionare zur Erforschung des Volkstums und der **kulturellen Überlieferungen** ihrer Missionsvölker. Wir besitzen eine beinahe unübersehbare Reihe von wertvollen volkskundlichen Monographien aus der Lebensarbeit der Missionare.



Auch die kleinen Negerkinder müssen lernen. Mädchenschule in Lome, Togo.

Über das **Schulwesen** in den Kolonien waren gerade noch vor dem Ausbruch des Weltkrieges auf Grund umfassender Fragebogen zwei grundlegende Schriften von Professor D. **Schlunk** veröffentlicht: *Die Schulen für Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten* und *Das Schulwesen in den deutschen Schutzgebieten*. Die darin verarbeiteten Statistiken zeigen deutlich das Überwiegen der Missionsschulen: Von den damals registrierten 2710 Schulen gehörten 1682 der evangelischen, 916 der katholischen Mission und nur 112 der Regierung an. Die Missionen hatten also fast ein Monopol im Eingeborenenschulwesen, wenigstens in der Richtung, daß sie alles Gewicht auf eine zweckmäßige Erziehung der eingeborenen Jugend legten, während für die Regierungsschulen der Nachdruck in durchaus verständlicher Weise auf der Ausbildung eines gut geschulten Hilfspersonals für die Verwaltung fiel.



Ein schönes Paar: Kingamann und Frau in Deutsch-Ostafrika.

In der Bekämpfung der vielgestaltigen **Krankheitsnot** waren wenigstens schon vielversprechende Anfänge gemacht. In Tsingtau und dem benachbarten Tsimo bestanden Missionskrankenhäuser. In den afrikanischen Kolonien waren fast alle Missionare durch medizinische und tropenärztliche Kurse für einen allgemeinen Hilfsdienst gegen die am weitesten verbreiteten Krankheiten geschult. Der Ausbreitung von Epidemien konnte wiederholt durch umfangreiche Schutzimpfungen Einhalt geboten werden. Die leider besonders im Südwesten von Deutsch-Ostafrika und in Usambara auffällig zahlreichen Aussätzigen wurden in besonderen Dörfern gesammelt und verpflegt. In Lutindi in Usambara unterhielt die Bethel-Mission das einzige Geisteskrankenasyl der Kolonie.

Vielleicht noch entscheidender sind die Bemühungen der Missionen auf dem kulturellen Gebiet. Die aus dem vorgeschichtlichen

Dämmerdasein erwachenden Negervölker werden widerwillig und willig in den Strudel des modernen Weltlebens hineingerissen. Das stellt ihnen zwei überwältigend große Aufgaben. Ihre wirtschaftliche Daseinsgrundlage reichte meist für die neue Zeit nicht aus. Die Mission führte die modernen Handwerke ein; auf Stationen wie Otjimbingwe in Deutsch-Südwest und Duala in Kamerun entstanden geradezu Handwerkskolonien und Handwerksschulen, die weithin Westafrika mit gelernten Zimmerleuten, Tischlern, Maurern u. a. versorgten. Neben dem *"ora"* wurde das *"labora"* mit allem Nachdruck gepflegt. Neue Kulturpflanzen und Kulturen wurden eingeführt, wie der Weizenbau in Kingalande, der Kakaobau in Kamerun und die großen Plantagenanlagen der katholischen Mission in Bagamojo. Noch wichtiger war die Einführung und Einbürgerung in die große Geisteswelt des Christentums. Die neue Zeit brachte nicht nur Handel und Technik, sondern vor allem einen großen neuen Geistesgehalt. Nur die Mission war imstande und hatte die Geduld und Ausdauer, dies große, neue, geistige Gut in die Seelen einzupflanzen.

Es war der Mission eine Genugtuung, daß sie der kolonialen Verwaltung und dem **Vaterlande** manchen außerordentlichen Dienst leisten konnte.

Auch **Theodor Leutwein** schreibt in seinem Werk *Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika*:

> "Ein entscheidendes Verdienst hat sich die Mission in **Südwestafrika** um die Aufrichtung der deutschen Schutzherrschaft erworben. War es doch überhaupt schon ein günstiger Umstand, daß wir im Lande gerade eine deutsche Mission vorgefunden haben. Als die Frage, »ob englische oder deutsche Schutzherrschaft« an die Eingeborenen herantrat, waren es im wesentlichen die **Missionare**, die durch ihr **Eingreifen die Entscheidung für Deutschland** herbeigeführt haben. Auch später, als es galt, mit den zur Verfügung stehenden geringen Mitteln unsere nominelle Schutzherrschaft in eine tatsächliche umzuwandeln, waren es wieder die Missionare, die als Dolmetscher und Vermittler diese Frage in **friedlichem** Sinne lösen halfen. Ohne deren vermittelnde Aufklärung würde es vielleicht während des Zuges des Majors **von François** und von mir im Jahre 1894 durch das Namaland an manchem Platze lediglich aus Mißtrauen und Mißverständnis auf seiten der Eingeborenen zum Schießen gekommen sein. Eine nichtdeutsche Mission hätte diese überaus wertvolle politische Mitarbeit nicht leisten können."

Als nach den schweren Aufständen der Hottentotten und Hereros 1904/1905 die zerschmetterten Reste dieser Stämme vor dem Untergang gerettet werden sollten, führte das Vertrauen zu den Rheinischen Missionaren 12 288 Hereros zur freiwilligen Unterwerfung und zur Stellung auf den von den Deutschen errichteten Sammellagern. Beendet wurden die Kämpfe erst im Jahre 1906, als die Häuptlinge der Hottentotten auf die verdienstvollen Bemühungen des katholischen Missionars P. Malinowski in der Weihnachtsnacht dieses Jahres auf der Station Heirachabis ihre Waffen niedergelegt hatten.

Als dann im Jahre 1905 der Maji-maji-Aufstand verheerend durch den Süden von Deutsch-Ostafrika tobte, kam er an den Mauern der Berliner Station Jacobi zum Stillstand und zum Zurückfluten. Überall in den Kolonien, am umfangreichsten in Deutsch-Südwestafrika, konnten die Missionen auch den deutschen Siedlern mit Kirche und Schule dienen und vielfach eine geordnete pfarramtliche Versorgung vorbereiten und einleiten.

Um so verheerender brach der **Weltkrieg** mit seinen zersetzenden Wirkungen über die Missionen in den deutschen Kolonien herein. Entgegen allen internationalen Abmachungen überfielen Deutschlands Feinde auch unsere Schutzgebiete und die dortigen Missionsniederlassungen, zerstörten sie zum großen Teil und vertrieben das deutsche Missionspersonal daraus. Nur auf wenigen Feldern wie in Deutsch-Südwestafrika, Tsingtau, auf Kaiser-Wilhelms-Land und Neupommern, durften deutsche Missionare, wenn auch unter den größten Schwierigkeiten, bleiben.

Sonst war das nur den französischen, englischen und belgischen Missionaren gestattet. In **Togo**, **Kamerun** und in **Deutsch-Ostafrika** wurden nach und nach alle deutschen Missionare zwangsweise entfernt und in Konzentrationslagern interniert, die letzten, die Leipziger am Kilimandscharo, sogar noch nach dem Friedensschluß. Erst seit 1925 durften die deutschen Missionare allmählich das jäh unterbrochene Werk wieder aufnehmen. Sie sind fast alle gern in diese liebgewordene Arbeit zurückgekehrt. Leider ist allen Verträgen zum Trotz in drei früheren deutschen Kolonialgebieten den deutschen Missionaren ganz oder zum Teil noch immer der **Zugang verwehrt**, in Französisch-Togo, in dem an **Frankreich** gefallenen Teil des Kameruner Mandats und in der an **Belgien** gefallenen, volkreichen Provinz Ruanda. Die deutsche Mission beklagt schwer diese Verluste.

In den wieder besetzten Kolonialgebieten ist die Arbeit fast überall erfreulich, zum Teil überraschend aufgeblüht.

Gesamtbedeutung und Einzelberichte des **gegenwärtigen** Standes der deutschen evangelischen Missionsarbeit in den Kolonien gibt das neue *Buch der deutschen Weltmission* in über 50 Beiträgen mit Bildern (erschienen im Leopold Klotz Verlag, Gotha). Einen wertvollen Bericht über Entwicklung und **gegenwärtigen Stand evang. Missionsarbeit in Kamerun** gibt das neue Buch: Em. Kellerhals, *Das Volk hinterm Berg* (Missionsverlag, Stuttgart); wir haben an anderer Stelle einen Bericht über den Kampf der Mission gegen die Geheimbünde in Kamerun aus diesem Buche entnommen.

Das katholische Missionswerk hat durch den Krieg an sich kaum gelitten; es hat vielmehr einen großen Aufschwung erlebt, und die deutschen Missionare haben in anderen Gebieten, die ihnen zugewiesen worden sind, ihre Tätigkeit fortsetzen können, auch zur Hebung des deutschen Ansehens in diesen Ländern. Kamerun, Togo, zum Teil Ostafrika und einige Gebiete in Ozeanien sind ihnen verlorengegangen. Südwestafrika, Neuguinea (Kaiser-Wilhelms-Land), Neupommern und Kiautschou haben sie behalten. Nach Ostafrika sind die Benediktiner zurückgekehrt, und den Weißen Vätern der deutschen Provinz ist daselbst ein weites Gebiet eingeräumt. Die Missionare vom Heiligen Geist haben neben Elsässern auch wieder eine Anzahl deutscher Patres, Brüder und Schwestern eingestellt.

Die gediegene kirchliche und kulturelle Arbeit der evangelischen und katholischen Missionare ist ein eindrücklicher Gegenbeweis gegen die **koloniale Schuldlüge**. Sie ist ein schlagender Beweis für die deutsche **Kolonialfähigkeit** und gegen die angeblichen kolonialen Greuel unseres Volkes.



*[Scriptorium merkt an:
Nachfolgende Tabellen erscheinen im Original auf der 2. Hälfte von Seite 356 bzw. auf S. 357.]*

Deutsche evangelische Missionen in den Kolonien

Gebiete	Missionsgesellschaften	Getaufte Christen 1913	Getaufte Christen 1935	Missions-Stationen Haupt	Missions-Stationen Neben	Missionare Ordin.	Missionare Andere	Missionare Frauen u. Schwest.	Eingeb. Katech. Lehr. 1935
Togo	Neudeutsche Mission	7780	48491	18	245	5	—	6	521
Kamerun	Basler Mission	15112	17332	10	473	23	2	7	91
	Dt. Baptisten-Miss.	3124	4138	4	73	6	—	4	73
Dt.-Südwest	Rhein. Mission	23375	60075	22	53	25	1	33	201
Dt.-Ost	Bethel-Mission	2168	15102	16	164	10	18	51	339
	Berliner Mission	3927	15539	17	564	18	3	24	1129
	Brüdergemeinde	1781	15410	8	518	7	4	12	395
	Leipziger ev. luth. Miss.	2729	26664	17	134	16	7	20	276

Neuguinea	Neuendettelsauer Miss.	3637	33231	16	200	28	14	36	734
Südsee	Liebenzeller Mission		7680	27	185	34	2	57	274
Kautschou	Ostasienmission	—	—	2	—	1	3	5	46

[Der Hilfsbibliothekar merkt an: Für diese Druckversion wurde die folgende Tabelle in 2 Tabellen aufgetrennt.]

Die deutschen katholischen Kolonialmissionen

		Getaufte		**Haupt-stationen**		**Priester**	
		1914	**1935**	**1914**	**1935**	**1914**	**1935**
Togomission	Lyoner Missionare	17000	94389	12	71	47	60
Kamerun	Franz. Miss. v. Hl. Geist u. engl. Mill-Hiller	28000	362664	14	113	34	105
Deutsch-Südwest-afrika	Deutsche Oblaten der Unbefleckten Jungfr. u. des Hl. Franz v. Sales	5028	14787	20	62	31	47
Deutsch-Ost	Dt. u. schweizer. Benediktiner v. St. Ottilien; dt. u. schweizer Kapuziner; dt. u. franz. Weiße Väter; ital. Konsolata-Missionare; irische u. holl. Miss. v. Hl. Geist	62124	527165	104	149	224	340
Neuguinea-mission	Steyler Missionare	3684	30964	17	29	27	47
Südsee-mission	Dt. Miss. des Hlst. Herzens, dt. Maristen; span. Jesuiten	30211	97018	68	112	79	117
Deutsch-China	Steyler Missionare	5617	35126	4	27	10	43
		151664	1162113	239	563	452	759

	Brüder		**Schwestern**		**Lehrer u. Katechisten**		**Schulen**		**Schul-besucher**	
	1914	**1935**	**1914**	**1935**	**1914**	**1935**	**1914**	**1935**	**1914**	**1935**
Togomission	18	12	25	35	228	358	200	211	8500	14857
Kamerun	36	33	29	56	223	3581	200	1136	20000	38959
Deutsch-Südwest-afrika	26	41	30	136	27	207	25	70	728	2460
Deutsch-Ost	109	188	220	416	1530	4819	1545	3570	76000	223804
Neuguinea-mission	24	61	45	65	6	300	17	94	1750	4783
Südsee-mission	79	87	76	215	214	1093	240	500	8554	24604
Deutsch-China	4	8	21	80	—	332	32	155	256	2746
	296	430	446	1003	2228	10690	2259	5736	115788	312213

Anmerkung:

1 Die Angaben über den Stand der katholischen Kolonialmissionen beruhen auf Mitteilungen des katholischen Missionsstatistikers P. Dr. Freitag-Driburg. ...zurück...

Der Arzt in den deutschen Kolonien

Prof. Dr. med. Otto Fischer
Leiter des Tropen-Genesungsheims, Tübingen

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Als das junge Deutsche Reich um die Jahrhundertwende in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, übernahm es mit dem neuerworbenen Recht auf außereuropäischen Boden in vollem Bewußtsein der ihm daraus erwachsenden Ausgaben die Pflicht der Sorge für seine farbigen Untertanen. Die rasche Befriedung des Landes, die in wenigen Jahren durchgeführt war, schuf die erste Voraussetzung seiner wirtschaftlichen Entwicklung, die bisher durch die unaufhörlichen blutigen Stammesfehden der Eingeborenen untereinander gehindert worden war. Ihrer tatsächlichen Durchführung stellte sich aber noch ein anderes Hemmnis entgegen, dessen Überwindung viel schwieriger war und weit größere Opfer forderte. Fast alle deutschen Schutzgebiete lagen im Tropengürtel der Erde, dessen mörderischem Klima auch die beste Gesundheit auf die Dauer nicht zu trotzen vermochte. So mußte dem **Arzte** eine wichtige, wenn nicht die grundlegende Aufgabe für die Eroberung dieser Länder und ihre Eingliederung in den Wirtschaftskörper der Welt zufallen, er wurde der **Schrittmacher der Kultur**, der seiner Tätigkeit erst einen Zugang bahnte, indem sie den weißen Führer wie seine farbigen Mitarbeiter gesund und leistungsfähig erhielt und damit eine Arbeit auch in verseuchten Gebieten möglich machte.

Diese Aufgabe war allerdings in jenen Zeiten noch weit schwieriger als heute, da damals die Kenntnisse der Wissenschaft über die Schädlichkeiten der warmen Länder und ihre Ursachen noch sehr gering, in vielen Punkten fast gleich null waren. Fielen doch erst in jene Jahre die gewaltigen Entdeckungen der tropenmedizinischen Forschung, die heute aus dem anscheinend unlösbaren Rätsel der tropischen Gesundheitsschäden ein wohlgeordnetes Bild sicher erkannter und wohl umschriebener Krankheiten gemacht haben. Daß hierbei **deutsche Forscher auf deutschem Boden** ein gut Stück Arbeit geleistet haben, wird immer Stolz und Genugtuung der deutschen ärztlichen Wissenschaft bleiben. Aber über den großen Entdeckern darf nicht die gewaltige Zahl derjenigen vergessen werden, die in treuer Kleinarbeit an den Ufern des Tanganjikasees, in den Steppen Südwestafrikas, an den Fieberküsten Togos und Kameruns und auf den einsamen Inseln der Südsee das, was in einem unglaublich raschen Siegeslauf wissenschaftlicher Erkenntnis ersonnen und erarbeitet wurde, im täglichen Leben, meist auf sich allein angewiesen, in die Praxis umsetzten, zum Heile vor allem auch der Eingeborenen des Landes, die unter den Geißeln der Tropenkrankheiten nicht weniger litten als der zugewanderte Weiße. **Dem unbekannten Soldaten**, der als Arzt oder Heilgehilfe tief im Innern des schwarzen Erdteils unverdrossen seinen Dienst tat, soll auch in der Heimat ein stilles Gedächtnis bewahrt sein, wie es in den Herzen der Eingeborenen noch heute lebt, wenn die Alten von der Zeit sprechen, in der die Kolonien unter deutscher Herrschaft standen, und die sie alle zurücksehnen. Wer einmal hat hören können, mit welcher Liebe die Schwarzen an den Hängen des Kilimandscharo noch heute an ihren früheren deutschen Stabsarzt in Moshi zurückdenken und nicht begreifen können, warum er sie hat verlassen müssen, den wird es nicht wundernehmen, wenn ihm vom ersten Tage seiner Tätigkeit auf afrikanischem Boden das Vertrauen und die Liebe der



Prof. Dr. Otto Fischer
bei der Krankenbehandlung in Deutsch-Ostafrika.

Eingeborenen sicher sind.

Dabei soll nicht übersehen werden, daß der **Tropenarzt** sich heute in einer besonders glücklichen Lage befindet. Er kann wirklich heilen, und oft in wenigen Tagen ein vielleicht seit Jahren bestehendes Leiden beseitigen. Der rasche sichtbare Erfolg, den ihm die gerade im letzten Jahrzehnt erzielten Fortschritte auf therapeutischem Gebiet gestatten, erleichtert ihm seine Aufgabe gewaltig, und es muß wiederum jeden Deutschen mit Stolz erfüllen, daß es deutsche Wissenschaft war, die der Welt einen großen Teil dieser Heilmittel schenkte, zu einer Zeit, in der **Deutschland als unwürdig und unfähig aus der Reihe der Kolonialmächte ausgeschlossen war durch den Spruch derjenigen, die der Ausbreitung der Seuchen gerade in den ehemals deutschen Schutzgebieten trotz hochtönender Worte nicht entgegenzutreten vermocht haben.**

Wir nennen das **Plasmochin**, das die bisher unbeeinflußbaren Dauerformen der tropischen Malaria in wenigen Tagen aus dem Blut zu beseitigen vermag, das **Atebrin**, das, erst seit wenigen Jahren bekannt, durch seine rasche und sichere Wirkung auch nach kurzer Anwendung in der Behandlung des Wechselfiebers unentbehrlich geworden ist, das **Yatren**, mit dem die Tropenruhr schnell und endgültig geheilt werden kann, das **Germanin**, das die Schrecken der Schlafkrankheit bannte, die **Antimonpräparate**, die eine bisher unrettbar zum Tode führende Krankheit, den in Indien millionenfach vorkommenden Kala-Azar, im Laufe kurzer Zeit zu beheben vermögen **(Neostibosan)**, und die in anderer Form **(Fuadin)** die lästigen Bilharziaerkrankungen, vor allem die die Harnblase betreffende Art, zu beseitigen in der Lage sind. Diese wenigen Beispiele, die noch durch manches andere vermehrt werden könnten, müssen in diesem Zusammenhang genügen. Sie zeigen der Welt, daß die deutsche Wissenschaft nicht stillgestanden hat, auch wenn man ihr die Betätigung in den Tropen unmöglich gemacht oder doch zum mindesten sehr erschwert hat. Jedenfalls wird der Dank vieler geheilter Patienten gerade unter den Ärmsten der Eingeborenen, von denen jeder in den Tropen arbeitende Arzt berichten kann, eine **beredtere Sprache reden als die Propaganda der Kolonialschuldlüge.**

Es geht nicht an, in diesen kurzen Zeilen die gesamten Probleme tropischer Seuchenbekämpfung und ihre Handhabung in unseren alten Kolonien aufzurollen. Dazu mangelt es an dem nötigen Raum. Es können hier nur einige wichtige Einzelfragen herausgegriffen und aus persönlicher praktischer Erfahrung, die ich selbst vor einigen Jahren bei einem längeren Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika gewinnen konnte, beleuchtet werden.

Was die **medizinische Organisation** in unseren Schutzgebieten betrifft, so überzog das ganze Land ein Netz ärztlicher Stationen, meist errichtet im Anschluß an die militärischen und verwaltungsmäßigen Regierungsstützpunkte, viel zu weitmaschig noch zur Erzielung eines endgültigen Erfolgs, da ihre Zahl naturgemäß beschränkt war durch den Umfang der zu diesem Zwecke zur Verfügung stehenden Mittel. Hier fand sich ein Hospital mit einem vielseitig ausgebildeten und vor allem in Tropenkrankheiten durch ein gründliches Studium im **Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten** geschulten Arzte, dem ein kleiner Stab meist eingeborener Gehilfen zur Seite stand. Es bildete zugleich den Mittelpunkt für die **Bekämpfung ansteckender Krankheiten** in dem zugehörigen, oft recht großen Bezirk. Ihm waren nicht selten kleinere Zweigstationen unterstellt, in denen ein Sanitätsfeldwebel oder auch ein eingeborener Heilgehilfe arbeitete, d. h. einfachere Fälle auf Grund der ihm gegebenen Vorschriften behandelte, schwerere dem Arzte zuführte. Ihre Bedeutung für die frühzeitige Erkennung eines Seuchenausbruchs (Pocken, Typhus usw.) versteht sich von selbst.

Eine wertvolle Ergänzung fand diese Grundorganisation durch die **Tätigkeit der Missionen**, die sich sehr bald der ihnen durch die große Krankheitsnot erwachsenden Aufgaben gegenüber den von ihnen betreuten Eingeborenen bewußt wurden und ihnen im Laufe der Jahre immer größere Aufmerksamkeit schenkten. Sie sandten nicht nur **Ärzte** aus, deren Zahl vor dem Kriege allerdings

noch recht klein war. Ebenso wertvoll und wichtig war die Bereitstellung von **Schwestern**, die, in Krankenpflege und vor allem in Geburtshilfe gründlich ausgebildet, zu selbständiger Tätigkeit auf dem ihnen zugewiesenen Posten alle Voraussetzungen mitbrachten und hier unschätzbare Arbeit leisteten. Sie sorgten ferner dafür, daß ihre Missionare und deren Angehörige vor ihrer Ausreise gewisse grundlegende Kenntnisse in der Tropenmedizin, wie auch in der ersten Hilfe in Unglücksfällen erhielten, die sie dann im Falle der Not für sich selbst verwerten konnten, die aber in erster Linie den von ihnen betreuten Eingeborenen, die sich vertrauensvoll in jeder Frage, so vor allem auch in ihren Krankheitsnöten, an sie wandten, zugute kamen. Zu diesem Zwecke werden seit Jahren im **Deutschen Institut für ärztliche Mission** in **Tübingen** und neuerdings auch im **Missionsärztlichen Institut** in **Würzburg** besondere Kurse abgehalten.



Das Hospital der Brüdergemeinde in Sikonje, Deutsch-Ostafrika.

Das **Deutsche Institut für ärztliche Mission** in Tübingen wurde am 15. November 1906 ins Leben gerufen und gegründet durch den bekannten Stuttgarter Kaufmann und Industriellen Dr. e. h. **Paul Lechler**. Seine Aufgabe ist die Ausbildung von Ärzten und Schwestern, vor allem auch Hebammen, die im Dienste der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften auf der ganzen Welt tätig sein sollen. Das stattliche Haus wurde im Frühjahr 1909 von Studierenden bezogen. Es bietet ihnen durch tropenmedizinische Vorlesungen und Kurse **neben dem Studium an der Universität** und der Ausbildung in den verschiedenen Kliniken besondere Möglichkeiten zur Erweiterung ihrer Kenntnisse. Die Schüler des Instituts haben in den nunmehr 26 Jahren seines Bestehens **in allen Teilen der Erde** der dort lebenden eingeborenen Bevölkerung wie den eingewanderten Europäern unendlich viel Gutes getan und gerade auch in den **deutschen Kolonien** bis zum gegenwärtigen Augenblick wertvollste Arbeit geleistet.

Es ergab sich ganz von selbst, daß Kranke aus den Tropen hier, wo erfahrene Tropenärzte wirkten, sich einfanden, um Rat und Heilung zu suchen, und so entstand unabweisbar die Notwendigkeit, einzelne Zimmer des Hauses für Schwerkranke zur Verfügung zu halten und zugleich eine immer zunehmende poliklinische Tätigkeit zu entwickeln. Aus diesen kleinen Anfängen erwuchs das **Tropen-Genesungsheim**, das, am 15. November 1916 seiner Bestimmung übergeben, ein mit allen modernen Mitteln für die Erkennung und Behandlung tropischer Krankheiten eingerichtetes Haus darstellt. Hier findet **jedermann**, der aus den Tropen zurückkommt oder in die warmen Länder reisen will, in allen Fragen Rat und Hilfe.

Den gleichen Aufgaben für die katholische Mission dient das am 3. Dezember 1922 eröffnete katholische **Missionsärztliche Institut in Würzburg**, dem allerdings ein besonderes Tropenkrankenhaus nicht angeschlossen ist. Das Institut ist der Mittelpunkt der katholischen missionsärztlichen Bewegung. Hier werden Ärzte und ärztliche Hilfskräfte in den speziellen Aufgaben, die die Tätigkeit auf dem Missionsfelde erfordert, geschult. Dabei werden in der letzten Zeit tropenmedizinische Kurse durch Mitglieder des Hamburger Tropeninstituts abgehalten.

Eines der wichtigsten Probleme, das in seiner für sämtliche Kolonien gleich großen Bedeutung allerorts dieselbe Beachtung verlangte, stellt die **hohe Sterblichkeit der Eingeborenen im Säuglings- und frühesten Kindesalter** dar. Es hat von vornherein die Aufmerksamkeit der Ärzte in unseren Kolonien erregt. Nach meinen eigenen vor einigen Jahren aufgestellten Berechnungen wird z. B. in Ostafrika in den Gebieten mit ausgesprochen tropischem Klima **knapp die Hälfte** aller eingeborenen Kinder wirklich groß, und nach ausgedehnten ähnlichen Untersuchungen vor dem Kriege findet sich in manchen Dörfern eine sogar 80% übersteigende Kindersterblichkeit. Daß diese Verhältnisse auch beim Vorliegen einer sehr hohen Geburtenziffer eine Verminderung der eingeborenen Bevölkerung nach sich ziehen müssen, ist selbstverständlich. Der Eingeborene stellt aber in jedem Koloniallande das **wichtigste Aktivum der Wirtschaftspolitik** dar, da seine Arbeitskraft gerade in den Tropen unentbehrlich ist und auf ihr die Möglichkeit der Entwicklung des Landes beruht. So ist seine Erhaltung ebenso wie die Besserung seiner gesundheitlichen Lage durch die damit verbundene Steigerung seiner Leistungsfähigkeit der wesentlichste Faktor zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes und daher der Aufwendung selbst erheblicher öffentlicher Mittel wohl wert. Es war daher eine bedeutungsvolle Aufgabe, den Ursachen dieser hohen Säuglingssterblichkeit nachzugehen, und nicht umsonst ist für eine ausgiebige Bearbeitung dieser Frage schon vor dem Kriege ein wissenschaftlicher Preis ausgesetzt worden. Aus der großen Zahl der Todesursachen im zartesten Alter lassen sich in den Gegenden Ostafrikas, in denen ich selbst mich mit diesen Dingen beschäftigen konnte, drei als besonders wesentlich herausfinden: **Malaria**, **Lungenentzündungen** und **Ernährungsstörungen**. Gegen diese Ursachen muß sich denn auch der Kampf in erster Linie richten.



Vertrauen zum Arzt auch in Deutsch-Ostafrika: Malariabekämpfung.

In den heißen Sumpfgebieten spielt die **Malaria** wohl die Hauptrolle. Jedes Kind wird schon gleich nach der Geburt durch unzählige Stiche der das Wechselfieber übertragenden Mücken angesteckt und im Laufe der Jahre durch die Krankheit immer wieder an den Rand des Grabes gebracht. Hier kann auch eine kurze Behandlung, die in der Verabreichung von 2 - 3 Chinineinspritzungen besteht, das bedrohte Leben erhalten und den Organismus zum weiteren Kampf gegen den ihn angreifenden Erreger geeignet machen. In dieser Hinsicht bedeutet jede ärztliche Station, auf der eine solche Behandlung durchgeführt werden kann, einen wichtigen Stützpunkt, um so mehr, wenn das Vertrauen zum Arzt die Leute veranlaßt, die kranken Kinder früh genug zum Arzte zu bringen. Noch wesentlicher ist es aber, selbst in die Dörfer der Eingeborenen zu gehen und die Erkrankten sich vorführen zu lassen oder sie in den Hütten zu besuchen. Hier eine gut arbeitende Organisation zu schaffen, in der auch entsprechend ausgebildete verantwortungsbewußte **Heilgehilfen** eine wichtige Rolle zu spielen berufen sind, ist der Anfang einer wirklichen Bekämpfung dieser Ursache der Säuglingssterblichkeit. Ihr diente der ganze medizinische Apparat in unseren Kolonien, dessen Aufbau oben geschildert wurde. Es sei aber an dieser Stelle besonders hervorgehoben, daß in **Ostafrika** z. B. gerade in der letzten Zeit die seit 1925 in ihre alten Arbeitsgebiete zurückgekehrten deutschen Missionsgesellschaften in dieser Hinsicht geradezu Vorbildliches geschaffen haben. So sind etwa im Bereiche der Berliner Mission, die in der weiteren Umgebung des Njassasees arbeitet, eine ganze Reihe von **Krankenschwestern** tätig, die, dieser Aufgabe wohl bewußt, durch ihr Eingreifen in ihren regelmäßigen Sprechstunden, wie bei immer wiederholten Reisen im Lande,

zahlreiche Kinder vor dem Tode an Malaria retten. Dieses Netz durch Aussendung weiterer Schwestern und Einreihung der entsprechend ausgebildeten Missionare, wie durch Einsetzen von eingeborenen Heilgehilfen an nicht von Europäern bewohnten wichtigen Punkten auszubauen, ist ein Ziel, dessen Erreichung nur durch den Mangel an Mitteln hinausgezögert wird.

Es sollte das Bestreben jeder Regierung sein, diese Arbeit und ihre Durchführung auf jede Weise, auch durch Bereitstellung von Geldmitteln und Medikamenten zu fördern. Uns ist es aber eine Freude, daß **deutsche** Missionen durch ihre **deutschen Mitarbeiter** an der Lösung dieser grundlegenden Frage in einer alten **deutschen Kolonie** so aktiv und erfolgreich tätig sind. In ihrem Dienste stehen heute wieder fünf **Ärzte**, zwei **Ärztinnen** und eine **Zahnärztin**, während ein weiterer **Arzt** und eine **Ärztin** in Deutsch-Neuguinea arbeiten. An sie schließt sich ein **großer Stab von Schwestern** und **Hebammen** an, von denen nicht wenige auch in den anderen Kolonien, in die Missionsärzte noch nicht ausgesandt sind, z. B. in Kamerun, Südwestafrika und auf den Südsee-Inseln tätig sind. Nicht unerwähnt darf aber bleiben, daß in den letzten Jahren deutschen Ärzten auch ohne die Ablegung einer Prüfung auf einer englischen Universität die Ausübung der Praxis in **Deutsch-Ostafrika** gestattet ist und daß von dieser Möglichkeit vielfach Gebrauch gemacht wurde. Ebenso sind auch in den unter britischer Verwaltung stehenden Teilen von Kamerun und Togo seit diesem Jahre wieder einzelne deutsche Ärzte tätig, während in Deutsch-Südwestafrika immer ein gewisser zahlenmäßig allerdings begrenzter Kreis von deutschen Ärzten gewirkt hat.

Noch ein Wort zu den **Ernährungsstörungen**. Sie sind zum Teil wohl nur die Begleiterscheinung irgendwelcher fieberhafter Erkrankungen, vor allem der Malaria, wenn sie auch letzten Endes in vielen Fällen als die Ursache des Todes anzusehen sind. Zum anderen Teil aber haben sie ihren Grund in der **unsinnigen** Art, in der die Eingeborenen ihre Säuglinge ernähren. Neben der Muttermilch, die dem Kinde gegeben wird, sobald es schreit, erhält es mindestens zweimal am Tage eine **Breimahlzeit**, meist aus einer gerösteten Banane bestehend, die von der Mutter im Munde fein zermahlen und gründlich eingespeichelt dem Kinde direkt eingespuckt oder auch unter mehr oder minder großer Gewaltanwendung in den Mund eingerieben wird.



Bekämpfung der Schlafkrankheit in Deutsch-Ostafrika: der Polizist bringt den Kranken ins Hospital.

Ein Ruhmesblatt deutscher ärztlicher Kolonialarbeit ist die **Schlafkrankheitsbekämpfung** in unseren afrikanischen Schutzgebieten. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß wir vor dem Kriege einen großen Teil Ostafrikas von der Seuche befreit hatten und diese in den anderen Gebieten der Kolonie, ebenso wie in Kamerun, durchaus beherrschten und ihrer Weiterverbreitung vorzubeugen in der Lage waren, und das zu einer Zeit, wo man das wirksamste Schlafkrankheitsmittel, das **Germanin**, noch nicht kannte. Dieser Erfolg ist nur der folgerichtigen Durchführung der von den deutschen Schlafkrankheitsforschern unter Führung von **Robert Koch** als notwendig erkannten Maßnahmen zu danken, das sind - um es kurz zu erwähnen - Isolierung und Behandlung aller Kranken, die durch gründliche Untersuchung der verseuchten Dörfer (vor allem durch Fahnden nach Leuten mit vergrößerten Nackendrüsen) festzustellen sind, Abholzen der See- und Flußufer in

den betroffenen Gegenden, um der im Busch lebenden Tsetsefliege den Schatten zu nehmen und ihr damit das Leben unmöglich zu machen, Verhinderung der Abwanderung Schlafkranker in noch nicht von der Seuche erfaßte Gebiete, in denen der Überträger, die Tsetsefliege, vorkommt, also strenge Überwachung der Straßen und genaue Untersuchung der sich auf ihnen bewegenden Bevölkerung.

Es ist ein Verdienst der deutschen Regierung, in ihren Schutzgebieten das Auftreten großer **Pockenepidemien**, die früher von Zeit zu Zeit immer wieder gewaltige Opfer forderten, verhindert zu haben. Sie hat durch ihre Organe unter Zuhilfenahme der in jenen Gegenden arbeitenden Missionsgesellschaften die Bevölkerung im Laufe der Jahre durch Ansetzen immer wiederholter Impftermine fast völlig durchimmunisiert. Es ist damit zwar noch nicht gelungen, die Seuche völlig auszurotten, denn der eine oder andere entgeht doch der Impfung, aber ihre Ausbrüche nehmen keine gefahrdrohende Ausdehnung mehr an und hören in kurzer Zeit von selbst auf.

Endlich noch ein Wort über den **Aussatz**, jene furchtbarste Seuche, die ihren Träger für sein Leben unglücklich macht. Hier hat die deutsche Regierung den einzigen Weg beschritten, der eine Verringerung ihrer Ausbreitung bewirken kann und der z. B. Deutschland und den größten Teil Mitteleuropas im Laufe der Jahrhunderte von der Lepra völlig befreit hat. Sie hat in allen ihren Schutzgebieten **Isolierdörfer** angelegt, die zum Teil an Zahl und Umfang bei der in manchen Gegenden recht erheblichen Verbreitung der Seuche sehr groß sein mußten. In ihnen wurden die Kranken untergebracht, konnten sich zusammen mit ihrer Familie ihre Hütten bauen, ihr Feld bestellen und nach gewohnter Art ihr Leben führen. Sie waren aber von der Umgebung völlig abgeschnitten, sie durften das von Polizeisoldaten bewachte Gebiet nicht verlassen und anderen war der Zutritt zu ihnen verboten. Sie wurden hier von den Missionsgesellschaften, denen die Sorge um das leibliche und geistige Wohl dieser Armen übergeben war, betreut. Es ist verständlich, daß eine starke Abneigung der Leute gegen die Übersiedlung in diese Dörfer bestand, denn die völlige Trennung von ihrer ganzen weiteren Verwandtschaft traf sie recht hart, und so suchten sie sich dieser Maßnahme so lange wie nur möglich zu entziehen. Es gelang daher auf diese Weise im allgemeinen mit Sicherheit nur die allerdings meist sehr ansteckenden Spätfälle mit unverkennbaren Erscheinungen der Seuche zu erfassen. Kranke in einem früheren Stadium konnten sich oft lange der Isolierung entziehen, indem sie sich unter Umständen sogar verborgen hielten. Nachdem nun aber ein geeignetes Vorgehen (Anwendung von Chaulmoograöl) gerade hier am ehesten einen sicheren Heilungserfolg versprach, schien ein Aufgeben oder doch eine Lockerung der Zwangsinternierung aller erreichbaren Leprafälle eher geeignet, diese Leute zur Durchführung einer solchen Behandlung zu veranlassen, und so wurde in manchen Gegenden eine entsprechende Änderung der gesetzlichen Maßnahmen durch die Mandatsverwaltung vorgenommen. Der Erfolg entsprach aber nicht den gehegten Erwartungen und zeigte, daß das Vorgehen der deutschen Regierung das Richtigere gewesen war. Die Wiederherstellung der Freizügigkeit der Aussätzigen, wie sie z. B. in Ostafrika am Nordufer des Njassasees erfolgte, bewirkte, daß die Kranken sich über das ganze Land zerstreuten, wenn auch ein gewisser Teil in den von der Regierung eingerichteten großen Leprösenansiedlungen blieb, vielleicht von den ihnen dort gewährten Vorteilen, vor allem Steuerfreiheit, Behandlungsmöglichkeit usf., festgehalten. Viele aber verließen dauernd oder auch nur vorübergehend ihren bisherigen Wohnsitz, um wieder mit ihrer Sippe zusammen zu sein. Sie wurden damit eine Quelle für die Verbreitung der Seuche über das ganze Land, die trotz der mangelhaften Erfassung der Frühfälle vorher mit Sicherheit verstopft war. Allerdings werden die Folgen dieser Maßnahme bei der langen Zeit, die gerade beim Aussatz von der Ansteckung bis zum Auftreten der ersten Erscheinungen vergeht, erst nach Jahren bemerkt werden. Ihre Anfänge aber habe ich selbst schon feststellen können, indem ich verschiedentlich leprakranke Kinder fand, als deren Infektionsquelle ein auf Besuch befindlicher Aussätziger, der in der gleichen Hütte gewohnt hatte, anzusehen war.

Der beschränkte Raum gestattet nur einige Probleme ärztlicher Tätigkeit, mit denen sich die

deutsche Kolonialverwaltung in der kurzen Spanne ihrer Wirksamkeit auseinanderzusetzen hatte, zu berühren. Ihre tatkräftige Durchführung und die dabei erzielten Erfolge sind der anschaulichste Beweis für die Unrichtigkeit der Behauptung, der **Deutsche sei als Kolonisator ungeeignet. Wir Tropenärzte erheben daher auf Grund persönlicher Erlebnisse und Erfahrungen unsere Stimme, dem deutschen Volke den Weg zu eigenen Schutzgebieten in Übersee freizumachen und damit unser gutes Recht wiederzugeben, eigenem Volk auf eigenem Boden durch die Errungenschaften unserer Wissenschaft, die in der neuesten Zeit gerade auf dem Gebiete der Tropenmedizin bahnbrechend waren, dienen zu können.**

50 Jahre Rotkreuzarbeit in den Kolonien

Hildegard von Lekow,
Stellvertr. Vorsitzende des Deutschen Roten Kreuzes,
Frauenverein für Deutsche über See

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Bald nachdem Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war und von Schutzgebieten in Afrika und in der Südsee Besitz ergriffen hatte, fand sich ein Kreis kolonialbegeisterter Frauen zusammen, die von dem Wunsche durchdrungen waren, auch ihre schwachen Kräfte den Kolonien widmen zu können, und so gründeten sie im Jahre 1886 den **Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien**.

Deutscher Frauen war es würdig, ihre Betätigung auf einem Gebiete zu suchen, auf dem deutsche Frauen ihrem Volke gedient haben, seit man von ihnen weiß, in der Pflege der Verwundeten und Kranken. Denn in den ersten Jahren unseres Kolonialbesitzes waren wiederholt blutige Kämpfe um die Behauptung des Besitzes zu bestehen. Auch forderten das Klima und die noch unerforschten Tropenkrankheiten zahlreiche Opfer unter der geringen Zahl von Pionieren.

Da war es natürlich, daß die deutsche Regierung sehr bald daran ging, Ärzte hinauszuschicken und Krankenhäuser und Pflegestätten zu bauen, und unser Verein erhielt die Aufgabe, für besonders gut ausgebildetes Pflegepersonal zu sorgen. So kamen unsere ersten Schwestern 1887 nach Ostafrika und haben in treuer Mitarbeit die ersten schweren Zeiten überwinden helfen.

Als Professor **Robert Koch** seine erste Reise zur Erforschung der Malaria ins Innere von Deutsch-Ostafrika unternahm, begleitete ihn eine unserer Schwestern und erwies sich als unentbehrliche Helferin der Expedition. Ebenso haben unsere Schwestern später in den Schlafkrankheitslagern und bei Seuchenbekämpfungen im Inneren Afrikas an der Seite deutscher Ärzte wertvolle Arbeit geleistet.

Zunächst galt die Fürsorge unserer Schwestern nur Männern, denn Furcht vor dem heißfeuchten Klima und den unerforschten Tropenkrankheiten hinderte diese, Frauen mit in das Land zu bringen. Dies wurde erst anders, als die Erschließung der Kolonien weitere Fortschritte machte und wirksame Mittel gegen die besonders gefürchtete Malaria und andere gefährliche Krankheiten gefunden worden waren.

Mit der Gründung von **Familien** fand auch die Arbeit des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien eine weitere Ausdehnung. Ihm fiel die schöne Aufgabe zu, über Leben und Gesundheit der Frauen und jungen Mütter zu wachen, und er sandte in kurzer Folge eine Reihe von Hebammenschwestern in alle Kolonien. Wie nötig sich gerade diese Arbeit erwies, zeigt, daß bei Ausbruch des Krieges von 66 Schwestern in allen Kolonien 40 Hebammenschwestern waren. - Die Schwestern arbeiteten in Krankenhäusern und Wöchnerinnenheimen, sie saßen tief im Innern der

Kolonien auf einsamen Stationen und ritten als Reisehebammen viele Tagereisen weit über Land, um den Frauen auf abgelegenen Farmen Hilfe zu bringen. Ja, der Verein ließ sogar Lehrschwestern ausbilden, um die eingeborenen Frauen in deutscher Geburtshilfe und Wochenpflege zu unterrichten.

Als im Laufe der Jahre der Wohlstand der Pflanzer sich etwas gehoben hatte und sie sich dann und wann eine Ausspannung gönnen konnten, errichtete der Frauenverein in gesunder Höhenlage von Ostafrika und an der gesunden Küste von Südwest, in Swakopmund, Erholungsheime. Ebenso baute er Kindergärten, um die Frauen während ihrer Arbeitsstunden zu entlasten.

All diese blühende Arbeit zerstörte der Krieg. Unsere Krankenhäuser und Wöchnerinnenheime, Kindergärten und Erholungsheime wurden mit allem Inventar von den Feinden beschlagnahmt und unsere Schwestern mit den deutschen Familien aus den Kolonien ausgewiesen. Nur in Südwestafrika hatte die tüchtige Oberin Douglas es verstanden, das Prinzessin-Rupprecht-Erholungsheim in Swakopmund gegen alle Übergriffe der Engländer zu verteidigen und dem Verein zu erhalten. Dies Heim ist denn auch nach dem Kriege der Ausgangspunkt für eine erneute Tätigkeit des Vereins geworden.

Mit dem Verlust der Kolonien hatte unser Vereinsname seine Berechtigung verloren und er nannte sich fortan **Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See**.

Nötiger und wichtiger als früher ist jetzt die Arbeit des Roten Kreuzes unter unseren deutschen Volksgenossen in den alten Kolonien, seit diese unter fremder Mandatsherrschaft stehen und jeder Schutz und jede Fürsorge des einst starken Vaterlandes ihnen fehlen. Da gilt es denn für den Frauenverein, den schwer um ihre Existenz ringenden Brüdern und Schwestern in Krankheit und Not beizustehen, ihnen Hilfe und Trost zu bringen und ihnen die Möglichkeit zu geben, in einem deutschen Mütterheim ihre Kinder zur Welt zu bringen und unter der Pflege und Obhut unserer Schwestern gesund zu werden und sich zu erholen.

Dem selbstlosen Opfergeist und der treuen Bereitschaft unserer Mitglieder, ihren Landsleuten drüben zu helfen, ist es zu danken, daß wir in den Jahren nach dem Kriege das oben erwähnte **Prinzessin-Rupprecht-Erholungsheim** für Erwachsene in Swakopmund neu ausstatten und ihm das **Herzogin-Adolf-Friedrich-Kinderheim** mit 30 Betten und ein kleines **Mütterheim** mit 8 Betten angliedern konnten. Außerdem unterhält unser Verein in Swakopmund einen **Kindergarten**.

In **Windhuk** betreut der Frauenverein das **Elisabethhaus** der Deutschen Kolonialgesellschaft (Mütterheim und Frauenklinik) mit angeschlossener Kinderstation für kranke und gesunde Kinder. Kommt es doch häufig vor, daß Frauen, die das Elisabethhaus aufsuchen, ihre Kinder nicht unversorgt und unbeaufsichtigt auf der Farm zurücklassen können. Sie empfinden es dann sehr dankbar, ihre Kinder unter dem sicheren Schutz einer Schwester im Kinderheim versorgt zu wissen.

Auch in **Omaruru**, Otjivarongo und Gibeon, Südwestafrika, hat der Frauenverein kleine **Kranken- und Mütterheime** gegründet, dem je eine Schwester vorsteht, die mit größter Treue und Selbstaufopferung ihre nie abbrechende Arbeit versehen.

Welch ein unendlicher Segen diese Heime und die Rotkreuzschwestern für die deutschen Frauen drüben sind, mag folgender Brief zeigen, den eine Frau schrieb, die längere Zeit im Elisabethhaus gelegen hatte:

> "...Schon lange ist es mir Bedürfnis, Ihnen zu schreiben; ich möchte Ihnen meinen warmen und herzlichen Dank aussprechen für eine große Freundlichkeit, die mir im Elisabethhaus im Namen des Frauenvereins vom Roten Kreuz für Deutsche über See

erwiesen wurde. Ich habe dort mein erstes Kind, ein liebes kleines Töchterlein, bekommen, und der Aufenthalt ist mir durch den Fonds des Roten Kreuzes erst ermöglicht worden. Ich möchte Ihnen im Namen all der Frauen, die diese Hilfe schon erleben durften, danken. Ich kann gar nicht sagen, **wie** wertvoll für uns Südwester Frauen solche Hilfe sein kann. Die Not ist ja so groß hier im Land, und ich kann davon wohl sprechen, da ich sie so sehr erlebe. Seit drei Jahren arbeitslos, sitzen wir nun schon ein Jahr ohne jeden Pfennig Verdienst auf der Farm eines Bekannten, und es geht uns nicht gut, das kann ich wohl sagen, wenn wir auch froh und dankbar sind, Kost und Wohnung zu haben. Wenn man dann ein Kindchen erwartet, wird diese Freude, die doch so groß und rein sein will, immer wieder gedämpft durch Sorgengedanken. Aber nun durfte ich die letzten Tage vor meines Kindes Ankunft in dem wunderschönen Elisabethhaus sein, wo man sich so wohl fühlt und nicht nur körperlich, sondern auch seelisch ganz tief aufatmet. Ich möchte Ihnen noch einmal ganz von Herzen danken, daß Sie durch Ihren Unterstützungsfonds mir das ermöglichten.

Frau Oberin war so lieb und gut zu mir, wie eine Mutter. Ich kann ihr das nie vergessen, und so wie mir wird es vielen Frauen hier gehen. Man ist gerade dann so allein hier im Land, unsere Männer sitzen weit fort auf der Farm und können nicht bei uns sein, und unsere Mütter sind endlos fern in der alten Heimat. Da genießt man solche liebe Hilfe und solchen feinen freundlichen Menschen ganz besonders.

Das alles wollte ich Ihnen doch sagen, damit Sie nicht meinen, wir nehmen alles so selbstverständlich hin, was das Rote Kreuz für uns hier tut...."

Auch in **Ostafrika** wuchs die Not der deutschen Ansiedler in Krankheitsfällen und bei bevorstehendem Familienzuwachs, je mehr Pflanzer ins Land kamen. **Unsere herrlichen Krankenhäuser in Tanga und Daressalam** sind in englischen Händen, und der Aufenthalt dort ist für die noch im Aufbau begriffenen Pflanzer unerschwinglich. Die Arbeit der deutschen Missionsärzte und Missionsschwestern erstreckt sich, ihrer Bestimmung entsprechend, fast ausschließlich auf die Eingeborenen und nur im Notfalle kann sie auch von Deutschen in Anspruch genommen werden. Da erwuchs unserem Verein die wichtige Aufgabe, die sanitäre Betreuung der deutschen Ansiedler zu übernehmen.

1931 entsandten wir die erste Schwester nach **Deutsch-Ostafrika** und gründeten die Pflegestation **Mufindi** auf dem Iringa-Plateau. Seitdem sind in schneller Folge fünf weitere Schwesternstationen errichtet worden, und zwar in **Mbozi**, im äußersten Südwesten der Kolonie, in **Dabaga-Himbu**, im Iringa-Bezirk, in **Oldeani** im Norden der Kolonie, in **Morogoro** an der Mittellandbahn und im letzten Sommer im Kilimandscharogebiet, denen je eine Schwester vorsteht. Diese Schwestern sind nicht nur als Kranken- und Hebammenschwestern besonders erfahren, sie sind auch im Mikroskopieren ausgebildet, um Blutuntersuchungen machen zu können, und haben erste Hilfe bei Zahnleiden erlernt. Jede von ihnen hat 1 - 2 Krankenzimmer in ihrem kleinen Haus, um Frauen zur Entbindung oder Kranke aufnehmen zu können. Wenn es aber aus irgendeinem Grunde nicht geht, daß die Patienten zu ihnen kommen, so gehen, reiten oder fahren die Schwestern auf die Pflanzungen. Es kommt vor, daß sie oft wochen- und monatelang von Pflanzung zu Pflanzung unterwegs sind, bevor sie wieder in ihr eigenes Heim zurückkehren. Wahrlich ein schwerer und verantwortungsvoller, aber schöner Beruf im Dienste ihrer Volksgenossen!

Neuerdings hat der Verein aus eigenen Mitteln ein **Mutterhaus** für seine Schwesternschaft gegründet. Ein Mutterhaus, das die jungen Schwestern für ihren verantwortungsvollen Beruf vorbereiten soll, das sie zur letzten und tiefsten Verpflichtung an Volk und Staat erzieht, das aber auch den Schwestern, die jahrelang in der Fremde gewesen sind, jahrelang allein auf sich gestellt waren, Heimat ist und sie in warmer Gemeinschaft umschließt, bis sie wieder auf einen anderen Posten ausgesandt werden.

So geht von der Heimat ein weitverzweigtes Netz aus, das die Kolonialdeutschen untereinander und mit uns verbindet. Bringen doch unsere Schwestern ihren Landsleuten nicht nur deutsche Hygiene und sorgsamste Krankenpflege, sie sind auch Trägerinnen deutscher Kultur und Sinnesart, die die Ausgewanderten in ihrer **Treue zur Heimat** stärken.

Rassenfrage und Kolonialpolitik

Prof. Dr. med. Otto Fischer
Leiter des Tropengenesungsheims Tübingen

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Die **Erhaltung und Mehrung eines gesunden, rassereinen, deutschen Volkstums** ist die Grundaufgabe, die der heutigen Staatsführung nach den schweren politischen und wirtschaftlichen Erschütterungen und Verlusten der Kriegs- und Nachkriegszeit obliegt. Daß die verantwortlichen Männer diese Notwendigkeit in ihrer vollen Bedeutung erkannt haben, zeigen die gesetzgeberischen Maßnahmen der letzten Zeit mit unbedingter Deutlichkeit. Die Förderung und Hebung des Bauernstandes und die Bestrebungen zur Wiederseßhaftmachung derjenigen, die durch die äußeren Verhältnisse der Vergangenheit entwurzelt sind, bilden den tiefsten und beredtesten Ausdruck dieses Willens. Daraus ergibt sich aber zugleich die Forderung, der Auswanderung in fremde Länder einen Riegel vorzuschieben, um die dadurch dem geschlossenen Volkskörper verlorengehenden Kräfte der Heimat zu erhalten. Bedeutet diese Folgerung, deren Richtigkeit zunächst ohne weiteres zugegeben werden muß, eine Ablehnung der Kolonialpolitik?

Man wird an diese Frage von verschiedenen Gesichtspunkten herantreten müssen. Im folgenden soll **der Arzt** hierzu Stellung nehmen und aussprechen, was er nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu sagen hat.

Die früheren deutschen **Kolonien** liegen fast ganz in **tropischen** oder **subtropischen** Gebieten. Es geht also darum, ob der deutsche Auswanderer sich hier eine Zukunft schaffen kann, die ihm nicht nur vorübergehend eine eigene wirtschaftliche Existenz aufzubauen gestattet, sondern ihm die Gründung einer wirklich bodenständig werdenden Familie erlaubt, da dies erst die Grundlage eines gesicherten, zukunftsvollen Volkstums darstellt. Dieses Verlangen erscheint aber um so berechtigter und wichtiger, als zu einer erfolgreichen Tätigkeit in den Ländern der warmen Zonen **völlige körperliche und geistige Gesundheit** unbedingte Voraussetzung ist. Lehrt uns doch dauernde eigene Erfahrung in immer wechselnder Mannigfaltigkeit der Einzelfälle, daß der irgendwie nicht vollwertige Mensch den an ihn gestellten Anforderungen nicht gewachsen ist und daher früher oder später als gescheiterte Existenz nach Hause zurückkehrt, sich und andern zur Last. Damit aber wiegt der Untergang eines jeden, der die Voraussetzungen zum Durchhalten mitbrachte, um so schwerer, zumal dies zugleich den Verlust der von ihm mit Recht zu erwartenden wertvollen Nachkommenschaft bedeutet.

Die gesundheitlichen Schäden der Tropenländer sind begründet durch die ihnen eigentümlichen Erkrankungen, die ihre Entstehung der Infektion mit besonderen, meist tierischen Erregern verdanken, für die allerdings allein das heiße Klima geeignete Lebens- und Fortpflanzungsbedingungen abgibt. Hinter ihnen treten Hitze, Feuchtigkeit, Sonnenbrand usw. als unmittelbar gefahrbringende Momente stark in den Hintergrund. Das Wechselfieber **(Malaria)**, die Hakenwurmkrankheit **(Ankylostomiasis)** und die in ihrer Bedeutung oft noch nicht richtig eingeschätzte Tropenruhr **(Amöbendysenterie)** stellen als fast überall in den warmen Ländern weit verbreitete Seuchen die größte Gefahr dar, die in manchen Gegenden durch andere Infektionen noch weiter vermehrt werden, so z. B. in Zentralafrika durch die **Schlafkrankheit**, an der

westafrikanischen Küste durch das **Gelbfieber** usf.

Die medizinische Forschung hat aber mit der Auffindung der Erreger und der Entdeckung ihrer oft recht umständlichen und bisweilen fast wunderbar anmutenden Übertragungsart Wege zur Behandlung, Verhütung und Bekämpfung der durch sie hervorgerufenen Krankheiten gelehrt, **die die Gefahren der Tropen wesentlich herabgemindert** haben. Es ist gelungen, durch Anwendung entsprechender Methoden schwer verseuchte Länder und Städte völlig zu sanieren, so daß die allgemeine Sterblichkeit dort heute nicht wesentlich größer ist, als die Durchschnittssterblichkeit in den gemäßigten Zonen. Als Beispiel seien nur die Häfen Südamerikas (Rio de Janeiro) und der westindischen Inseln (Habana) genannt, in denen noch vor wenigen Jahrzehnten das Gelbfieber ungezählte Opfer, besonders unter den neu im Lande Eingetroffenen dahinraffte, während heute die planmäßige Vernichtung der die Seuche übertragenden Stechmücken *(Aedes aegypti)* die Krankheit völlig hat verschwinden lassen. So ist das **Einzelleben** jetzt in den warmen Ländern weit weniger bedroht, als dies früher der Fall war. Es bedarf allerdings dazu der Beachtung gewisser **Vorsichtsmaßregeln**, deren Kenntnis für den europäischen Tropenbewohner Notwendigkeit ist und die zu erlernen eine seiner wichtigsten Aufgaben vor der Ausreise sein sollte. Nicht weniger wesentlich ist aber eine **ausreichende ärztliche Versorgung** und die Bereitstellung ausgebildeter Pflegekräfte, also das Vorhandensein gut eingerichteter und gut geleiteter Hospitäler. Daß es daran gerade in den Tropen noch fehlt, braucht kaum gesagt zu werden, ist aber ein Punkt, in dem Abhilfe geschafft werden kann.

Alle diese Gesichtspunkte haben aber eine noch **größere Bedeutung für die Frau**, nicht allein deshalb, weil der weibliche Organismus von Natur doch gegenüber den Einwirkungen der Tropen empfindlicher ist - man wird daher gerade hier bei der Auswandererberatung die gesundheitlichen Anforderungen nicht zu gering stellen dürfen -, sondern weil **Schwangerschaft und Geburt** in den heißen Gegenden eine ganz andere Belastung bedeuten wie daheim. Gleichwohl lehrt aber die Erfahrung, wie uns immer wieder am eindrucksvollsten die Beobachtungen unseres Tropengenesungsheims bei den Missionsangehörigen zeigen, daß auch die **wiederholte Schwangerschaft** in den Tropen **keinen Schaden für Mutter und Kind** bringen muß, wenn nur die Voraussetzungen für einen glatten Ablauf derselben gegeben sind. **Normaler Körperbau** im vollsten Sinne des Wortes ist natürlich die erste Bedingung, auf deren Erfüllung bei der Ausreise der größte Wert zu legen ist. Ebenso wichtig ist aber ein **gesundheitsgemäßes Leben**, das Schädlichkeiten und Erkrankungen, soweit wie nur eben angängig, vermeidet. Hier braucht auf Einzelheiten gar nicht weiter eingegangen zu werden. Es kann die Bemerkung genügen, daß jede Komplikation bei der Geburt draußen eine weit größere Gefahr bedeutet als daheim, weil sachkundige Hilfe nur zu oft nicht zu erreichen ist und dann auch nicht immer gleich über alle erforderlichen Mittel verfügt. Eine vernehmliche Sprache redet hier so manches einsame Frauen- und Kindergrab ringsum in unseren alten Kolonien.

Die **Erwerbung gewisser Kenntnisse** über gesundheitliche Fragen unter den in den Tropen herrschenden Bedingungen, einschließlich der bei der Kinderaufzucht zu beachtenden Maßnahmen ist daher eine unbedingte Voraussetzung, deren Außerachtlassung unverantwortlich ist. Für die Möglichkeit ihrer Aneignung müßte unter allen Umständen Sorge getragen werden, wie es z B. bei vielen Missionsgesellschaften in besonderen Lehrgängen für Bräute und junge Frauen vor der ersten Ausreise regelmäßig geschieht.

Noch wichtiger ist es aber, daß in ernsten Fällen auch wirklich Hilfe zu erreichen ist. Dazu gehört zunächst die Aussendung gut ausgebildeter Hebammen, die auch einer schwierigeren Situation unbedingt gewachsen sind, eine Aufgabe, die sich das **Deutsche Rote Kreuz**, **Frauenverein für Deutsche über See** gestellt hat und seit Jahren bereits praktisch durchführt. Unentbehrlich ist aber

auch hier der Arzt. In meinem früheren, doch immer noch recht einfach, ja sogar primitiv eingerichteten Hospital in Ostafrika hat mein Mitarbeiter eine ganze Reihe sehr schwieriger und komplizierter Entbindungen bei Europäerinnen geleitet und alle zum guten Ende für Mutter und Kind gebracht.

So kann man sagen, daß eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen einer Siedlung in einem tropischen oder subtropischen Lande eine **ausreichende ärztliche Versorgung** ist, da sie unter den gesundheitlich schwierigen Verhältnissen anderer Klimate die Grundlage für das Wohl der weißen Bevölkerung bildet. Wie vielseitig die Ausbildung eines solchen Arztes sein muß, braucht nach dem oben bereits Gesagten kaum weiter ausgeführt zu werden. Ist ihm doch nicht wie hier in Europa das Wohl und Wehe einzelner Menschen, sondern die **Existenz, der Aufschwung oder der Niedergang der ganzen Kolonie überantwortet.**

Ihm liegt aber vor allem auch die Überwachung der **Gesundheit der jungen Generation** ob, die im fremden tropischen Lande zu körperlich und geistig vollwertigen Menschen heranreifen soll. Es stellt dies ohne Zweifel von allen die wichtigste Aufgabe dar, und sie wird in vollem Maße nach den bisherigen Erfahrungen wohl nur dann gelingen, wenn von den Kindern, namentlich im zarteren Alter, gewisse Krankheiten, unter denen **Malaria**, **Hakenwurmseuche** und **Tropenruhr** die Hauptrolle spielen, ferngehalten werden. Denn diese Erkrankungen bringen in ihren Folgeerscheinungen eine Hemmung und ein Zurückbleiben der Entwicklung mit sich, die später nur schwer überwunden werden kann und zu ihrer Behebung eine Übersiedlung in die gemäßigten Zonen dann meist zur Voraussetzung hat.

In diesem Zusammenhang ist es nun wesentlich, zu wissen, daß der **Versuch einer Akklimatisation der weißen Rasse in Gegenden mit ausgesprochen tropischen Bedingungen** sogar über mehrere Generationen **geglückt ist**, wir nennen hier die deutschen Kolonien im brasilianischen Staat Espirito Santo und die englische Besiedlung Nordqueenslands in Australien. In dem letztgenannten Gebiete, das eine reinrassige europäische Bevölkerung von etwa 100 000 Menschen aufweist, herrscht ein ausgesprochenes **Tropenküstenklima** mit großer Hitze und starker Feuchtigkeit. Es spielen aber hier, was der ausschlaggebende Punkt zu sein scheint, Malaria und Ankylostomiasis, denen eine weit größere Schädlichkeit für die Erhaltung und Fortpflanzung des weißen Menschen zugesprochen werden muß, als den rein physikalischen Faktoren des Klimas, keine sehr große Rolle. Dagegen ist es von grundlegender Bedeutung für das Gelingen dieses Versuches gewesen, daß die Bevölkerung ihre **Rasse rein gehalten** hat und irgendeine Vermischung mit den Eingeborenen jener Gebiete, deren Menge in jenen Gegenden noch nicht 1% der Gesamteinwohnerschaft ausmacht, nicht eingetreten ist. Zugleich ist aber auch die Zuwanderung von Angehörigen fremder Rassen aus benachbarten Ländern durch ein Verbot der Regierung, das z. B. die Einstellung chinesischer Kulis als Arbeiter auf den dortigen Zuckerpflanzungen untersagte, verhindert worden. Es ist beinahe überflüssig, zu sagen, daß die Notwendigkeit der hier geforderten **Reinhaltung der Rasse für das heutige Deutschland** auch in überseeischen Besitzungen eine **Selbstverständlichkeit** ist. Das beweisen mit unzweifelhafter Deutlichkeit die in den letzten Jahren in der Heimat eingeführten Gesetze. Ihre Einhaltung in einem Koloniallande hat allerdings zur Voraussetzung, daß für den Auswanderer die Möglichkeit einer **Familiengründung**, d. h. der baldigen Eheschließung mit einer gleichrassigen vollwertigen Frau gegeben ist. Dafür Sorge zu tragen, ist eine der wichtigsten Aufgabe der Heimat, die schon vor dem Kriege in ihrer Bedeutung in Deutschland voll erkannt und für Südwestafrika planmäßig durchgeführt wurde. Derartige Maßnahmen verhindern zugleich **den Verlust und die Verderbnis wertvoller Erbmasse**, der durch die gerade in tropischen Ländern so häufig erworbenen und nicht selten besonders schwer verlaufenden **Geschlechtskrankheiten** bedingt ist. Wenn man schon nur die in jeder Hinsicht tüchtigsten und brauchbarsten Menschen zur Auswanderung aussendet, dann muß man auch die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit, wie die ihrer Nachkommenschaft, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln erstreben, und da kommt der Verhütung einer Geschlechtskrankheit grundlegende

Bedeutung zu, die rassehygienisch gar nicht hoch genug gewertet werden kann.

Wir haben damit die Voraussetzungen für die Schaffung einer gesunden deutschen Bevölkerung in tropischen Gebieten entwickelt. Sie sind sehr wohl zu erfüllen, um so mehr, als wir auf Grund unserer heutigen Kenntnisse der Tropenkrankheiten in der Lage sind, jeden Ort und jedes Land von ihnen zu befreien. Es fehlt hier nicht an beweiskräftigen Beispielen. Scheitern wird aber ein solcher Versuch in der Praxis meist daran, daß die Mittel, die seine Durchführung erfordert, nicht vorhanden sind und erst recht in der heutigen Zeit der Wirtschaftskrise und Geldknappheit nicht zur Verfügung gestellt werden können. So bleiben für ein solches Werk nur **die gesünderen Gegenden** übrig, in denen solche kostspieligen Maßnahmen nicht erforderlich sind. An ihnen fehlt es aber in den alten deutschen Kolonien keineswegs. Das hat die **Seßhaftmachung vieler deutscher Familien vor dem Kriege in Südwestafrika** gezeigt, und das lehrt die seit 1925, wenn auch noch in verhältnismäßig kleinem Maßstabe durchgeführte **Besiedlung der Hochländer Ostafrikas**, in denen bereits heute mehrere hundert deutscher Pflanzer leben und ihren Unterhalt, wenn auch unter unendlich schwierigen äußeren Bedingungen suchen. Gerade diese letzteren Gebiete sind aber vor allem wegen ihrer Höhenlage (über 1400 Meter) nur wenig mit Malaria verseucht, so daß Ansteckungen zwar vorkommen, namentlich in gewissen klimatisch für die Übertragung des Wechselfiebers günstigen Jahren, eine schwere Verseuchung der Bevölkerung, die zu dem Auftreten jener gefürchteten chronischen Fälle mit starker Blutarmut und völliger körperlicher und geistiger Leistungsunfähigkeit führt, jedoch fehlt, ebenso wie das auch in dem zum größten Teil schon außerhalb des Tropengürtels gelegenen Südwestafrika der Fall ist.

Bisher ist aber allein die **eine** Seite der Rassenfrage in der Kolonialpolitik erörtert worden. Es war nur die Rede von den Schwierigkeiten, die der Ansiedlung **weißer** Menschen in **tropischen** Ländern entgegenstehen, und von den Wegen zu ihrer Überwindung. Das Problem hat aber auch noch **ein anderes Gesicht**, denn es sind bei seiner Lösung auch die **Belange der eingeborenen Bevölkerung** zu beachten, wenn das Herrschervolk wirklich die ihm durch den Erwerb des Schutzgebietes erwachsenden Verpflichtungen erfüllen und damit zugleich eine gedeihliche Entwicklung des Landes gewährleisten will. In diesem Sinne kommt zunächst die **Verhütung einer Rassenmischung** mit den zu ihrer Vermeidung getroffenen Maßnahmen den Eingeborenen ebenso zugute, wie sie für den weißen Einwanderer von grundlegender Wichtigkeit ist. Die in dieser Hinsicht notwendigen Gesetze würden für die deutsche Kolonialpolitik nichts Neues bedeuten. Auch vor dem Kriege war man sich, wenn auch nach manchen bitteren Erfahrungen, über die grundlegende Wichtigkeit eines solchen Vorgehens, das, wie ausdrücklich bemerkt sei, der mit aller **Schärfe** betonten Forderung gerade auch der deutschen Mission entspricht, völlig klar. Die bei ihrer Durchführung zum Ausdruck kommende Gesinnung stellt aber die Bekundung der **höchsten Achtung vor der fremdrassigen eingeborenen Bevölkerung** eines Koloniallandes dar. Das muß an dieser Stelle mit Deutlichkeit hervorgehoben werden, entgegen den in der letzten Zeit von **englischer** Seite laut gewordenen Bedenken gegenüber einer deutschen kolonialen Betätigung, die mit der **deutschen Rassengesetzgebung** begründet werden. Man spricht in diesem Zusammenhange die Befürchtung aus, daß die Bestrebungen des Dritten Reiches zu einer Ausmerzung fremdrassiger Bestandteile aus dem eigenen Volkskörper und die zu ihrer Erreichung getroffenen Maßregeln durch den in ihnen liegenden Rassenstolz eine Benachteiligung und Schädigung der in einem überseeischen Schutzgebiet unter deutsche Herrschaft kommenden Bewohner des Landes bedeuten würden.

Gerade das Gegenteil ist aber der Fall. Denn die nationalsozialistische Auffassung der Rassenfrage muß in ihrer Auswirkung den tiefsten Bedürfnissen des fremden Volkes und seiner Eigenart in jeder Form nachkommen. Mit aller Deutlichkeit hat der Führer häufig hervorgehoben, daß es mit der deutschen Auffassung unvereinbar sei, **fremdes Volkstum** zu annektieren und damit zu **vergewaltigen**. Es ist vielmehr eine Grundforderung nationalsozialistischer Weltanschauung, den anderen ihre Eigenart zu lassen, ebenso wie wir für uns verlangen, unser Leben nach unserem

eigenen Willen führen und einrichten zu können. Diese Ansicht verliert ihre Geltung natürlich in keiner Weise, wenn der andere etwa der schwarzen Rasse angehört. Das heißt aber, daß für den Deutschen Kolonialpolitik **nicht** bedeutet, aus einer überseeischen Besitzung soviel wirtschaftliche Vorteile wie möglich herauszuschlagen und die dort lebende Bevölkerung nur als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zu betrachten, sondern daß er diesen Menschen gegenüber als ihr Herrscher eine tiefe **moralische Verpflichtung** empfindet, ihnen **bei ihrer Weiterentwicklung an die Hand zu gehen.** Er würde daher seine Aufgabe in einem solchen Lande nicht damit als gelöst betrachten können, daß er durch seine Macht den Frieden im Innern gewährleistet, daß er durch Anlegung von Verkehrswegen, durch Schaffung von Pflanzungen, durch Hebung der Bodenschätze und was derartige Maßnahmen weiter sind, den Ertrag des Gebietes mehrt und damit den allgemeinen Wohlstand erhöht, daß er durch Einrichtung von Spitälern und Ambulanzen, durch Bekämpfung und Verhütung von Krankheiten den Gesundheitszustand der Eingeborenen hebt und dadurch die ihrem Wohlbefinden und ihrer Arbeitsfähigkeit entgegenstehenden Hindernisse beseitigt. Nein, für ihn würden die **Grundprobleme des eingeborenen Volkstums, d. h. vor allem sein Verhalten in der Auseinandersetzung mit der europäischen Zivilisation, die Hauptaufgabe werden, deren artgemäße Lösung der letzte und tiefste Sinn richtig verstandener Kolonialpolitik ist.**

Daß dies nicht in der Niederhaltung des Eingeborenen auf dem Stand primitivster Lebensweise bestehen kann, erscheint selbstverständlich. Zudem wäre dies unmöglich, da der Ausbau des Straßennetzes, das ja auch dem Einheimischen zur Verfügung steht, dem Eindringen des Neuen von der Außenwelt Tür und Tor öffnet. Er wird vielmehr dafür Sorge tragen, daß die Fortschritte europäischer Zivilisation in einer seinem **Verständnis** und seiner **Eigenart angepaßten Form** ihren Einzug halten und nicht von vornherein alles zertreten, was an wertvollem Volksgut vorhanden ist und der Erhaltung wert erscheint. Er wird, um es kurz zusammenzufassen, bestrebt sein, aus dem Neger Afrikas keinen **farbigen Deutschen** zu machen, der ein oberflächliches Zerrbild einer seiner Eigenart entgegenstehenden fremden Rasse darstellt, sondern **einen von den Unsitten und dem Aberglauben befreiten, aber sonst durchaus sein Eigenleben führenden und seiner Besonderheit gegenüber dem Weißen bewußten Menschen.**

Dieses Bestreben war schon der Grundsatz der deutschen Eingeborenenpolitik vor dem Kriege. Man könnte das mit vielen Beispielen belegen, von denen an anderer Stelle dieses Buches die Rede ist. Hier mag daher die Anführung einer der bezeichnendsten Tatsachen genügen. Es ist die **Einführung des Kisuaheli** in Deutsch-Ostafrika, d. h. der an der Küste der Kolonie verbreiteten Eingeborenensprache als *"lingua franca"* über das ganze Land. Sie ist kein Fremdkörper, wie das an der Westküste herrschende Eingeborenen-Englisch, und entspricht daher völlig der Eigenart und dem Empfinden der Bevölkerung. In diesem Sinne sind die **deutschen** Missionen, die wenigstens in den unter englischem Mandat stehenden Schutzgebieten seit 1925 ihre Tätigkeit wieder haben aufnehmen können, von **jeher Vorkämpfer** gewesen und haben dies oft im Gegensatz zur Regierung und den britischen Missionsgesellschaften betont und durchgeführt. Sie sehen ihre Aufgabe darin, an das Gesunde und Wertvolle im Volkstum anzuknüpfen und das, was sie den Menschen zu bringen haben, in einer ihrer Eigenart verständlichen Form zu verkündigen und die Gemeinden nach Möglichkeit auf altem Brauchtum aufzubauen und damit ihre Besonderheit zu erhalten. Hier sei nur auf den überaus wertvollen Forschungs- und Reisebericht von **Siegfried Knak** *Zwischen Nil und Tafelbai* hingewiesen, sowie auf die zahlreichen Schriften des am Kilimandscharo wirkenden Leipziger Missionars **D. Bruno Gutmann**.

So stehen die Maßnahmen, die im Interesse der Eingeborenen und der eingewanderten Europäer in einer überseeischen Tropenkolonie erforderlich sind, durchaus in **keinem** Gegensatz zueinander.

Sie müssen vielmehr unter richtigen Voraussetzungen getroffen und mit unbedingter Folgerichtigkeit durchgeführt beiden Teilen zum Nutzen dienen und ermöglichen so erst den

Aufbau einer wirklichen Arbeitsgemeinschaft, die allein eine Kolonialpolitik im wahren Sinne des Wortes gestattet. Hierzu bringt das neue Deutschland gerade auf Grund seiner Einstellung zur Rassenfrage die erforderlichen Voraussetzungen mit.

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Im Institut für Tropenkrankheiten

Professor Dr. E. G. Nauck, Abteilungsvorsteher am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg

Die vor 50 Jahren erfolgte Erwerbung überseeischen, in den Tropen gelegenen Kolonialbesitzes durch das Deutsche Reich traf mit einem **Wendepunkt in der Entwicklung der Tropenhygiene** zusammen. Während man bis dahin geneigt war, gesundheitliche Schäden, denen der Tropenbewohner ausgesetzt ist, für die Folgen des Tropenklimas an sich zu halten, - also der Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Bodenbeschaffenheit, zeigte die genaue Erforschung der sogenannten **"Tropenkrankheiten"**, daß es sich bei diesen meist um besondere, durch parasitische Lebewesen verursachte **Infektionen** handelte. In schneller Folge wurden die Erreger und die zu den stechenden Insekten gehörenden Überträger der meisten tropischen Seuchen entdeckt, ihre biologischen Eigenschaften studiert und die Wege zu ihrer Bekämpfung gewiesen.

Die deutsche medizinische Wissenschaft nahm an den Fortschritten in der Erkennung und Erforschung der tropischen Infektionskrankheiten lebhaften Anteil und stellte ihre Kräfte frühzeitig in den Dienst der Kolonisation. Schon vor der Erwerbung eigener Kolonien waren deutsche Ärzte und Wissenschaftler in tropischen Ländern tätig und nahmen durch Forschung und Lehrtätigkeit an den Erfolgen der so schnell zu einem besonderen Zweig der medizinischen Wissenschaft sich entwickelnden Tropenmedizin teil. Nach der Besitzergreifung wurde die sanitäre Überwachung der zu erschließenden Schutzgebiete, die gesundheitliche Fürsorge für die weiße und die eingeborene Bevölkerung zur Pflicht. Für den Kampf mit den Seuchen und die Gesundheitspflege in den tropischen Kolonien bedurfte es besonders geschulter Ärzte und Hygieniker. Aus diesen und anderen Bedürfnissen heraus wurde bereits im Jahre 1900 auf Anregung und unter der Leitung des damaligen Hafenarztes **Dr. Bernhard Nocht**, fast gleichzeitig mit der *Liverpool School of Tropical Medicine* und der *London School of Hygiene and Tropical Medicine*, das **"Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten"** als hamburgisches Staatsinstitut gegründet. Im Jahre 1914 erhielt das Institut durch einen in unmittelbarer Nähe des Hafens gelegenen Neubau seine heutige Gestalt.

Der Aufgabenkreis des Institutes wurde von vornherein den vorhandenen Notwendigkeiten angepaßt und betraf: **1.** Die sanitäre Überwachung des Hafens in Verbindung mit dem hafenärztlichen Dienst. **2.** Die Behandlung der von Übersee nach Hamburg kommenden Tropenkranken. **3.** Die Ausbildung von Kolonial-, Schiffs-, Missions- und sonstigen Auslandsärzten, Sanitätspersonal und Schwestern. **4.** Die wissenschaftliche Erforschung der tropischen Seuchen, ihrer Erreger und Überträger, ihrer Behandlung und Bekämpfung.

Die Aufgaben des Institutes forderten eine Gliederung in eine Reihe selbständiger, besondere Arbeitsgebiete vertretender Abteilungen, die sich in der glücklichsten Weise ergänzten und eine fruchtbringende Arbeitsgemeinschaft ermöglichten. Wenn auch an einer Anzahl anderer Institute in Deutschland tropenmedizinische Fragen bearbeitet wurden, so blieb doch das Hamburger Institut der Sammelpunkt tropenmedizinischer Forschung, Lehre und Krankenbehandlung. Nach **dem Verlust eigener Kolonien** schien es zwar zunächst fast so, als sei das als Mutterinstitut für den ärztlichen und hygienischen Dienst in den deutschen Kolonien gedachte Tropeninstitut seines eigentlichen Zweckes beraubt und überflüssig geworden. Die Entwicklung der folgenden Jahre hat aber gezeigt, daß die deutsche Tropenmedizin auch ohne die Betätigungsmöglichkeit in eigenen

Schutzgebieten und trotz aller inneren und äußeren Schwierigkeiten lebensfähig geblieben ist. Bald nach dem Kriege war der Kontakt mit anderen überseeischen Ländern, insbesondere mit Latein-Amerika, hergestellt; an Institutsmitglieder ergingen Einladungen zu Studien- und Vortragsreisen; ausländische Ärzte kamen zu Kursen und wissenschaftlicher Fortbildung; Kranke aus allen Ländern suchten wieder das "Hamburger Tropenkrankenhaus" auf.

Trotz der nach dem Kriege veränderten Zielsetzung blieb der ursprüngliche Organisationsplan des Institutes erhalten. Der vom Hafen aus weithin sichtbare, am Nordufer der Elbe gelegene Bau besteht aus drei getrennten Gebäuden: dem **Hauptgebäude**, mit den darin enthaltenen Laboratorien, Hör- und Kursussälen, Bibliothek und Museum, dem nach Osten angrenzenden **Krankenhaus** und dem sich westlich anschließenden zweistöckigen **Tierhaus** mit Stallungen und Unterbringungsräumen für die Versuchstiere. Wenn wir durch das Hauptportal das Erdgeschoß des Instituts betreten, gelangen wir zu den Diensträumen der Institutsverwaltung und des Hafenarztes, der von hier aus mit Hilfe seiner Assistenzärzte und Gesundheitsaufseher die hygienische Überwachung des gesamten Hafengebietes und der aus allen Weltteilen einlaufenden Schiffe versieht.

Auf drei Stockwerke verteilt finden sich die wissenschaftlichen Abteilungen.

Helminthologische Abteilung: Das Arbeitsgebiet dieser Abteilung umfaßt das Studium der Biologie der in den Tropen stark verbreiteten parasitischen Würmer (Hakenwürmer, Filarien, Leberegel u. a.), ihrer krankheitserzeugenden Wirkung auf den Wirt und der oft äußerst verwickelten Wege, auf denen sie in den Menschen oder in die verschiedensten Tiere gelangen. Der verstorbene langjährige Leiter dieser Abteilung und Nachfolger von **Nocht** als Institutsdirektor, Geheimrat **Fülleborn**, hat sich außer durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten durch das Zusammentragen von Sammlungs- und Demonstrationspräparaten besondere Verdienste um das Institut erworben. Aus der jetzt unter der Leitung von Privatdozent Dr. Vogel stehenden Abteilung sind auch eine Reihe von Lehrfilmen hervorgegangen.

Protozoologische Abteilung: Die von Professor **Reichenow** (früher von dem Entdecker der Syphilisspirochäte **Schaudinn** und dem Entdecker des Fleckfiebererregers **v. Prowazek**) geleitete Abteilung befaßt sich mit Untersuchungen an den **einzelnen tierischen Lebewesen**, die durch ihr Eindringen und parasitisches Dasein im Wirtskörper Krankheiten erzeugen. Die Mehrzahl der tropischen Krankheitserreger gehört dieser Gruppe von Mikroorganismen an (Malariaplasmodien, Ruhramöben, Schlafkrankheitstrypanosomen usw.); ihre Erforschung ist deshalb für die Tropenheilkunde von allergrößter Bedeutung geworden.

Bakteriologische Abteilung: Außer den zum Tierreich gehörenden Protozoen sind es auch **Bakterien**, also pflanzliche Lebewesen, die als Erreger mancher Tropenkrankheit gelten müssen (so z. B. der Pest- und der Lepraerreger). Unter der Leitung von Professor M. **Mayer** werden seit Jahrzehnten in dieser Abteilung Arbeiten ausgeführt, die sich nicht nur auf das rein bakteriologische Gebiet erstrecken, sondern auch auf andere Krankheitserreger bei Mensch und Tier (Trypanosomen, Leishmanien, Bartonellen u. a.).

Pathologisch-Anatomische Abteilung: Diese erst 1909 errichtete und lange Jahre von dem jetzt in Sao Paulo tätigen brasilianischen Gelehrten Professor **da Rocha Lima**, dann von Professor **Hoeppli** (z. Z. Peiping) und seit 1930 von Professor E. G. **Nauck** geleitete Abteilung beschäftigt sich vorwiegend mit den durch die Ansiedlung von Parasiten im Wirtsorganismus erzeugten **krankhaften Gewebsveränderungen** und besitzt eine große Sammlung mikroskopisch-anatomischer Präparate. Seit 1930 wurden vom Verfasser in einem besonderen Raume der Abteilung außerdem Gewebszüchtungen aufgenommen, die dazu dienen, sogenannte ultravisible, auf gewöhnlichen Bakteriennährboden nicht züchtbare und eine besondere Gruppe bildende

Krankheitserreger **außerhalb** des Körpers am Leben zu erhalten und in ihren Eigenschaften zu studieren. Gemeinsam mit dem ehemaligen Oberimpfarzt Professor **Paschen** wurden insbesondere Untersuchungen über die Züchtung des bereits 1906 von Paschen entdeckten Pockenerregers ausgeführt.

Entomologische Abteilung: Zur Leitung dieser Abteilung, deren Aufgabe das Studium der bestimmte Krankheiten übertragenden blutsaugenden **Insekten** ist, wurde 1912 Professor **Martini** berufen. Die medizinischen entomologischen Arbeiten haben bei der Bekämpfung und Verhütung von Tropenkrankheiten ihre besondere Bedeutung erwiesen. Die genaue Kenntnis der Morphologie und Lebensweise der Stechmücken, insbesondere der die Malaria übertragenden Anophelen bildet einen der Grundpfeiler der Gesundung tropischer Gebiete.

Pharmakologisch-Chemische Abteilung: Die Tätigkeit dieser seit der Gründung des Institutes bestehenden, bis vor kurzem von Professor **Giemsa**, jetzt von Dr. **Weise** geleiteten Abteilung erstreckt sich auf **chemisch-physiologische Untersuchungen** über die Wirkungsweise bestimmter in der Tropenheilkunde verwendeter Heilmittel, z. B. des Chinins, pharmakologische Prüfung neuer Präparate, Ausarbeitung von Färbemethoden, Studien über in den Tropen vorkommende, durch Vitaminmangel bedingte Nährschäden u. a. m. Zugleich werden die chemisch-physiologischen Untersuchungen für die Krankenabteilung ausgeführt.

Klinische Abteilung: Durch einen überdeckten Gang gelangt man aus dem Erdgeschoß des Hauptgebäudes in die **Krankenabteilung** des Institutes, die unter der Leitung des Institutsdirektors Professor Dr. **Mühlens** steht. Die Verbindung der klinischen Tätigkeit mit der in den Laboratorien geleiteten wissenschaftlichen Forschungsarbeit ist ein besonderer Vorteil für das Institut, den manche andere Tropeninstitute im Ausland nicht besitzen. Hier finden die in den Laboratorien gewonnenen Erkenntnisse über Wesen, Ursache und Behandlungsmöglichkeiten der Krankheiten ihre praktische Anwendung am Krankenbett. Umgekehrt wird den Abteilungen des Instituts die Möglichkeit zu genauen Untersuchungen der Ausscheidungen oder sonstigen Krankheitsprodukte der Patienten gegeben. Durch die **Zusammenarbeit der verschiedenen Abteilungen** gelingt es, auch manche wenig erforschten Krankheitsbilder zu erkennen und gründlich zu bearbeiten. In der Krankenabteilung des Instituts konnten die ersten erfolgreichen Behandlungsversuche mit den von der deutschen pharmazeutischen Industrie geschaffenen, sich bei bestimmten Tropenkrankheiten als wirksam erweisenden Mitteln gemacht werden. Die ersten Heilungen der Schlafkrankheit durch **Germanin**, die Einführung des **Yatrens** zur Behandlung der Amöbenruhr, die Behandlung der Malaria mit den neuen synthetischen Mitteln, **Atebrin** und **Plasmochin**, die in unserer klinischen Abteilung ein- und durchgeführt wurden, zeugen von der fruchtbaren Zusammenarbeit deutscher Chemiker und Ärzte auf dem Gebiete der Behandlung der Tropenkrankheiten. Das **"Tropenkrankenhaus"** (60 Betten) ist mit allen neuen Diagnose- und Behandlungsmitteln ausgestattet und besitzt eine ganz modern eingerichtete hydro-elektro-therapeutische Abteilung. Bisher wurden in unserem Krankenhaus über 25 000 Kranke behandelt. Nicht nur die mit deutschen oder ausländischen Schiffen nach Hamburg gelangten Seeleute finden hier Aufnahme, sondern es kommen fast täglich aus allen Weltteilen Ausländer und Auslandsdeutsche, um hier Genesung zu finden. Die große Zunahme der Krankenzahlen in den letzten Jahren machte eine Erweiterung und neuzeitliche Umgestaltung bes "Tropenkrankenhauses" notwendig, die im Frühjahr 1936 vollendet war.

Bei unserem Gang durch die wissenschaftlichen Abteilungen führt uns der Weg nach der im Obergeschoß gelegenen Bücherei und dem angeschlossenen Lesezimmer, in dem 48 deutsche und 132 ausländische Zeitschriften ausliegen; darunter die in dem Institut redigierten Zeitschriften: Das seit 1897 bestehende **"Archiv für Schiffs - und Tropenhygiene"** und die in spanischer Sprache erscheinende *"Revista Médica Germano-Ibero-Americana"*. Mit ihren 35 000 Bänden und Sonderdrucken bildet sie eine der vollständigsten tropenmedizinischen Bibliotheken der Welt. Der

Lehrtätigkeit des Instituts dienen gleichfalls verschiedene im Hauptgebäude des Instituts untergebrachte Räume, ein großer **Hörsaal** für Vorlesungen, Versammlungen oder Vereinssitzungen mit Vorrichtungen zur Vorführung von Lehrfilmen, ein **Kurssaal** mit etwa 50 Arbeitsplätzen für Ärzte- und Studentenkurse, der zugleich eine in Glasschränken aufgestellte Sammlung wissenschaftlicher Präparate enthält, und das für Ärzte und Laien bestimmte **Museum**.

Die alljährlich abgehaltenen **Lehrkurse** führen eine große Zahl deutscher und ausländischer Ärzte nach Hamburg, die sich hier auf dem Gebiete der medizinischen Parasitologie und Tropenheilkunde aus- oder weiterzubilden wünschen. In den letzten Jahren wurden auch Kurse in **spanischer Sprache** für Ärzte aus Spanien, Mittel- und Südamerika gehalten. Die Zahl der bisherigen Teilnehmer an Kursen und an wissenschaftlicher und technischer Ausbildung in Klinik und Laboratorien beträgt über 2400 (darunter über 700 Ausländer aus den verschiedensten europäischen und außereuropäischen Ländern).

Wenn wir auf das fünfunddreißigjährige Bestehen des Hamburger Tropeninstituts zurückblicken, so können wir ohne Überheblichkeit behaupten, daß es seinen Aufgaben und Zielen gerecht geworden ist. Durch seine Forschungs- und Lehrtätigkeit konnte es den ins Ausland gehenden Kolonial-, Schiffs- oder Missionsärzten das wissenschaftliche Rüstzeug und die Grundlage für ihre praktische Tätigkeit mitgeben. Während des Weltkrieges leisteten deutsche Ärzte und Hygieniker, die zu seinen Schülern gehören, Vorbildliches. General **Lettow-Vorbeck** hat, wie einer der Teilnehmer des afrikanischen Feldzuges, Dr. August **Hauer**, berichtete, freimütig erklärt, daß er **ohne seine Ärzte und das Sanitätspersonal nicht hätte durchhalten können.** Die nach dem Kriege geäußerten Prophezeiungen, daß Deutschland nach dem Verlust eigenen Koloniallandes aus der Tropenforschung ausgeschaltet bleiben würde, sind nicht eingetroffen. Wenn auch Arbeitsgebiet und Arbeitsrichtung sich den Verhältnissen entsprechend in der Nachkriegszeit veränderten, so konnte der Beweis dafür erbracht werden, daß die deutsche tropenmedizinische Forschung und Ausbildung mit der der anderen Länder zum mindesten Schritt halten kann und gehalten hat. Wenn Deutschland seine berechtigten Ansprüche auf Kolonien als Rohstoffquelle und Siedlungsgebiet erhebt, so ist es auf dem Gebiete der Tropenhygiene geradezu berufen, kolonialen Besitz zu verwalten. Das Hamburger Tropeninstitut würde damit vor neue Aufgaben gestellt und bemüht sein, sich der bisherigen Tradition der deutschen Tropenmedizin würdig zu erweisen.

Selbsterlebte Technik in Afrika

Oberingenieur und Tropenlandwirt Erich E. Koethe,
Arbeitsgemeinschaft für Auslands- und Kolonialtechnik

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

29 Jahre selbsterlebte Technik in Afrika!

Zum ersten Male führte mich mein Weg im Jahre 1905 nach **Deutsch-Ostafrika**. Hier steckte alles noch ziemlich in den Anfängen. Die Häfen, das Eisenbahnnetz, Wegverbindungen nach den einzelnen Teilen des Landes, alles war noch im Werden. Wenn man damals im Innern von einem Platz zum anderen wollte oder gar größere Entfernungen zu durchmessen hatte, mußte man zu Fuß das Land durchqueren. So hatten auch mich meine technischen Arbeiten kreuz und quer durch das Land geführt. Vom äußersten Süden angefangen bis hinauf an den Kiwusee ins belgische Gebiet hinein. Es galt in dieser Zeit Fabriken aufzubauen, dazu die Maschinen zu montieren, Straßen anzulegen, Hausbauten zu errichten. Für drei lange Jahre war ich Lehrer an der Handwerkerschule in Lindi.

1912 bekam ich den Auftrag, eine versoffene Glimmergrube in Ordnung zu bringen, den

durchlaufenden Bach völlig zu verlegen und umzuleiten. 1913 trat z. B. die Aufgabe an mich heran, eine große Stauanlage zu bauen, da die **Sisalpflanzung**, auf der ich den Fabrikbau übernommen hatte, während der Trockenzeit an großem Wassermangel litt. Große Kosten durften nicht aufgewandt werden. Ich versuchte es also mit einer einfachen Dammkonstruktion. Eine Zeitlang ging auch die Sache gut. Aber ein einsetzendes Unwetter brachte unvorhergesehene Wassermassen ins Tal und vernichtete meinen Damm, zum Glück ohne weiteren Schaden anzurichten. Jetzt sah der Besitzer ein, daß mit einem solchen Damm sich kein Stau schaffen ließe; so wurde nun ein neuer, fachgemäßer Bau fertiggestellt. Ich hatte 1931 die Freude, diesen alten Damm in der von mir geschaffenen Art wieder zu sehen. Die Anlage selbst war inzwischen noch vergrößert, da eine zweite Fabrik gebaut war und der Wasserverbrauch damit stieg. Aber auch diese Last hielt sie aus.



Industrieschule in Ostafrika: Schusterei.

Ich habe besonders in den Anfangszeiten meiner kolonialen Arbeit gefunden, daß ein noch so großes **theoretisches** Wissen allein wenig nützt, draußen braucht der Techniker erst recht eine praktische Hand und einen offenen Blick, einen festen Willen, etwas zu leisten. Man ist in einem solchen Lande, wo all die vielen Hilfsmittel, die man hier in Europa zur Verfügung hat, fehlen, auf sich selbst angewiesen. Der Ingenieur muß **schmieden, schlossern, schweißen, bauen, tischlern** usw. können, er muß sich auch in jeder Lage zu helfen wissen! Hat er Bruch an seiner Maschine, läßt sich oft kein Ersatzteil beschaffen; still liegen kann sie auch nicht, also - stellt er sich hin und schmiedet und feilt und bohrt und fräst sich selbst das Stück. Nur so genießt er die Achtung seiner schwarzen Arbeiter. Einem Mann, der nur befiehlt, aber ihnen die Arbeit nicht vormachen kann, dem versagen sie bald ihre Achtung.

Unsere beiden **Haupthäfen** der ostafrikanischen Kolonie, **Daressalam** und **Tanga**, sind von deutschen Ingenieuren erbaut. **Daressalam**, ein Bild landschaftlicher Schönheit, hat als Hafen eine große Bucht, die mehreren Dampfern Platz bietet. Eine enge Einfahrt, die nur bei Flut zu passieren ist, schützt vor Wetterunbill. Laden und Löschen geschehen mittels Leichter. **Tanga** hingegen hat eine ziemlich offene Bucht, die noch dazu den Nachteil einer recht schnellen Versandung aufweist. Zu deutscher Zeit waren dauernd **Bagger** beschäftigt, um die Einfahrt in genügender Tiefe freizuhalten, damit auch die Schiffe so nahe als möglich an Land ankern konnten. Auch hier brachten die **Leichter** die Ladung hin- und herüber. Von beiden Häfen führen Anschlußgleise an die Eisenbahnen. Kräne erleichtern das Aus- und Einladen in die Schuppen. Die kleineren Häfen: Lindi, Kilwa und Bagamoyo werden nur von den Küstendampfern angelaufen; hier liegen die Dampfer auf der offenen Reede.

Die **Eisenbahnen** wurden ebenfalls von Deutschen Technikern erbaut. Wir haben da zuerst die **Mittellandbahn**, von Daressalam ausgehend. Sie wurde 1905 in Angriff genommen und führte über Morogoro, Tabora bis nach Kigoma am Tanganjikasee. 1914 im Februar war sie fertiggestellt und weist eine Länge von 1240 Kilometern auf. Man braucht ungefähr 45 Stunden, um diese Strecke zu durchfahren. Sie stellte allerhand schwere Anforderungen an die Technik, und besonders die große **Brücke** über den **Malagarassi** machte der Bahnleitung oft Sorge. Dieser Fluß, in der Trockenzeit

nur 40 Meter breit, schwillt in der Regenzeit auf mehrere Kilometer an. Es ist wahrlich keine kleine Leistung, in einer solch unwirtlichen Gegend, nur auf sich selbst gestellt, ohne die vielen Hilfsmittel, die in Europa der Technik bei einem solchen Unternehmen zur Verfügung stehen, ein so großes Werk zu vollenden. Die Bahn verfolgte den Zweck, das ganze Hinterland wirtschaftlich zu erschließen, aber auch dem Hafen Daressalam eine größere Bedeutung durch vermehrte Ein- und Ausfuhr zu geben. Leider haben sich einstweilen diese Zukunftspläne nicht verwirklicht. Der Hauptgrund liegt in dem Bau der Lobito-Benguella-Bahn in **Portugiesisch**-Westafrika, **Angola**, die direkt bis nach Katanga, dem Sitz der großen Kupferminen im belgischen Kongogebiet, führt und Anschluß an die Zentral-, Ost- und Südafrikanischen Verkehrslinien hat. Sie stellt die kürzeste Verbindung von Katanga nach Lobito dar und hat aus diesem Grunde die Verfrachtung der gesamten Kupfererzeugung übernommen. Das hat der Mittellandbahn einen schweren Schlag gegeben.

Die **Usambara-Bahn**, jetzt Nordbahn genannt, wurde bereits im Jahre 1893 begonnen, aber in sehr langsamen Bauabschnitten fertiggestellt. Sie führt über Mombo bis nach Moschi, das sind 352 Kilometer - also die Strecke Berlin bis Cuxhaven. Die Fahrtdauer von Tanga nach Moschi beträgt heute 14 Stunden. Das ungeheuer reiche Hinterland, das Usambara-Gebiet wurde damit erschlossen. 1929 wurde die Bahn durch die Mandatsverwaltung bis **Aruscha** ausgebaut unter Berücksichtigung der schon von deutschen Technikern aufgestellten Linie. Kurz vor Moschi in Sanya finden wir heute eine Abzweigung nach Voi über Taveta an die englische **Uganda-Bahn**. Diese Abzweigung und die billigeren Tarife der Uganda-Bahn schädigen die Nordbahn und somit den Hafen Tanga, denn viele der für Moschi und Aruscha bestimmten Einfuhrgüter und auch die dort gewonnenen Produkte werden mit der Uganda-Bahn dem englischen Hafen **Mombassa** zugeleitet. Auf diese Art leidet der Hafen Tanga und läßt es nicht gerechtfertigt erscheinen, den so dringend nötigen Hafenausbau vorzunehmen.

Nach dem Kriege wurden auch von der Mittellandbahn einige Zweiglinien ausgebaut, so u. a. die Strecke von Tabora nach Muanza zum **Viktoriasee**. Hier liegen für den Bahnbau noch große Aufgaben, denn es gilt noch, von dort die Verbindung nach Bukoba und von hier weiter in das noch ziemlich unerschlossene, von Europäern wenig besiedelte Hinterland zu schaffen.

Ein anderes, sehr wichtiges Arbeitsfeld ist der **Straßenbau**. Vor dem Kriege wurden die ausgetretenen **Negerpfade** durchweg für den gesamten Verkehr benutzt. Heute, wo wir im Zeitalter des **Kraftwagens** stehen, ist in den meisten Fällen dieser Pfad der Anfang der heutigen Autostraßen. In den Städten sind diese meistens geteert und geschottert. Verläßt man aber das Weichbild der Stadt, dann hört auch die gute Straße auf, und die gewöhnliche Landstraße tritt ihre Herrschaft an. In der Trockenzeit ist sie ganz gut befahrbar, aber wehe, wenn die Regenzeit eingesetzt hat und der eine oder andere schwere Lastwagen sie passierte. Hier und da bleibt er stecken, und man kann sich leicht denken, daß die Versuche, den Wagen wieder flott zu bekommen, die Straße nicht besser machen. **Hier liegt also für die Technik noch ein unendlich großes Feld der Betätigung.** Deutsch-Ostafrika hat im Verhältnis zu seiner Größe - es umfaßt 995 000 Quadratkilometer, ist also doppelt so groß wie Deutschland - sehr wenig Eisenbahnen, um so größere Bedeutung muß da dem Straßenbau zugemessen werden. Gerade dieser ist es, der das Land am besten aufschließt. Ein gutes Straßennetz zieht mehr und mehr Ansiedler ins Land, die Ansiedler verlangen Händler, Handwerker, und dadurch wird der Industrie der Boden bereitet.

Die Wasserwirtschaft ist wohl eines der wichtigsten Gebiete Afrikas, denn im Laufe der Jahre sind die **Flüsse** meist so tief in den Lateritboden eingeschwemmt, daß das Grundwasser erst in großer Tiefe zu finden ist. Wachstumsmöglichkeiten werden dadurch ganz unterbunden. Ich habe nun versucht, durch Errichten von Buhnen und Querbarren das Wasser zu stauen, um so das eigentliche Bett nach und nach wieder zu heben. Es hat sich gezeigt, daß meine Versuche zum Erfolg führten; zugleich hatte ich erreicht, jetzt **ständig** Wasser zu haben, während sonst die Wassermengen der

großen Regenzeit ungenützt abflossen. Für die Zukunft harren der Technik auch auf diesem Gebiet noch große Aufgaben nicht nur in Ostafrika, sondern ebenso in **Kamerun** und **Togo**, ganz besonders aber in Deutsch-Südwestafrika.

Ich habe in den langen Jahren allein **42 Hausbauten** ausgeführt; es war mir möglich, die Konstruktionen immer besser an Hand der gemachten Erfahrungen durchzuarbeiten und ein bis in jede Einzelheit gut durchdachtes und erprobtes System des Tropenhausbaues zu gewinnen. Die alte Ansicht des Europäers: einige Jahre Afrika - hart arbeiten, schlecht, ich meine einfachst wohnen - viel Geld verdienen und dann wieder in die Heimat, ist ja überholt. Heute will der Europäer sich drüben eine Heimat schaffen, und da kann er nicht mehr in solchen Blech- oder Grasbuden hausen. Heute will er ein gemütliches, dem Zweck ganz entsprechendes Heim besitzen. Immer mehr geht man dazu über, wirklich gute Häuser zu bauen, denn längst hat man erkannt, daß diese, ausgestattet mit Baderäumen, möglichst Wasserleitung usw., den Gesundheitszustand ganz beträchtlich gehoben haben.

Für die Aufbereitung von **Sisal** und **Baumwolle** baute ich insgesamt fünf Fabriken, hatte auch die Montage der Maschinen bis zur laufenden Übergabe mit übernommen, ja sogar den Transport der großen Maschinenteile mußte ich ausführen. Auch dieser stellt gewöhnlich allerhand Anforderungen, da muß der große Dampfkessel mit Hilfe der schwarzen Arbeitskräfte mit einer kurzen Gleisstrecke, gewöhnlich sind es zwei Schienenjoche, die immer um und um gelegt werden, auf zusammengekoppelten Feldbahnwagen oft kilometerweit gerollt werden, manchmal wird es auch nur mit Knüppeln und einem kräftigen - Hauruck - gemacht. Auf Lastkraftwagen lassen sich diese schweren Stücke nicht transportieren, da dies meistens nur 1½tonner sind. Die mangelhaft gebauten Straßen erlauben keine schwereren Wagen. Hat man nur einen Landstraßentransport, dann geht es noch, aber wenn man z. B. irgendwo an der Küste aus dem Leichter ausladen muß, ohne Hilfsmittel, wie Kräne oder dergleichen, dann wird einem manchmal angst und bange. Immer sieht man den Kessel, oder was es gerade ist, schon im Wasser liegen, und jeder atmet auf, wenn die schwere Last festen Boden erreicht hat.

Auch die **Aufbereitung der tropischen Produkte** bedarf der Technik. Da haben wir zunächst den **Sisal**. Nach dem Schnitt werden die Blätter, auf Feldbahnwagen verladen, zur Fabrik geschafft. Die Entfaserungsmaschine, Corona genannt, entfernt durch Quetschen das Fleisch von den Blättern, die so gewonnene Faser wird gewaschen und entweder durch Aufhängen von der Sonne getrocknet oder durch mechanische Wäsche und Trocknung fertig aufbereitet. Bürstenmaschinen geben der Faser ein glänzendes Aussehen, befreien sie auch gleichzeitig von anhaftenden Schmutzteilchen. Gebündelt wird nun die Faser in 250 Kilogramm schwere Ballen gepreßt. Aber nicht allein die Aufbereitung geschieht auf technischem Wege, nein, auch pflanzerisch geht man heute mehr und mehr dazu über, mechanisch den **Boden zu bearbeiten**. Angefangen mit der Rodemaschine, die das Land von den Bäumen, Stubben und Wurzeln befreit, läßt man das Land mehrmals mit Dampf- oder kräftigen Motorpflügen auflockern. Die Pflanzweise wird so angeordnet, daß auch maschinell mit einer großen Scheibenegge gereinigt werden kann. Pflanzungen, die so rationell bearbeitet werden, zeigen ein bedeutend besseres und auch schnelleres Wachstum; ebenso ist das Faserergebnis ein besseres. Bei der **Baumwolle** ist allerdings eine maschinelle Bodenbearbeitung schon seit Jahren üblich. Die Baumwolle wird jedes Jahr frisch ausgesät. Nach dem Abernten wird das Kraut verbrannt, die Asche, die dem Boden als Nährstoff dient, wird durch die großen Dampf- oder Motorpflüge der neuen Saat nutzbar gemacht. Man hat auch heute mechanische Pflücker, doch entzieht es sich meiner Kenntnis, ob sie sich bewähren. - Nach dem Pflücken kommt die Baumwolle in Säge- oder Walzengins, das ist eine Entkernungsmaschine, wird gereinigt, zu Ballen gepreßt und zur Verladung gebracht. Die **Baumwollsaat** und ebenso die **Kapoksaat** durchlaufen eine Schälmaschine; die Kerne werden dann zur Ölgewinnung verarbeitet. Der **Kapok**, ein ähnliches Erzeugnis, findet als Füllmaterial Verwendung. Er ist aber kein Strauch wie die Baumwolle, sondern ein hoher Baum; die Kapseln müssen durch geschickte Pflücker gewonnen

werden. Die Früchte machen den gleichen Prozeß durch wie Baumwolle, doch gewöhnlich noch im Handbetrieb.

Für die **Aufbereitung des Kaffees** sind die Kaffee-Entfleischungsmaschinen - Pulper genannt - nötig. Nach dem Entfernen der fleischigen Kirschenmasse werden die Bohnen einem Gärungsprozeß ausgesetzt, um sie zu fermentieren, dann gewaschen und getrocknet. Dies geschieht entweder durch die **Sonne** - man benutzt dazu große zementierte Flächen, die mit einem auf Rollen laufenden Dach versehen sind, um die Bohnen bei etwa einsetzendem Regen schützen zu können - oder durch **Trocknen in geheizten Darren**. Die Bohnen werden sortiert, eingesackt und kommen zur Verschiffung. In Europa laufen sie noch durch Schälmaschinen, Huller genannt. Dadurch wird das letzte Häutchen entfernt, das die beiden Bohnen umschließt.

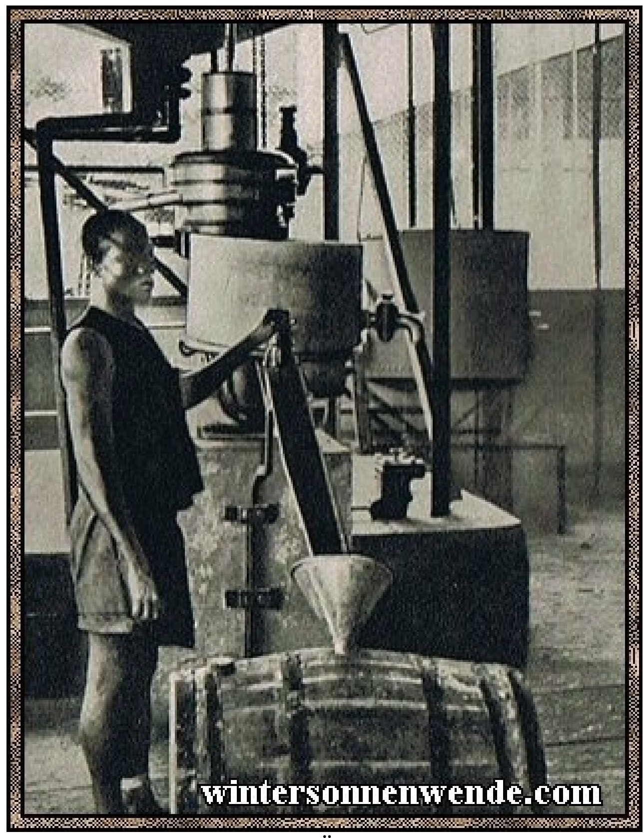
Der **Kakao** unterliegt einer ähnlichen Behandlung. Die großen Früchte werden beim Ernten gleich an Ort und Stelle aufgeschlagen und die Kakaobohnen gesammelt. Sie machen ebenfalls einen ganz genauen Gärungsprozeß durch, werden gewaschen, getrocknet und sind fertig zur Versendung.

Tee kommt nach dem Pflücken in die Teeroller, wird in der Darre getrocknet und in Päckchen verpackt. Er beansprucht von allen Produkten wohl die sorgfältigste Behandlung, da hier eine vorsichtige Fermentierung zu beachten ist.

Bei der **Muskatnuß** wird nach dem Pflücken die sehr dicke fleischige Masse entfernt, die die eigentliche Nuß festumschließende Blüte wird vorsichtig abgenommen und gesondert getrocknet. Die Nüsse werden ebenfalls auf Darren zum Trocknen ausgebreitet. **Pfeffer**, ein Rankengewächs, kommt auch zum Trocknen in die Darre und durchläuft dann einen Windsichter, der ihn von allen etwa noch anhaftenden Restchen von Laub und Rankenresten befreit.

Kaffee, Kakao, auch die Baumwoll- und Kapoksaat läßt man gern, ehe die Produkte eingesackt werden, durch den Windsichter laufen.

Die Aufbereitung der **Ölpalmenfrüchte** ist ziemlich schwierig. Die Anlage erfordert einen Fachmann. Ich hatte Gelegenheit, in Portugiesisch-Westafrika eine solche Ölgewinnungsanlage umzubauen, dabei habe ich mir den Betrieb genauestens angesehen. Er hat mich ganz besonders interessiert, denn ich bin fest davon überzeugt, daß eine **Kultur der Ölpalme** für uns von allergrößter Bedeutung ist. Die großen Früchte, Cachus genannt, werden zur Fabrik geschafft, durch Schlagen oder Rütteln lösen sich die einzelnen Früchte, die dann durch mechanische Transportbänder zu den einzelnen Bottichen geleitet werden, die das Dämpfen der Früchte besorgen. Dann kommen sie in die eigentlichen Pressen, die gewonnene Masse wird den Kläranlagen zugeführt, und nach Erhalt des reinen Öles wird dieses in Fässer abgefüllt.



Ein Neger arbeitet an der Ölfruchtpresse in Kamerun.

Eine andere, ebenfalls sehr wichtige ölhaltige Palmfrucht ist die **Kokosnuß**. Sie wird durch gewandte Kletterer von den hohen Palmen mit dem Messer gelöst. Die äußere ziemlich dicke

Schale wird abgetrennt, der Nußkern selbst mittels einer Spaltmaschine von der Schale befreit und in drei Hälften geteilt und an der Sonne, sonst aber, wenn es sich um größere Betriebe handelt, in großen Darren getrocknet. Versackt kommen die fleischigen Stücke, Kopra genannt, nach Europa, wo die Ölmühlen das weitere besorgen und sie in Palmin, die bekannte Pflanzenbutter, umsetzen. Wichtige Produkte für die Ölgewinnung sind dann noch **Erdnuß**, **Sesam** und **Sojabohne**. Bis jetzt sah ich diese drei Kulturen meist nur im kleinen angebaut. Die Schwarzen stampfen die Nüsse bzw. Kerne, um so das Öl zu gewinnen. Sonst werden die Produkte nach Europa verschifft, um durch die Ölmühlen das Öl zu gewinnen.



Ein Edelholzstamm im Sägewerk Kwamgumi in Deutsch-Ostafrika.

In den letzten Jahren meiner Tätigkeit hatte ich auch noch Gelegenheit, ein großes **Sägewerk** aufzubauen und die Leitung zu übernehmen. Wir haben dort viele der bekannten **Edelhölzer** wie Mwule, Mahagoni u. a. m. geschnitten. Die Fabrik war bestens ausgerüstet mit Horizontal- und Vertikalgatter mit zwölf Sägen, ferner standen dort Band- und Besäumkreissägen. Indische Möbeltischler und schwarze Zimmerleute waren beschäftigt, die vielen für die Hausbauten nötigen Fenster und Türen herzustellen, Möbel aller Art wurden angefertigt. Hobel-, Bohr- und Fräsmaschinen leisteten gute Dienste. Außer diesem Sägewerk gibt es noch ein kleines in der Gegend von Moschi, sowie das große Werk in Schume in Westusambara. Hier wurden hauptsächlich Zedern verarbeitet für die **Bleistiftfabrikation**. Eine **Seilbahn**, von der Firma Bleichert & Co. gebaut, von der Station Mkumbara der Nordbahn aus erleichterte den Frachtverkehr von und nach Schume.

Der Antransport zu den einzelnen Aufbereitungsanlagen geschieht bei allen größeren Pflanzungen durch **Feldbahn**. Ein genaues Studium der hierfür zu benutzenden Wege ist unbedingt erforderlich. Die Straßen müssen so angelegt sein, daß z. B. in einem hügeligen Gelände die Steigungen von der Fabrik aus mit den leeren Wagen genommen werden, während man das Gefälle benutzen muß, um das Anrollen der vollen Wagen zur Fabrik zu erleichtern. Sind es große Betriebe, die annähernd 1000 Hektar und mehr unter Kultur haben, dann findet man auch, daß kleine **Diesellokomotiven** den gesamten Transport einer Pflanzung



Ein Fabrikhof mitten im Urwald in Kamerun.
Die Fruchternte wird auf Gleisen herangebracht, das gewonnene Öl in Fässer gefüllt und verfrachtet. Links eine Motordraisine.

erledigen. Als Antriebskräfte für die Aufbereitungsanlagen dienen entweder Dampfmaschinen oder Dieselmotoren, seltener Turbinen, da meistens die Wasserkräfte fehlen.



Auch in Kamerun fährt der Pflanzer auf der Draisine durch den Urwald zu seinen Feldern.

Fabrikbauten werden oft in **Beton** hergestellt, d. h. es werden nur Säulen errichtet, die je nach Bedarf Zwischenwände erhalten. Dächer sind aus Holz- oder Eisenkonstruktion mit Wellblech gedeckt. Eine gute Verankerung ist nötig. Zum Mischen der Betonmassen verwendet man auch in Afrika die allgemein bekannte Beton-Mischmaschine. **Wohnhäuser** werden oft aus an der Luft getrockneten **Ziegeln** hergestellt; die Formen dazu richtet sich jeder selbst her.



Autoreparaturwerkstatt in Lome, Togo.

An **Industrie** finden wir noch nicht viel im Lande, nur einige Auto-Reparatur-Werkstätten sind entstanden. Hier findet man die wirklich praktische Werkzeugmaschine, *"four-in-one"*, und eine Vulkanisierungsmaschine für die Reifen. Leider sieht man heute so gut wie keine deutschen Wagen draußen; sie sind alle zu tiefliegend gebaut und dadurch ungeeignet für die afrikanischen Straßen. Am besten bewährt hat sich der Ford. Er ist leicht, hoch genug gebaut, daß er nicht über jeden Stein oder über die noch im Wege stehenden Wurzeln stolpert, und sitzt man mal mit ihm in einem Wasserloch, ist es nicht gar zu schwer, ihn mit Hilfe einiger Schwarzer und vielleicht einer Knüppelunterlage wieder heraus zu heben. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn unsere so leistungsfähige **Deutsche Autoindustrie** einen geeigneten Wagen auf den Markt brächte, um sich auch die afrikanischen Kolonien durch gute Qualität und Brauchbarkeit zu erobern. Genau so, wie sich unsere **Junkers-**



Industrieschule in Deutsch-Ostafrika: Schreinerei.

Flugzeuge als Verkehrsmaschinen im afrikanischen Raum bestens bewährten. Grundbedingung ist aber, reichhaltige Ersatzteillager an allen größeren Plätzen zu unterhalten.

Groß sind die Aufgaben, die den deutschen Techniker in Afrika erwarten, an dem Tage, da es uns Deutschen wieder vergönnt sein wird, unsere Kolonien in eigene Verwaltung zu bekommen.

Wirtschaft und Kolonien

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

Die wirtschaftliche Lage in Deutschland[1]

Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht

Meine sehr geehrten Herren!

Es wird Ihnen vielleicht auffällig sein, daß ein Mann des Finanz- und Wirtschaftslebens wie ich an dieser Jubiläumstagung einer Vereinigung teilnimmt, die sich ausschließlich mit Geographie und Statistik befaßt. Als ich jedoch die freundliche Aufforderung zur Teilnahme an der heutigen Tagung erhielt, habe ich mir gesagt, daß hier vielleicht einmal die Gelegenheit gegeben sei, in vollster wissenschaftlicher Objektivität und ganz mit trockenen aber unwiderleglichen Zahlen ein Bild zu geben von der wirtschaftlichen Lage, in der Deutschland sich vom geographischen und bevölkerungsstatistischen Standpunkt aus befindet.

Die Notwendigkeit einer solchen Betrachtung ergibt sich aus der allgemeinen Überzeugung, daß die friedliche Entwicklung Europas in stärkstem Umfange davon abhängt, ob Deutschland und das deutsche Volk eine gesicherte soziale und wirtschaftliche Entwicklung vor sich sehen darf oder nicht. Wir müssen immer wieder zu unserer Befremdung feststellen, daß große Teile des Auslandes zwar an unserer geistigen Einstellung Anstoß nehmen und uns am liebsten als verhandlungsunfähige Außenseiter hinstellen möchten, daß sie sich aber niemals die Mühe geben, nachzuforschen, woher denn nun eigentlich diese ihnen anscheinend so fremde geistige Einstellung Deutschlands kommt. Der Grund ist einfach der: wir sind ein Land, das auf zu geringem Raum eine zu große Bevölkerung hat, und diese Tatsache lastet auf uns wie ein Alb.

Als ich einmal kürzlich mit einem ausländischen Diplomaten in Berlin über diese Tatsache sprach, gab dieser Menschenfreund mir den Rat, dann möchte doch das deutsche Volk seine Geburten verringern. Diese Auffassung, der wir ja auch sonst in angelsächsischen Kreisen begegnen - wir brauchen nur an die sozusagen wissenschaftliche Behandlung dieses Problems durch Malthus zu denken -, widerspricht nach meiner Auffassung den primitivsten Grundsätzen der göttlichen Weltordnung, und es müßte, wenn wir nicht an sich schon manches gewöhnt wären, überraschen, solche Auffassungen gerade aus einem Lande entsprungen zu sehen, welches sonst den religiösen Gedankengängen und Empfindungen einen weiten Platz einräumt. Es ist nur eine Zufallsironie, wenn dieses gleiche Land zu denjenigen Ländern gehört, welche für ihre eigene Bevölkerung vielleicht die größten Raum- und Lebensmöglichkeiten besitzen. Ich halte die willkürliche Beschränkung der Bevölkerungszunahme so lange für ein Verbrechen gegen Gott und Natur, als die Erde insgesamt Möglichkeiten der Ernährung für die darauf wohnenden Menschen bietet. Es ist nun aber nicht so, daß die Erde solche Möglichkeiten etwa nicht mehr hätte, sondern die Ausnutzung dieser Möglichkeiten wird durch die politischen Besitzverhältnisse behindert.

In der Tat hat Deutschland in den letzten Jahrzehnten einen Geburtenrückgang erlebt, der in den Jahren nach dem Weltkrieg eine ungewöhnliche Verschärfung erfahren hat. Während im Jahre 1901 im damaligen Umfang des Deutschen Reiches bei rund 56 Millionen Einwohnern 2 032 000 Kinder

geboren wurden, kamen im Jahre 1931 im heutigen Reichsgebiet bei 65 Millionen Einwohnern nur noch 1 048 000 Kinder zur Welt. Der Tiefstand des Absinkens fällt in das Jahr 1933 mit 971 174 Lebendgeborenen. Würde man diese jüngsten Zahlen einer mathematisch-statistischen Vorausrechnung für die kommenden Jahrzehnte zugrundelegen, so wäre der Ausblick recht negativ, aber erfreulicherweise steckt ja in diesen Dingen keine mathematisch ablaufende Zahlenreihe, sondern Geburten und Sterbeziffern hängen eng zusammen mit dem Lebenswillen eines Volkes, und hinsichtlich dieses Faktors dürfen wir im nationalsozialistischen Deutschland erfreulicherweise heute wieder eine völlig positive Entwicklung feststellen. Die äußeren zwangsläufigen Einflüsse, die der Krieg und seine Folgeereignisse für unser Volk wie für andere Völker hinsichtlich der Bevölkerungszunahme haben mußten, waren unabwendbar, aber das deutsche Volk ist nicht gewillt, äußeren willkürlichen Druck, der seine Lebenskräfte brach legt, hinzunehmen. Hier muß festgestellt werden, daß der Versuch, ein großes Volk durch dauernden äußeren Druck zur Schrumpfung zu bringen, mit Notwendigkeit zunächst zu sozialen Nöten und Unruhen, schließlich aber zu irgendeiner Explosion führen muß. Diejenigen ausländischen Staatsmänner, die das europäische Problem heute unter das Rubrum "Hier Demokratie, hier Faschismus" oder so ähnlich zu bringen suchen, übersehen völlig das Grundproblem. Ob mit Demokratie oder mit Faschismus die Völker satt werden, ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß sie satt werden. Es ist leichter, die geistige Einstellung bei einem satten Volke zu beeinflussen als bei einem hungernden. Der Friede in Europa und damit wohl auch der übrigen Welt hängt davon ab, ob die dicht gedrängten Massen Zentraleuropas eine Lebensmöglichkeit für sich bekommen oder nicht.

Würden sich die Staatsmänner unserer Zeit etwas mehr mit bevölkerungsstatistischen Ziffern beschäftigen, so würde ihnen für ihre diplomatischen Erwägungen vielleicht noch ein anderes Moment aufstoßen, und das ist die Überalterung des Volkskörpers. Wir befinden uns in einer Periode, wo die Zahl der jungen Leute im Verhältnis zu der Zahl der älteren zurücktritt. Das ist eine Erscheinung, die bei allen Völkern zutage tritt, die junge Jahrgänge auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges verloren haben. Der allgemeine Zustand der Überfüllung in Deutschland wird also zur Zeit besonders insofern verschärft, als eine Überfüllung der produktiven Altersschichten vorhanden ist. Der Geburtenreichtum der Vorkriegszeit kontrastiert mit dem Geburtenschwund der Nachkriegszeit und belastet durch die Überfülle der Arbeitsfähigen den Arbeitsmarkt in einer Weise, die das Arbeitslosenproblem zu einem vordringlichen Problem unserer Zeit gemacht hat. Legt man den Berechnungen, die über das Verhältnis von Bevölkerungszahl und Bevölkerungsraum angestellt werden, nicht die gesamte Kopfzahl der Bevölkerung, sondern die Zahl der im erwerbsfähigen Alter vom 15. bis 65. Jahre stehenden Menschen zugrunde, so tritt die Raumknappheit Deutschlands besonders scharf in Erscheinung. Während im Jahre 1931 in Frankreich sowohl wie in Polen, also bei unserem westlichen und östlichen Nachbarn, 50 erwerbsfähige Menschen auf den Quadratkilometer entfielen, waren es im Deutschen Reich 97, also fast doppelt so viel.

Die **erste Tabelle, die diesem Vortrage beigegeben ist**, gibt Ihnen eine Übersicht über die Einwohnerzahl der verschiedenen Mächte im Vergleich zu dem ihnen zur Verfügung stehenden Raum. Ich habe diese Tabelle lediglich der Vollständigkeit halber herangezogen. Die in ihr enthaltenen Ziffern sind oft genug erwähnt worden. Sie werden aber noch eindringlicher, wenn nur die Menschen erwerbsfähigen Alters von 15 bis 65 Jahren in Beziehung gesetzt werden. Die **Tabelle 2** gibt die Gesamtbevölkerung und die erwerbsfähige Bevölkerung im Vergleich zu der verfügbaren Bodenfläche für das Jahr 1931 nach den vorhandenen Zählungen und für die beiden Jahre 1945 und 1960 nach der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung. Hier zeigt sich besonders deutlich, wie das Deutsche Reich gegenüber seinem östlichen und seinem westlichen Nachbarn benachteiligt ist. Obwohl der westliche Nachbar außer seiner eigenen, in der Tabelle allein herangezogenen Heimatfläche noch einen gewaltigen Kolonialraum zur Verfügung hat, wird seine Bevölkerungsdichte der Erwerbstätigen 1960 weniger als die Hälfte von Deutschlands Dichte ausmachen. Und beim östlichen Nachbarn werden selbst bis zum Jahre 1960 noch nicht drei Viertel des deutschen Standes erreicht sein, wobei immer angenommen ist, daß die derzeitige

Geburtenquote die gleiche bleibt, die bei Deutschland zur Zeit gering und bei Polen zur Zeit erheblich größer ist.

Eine große Frage, die bei der Betrachtung der Bevölkerungsdichte aufgeworfen werden muß, ist die Frage, ob die Völker den ihnen zur Verfügung stehenden Raum zweckmäßig ausgenutzt haben oder nicht. Auch hier will ich wieder mit Deutschland beginnen und zunächst auf die landwirtschaftliche Nutzung des Bodens eingehen. Durch den Krieg hat Deutschland 10% seiner Bevölkerung, aber 13% seiner Fläche verloren. Bezieht man die prozentuale Berechnung lediglich auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche, so beträgt der Verlust sogar 14,2%, und bezieht man sie auf das Ackerland, so beträgt der Verlust 15,4% des gesamten deutschen Ackerlandes. Es sind in erster Linie landwirtschaftliche Überschußgebiete, die Deutschland hat abtreten müssen. Die **Tabelle 3** zeigt aus dem Jahre 1913, also vor dem Kriege, den Ertrag der wichtigsten Nahrungsmittel bei den abgetretenen Gebieten im Vergleich zum übrigen Deutschen Reich. Damals standen von der Ernte nach Abzug der Aussaat im Jahre 1913 auf den Kopf der Bevölkerung zur Verfügung an Roggen und Weizen im Reichsdurchschnitt 239 kg, in den abgetretenen Teilen von Ost- und Westpreußen sowie Posen dagegen 570 kg, an Kartoffeln im Reichsdurchschnitt 728 kg, in den genannten abgetretenen Gebieten dagegen 2032 kg. Ähnlich liegen die Ziffern für das Vieh, wie aus dem zweiten Teil der **Tabelle 3** hervorgeht.

Die landwirtschaftlich genutzte Fläche Deutschlands betrug im Jahre 1933 ohne Zwergbetriebe 26,6 Millionen ha. **Tabelle 4** gibt die Unterteilung der landwirtschaftlich genutzten Fläche in Acker, Garten, Wiesen und Weiden, ferner die Anbaufläche für die Hauptprodukte nach der Zählung vom Juni 1933 und teilt in ihrer zweiten Spalte die durch den Krieg verlorene Anbaufläche von fast 4 Millionen ha nach den gleichen Produkten auf. Sie zeigt ferner die deutsche Ernte in den wichtigsten Produkten und berechnet daneben nach dem Reichsdurchschnitt, nicht nach ihren sehr viel höheren wirklichen Erträgen, die Ernte auf das abgetretene Gebiet. Diese Zahlen beweisen ganz eindeutig, daß, wenn das Deutsche Reich in seinen Vorkriegsgrenzen noch bestände, die Ernährungslage des deutschen Volkes nicht nur gesichert, sondern daß darüber hinaus eine Mehrerzeugung an Getreide und Kartoffeln möglich wäre, die auch die Futtermittelnot, unter der Deutschland heute leidet, praktisch beseitigen würde. Beseitigung der Futtermittelnot aber besagt, daß auch Eier und Fett in einem solchen Mehrertrag erzeugt werden könnten, daß von einer Ernährungsnotlage nicht mehr gesprochen zu werden brauchte.

Ich habe diese Betrachtung über die abgetrennten Gebiete selbstverständlich nicht angestellt, um irgendwelche kriegerischen Revancheideen daraus zu folgern, wie überhaupt meine ganze Einstellung und Arbeit dem Ziele dient, die europäischen Verhältnisse durch verständige Friedensmaßnahmen zu bereinigen. Aber hier sprechen die Tatsachen und zeigen gerade, daß die erwähnten Kriegsverluste Deutschland an einem Punkte getroffen haben, der mit Naturnotwendigkeit ein revolutionierendes Element der europäischen Lage bleiben wird, wenn nicht Abhilfe anderweit geschaffen wird.

Nun möchte ich zunächst weiter zeigen, in welchem Umfange Deutschland Anstrengungen gemacht hat, durch intensive Bewirtschaftung seines Bodens das Möglichste für seine Ernährung aus dem ihm verbliebenen verringerten Raum herauszuholen. Ich habe deshalb in **Tabelle 5** den Ertrag der landwirtschaftlichen Hauptprodukte für verschiedene europäische Länder zusammengestellt, und zwar für die Jahre 1911 und 1933. Für Deutschland geht aus diesen beiden Tabellen hervor, daß seine landwirtschaftlichen Erträgnisse pro Hektar vor der Kriegszeit schon an der Spitze wohl aller Länder gestanden haben, daß Deutschland aber es verstanden hat, selbst diesen Höchststand in der Nachkriegszeit noch zu verbessern. Selbstverständlich haben auch die übrigen Länder ihren Ertrag größtenteils gesteigert, aber die Leistung Deutschlands besteht gerade darin, daß es seine schon

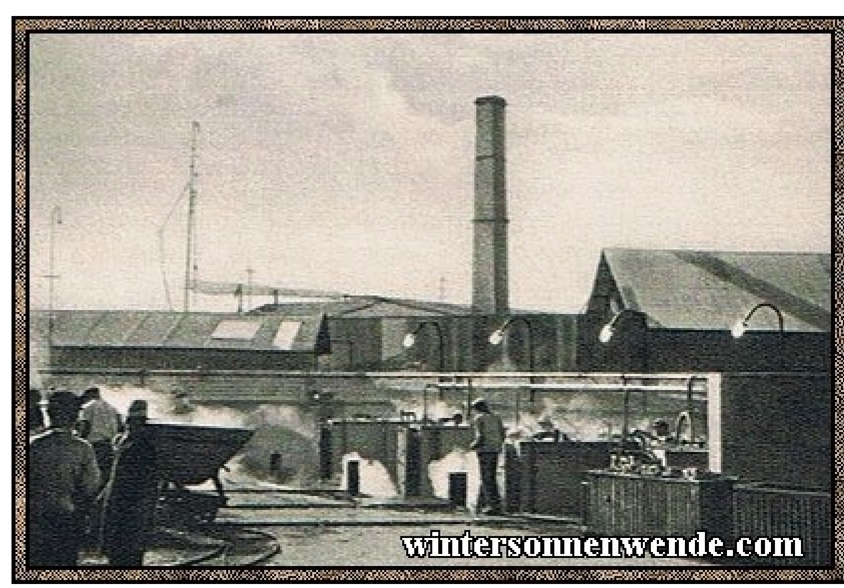
früher vorhandene überragende Intensität gegenüber den landwirtschaftlich weniger intensiv genutzten Ländern noch erheblich weiter hat steigern können. Leider ist für Polen eine Vergleichsmöglichkeit mit dem Jahre 1911 nicht gegeben, aber für jeden, der die Verhältnisse kennt, unterliegt es keinem Zweifel, daß Polen auch heute noch enorme Möglichkeiten der Steigerung seiner landwirtschaftlichen Intensität hat, und daß ihm damit eine außerordentlich starke Reserve zur Verfügung steht, während eine solche Reserve in Deutschland nicht mehr vorhanden ist. Deutschland hat unter enormer Aufwendung von Kapital und Arbeit aus seinem Boden herausgeholt, was nur möglich war. Die Ergebnisse der letzten drei Jahre zeigen, daß die im Jahre 1933 erreichte obere Grenze nicht mehr überschritten werden kann. Der deutsche Mensch kann dem deutschen Boden, der ihm zur Zeit gegeben ist, die volle Ernährung für das deutsche Volk nicht abringen. Ganz anders liegt dies bei unseren europäischen Nachbarn. Würden die Böden unserer Nachbarn, die bekanntermaßen erheblich besser und klimatisch mehr begünstigt sind, in der Form bewirtschaftet, zu der uns die Not gezwungen hat, so würden sich die Erträgnisse bei Frankreich je nachdem um ein Drittel bis um die Hälfte, in Polen um die Hälfte bis drei Viertel und mehr und in Rußland auf das Doppelte bis Dreifache steigern lassen. Dabei sind die großen, durchaus kulturwürdigen, aber bis jetzt noch gar nicht genutzten Flächen unberücksichtigt gelassen, die vor allem Polen und Rußland noch zur Verfügung stehen. Der Londoner *Daily Telegraph* hat vor einem Monat dargelegt, daß Polen eine zu dichte Bevölkerung habe und deshalb auswärtiger Hilfe bedürfe. Ich möchte hier eine einzige statistische Ziffer danebenstellen. Die Anbauflächen für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln sind in Deutschland und Polen nahezu gleich groß, die Bevölkerung Deutschlands aber ist mehr als doppelt so groß wie die Polnische. Wenn der *Daily Telegraph* demnach die Bevölkerungsdichte von Polen mit 82,7 Einwohnern auf den Quadratkilometer als hilfsbedürftig anerkennt, was muß er dann gegenüber der Bevölkerungsdichte Deutschlands von 140 Einwohnern auf den Quadratkilometer an Hilfe für Deutschland in Aussicht nehmen.

Auf die bedenkliche Mangellage in der industriellen Bedarfsdeckung Deutschlands des Näheren einzugehen, wird nicht nötig sein. Ich habe der Vollständigkeit halber in **Tabelle 6** die wichtigsten Ziffern noch einmal zusammengestellt, sie sind aber bekannt und werden oft angezogen. Aus dieser Tabelle geht hervor, daß Deutschland nicht nur auf dem Gebiete der Nahrungsmittel von ausländischen Zufuhren abhängig ist, sondern daß auf dem Gebiete der gesamten industriellen Rohstoffversorgung Deutschland in keiner Weise Genüge hat. Ausreichend gesichert sind wir lediglich in Kohle, Kali und Stickstoff. Eine teils begrenzte, teils völlige Mangellage besteht bei Eisen und nahezu allen unedlen Metallen, bei Erdöl und Phosphaten, bei Wolle, Häuten und Holz, bei Kautschuk und Baumwolle. Da Deutschland über keinerlei Lager- oder Erzeugungsstätten für diese Produkte im Auslande als eigenen Besitz verfügt, so ist es gezwungen, alle diese Güter im Wege seines Außenhandels einzudecken.

In dem Bericht des Direktors der Internationalen Arbeitskonferenz zu Genf 1936 findet sich die folgende sehr klare Ansicht: "Solange Industriestaaten ihre Waren ungehindert im Auslande absetzen, können sie die Rohstoffe einkaufen, deren ihre Industrie bedarf; werden ihnen aber ihre Auslandsmärkte versperrt, so können sie sich nicht mehr die notwendigen Devisen beschaffen, um ihre Fabriken in Tätigkeit zu halten und ihre Arbeiterschaft zu beschäftigen." Man kann natürlich nicht erwarten, daß eine immerhin politisch gebundene, internationale Organisation den Gründen dieser Tatsachen und den notwendigen Änderungsmaßnahmen nachgeht, aber ich glaube, es wird heute von niemand mehr bestritten, daß man einem Lande nicht das gesamte ausländische, werbende Eigentum und den gesamten Kolonialbesitz wegnehmen, es dann **überdies noch mit ungeheuren Schuldverpflichtungen an das Ausland belasten** kann, ohne die Zahlungsbilanz dieses Landes in hoffnungslosen Verfall zu bringen. Das aber ist Deutschland gegenüber geschehen. Immerhin ist die Feststellung der erwähnten Genfer Arbeitskonferenz insofern von Wichtigkeit, als

sie mit Recht ergibt, daß man selbst bei normalen Verhältnissen einen gesicherten ausländischen Absatzmarkt haben muß, wenn ein Industriestaat sich erhalten soll. Hier taucht ein großes Problem auf, das den Frieden Mitteleuropas bedroht und über das hier einmal ganz offen gesprochen werden muß. Die fossilen Freihändler, die noch nicht gemerkt haben, daß sich von Zeit zu Zeit die Weltwirtschaftslage zwangsläufig ändert, behaupten immer, daß es ja nur an Deutschland läge, genügend Ware zu entsprechend billigen Preisen ins Ausland zu verkaufen, um dagegen alle erforderlichen Rohstoffe einzukaufen, deren es benötigt. Diese Ansicht ist eine Albernheit. Jedermann weiß, daß es kein zivilisiertes Land heute mehr gibt, das dem Grundsatz huldigt, die Ware da kaufen zu wollen, wo sie am billigsten ist. Dieses zu behaupten war vielleicht einmal möglich, als Adam Smith sein Buch vom "Reichtum der Völker" schrieb. Heute liegen die Dinge so, daß jede Regierung in erster Linie darauf sehen muß, daß ihre eigene Bevölkerung Arbeit hat und beschäftigt wird. Solange die Theorie von Adam Smith sich mit der Notwendigkeit der Arbeitsbeschaffung nicht stieß, war alles in Ordnung. In dem Augenblick, wo die industrielle Entwicklung das Problem der Arbeitsbeschaffung stellte, mußte Adam Smith zum alten Eisen gelegt werden. Es ist nun einmal in der Wirtschaftspolitik so, daß sich die Menschen nicht nach den Theorien, sondern die Theorien nach den Menschen richten müssen, oder mit anderen Worten, der Rechenmeister Adam Riese hat Adam Smith geschlagen.

Der deutsche Außenhandel sieht sich durch die Maßnahmen der übrigen Regierungen außerstande, seine Waren in beliebigem Umfange im Auslande abzusetzen. Das gilt nicht nur für heute. Es wird immer so sein, daß der Außenhandel eines Landes nicht nur von den eigenen Fähigkeiten, sondern auch von dem Willen der aufnehmenden Märkte abhängig ist. Seit dem Kriege aber haben wir erkennen lernen, welch ein Machtmittel die Wirtschaftspolitik auch im internationalen Streite sein kann. Das private Eigentum im Auslande ist nicht mehr unter allen Umständen geschützt. Mit diesem Grundsatz hat die Gewaltpolitik der alliierten Mächte in den Friedensdiktaten aufgeräumt. Die internationalen Maßstäbe des Warenhandels sind ebenfalls nicht mehr unverletzlich. Damit hat die willkürliche Währungsabwertung der herrschenden Großmächte aufgeräumt. Und es sollte mich nicht wundern, wenn demnächst von den gleichen herrschenden Großmächten erklärt würde, daß ein Meter nicht mehr der vierzigmillionste Teil des Erdumfangs, sondern nur noch der fünfzigmillionste Teil ist und daß alle Verträge, die auf das alte Maß lauten, nur noch im verkleinerten neuen Maß ausgeführt werden dürfen. Endlich haben wir es in den Sanktionsparagraphen der famosen Völkerbundssatzung erlebt, daß **die berüchtigte Hungerblockade des Jahres 1919 gegen Deutschland** zu einem normalen politischen Mittel erklärt wird, um widerspenstige Völker in eine Politik hineinzuzwingen, die den Anschauungen und Wünschen gewisser Großmächte entspricht. Ich will mich über die moralische Seite aller dieser Dinge heute gar nicht aufhalten, aber die Folgerung muß doch daraus gezogen werden, daß die Aufrechterhaltung der Nahrungs- und Rohstofffreiheit eines großen Volkes nach den herrschenden Ansichten gewisser ausländischer Diplomaten abhängig gemacht werden soll von der Gnade, die einige herrschende Mächte zu verteilen oder nicht zu verteilen geneigt sind. Daß diese Folgerung von keinem großen, selbstbewußten Volk freiwillig hingenommen werden kann, müßte eigentlich jedem Politiker klar werden. Wenn es trotzdem noch Völkerbunds- und ähnliche Idealisten geben sollte, die der Ansicht sind, man solle einem Industriestaat seinen Auslandsabsatz in irgendeiner Weise garantieren, sofern dieser Industriestaat jeweils verspricht, sich nach gewissen Wünschen ausländischer Mächte zu richten, so muß geantwortet werden, daß bei der Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Länder der Welt gar nicht an eine böse Absicht, ja, nicht einmal an Dummheit gedacht zu werden braucht, um die Durchführbarkeit einer solchen Idee als absurd zu bezeichnen. Auch wenn alle maßgebenden Staatsmänner den besten Willen und die größte Intelligenz besäßen, würden sie niemals sicherstellen können, daß die Märkte der Welt sich jederzeit für eine ausreichende Aufnahme deutscher Waren offenhalten. Die wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen, die technischen und verkehrswirtschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungen der verschiedenen Erdteile sind so völlig unberechenbar, daß keine Macht der Welt die Garantie für die Durchführung eines solchen angeblichen Ideals darbieten könnte.



Fabrik in Lüderitzbucht, Deutsch-Südwestafrika.

Vor dem Weltkriege hatte Deutschland für die Zukunft seiner Nahrungsmittel- und Rohstoffbelieferung durch den Erwerb **seiner afrikanischen und ozeanischen Kolonien vorgesorgt**, eines Gebietes, fünfmal so groß wie das Deutsche Reich mit nur rund 13 Millionen Einwohnern. Der ehemalige Staatssekretär für die englischen Dominions, **Amery**, hat sich vor einigen Monaten mit der Rückforderung der deutschen Kolonien befaßt und dabei **erklärt, eine etwaige Rückgabe würde Deutschland gar nichts nützen**. Herr Amery sucht diese Behauptung wie folgt zu stützen: **Die Kolonien hätten Deutschland 1913 einen Verlust von angeblich über sechs Millionen Pfund Sterling gebracht; trotzdem habe ihr Anteil am deutschen Export 1913 nur 0,6% und an der deutschen Einfuhr nur 0,5% betragen; ihre bevölkerungspolitische Bedeutung gehe daraus hervor, daß sie in den Jahren 1904 bis 1913 nicht mehr als 0,13% der Gesamtauswanderung aus Deutschland und nur 0,005% des deutschen Bevölkerungszuwachses aufgenommen hätten.** Ich will nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen und behaupten, daß eine befriedigende Regelung der Kolonialfrage - die bekanntlich vielerlei Seiten hat, politische, rechtliche, moralische, psychologische und keineswegs nur wirtschaftliche - alle Rohstoffnöte Deutschlands ganz und mit einem Schlage fortzaubern könnte. Welche Finanzierungs- und Übergangsschwierigkeiten zu überwinden sind, um unsere früheren deutschen Schutzgebiete oder anderen Kolonialbesitz so auszubauen, daß wir mit ihnen im deutschen Verwaltungsbereich und in deutscher Währung einen regen und beiden Teilen nutzbringenden Handel treiben können, das ist mir um so mehr bewußt, als es sich ja nicht um Gebiete von der Fruchtbarkeit des englischen oder niederländischen Kolonialreichs handelt. Wir sind weit davon entfernt, uns Illusionen hinzugeben. Aber was der englische Sachverständige vollkommen übersieht, ist folgendes: Vor dem Kriege besaß Deutschland außerhalb seiner eigenen Kolonien werbende ausländische Anlagen in Höhe von annähernd 30 Milliarden Goldmark. Es besaß einen blühenden Außenhandel mit allen Nebenerwerbszweigen wie Schiffahrt, Versicherung, Kreditwesen usw. Die Märkte der Welt waren offen und zum größten Teil durch Handelsverträge langfristig gesichert. Der Auswanderung waren nirgends Schranken gesetzt. Aus allen diesen Gründen konnte Deutschland seine Rohstoffe auf dem Weltmarkte einkaufen und hatte keinen Anreiz, seine eigenen kolonialen Bezugsgebiete forciert zu entwickeln oder nur nach ihnen auszuwandern. Alles das ist heute anders. Würden Deutschland seine Kolonien heute nicht noch vorenthalten, so würde es mit deutscher Arbeit und mit Einsatz von Kapital und Kredit in deutscher Währung die Entwicklung der kolonialen Rohstofferzeugung mit größtem Nachdruck in die Hand nehmen und unendlich viel mehr Nahrungsmittel und Rohstoffe schaffen, als dies heute trotz inzwischen eingetretener Entwicklung unter der Mandatsherrschaft der Fall ist. In welchem Umfange die koloniale Investition der Industrie des Mutterlandes Beschäftigung bringen kann, dafür mag als gutes Beispiel Frankreich dienen, dessen Ausfuhr nach seinen Kolonien sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt hat. Von der französischen Baumwollindustrie gehen rund 30 v. H. des Gesamtabsatzes in die eigenen Kolonien. Von der englischen Ausfuhr wird nahezu die Hälfte von dem britischen Imperium außerhalb Großbritanniens und Irlands aufgenommen. Gerade in den Krisenjahren hat sich die naturgegebene Vorzugsstellung des Mutterlandes gegenüber den Kolonien

für die englische, wie für die französische Industrie segensreich ausgewirkt.

Selbstverständlich wird die Entwicklung der Kolonien eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen. Aber auch hier wird man sagen müssen, daß mit den modernen technischen Hilfsmitteln die Entwicklung viel schneller vorgenommen werden kann, als dies in früheren Jahrzehnten der Fall war. Schon in den zwei Jahrzehnten, während derer Deutschland seine Kolonien besaß, ist in diesen Gebieten mehr geleistet worden, als in anderen Kolonien durch zwei Jahrhunderte. Es würde deshalb selbst bei dem heutigen Zustande schon eine sofortige Erleichterung der deutschen Rohstofflage durch die Kolonien eintreten, die sich dann im Laufe der Jahre sehr rasch wird steigern lassen. Schon die jetzige Ausfuhr der deutschen Kolonien an pflanzlichen Ölen und Fetten wird etwa ein Viertel unseres Jahresbedarfes an solchen Fetten und Ölen decken. Und in dem Bezuge von Holz dürfte die Möglichkeit einer erheblichen Erleichterung ebenfalls sofort gegeben sein. Es ist also nicht Zukunftsmusik, die hier gespielt wird, sondern Wirklichkeit.

Ich fasse zusammen: Deutschland hat einen zu geringen Lebensraum für seine Bevölkerung. Es hat alle Anstrengungen und ganz gewiß viel größere Anstrengungen als irgendein anderes Volk gemacht, aus seinem vorhandenen geringen Raum herauszuholen, was für seine Lebenssicherung notwendig ist. Trotz aller dieser Anstrengungen aber reicht der Raum nicht aus. Die Mangellage an industriellen Rohstoffen ist noch größer als die auf dem Nahrungsmittelgebiet. Durch handelspolitische Abmachungen irgendwelcher Art kann eine Sicherung der Daseinserhaltung des deutschen Volkes nicht erfolgen. Die Zuteilung kolonialen Raumes ist die gegebene Lösung der bestehenden Schwierigkeiten.

Tabelle 1:
Größe, Einwohnerzahl und Volksdichte verschiedener Länder (einschl. Kolonien)[1]

	Größe in 1000 qkm			**Einwohnerzahl in Millionen**			**Einwohner-zahl je qkm in Mutterland und Kolonien zusammen**
Länder	Mutter-land[2]	Kolonien[3]	Mutterland und Kolonien	Mutter-land[2]	Kolonien[3]	Mutterland und Kolonien	
Britisches Reich	314	31 694	32 008	49	441	490	15,3
Rußland	4 761	16 507	21 268	128	38	166	7,8
Frankreich	551	11 910	12 461	41	65	106	8,6
Deutsches Reich	471	—	471	66	—	66	140,2
Belgien	30	2 391	2 421	8	12	20	8,5
Portugal	92	2 091	2 183	7	8	15	7,0
Niederlande	34	2 046	2 080	8	61	69	33,1
Italien[4]	310	3 303	3 613	42	13	55	15,2
Japan	382	297	679	69	30	99	146,4
U.S.A.[5]	7 839	314	8 153	123	14	137	16,7
Spanien	512	334	846	24	1	25	29,4

1 Jeweils letztbekannte Zahlen.
2 Beim Britischen Reich und bei Rußland: europäische Teile, bei Japan: eigentliches Japan.
3 Beim Britischen Reich und bei Rußland: außereuropäische Teile, bei Japan: Formosa, Korea, Südsachalin, Kwantung.
4 Einschl. Äthiopien.
5 Ohne Dependenzen.

Tabelle 2:
Gesamtbevölkerung und Erwerbsfähige in Deutschland, Polen und Frankreich[1]

Jahr	Gesamtbevölkerung Zahl in 1000	Gesamtbevölkerung Einwohner je qkm	Erwerbsfähige im Alter von 15 bis 65 Jahren Zahl in 1000	Erwerbsfähige im Alter von 15 bis 65 Jahren Einwohner je qkm
		D e u t s c h l a n d		
Mitte 1931	65 441	139	45 422[2]	97
Anfang 1945	68 370	145	47 248	100
" 1960	69 750	148	47 527	101
		P o l e n		
Dezember 1931	32 133	83	19 348[2]	50
Anfang 1945	37 528	97	24 065	62
" 1960	42 787	110	28 925	74
		F r a n k r e i c h		
März 1931	41 228	75	27 759[2]	50
Anfang 1945	39 007	71	25 892	47
" 1960	37 716	68	25 230	46

1 Für 1945 und 1960 unter der Annahme gleichbleibender Lebendgeborenenzahl, bei Frankreich gleichbleibender allgemeiner Fruchtbarkeitsziffer berechnet.
2 Geschätzt.

Tabelle 3:
Ernteerträge und Viehbestände Deutschlands im Jahre 1913

a) Ertrag in kg auf den Kopf der Bevölkerung
(nach Abzug der für die Aussaat benötigten Mengen)

	Roggen	**Weizen**	**Hafer**	**Kartoffeln**
in sämtlichen auf Grund des Versailler Friedensvertrages abgetretenen Gebieten	289,3	85,2	152,2	1325,3
darunter in				
Ostpreußen	305,9	28,5	292,9	1494,2
Westpreußen	329,5	88,7	166,9	1606,5
Posen	605,1	86,4	166,0	2360,5
im übrigen Deutschen Reich	160,0	64,3	137,6	662,4

b) Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Pferde	**Rinder**	**Schweine**
in sämtlichen auf Grund des Versailler Friedensvertrages abgetretenen Gebieten	108	363	446
darunter in			
Ostpreußen	237	553	950
Westpreußen	151	386	573
Posen	145	444	627
im übrigen Deutschen Reich	66	319	390

Tabelle 4:
Landwirtschaftlich genutzte Flächen und Ernteergebnisse in Deutschland im Jahre 1933

a) Landwirtschaftlich genutzte Fläche der Betriebe mit mehr als 0,5 ha Betriebsfläche (in Mill. ha)

Ackerland	18,261
Gartenland	0,339
Wiesen	5,026
Weiden	2,927
Sonstiges	0,072
Insgesamt	26,625

b) Anbaufläche (in Mill. ha)

		in Deutschland	**in den auf Grund des Versailler Friedensvertrages abgetretenen Gebieten**
für	Weizen	2,398	0,59
"	Roggen	4,447	1,10
"	Gerste	1,484	0,37
"	Hafer	2,692	0,66
"	Kartoffeln	2,376	0,58
"	Zuckerrüben	0,311	0,08
"	Luzerne, Klee usw.	2,222	0,55
		15,930	3,93

c) Ernteergebnisse (in Mill. t)

	in Deutschland	**in den auf Grund des Versailler Friedensvertrages abgetretenen Gebieten**[1]
Weizen	5,8	1,43
Roggen	8,7	2,15
Gerste	3,5	0,87
Hafer	6,9	1,69
Kartoffeln	44,1	10,76

1 Zahlen errechnet unter Zugrundelegung nur des Reichsdurchschnitts.

Tabelle 5:
Ernteerträge verschiedener Länder 1911 und 1933 (in dz je ha der Erntefläche)

a) ***1911***

	Weizen	**Roggen**	**Gerste**	**Hafer**	**Kartoffeln**
Deutschland	20,6	17,7	19,9	17,8	103,5
Frankreich	13,8	14,3	14,3	12,6	74,2
Österreich	13,2	13,1	14,8	12,1	92,3
Ungarn	14,0	11,6	14,2	11,8	72,3
Rußland	4,7	6,6	7,7	6,7	70,0
USA	8,4	9,8	11,3	8,8	54,4
Kanada	14,0	11,7	15,2	14,7	96,7
Argentinien (1909/1910)	6,1	—	—	9,2	—

b) 1933

	Weizen	***Roggen***	***Gerste***	***Hafer***	***Kartoffeln***
Deutschland	24,2	19,3	21,9	21,8	152,6
Frankreich	18,0	13,0	16,3	16,9	106,6
Italien	16,0	15,0	11,0	12,8	59,6
Polen	12,8	12,2	12,3	12,2	103,4
Rußland	8,4	9,5	10,8	9,2	90,7

Tabelle 6: Deutschlands Abhängigkeit von Auslandszufuhren

	Einfuhr 1934 in 1000 t	**Auslandsanteil in v. H. des Gesamtverbrauchs**[1]
a) Nahrungs- und Genußmittel		
Obst und Südfrüchte	998	20
Gemüse	318	10
Hülsenfrüchte	214	50
Nahrungsfette	2 139	50
Eier	76	20
Fische	209	40
Rohtabak	86	70
b) Industrielle Rohstoffe und Halbwaren		
Baumwolle	400	100
Wolle und andere Tierhaare	180	90
Nutzholz	5 710	25
Eisenerze	8 265	70
Manganerze	225	50
Kupfererze	325	90
Zinkerze	127	30
Mineralöle	3 094	70
Felle und Häute	169	50
Kautschuk	72	100
Industrielle Fette	503	90

1 Schätzung.

Anmerkung:

1 Der mit der Führung der Geschäfte des Reichswirtschaftsministeriums beauftragte Reichsbankpräsident hielt im Dezember 1936 diesen sehr instruktiven Vortrag in Frankfurt a. M. auf der Hundertjahrfeier des Vereins für Geographie und Statistik. ...zurück...

Kolonien und Rohstoffversorgung[1]

Geheimrat Geo A. Schmidt,
Geschäftsführendes Vorstandsmitglied des
Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees Berlin

[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie ***hier****.]*

Es ist leider oft im Leben so, daß man das Gute erst dann schätzen lernt, wenn es einem genommen worden ist. So ist es auch dem deutschen Volke mit seinen Kolonien gegangen.

Viele Deutsche ahnten und manche ahnen selbst heute noch nicht, **welchen wichtigen Lebensraum man uns mit den Kolonien genommen hat.**

Aus den großen Raum- und Erzeugungsreserven Afrikas bekam Deutschland erst in den Jahren 1884/85 seinen verhältnismäßig kleinen Anteil, dessen Entwicklung und Aufschließung in den ersten Jahrzehnten nur langsam vor sich gehen konnte, weil uns koloniale Kenntnisse und Erfahrungen fehlten. Weltgeschichtlich und weltwirtschaftlich war der Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte von Bedeutung, fand aber im deutschen Volke selbst nicht das Verständnis, das dieser Bedeutung entsprach. Noch heute gibt es Deutsche, die in binnenländischer Kurzsichtigkeit glauben, daß Deutschland jederzeit ohne Schwierigkeiten seine tropischen Rohstoffe auf dem Weltmarkt kaufen könne, sich also mit eigenen Kolonien nicht zu belasten brauche, aber noch niemals hat einer von diesen Klugen einen Weg gewiesen, wie denn diese Rohstoffe ohne Devisen, ohne große Verluste und ohne ungeheuere Abhängigkeit wirtschaftlicher Art vom Auslande auf dem Weltmarkt beschafft werden können.

Das zielbewußte Streben nach wirtschaftlicher Selbstgenügsamkeit muß auf unserem engen übervölkerten Boden mit sehr entwickelter Industrie seine Grenzen finden.



Rohstoffbedarf Deutschlands

Der Rohstoffbedarf Deutschlands an land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen der Tropen sowohl für die Ernährung als auch für die Industrie ist bedeutend und wird auch immer bedeutend bleiben und sich mit wachsender Bevölkerungszahl bei günstiger Wirtschaftslage sogar noch steigern.

Die neuesten zahlenmäßigen Unterlagen über die unvermeidlichen Einfuhrüberschüsse Deutschlands sind in den Veröffentlichungen des Statistischen Reichsamts und im 115. Sonderheft der vom Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft herausgegebenen *Berichte über Landwirtschaft*[2] zu finden.

Bei den Einfuhrüberschüssen an Nahrungs- und Genußmitteln pflanzlicher und tierischer Art ist zu unterscheiden zwischen solchen, die auch im Inlande erzeugt werden könnten und den aus klimatischen Gründen im Inlande nicht erzeugbaren Nahrungs- und Genußmitteln tropischen bzw. subtropischen Ursprungs, wie Ölfrüchten und Erzeugnissen daraus, Kaffee, Tee, Kakao, Südfrüchten, Tabak usw.

1934 betrug der Einfuhrüberschuß der gegebenenfalls auch im Inlande erzeugbaren **Nahrungs- und Genußmittel** wertmäßig 672,8 Millionen RM., und der der nicht im Inlande erzeugbaren Nahrungs- und Genußmittel tropischen Ursprungs 638,8 Millionen RM., insgesamt also 1311,6 Millionen RM., wozu noch die bedeutenden Mengen im Inlande bisher nicht erzeugbarer eiweißhaltiger Futtermittel kommen, deren Einfuhrüberschuß 1934 - in reines Eiweiß umgerechnet - 616 000 t betrug.

Wenn auch **Deutschlands Selbstversorgung** schon erfreuliche Fortschritte gemacht hat, so daß - wie Prof. Wagemann im Vorwort der erwähnten Schrift von Dr. **Hans von der Decken** sagt - 1934 nur noch jeder fünfte Deutsche mit ausländischen Nahrungsmitteln ernährt wurde und nicht mehr jeder dritte Deutsche wie 1927, und wenn auch **mit weiteren Erfolgen zu rechnen** sein wird, werden wir ohne Kolonien sogar auch für die Ernährungswirtschaft zum Teil vom Auslande abhängig bleiben. Rein wirtschaftlich gesehen kommt hinzu, daß tropische Nutzpflanzen teilweise viel ertragreicher sind und infolgedessen billigere Erzeugnisse abgeben. Liefert doch z. B. ein Hektar Ölpalmen auf gut angelegten Pflanzungen jährlich 2770 kg reines Fett (in Niederländisch-Indien 3300 kg und unter besonders günstigen Verhältnissen sogar bis 4000 kg Fett), während ein Hektar Raps mit einem Durchschnittsertrag von 1400 kg Rapssamen und einem Ölgehalt von 36% nur 500 kg reines Fett im Jahr liefert.

Wenn man den Einfuhrüberschuß tropischer Fettrohstoffe 1934 auf reines Fett umrechnet, ergibt sich eine benötigte Einfuhrmenge von 786 199 t pflanzlicher Öle und Fette unter Zugrundelegung eines reinen Fettgehaltes von 50% bei geschälten Erdnüssen, von 40% bei Palmkernen, von 68% bei Kopra, 15% bei Baumwollsaat, 20% bei Oliven und 18% bei Sojabohnen. Außer diesen fast ausschließlich in **Ölrohstoffen** eingeführten 786 000 t **pflanzlicher Öle** und Fette mußte Deutschland 1934 noch 279 014 t **tierische** Fette einführen.

An weiteren Nahrungsmitteln ergeben die statistischen Erhebungen für 1934 bis 1936 folgende Mengen:

	1934	**1935**	**1936**
Mais und Dari	388 000 t	282 000 t	172 000 t
Reis	253 000 t	163 000 t	147 000 t
Speisebohnen und Linsen	150 000 t	123 000 t	78 000 t
Obst und Südfrüchte	998 000 t	823 000 t	894 000 t

Bezüglich der **land- und forstwirtschaftlichen Rohstoffe** für die Industrie sei kurz folgendes bemerkt:

Deutschlands Schafbestand von 3,4 Millionen Tieren 1934 und 3,9 Millionen Tieren 1935 lieferte bei einem Durchschnittsertrag von 4,2 kg Wolle je Schaf 1934 rund 15 000 und 1935 16 380 t Wolle. Der Einfuhrüberschuß an Wolle betrug in 1000 t:

	1934	**1935**	**1936**
an Rohwolle	164,8	149,4	122,0
an Garnen	4,5	4,6	0,6
umgerechnet in Rohwolle	13,5	13,8	1,8

Die **Flachs**-Anbaufläche hat 1935 20 600 kg erreicht und 5400 t Faser gebracht, und trotzdem blieb ein Einfuhrüberschuß von 47 500 t Flachs; der Anteil der Inlandserzeugung am Gesamtbedarf beträgt also nur rund 10%.

Auch bei **Hanf** ist die Anbaufläche in Deutschland von 380 ha im Jahre 1934 auf rund 4000 ha 1935 gestiegen. Der Einfuhrüberschuß betrug 1934 20 300 t Hanf.

Der Bedarf an **Seide** wird vollständig aus dem Auslande eingeführt, und zwar 1934 7900 t und sogar noch ein Teil der benötigten Kunstseide, wie aus nachstehenden Zahlen hervorgeht:

	1934	**1935**	**1936**
Rohseide	7 900 t	9 900 t	6 500 t
Kunstseide	5 600 t	2 300 t	1 900 t

Trotz der Steigerung der Erzeugung von natürlichen und künstlichen Textilrohstoffen im Inlande mußten 1934-1936 an rein **tropischen Textilrohstoffen** eingeführt werden:

	1934	**1935**	**1936**
Jute	106 800 t	114 000 t	97 000 t
Hartfasern (Sisal, Manilahanf usw.)	628 000 t	781 000 t	622 000 t
Baumwolle, einschl. der in Rohbaumwolle umgerechn. Garne	354 000 t	370 000 t	326 000 t

Unter normalen weltwirtschaftlichen Verhältnissen wäre die Einfuhr sicher noch größer gewesen; 1933 brauchte Deutschland z. B. noch 412 000 t Baumwolle.

Von dem **Nutzholz**bedarf Deutschlands stammten 1934 rund 75% aus dem Inlande, doch ist damit keineswegs gesagt, daß nicht noch mehr für besondere Zwecke benötigte ausländische Hölzer von besonderer Beschaffenheit eingeführt worden wären, wenn die Devisenverhältnisse dies zugelassen hätten.

Den Einfuhrüberschuß von **Kautschuk**, Guttapercha und Balata, Harzen und Kopalen, Federn und Borsten sowie von Häuten und Gerbstoffen veranschaulicht nachstehende Tabelle:

	1934	**1935**	**1936**
Kautschuk	60 200 t	63 900 t	72 900 t
Guttapercha - Balata	7 300 t	8 300 t	9 100 t
zusammen:	67 500 t	72 200 t	82 000 t
Harze, Kopale	86 400 t	74 500 t	90 200 t
Federn und Borsten	10 800 t	8 400 t	10 100 t
Häute	157 100 t	140 400 t	135 500 t
Gerbhölzer, -rinden usw. (reiner Gerbstoff nicht feststellbar)	169 600 t	187 900 t	117 900 t

Wollte man den Einfuhrüberschuß von im Inlande anbau- oder ersatzfähigen Faserrohstoffen und Tabak durch weiteren verstärkten Eigenanbau ersetzen, wären hierzu weitere 193 900 ha erforderlich. Dieser vermehrte Anbau wäre praktisch nur möglich, wenn man die Flächen anderer Kulturen entsprechend verringert, also ein neues Loch aufreißt, um das alte zuzustopfen. Aber dann würde man immer noch nicht den Gesamtbedarf Deutschlands an folgenden tropischen Erzeugnissen im Inlande anbauen, bzw. ersetzen können: Baumwolle, Hartfasern, Kautschuk, Guttapercha, Kaffee, Kakao, Tee, Reis, Südfrüchte, Gewürze usw.

Eine allgemeine und sicher nicht unbedeutende Verbreiterung der Rohstoffgrundlage für die im Inlande erzeugbaren Rohstoffe wird sich im Laufe der Jahre durch Steigerung der Erträge der einzelnen Kulturen, durch Verwendung nur besten Saatgutes, verstärkte Auslese, verbesserte Kulturverfahren, z. B. Untergrundlockerung, Vervollkommnung der Geräte, erfolgreichere Pflanzenkrankheits- und Pflanzenschädlingsbekämpfung usf. erreichen lassen.



Landwirtschaftlich nutzbare Flächen

Deutschlands landwirtschaftlich nutzbare Fläche ist im Verhältnis zur Kopfzahl der Bevölkerung zu klein, denn vom Gesamtflächeninhalt von 46,9 Millionen ha (ohne Kolonien) sind nur 29,3

Millionen ha landwirtschaftlich nutzbar, das sind nur 62%. Auf den Kopf der deutschen Bevölkerung kommen mithin nur 0,45 ha landwirtschaftlich nutzbarer Fläche, während vergleichsweise für Frankreichs Bevölkerung insgesamt 55,1 Millionen ha zur Verfügung stehen, wovon 35,4 Millionen ha landwirtschaftlich nutzbar sind. Das ergibt je Kopf der französischen Bevölkerung 0,85 ha, also fast das Doppelte wie in Deutschland.

Das Bild wäre natürlich ganz anders, sobald wir unsere Kolonien wieder hätten.

Was hatten wir denn an den Kolonien? Welche Landflächen und welche wirtschaftlichen Möglichkeiten?

In **Afrika** die rein tropischen Gebiete Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika, sowie das subtropische Deutsch-Südwestafrika mit zusammen 2 732 297 qkm und in der **Südsee** tropische Inseln von insgesamt 245 969 qkm, also insgesamt nahezu **3 Millionen qkm Land**, das ist mehr als das Sechsfache der Flächenausdehnung Deutschlands. Diese Gebiete hatten rund **13 Millionen Eingeborene**, die **tropische Rohstoffe erzeugten und lieferten und dafür deutsche Waren abnahmen.**



Der Kreislauf der nationalen Wirtschaft zwischen Mutterland und Kolonien.

1900, also noch im Anfang der Entwicklung, hatte die Gesamteinfuhr aller deutschen Kolonien einen Wert von rund 41 Millionen Mark, die Gesamtausfuhr von rund 17 Millionen Mark. Bis 1913 war die Gesamteinfuhr schon auf 147,7 Millionen Mark gestiegen, die Gesamtausfuhr auf 149,5 Millionen Mark. 1932 sind diese Ziffern nicht einmal erreicht, geschweige denn überschritten worden, weil die Mandatare unserer Schutzgebiete mit Kolonien derartig übersättigt sind, daß sie unsere Gebiete nicht brauchen. Der Einfuhrwert aller unter Mandat stehenden deutschen Kolonien erreichte 1932 93,25 Millionen Mark, der Ausfuhrwert rund 118 Millionen Mark, während 1934 die Gesamteinfuhr 78,7 Millionen Mark und die Gesamtausfuhr 105,4 Millionen Mark betrug.

Selbst wenn man annimmt, daß von der Gesamtfläche von 2 980 000 qkm unseres Kolonialbesitzes 50% Wald, Gewässer, Ödland und Wüste und von den restlichen 50% noch weitere 10% zunächst Steppe und Weideland sind, so bleiben immer noch rund **134 Millionen ha landwirtschaftlich nutzbare Fläche** übrig. Geben wir dann von dieser landwirtschaftlich nutzbaren Fläche auf den Kopf der Bevölkerung von rund 13 Millionen Eingeborenen das Zehnfache der nutzbaren Fläche, die auf jeden Deutschen in der Heimat entfällt, also 4,5 ha gegen 0,45 ha, also insgesamt 58 Millionen ha, so bleiben immer noch 76 Millionen ha Land für größere und kleinere Europäer-Pflanzungen zum Anbau tropischer Kulturen übrig, abgesehen davon, daß die Eingeborenen selbst schon auf dem ihnen bleibenden Gelände von 58 Millionen ha gewisse Rohstoffmengen zur Ausfuhr erzeugen.

Die tropischen und subtropischen Rohstoffe sind entweder **Wilderzeugnisse**, wie z. B. Harze, Kopale und ein Teil des Kautschuks, Palmöl, Palmkerne, Schibutter, die verschiedenen Edelhölzer usw., oder aber **Erzeugnisse der Eingeborenen-Wirtschaft**, wie Mais, Dari, Erdnüsse, Sesam, Baumwolle, verschiedene Hülsenfrüchte, und schließlich **Erzeugnisse der Plantagenwirtschaft**.

Eine gesteigerte Ausnutzung von **Wilderzeugnissen** würde Raubbau sein. Die Edelholzbestände des Urwalds von Kamerun sind schon sehr weit dem Raubbau zum Opfer gefallen, und es wird hohe Zeit, daß großzügige und pflegliche Forstwirtschaft, wie wir sie vor dem Kriege drüben bereits begonnen hatten, in den Kolonien planmäßig eingeführt wird, und zwar nicht nur, um eine anhaltende Waldertragswirtschaft herbeizuführen, sondern auch, um den natürlichen landschaftlichen Wert der Wälder zum Schutz von Quellgebieten und günstigen klimatischen Gegebenheiten usw. zu erhalten.

Die Steigerung der **Eingeborenen-Wirtschaft**, die allerdings auch heute noch als Brandwirtschaft Raubbau darstellt, ist zu einem Teil eine Geld-, in der Hauptsache aber eine Organisationsfrage und für die meisten Kulturen in erheblichem Umfange über den Eigenbedarf der Eingeborenen hinaus möglich und würde beachtliche Mengen für die Ausfuhr liefern.

Europäer-Pflanzungen oder **-Plantagen** größeren oder kleineren Umfanges sind sowohl im tropischen Tiefland als auch in den gesünderen Hochländern möglich. Sie müssen im allgemeinen so groß sein, daß für die gewählte, bzw. mögliche Hauptkultur eine wenn auch kleine, so doch vollständige Aufbereitungsanlage sich lohnt, oder aber es muß eine gemeinsame Aufbereitungsanlage auf genossenschaftlicher Grundlage errichtet werden können.

Eine solche gemeinsame Aufbereitungsanlage hat - abgesehen von manchen kleinen, aber überwindbaren Mängeln und Schwierigkeiten - den Vorteil, daß sie größere Mengen einheitlicher, guter Erzeugnisse mit Gütemarke auf den Markt bringen kann.

Für die Hochländer kommt auch noch die **Siedlung** in verschiedenem Ausmaß in den verschiedenen Gebieten in Frage. Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, daß in jedem Jahr Hunderttausende von Deutschen drüben angesiedelt werden können, vielmehr kann auch eine Siedlung nur nach sorgfältigen Vorbereitungen langsam eingeleitet und organisch entwickelt werden.

Kapitalistisch aufgebaute **Plantagenwirtschaft** ist für diejenigen tropischen Kulturen notwendig, die für die Aufbereitung der Erzeugnisse besonders kostspielige Maschinen und Anlagen erfordern.

Trotz unserer verhältnismäßig kurzen Kolonialzeit hatten wir in allen Kolonien schon eine stattliche Anzahl gut eingerichteter und geleiteter Pflanzungen und Plantagen-Unternehmen, z. B. von Kokospalmen in Togo, von Kakao, Ölpalmen und Kautschuk in Kamerun, von Kaffee, Sisal, Baumwolle und Kautschuk in Deutsch-Ostafrika und von Kokospalmen und Kakao in der Südsee, und könnten heute - wenn die angefangene Entwicklung weitergeführt worden wäre und man uns die Kolonien nicht genommen hätte - schon einen guten Teil unseres Bedarfs an diesen Rohstoffen decken. Die Ausbaumöglichkeiten dieser Plantagenwirtschaft sind noch groß, und zwar nicht nur flächenmäßig, sondern auch in bezug auf die anzuwendenden Mittel, Erfolge, Einheitlichkeit und Güte der Erzeugnisse. Auch bei der tropischen Wirtschaft wird bei dem Angebot auf dem Weltmarkt für die Absatzmöglichkeit und für den Reinertrag immer mehr die Güte als die Menge ausschlaggebend sein.

Durch die lange Ausschaltung aus allen wissenschaftlichen kolonialen Forschungs- und Züchtungsarbeiten sind wir zweifellos zurückgeblieben und müssen viel nachholen. Ohne Sachkenntnisse und Erfahrungen ist eine Kolonialwirtschaft nicht zu betreiben oder vom grünen Tisch in der Heimat aus zu beurteilen. Den auf Ertragswirtschaft eingestellten

Pflanzungsunternehmen kann man große Ausgaben für Forschungs- und Züchtungsarbeiten nicht zumuten, wohl aber eine enge Zusammenarbeit mit der Wissenschaft und selbstverständlich auch mit der heimischen Wirtschaft.

Wenn wir den deutschen Gesamt-Einfuhrüberschuß von 1933 an wichtigsten tropischen Rohstoffen in die hierzu notwendigen Anbauflächen umrechnen, ergibt sich, daß wir für

pflanzliche Öl- und Fettrohstoffe insgesamt	1 797 000 ha
für den Gesamtbedarf an Baumwolle und Hartfasern, wie Sisal usw.	2 429 000 ha
für den Gesamtbedarf an Kakao, Kaffee, Tee	484 000 ha
und für den Gesamtbedarf an Kautschuk	200 000 ha
insgesamt also	4 910 000 ha

benötigen. Diese Flächen sind nach geringen Durchschnittserträgen errechnet. Beim Anbau der die höchsten Erträge liefernden Kulturen und Anwendung neuester Kulturweisen und -erfahrungen würde sich der Flächenbedarf noch sehr verringern.

Auch darüber, daß die natürlichen Bedingungen, **Klima** und **Böden**, für diese Kulturen in unseren noch unter Mandat stehenden Kolonien geeignet sind, kann kein Zweifel bestehen. Selbstverständlich ist nicht jeder Boden in jeder Gegend ohne weiteres für jede Kultur geeignet; vielmehr ist es notwendig, in jedem einzelnen Falle für die Anlage der Pflanzung oder Kultur den geeigneten Boden unter Berücksichtigung der außerdem zu beachtenden wirtschaftlichen und sonstigen Umstände auszuwählen, wozu Sachkenntnis und Erfahrungen gehören, denn Fehler, die bei der Anlage von Dauerkulturen gemacht werden, sind nie wiedergutzumachen. Ich glaube, zu diesen Behauptungen berechtigt zu sein auf Grund eigener langjähriger Erfahrungen und meiner Tätigkeit als landwirtschaftlicher Sachverständiger und Landwirtschaftsreferent in Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika und in anderen tropischen und subtropischen Ländern der Erde.

Möglichkeiten der Rohstofferzeugung in den Kolonien

Für die Lieferung von Fettrohstoffen, wie Palmöl, Palmkernen, Erdnüssen, Sesam usw., sowie für Kakao und Kautschuk käme in erster Linie **Kamerun**, für Textilrohstoffe, wie Sisal, Baumwolle, Stengelfasern usw., **Ostafrika** in Frage. Auch Tee, Kaffee, Medizinalpflanzen, Drogen, ätherische Öle liefernde Pflanzen, Gewürze usw. könnten wir in diesen tropischen Gebieten erzeugen. Für Reis sind große fruchtbare Alluvialgebiete besonders in **Deutsch-Ostafrika** vorhanden. Gerbstoffe liefern die wild vorkommenden Mangroven und die in den Hochländern leicht kultivierbare Gerberakazie und Dividivi. Einen großen Teil unseres Einfuhrbedarfes an Häuten und Fellen könnten wir aus dem Bestand an Rindern und Schafen in **Deutsch-Ostafrika** (1934: 5 600 000 Stück Rindvieh, 6 700 000 Schafe und Ziegen), **Kamerun** (1934: 449 549 Stück Rindvieh, 1 082 646 Schafe und Ziegen) und **Südwestafrika** (1934: 621 662 Stück Rindvieh und 2 439 997 Schaft und Ziegen) decken. Obst und Südfrüchte, insbesondere Bananen und Orangen, könnten **Kamerun** und **Ostafrika** in ausgezeichneter Güte und für Deutschland ausreichender Menge liefern. Von unserem Bedarf an Edelhölzern würde der zwar schon stark ausgeraubte Wald **Kameruns** noch immer beachtliche und bei richtiger Bewirtschaftung im Laufe der Jahre steigende Mengen verschiedener Hölzer liefern können.

Auch bezüglich der **bergbaulichen Rohstoffe** würden die Kolonien unsere Devisenbeanspruchung entlasten können, denn Gold und Diamanten liefern **Südwest-** und **Ostafrika**, Kupfer **Südwestafrika** und **Kamerun**. Aber auch andere Erze und Mineralien, wie Zinn-, Blei-, Zink- und Eisenerze, Graphit, Asbest usw., sind nach Ansicht bergbaulicher Sachverständiger nicht nur

vorhanden, sondern bis zu einer gewissen Grenze auch abbaufähig. Planmäßige Untersuchungen auf diesem noch verhältnismäßig wenig erforschten Gebiet würden sicher noch manches abbaufähige Vorkommen feststellen.

Ins einzelne gehende zahlenmäßige Angaben über die **Anbaumöglichkeiten pflanzlicher Rohstoffe** zu machen, würde zu weit und vielleicht auch zu Mißverständnissen führen. Es mögen hier nur über die wichtigsten Rohstoffe einige zusammenfassende Bemerkungen folgen:

Ganz Afrika führte 1934 an **pflanzlichen** reinen **Ölen** und **Fetten**, aus allen Fettrohstoffen umgerechnet, nur rund 1 000 000 t aus. Zur Erzeugung dieser Fettmenge waren - nach den verschiedenen Kulturen umgerechnet - insgesamt rund 2 750 000 ha nötig, also etwa 1/1000 des Gesamtflächeninhalts Afrikas.

Unsere Schutzgebiete in Afrika führten 1934 insgesamt rund 42 000 t pflanzliche Fette und Öle aus; das war die Erzeugung von rund 52 000 ha. Es ist ganz klar, daß es bei planmäßiger Arbeit und Organisation ohne Schwierigkeiten möglich wäre, diese Erzeugung zu vervielfachen.

Mit der Einführung der **Baumwollkultur** in unseren deutschen Kolonien hatten wir ja erst Anfang des Jahrhunderts begonnen. 1934 lieferten unsere Schutzgebiete nur 7333 t Rohbaumwolle für die Ausfuhr, und die Gesamt-Ausfuhrleistung Afrikas betrug 1934 515 025 t von einer Welterzeugung von 5 110 000 t. Afrika lieferte also 1934 erst 1/10 der Welterzeugung an Baumwolle.

Daß sich die Baumwollkultur bei richtiger Organisation sehr schnell steigern läßt, zeigt Belgisch-Kongo, wo sie auf Veranlassung der Regierung von den Eingeborenen erst vor kurzer Zeit aufgenommen wurde und trotzdem schon 1934 eine Ausfuhr von rund 20 000 t, 1935 von rund 25 000 t brachte.

Auch wir würden, wenn wir unsere frühere, in Zusammenarbeit mit dem **Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee** geschaffene Organisation zur Förderung der Eingeborenen-Baumwollkultur mit Gewährung von Anbauprämien, Preisgarantien, überwachten Märkten, kostenfreier Lieferung besten Saatgutes, Schädlingsbekämpfung usw. wieder einführen würden, schnell Erfolge erzielen und einen erheblichen Teil unseres Bedarfs an Rohbaumwolle in **Togo**, **Kamerun** und **Deutsch-Ostafrika** erzeugen können.

An **Hartfasern** wird in **Deutsch-Ostafrika** auf deutschen Pflanzungen bereits jetzt mehr erzeugt, als Deutschland aufnehmen kann.

Jute hatten wir nicht angebaut. Die klimatischen Verhältnisse sind für diese Faserpflanze wenig geeignet, jedoch gibt es gleich- und höherwertige Faserpflanzen, die wir an deren Stelle anbauen könnten. Zu diesen gehört u. a. die Ramie, die als einzige ausdauernde Stengelfaserpflanze der Welt die hochwertigste, festeste, längste und feinste Stengelfaser liefert. Der Anbau dieser sehr wertvollen Faserpflanze ist bisher nicht im großen aufgenommen worden, weil es an wirtschaftlich arbeitenden Entholzungs- und Entleimungsverfahren bzw. -maschinen gefehlt hat, doch scheint diese Schwierigkeit durch ein neues deutsches Verfahren, das zur Zeit hier nachgeprüft wird, beseitigt werden zu können.

Wolle lieferten unsere Schutzgebiete bisher allerdings sehr wenig. Die Wollschaftzucht ist auch kaum ernstlich versucht worden; sie wäre aber in **Deutsch-Südwestafrika** nach einer großzügigen planmäßigen Wassererschließung in größerem Umfange möglich. Auch die Hochländer von **Deutsch-Ostafrika** und **Kamerun** sind zum Teil für Wollschafzucht geeignet.

Von dem Schafbestand in Deutsch-Südwestafrika (1934: 1 729 205 und 1935: 2 150 352 Stück)

gehören etwa 55 v. H. der ***Karakul-(Persianer)Rasse* an, die etwa 1/3 aller auf dem Weltmarkt benötigten hervorragenden *Persianerfellchen* liefert und heute das wirtschaftliche Rückgrat unserer Farmer in *Südwestafrika* bildet.**

Der Rohstoff Kautschuk hat seit zwei Jahrzehnten an Bedeutung stark zugenommen, war vor vier Jahrzehnten nur Wilderzeugnis, das sehr hoch bezahlt wurde, und ist jetzt in der Hauptsache das Erzeugnis großer europäischer und Eingeborenenpflanzungen. 1900 betrug die Welterzeugung an Wildkautschuk 53 886 t, an Plantagenkautschuk 4 t. 1933 waren von der Welterzeugung in Höhe von 861 200 t 849 400 t, d. s. 98,6%, Plantagenkautschuk! Wildkautschuk lieferten Brasilien und Westafrika, insbesondere **Togo**, **Kamerun** und der **Kongo**.

Der Weltausfuhrüberschuß an Kautschuk betrug:

		Davon Plantagenkautschuk:		
1934	1 013 442 t	1 010 392 t	=	99,7%
1935	863 007 t	856 527 t	=	99,2%
1936	852 173 t	843 043 t	=	98,9%

Wir hatten vor dem Kriege in **Deutsch-Ostafrika** nur **Ceara**-Kautschuk angebaut, weil dieser dem dortigen Klima entspricht, und in **Kamerun** nach wenig erfolgreichen Versuchen mit Ficus und der einheimischen Kickxia schon größere **Hevea**-Pflanzungen angelegt. Das mit Wildkautschuk reich gesegnete Kameruner Regenwaldgebiet ist für den Anbau von Hevea sehr geeignet.

Bei einem Durchschnittsertrag von 300 kg Rohkautschuk je ha (von 5 - 10jährigen Hevea-Pflanzungsbeständen 300 kg je ha, von 10 - 30jährigen 400 bis 500 kg je ha), wären zur Erzeugung von 60 000 t Kautschuk insgesamt 200 000 ha Kautschukpflanzungen notwendig. Der absichtlich sehr niedrig angenommene Durchschnittsertrag von 300 kg je ha ist von holländisch-indischen Pflanzungen längst überholt worden. Die sehr niedrigen Kautschukpreise zwangen die Pflanzer, auf Ertragssteigerung und Herabsetzung der Betriebsunkosten hinzuarbeiten, was ihnen auch durch Zusammenarbeit mit der Wissenschaft - ebenso wie bei der Ölpalme - gelungen ist. Durch Auslese der besten Kautschuklieferanten in den großen Heveabeständen, durch weitere Auslesen des Saatgutes und Veredlung geeigneter Unterlagen durch Pfropfen mit Edelreisern wurden die Erträge von 1 kg auf 10, 15, 20 und noch mehr kg je Baum erhöht, so daß teilweise Jahresdurchschnittserträge von 1,5 - 2 t je ha erzielt wurden. Man sieht hieraus, was durch wissenschaftliche Arbeit auf diesen Gebieten noch möglich ist. Wenn man einen Durchschnitts-Jahresertrag von 1500 kg Kautschuk je ha zugrunde legt, was natürlich zur Zeit nur Theorie ist, würde man eine Jahres-Welterzeugung von 1 000 000 t auf nur 667 000 ha erzielen können! Gegen derartige Wahrheiten soll man sich nicht verschließen, sondern rechtzeitig die nötigen Schlüsse ziehen. Was liegt in dieser Beziehung noch alles vor uns!

Jedenfalls ist die neuerdings von englischer Seite aufgestellte eigenartige **Behauptung, daß unsere Kolonien uns bezüglich der Rohstoffversorgung wenig nützen würden, weil unser Bedarf an Rohstoffen viel größer sei, als wir aus unseren Kolonien decken könnten**, irreführend.

Daß wir nicht von heute auf morgen einen großen Teil unseres Rohstoffbedarfs drüben erzeugen können, ist selbstverständlich. Im Laufe von Jahrzehnten jedoch, die zum Aufbau von Dauerkulturen notwendig sind, würden wir ganz sicher einen unseren Notwendigkeiten entsprechenden Teil unseres Bedarfs decken können. Wie weit wir im Anbau der einzelnen Kulturen im Laufe von einem oder mehreren Geschlechtern dann gehen müßten bzw. würden, wird nicht nur von der Anzahl der verfügbaren Arbeitskräfte, sondern auch davon abhängen, wie weit dies für uns zweckmäßig und weltwirtschaftlich richtig und nötig sein wird.

Technik in den Kolonien

Bei einem **planmäßigen Aufbau und Ausbau der deutschen kolonialen Rohstofferzeugung** würde die **deutsche Industrie**, der Ingenieur und Maschinenbauer usw., sehr ernsthaft mitarbeiten müssen.

Der Eingeborene wird für erweiterten Hackbau zunächst nach wie vor nur Hacken, Haumesser und Äxte brauchen, denn an die Verwendung des Pfluges ist er nur in wenigen Gegenden gewöhnt, zum Teil auch durch die Verbreitung der Tsetsefliege an der Haltung von Zugtieren verhindert. Auf Europäer-Pflanzungen wird sich der Bedarf an **Maschinen** und **Geräten** sehr vergrößern, so z. B. an Pflügen bzw. Zugmaschinen, Sämaschinen, Baumwollentkernungsmaschinen, Ballenpressen, Ölpressen, Darren, Extraktionsanlagen, Trockenanlagen, Kaffeepulpern, Sortiermaschinen, Raspadoren und anderen Entfaserungsmaschinen, Teerollern und vielen anderen, ferner an Kraftmaschinen, Feldbahnen und sonstigen Beförderungsanlagen, Lastkraftwagen usw. Auch den Erfindern und Konstrukteuren wird sich noch manche Möglichkeit zur Betätigung bieten, besonders dem Hoch- und Tiefbau-Ingenieur.

Wenn man auch heute schon mit dem **Kraftwagen** in wenigen Stunden in den Kolonien große Strecken zurücklegen kann, für die man noch Anfang dieses Jahrhunderts auf teilweise unbekannten Negerpfaden, die wir erst mit dem Routenkompaß aufnehmen mußten, mit Trägerkolonnen viele Tagemärsche brauchte, sind diese Gebiete - mit Ausnahme einiger ganz kleiner Teile - doch noch recht wenig erschlossen. Das zeigten schon die vorher genannten Größen- und Ausfuhrzahlen.

Was bedeuten 3654 km **Eisenbahnen**, die wir bis 1914 und weitere 1150 km Eisenbahnen und rund 3000 km **Kraftfahrzeugwege**, die die Mandatare seitdem angelegt haben, für die Erschließung von rund 3 Millionen qkm Land! Ein Vielfaches an Eisenbahnen und Straßen wäre notwendig, um diese Gebiete wirklich zu erschließen. Welche Mengen an Schienen, Schwellen, Bolzen, Schrauben, Zement und an Wagen und Lokomotiven könnten unserer Industrie hierfür in Auftrag gegeben werden! Wieviel Ingenieure, Schachtmeister und deutsche Eisenbahner könnten hierbei lohnende Beschäftigung erhalten!

Wo sich an Stelle von Eisenbahnen der Kraftwagenverkehr als zweckmäßig herausstellt, würden deutsche Kraftwagen in wachsender Zahl Verwendung finden. Heute sind in den afrikanischen Schutzgebieten etwa 6000 bis 7000 Kraftwagen in Gebrauch, wovon nur ein kleiner Teil deutschen Ursprungs ist.

Mit der **Ausnutzung der Wasserkräfte** und Schaffung von **Ent-** und **Bewässerungsanlagen** hatten wir 1914 noch gar nicht begonnen; nur einige Pläne waren ausgearbeitet. An **Flußregelungen** war überhaupt noch kaum gedacht worden, obwohl große Schwemmlandgebiete durch Regelung in die fruchtbarsten Baumwollfelder umgewandelt werden könnten. In Deutsch-Südwestafrika war mit Tiefbohrung zur **Wassererschließung** angefangen worden, und es wurden an einigen Stellen auch artesische Wasser erschlossen. Diese Wassererschließung in Südwestafrika ist zwar von den Mandataren in geringem Umfange fortgesetzt worden, aber nicht ausreichend für unsere Farmer. Von den **Wasserfällen** sind bisher nur die unteren Panganifälle für die Anlage eines großen Kraft- und Lichtwerkes von den Mandatarmächten genutzt worden; die Eröffnung dieses Werkes fand Anfang 1936 statt.

Mit der Rückgewinnung unserer Kolonien würde uns also ein großes Arbeitsgebiet, nicht zuletzt für den deutschen Ingenieur und Techniker, wieder eröffnet werden. Das für den Bau von Bahnen, Wegen, Wassererschließungs-, Ent- und Bewässerungsanlagen usw. an Löhnen und Gehältern ausgegebene Geld in deutscher Währung würde zu einem großen Teil wieder für deutsche Waren ausgegeben und dadurch dem nationalwirtschaftlichen Kreislauf wieder zugeführt werden.

Erweiterte Entwicklung des Verkehrs würde dann auch neue Hafenbauten und -anlagen sowie weitere Schiffsbauten notwendig machen und dadurch deutschen Werften und Seeleuten Arbeit und Verdienst bringen!

Ich habe mich auf diese wenigen Angaben beschränken müssen, die aber den Beweis erbracht haben dürften, daß **Kolonialbesitz und eigene Rohstoffversorgung für das deutsche Volk notwendig sind**, um aus dem auf die Dauer unerträglichen Abhängigkeitsverhältnis vom Auslande herauszukommen und um gleichberechtigt mit anderen großen Nationen wieder in der Weltwirtschaft mitarbeiten und sowohl als Lieferant wie auch als wichtiger Kunde auf dem Weltmarkt auftreten zu können.

Anmerkungen:

1 Vortrag, veröffentlicht im Berichtsheft *Fachvorträge*, 74. VDI.-Hauptversammlung Darmstadt 1936 und 80-Jahrfeier des Vereins deutscher Ingenieure. VDI.-Verlag G.m.b.H., Berlin NW 7. ...zurück...

2 Hans von der Decken, *Deutschlands Versorgung mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen unter besonderer Berücksichtigung der Auslandsabhängigkeit*. ...zurück...

Die Arbeit im Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee

Dr. August Marcus, Geschäftsführer der Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung

*[Anm. d. Scriptorium: eine detaillierte Karte der deutschen Kolonien finden Sie **hier**.]*

In einer Zeit des größten Tiefstandes in der kolonialen Bewegung wurde das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee gegründet. Am 13. Januar 1896 bildete sich unter Führung von Karl **Supf** eine Vereinigung zu einem Komitee zur Förderung der Einfuhr von Erzeugnissen aus deutschen Kolonien in der Erkenntnis, daß zu einer erfolgreichen Entwicklung unserer Kolonien zunächst einmal die einwandfreie Feststellung der in den Kolonien gegebenen natürlichen Bedingungen durch **wissenschaftliche Untersuchungen** und **praktische Versuche** notwendig sei. Aus dieser Vereinigung ging am 25. Oktober 1897 das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee hervor, dessen Zweck damals kurz, wie folgt, niedergelegt wurde: "Kolonialwirtschaftliche Interessen in gemeinnütziger Weise zu fördern." In diesem Sinne wurden auch die Satzungen aufgestellt. Mit der Gründung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees unter der glücklichen und ersprießlichen Leitung von Karl **Supf** begann eine gründliche Behandlung und Bearbeitung aller kolonialwirtschaftlichen Fragen, die nach dem politischen Umschwung im Jahre 1907 in wenigen Jahren unsere Kolonien einer wirtschaftlichen Blüte entgegenführte, die 1914 durch den Weltkrieg jäh unterbrochen wurde.

Um die weitgesteckten Ziele zu erreichen, das sind "die Grundlagen für die Erschließung und Entwicklung unserer Kolonien zu schaffen", wurden nach gründlicher Vorbereitung eine große Zahl von Expeditionen und Studienreisen ausgerüstet, zum großen Teil auch vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee finanziert, Unterstützungen wirtschaftlicher Unternehmungen in Afrika gewährt und die heimische Industrie und Wissenschaft sowie auch die Pflanzer und Farmer in den Kolonien durch Preisaufgaben angeregt, sich für die Lösung ganz bestimmter wichtiger wirtschaftlicher Aufgaben einzusetzen.

Von besonderer Dringlichkeit war um die Wende des Jahrhunderts die Beschaffung des Rohstoffes "Baumwolle" geworden. In fast allen Industrieländern gab es um diese Zeit eine **"Baumwollfrage"**.

Das Komitee hat sich daher dieses Punktes ganz besonders angenommen. Durch Einstellung von Sachverständigen, Gründung und Unterstützung von Versuchsstationen, durch Beschaffung und Verteilung von Saatgut, durch Gewährung von Anbauprämien und Preisgarantien, durch Überlassung vollständiger Entkörnungsanlagen, ja, sogar durch Bereitstellung einer Beihilfe zum Bau einer **Kleinbahn** im Lindibezirk (Deutsch-Ostafrika) wurde die Baumwollkultur gefördert. Die Maßnahmen in der Förderung der Baumwollkultur haben zu guten, allgemein anerkannten Erfolgen geführt, was besonders daraus hervorgeht, daß nach dem Muster des KWK. 1902 die *"**British** Cotton Growing Association"* und 1903 in **Frankreich** und **Belgien** ähnliche Organisationen gegründet wurden. Die damals von deutscher Seite bereits geleisteten erfolgreichen Arbeiten waren also vorbildlich auch für Nationen, die schon viel länger Kolonialwirtschaft getrieben haben.

Zweifelsohne gründet sich auch *heute* noch die Wirtschaft in unseren unter Mandat stehenden Kolonien auf die Arbeiten, die während der deutschen Verwaltung geleistet wurden. Namentlich sei in dieser Beziehung des *Sisals* in Deutsch-Ostafrika gedacht, mit dessen Einführung und Kultur das KWK. aufs engste verknüpft ist. Heute ist der Sisalhanf das Hauptausfuhrerzeugnis Deutsch-Ostafrikas.

Die Schwierigkeit der Versorgung der deutschen Industrie mit **Kautschuk** und **Guttapercha** zu annehmbaren Preisen hat bereits 1899/1900 dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee Veranlassung zur Ausrüstung von mehreren Expeditionen gegeben; gleichzeitig wurden Preise ausgesetzt, und zwar zwei in Höhe von je 5000 RM. für die innerhalb von 4 Jahren erfolgte größte und zweckmäßigste Anpflanzung von Kautschuk in Deutsch-Ostafrika und Togo, sowie 3000 RM. für die Auffindung der ersten wildwachsenden Guttaperchapflanze in deutschen Kolonien, die für Kabelzwecke brauchbares Guttapercha liefert, sowie die Entdeckung neuer Kautschukpflanzen.

Zahlreiche andere Expeditionen und Studienreisen - die letzte fand im Jahre 1925 statt - befaßten sich mit der Erforschung wirtschaftlicher Probleme oder sie dienten wissenschaftlichen Zwecken, zur Sammlung von Erfahrungen in den holländischen und britischen Kolonien und zur Beschaffung des notwendigen Pflanz- und Versuchsmaterials.

Die Expeditionen, die sich der Wirtschaft widmeten, befaßten sich teils mit land- und forstwirtschaftlichen Fragen wie Besiedlungsfähigkeit, Ausbeutung wirtschaftlich bedeutungsvoller Wildpflanzen (Kautschuk, Guttapercha, Kola, Ölpalme, Gerbstoffe, Gummiarabikum, Edelhölzer usw.), der Bekämpfung von Krankheiten und Schädlingen, teils mit Fragen der Bewässerung und Entwässerung, sowie Wasserbeschaffung. In Südwestafrika wurde der Fischfluß auf die Möglichkeit der Anlage von Tränk- und Bewässerungsanlagen hin untersucht. Den Farmern wurde durch Ausrüstung einer Bohrkolonne mit 2 Bohrmaschinen zur Wassererschließung praktische Hilfe geleistet. In Deutsch-Ostafrika wurden die Bewässerungsmöglichkeiten der wichtigsten Gebiete erforscht. Schließlich wurden Expeditionen entsandt, die sich mit verkehrstechnischen Fragen befaßten, wie wirtschaftliche Erkundung von Eisenbahntracen, Schiffbarkeit von Flüssen usw.

Die Entwicklung einzelner Wirtschaftszweige in unseren Kolonien war von der Konstruktion gewisser **Maschinen** abhängig. Um der Industrie einen Anreiz zu geben, sich mit diesen Fragen zu befassen, wurden vom KWK. Preise ausgesetzt, so z. B. für die Konstruktion einer Palmkern-Knackmaschine, eines deutschen Tropenautomobils, einer Entfaserungsmaschine für Bananen usw. Maschinen, wie Motorpflüge, Dieselmotoren und viele landwirtschaftliche Geräte wurden kostenfrei vom KWK. nach den Kolonien gesandt, um diese daselbst zu erproben und ihre Verwendung anzuregen. Um den **außerordentlich** großen Weitblick des Vorsitzenden des Kolonial-

Wirtschaftlichen Komitees zu zeigen, sei hier noch erwähnt, daß bereits im Jahre 1911, um das Interesse für das Flugwesen in den Kolonien zu wecken, vom KWK. ein Beitrag von 4000 RM. zur Ausbildung von zwei Angehörigen der Kaiserlichen Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika als Flugzeugführer bereitgestellt wurden. Hiermit wurden die ersten Flugzeugführer für die deutschen Kolonien ausgebildet.

Um die weitesten Schichten unseres deutschen Volkes mit dem kolonialen Gedanken intensiver vertraut zu machen, wurden zahlreiche **Ausstellungen** in **Deutschland** beschickt und eigne Ausstellungen unterhalten. Namentlich genannt aus geschichtlichem Interesse sei die Ausstellung von 1902, die zur Belehrung der **Reichstagsabgeordneten** zusammengestellt worden war. Den Schulen wurden Zusammenstellungen kolonialer Erzeugnisse - es handelt sich um etwa 700 Schaukästen mit erklärenden Texten - zur Verfügung gestellt. Diese kleinen übersichtlich geordneten Schausammlungen haben weite Volkskreise mit den Erzeugnissen unserer Kolonien bekanntgemacht. 1933 hat das KWK. den Aufbau der großen Kolonialschau auf der Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Berlin geleitet und sich selbst weitgehendst beteiligt. Die Schau wurde sodann als selbständige Wanderausstellung vom Reichskolonialbund übernommen.

In den **Kolonien** hat sich das KWK. an den verschiedenen **Landesausstellungen** beteiligt. Seit 1911 bis zum Verlust Deutsch-Ostafrikas unterhielt es in Daressalam eine ständige Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte.

Um die zahlreichen Ergebnisse der Studien- und Forschungsreisen, der wirtschaftlichen Expeditionen und der Versuche der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, sowie um die Pflanzer und Farmer über die Fortschritte in fremdländischen Kolonien auf dem laufenden zu halten, wurde bereits am 17. Dezember 1896 beschlossen, ein eigenes Organ, ***Der Tropenpflanzer***, herauszugeben, dessen Schriftleitung Prof. Dr. O. **Warburg** und Prof. Dr. F. **Wohltmann** übernahmen. Im Januar 1897 erschien das erste Heft, und schon nach kurzer Zeit hatte *Der Tropenpflanzer* sich ein beachtliches Ansehen im In- und Auslande verschafft. *Der Tropenpflanzer* mit seinen Beiheften und die zahlreichen sonstigen Veröffentlichungen des KWK. geben ein Spiegelbild der Entwicklung unserer Kolonialwirtschaft und der Fortschritte in den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Arbeiten in fremden Kolonialländern.

Der bisher gegebene kurze allgemeine Überblick über die Tätigkeit des KWK., namentlich vor dem Kriege, zeigt das gewaltige Arbeitsgebiet, das von dieser einen Stelle aus gepflegt wurde. Für die Bearbeitung der Sonderaufgaben wurden Kommissionen eingesetzt, die sich der Lösung der Einzelfragen annahmen; dadurch, daß der Vorsitz der Kommission in Händen des Vorsitzenden des KWK. liegt, ist stets für das Einhalten der großen Linie in den Arbeiten des KWK. und der Durchführung der einmal gefaßten Beschlüsse Vorsorge getroffen. Durch die Kommissionen konnten also nicht wichtige Fragen, wie sonst so häufig, in der Versenkung verschwinden. Die bedeutendsten Kommissionen seien kurz genannt: Baumwollbau-Kommission, Kolonial-Technische Kommission, Kautschuk-Kommission, Koloniale Forst-Kommission, Sisal-Kommission, Geologisch-Bergbauliche Kommission usw.

Mit dem ***Verlust* unserer Kolonien** durch das **Versailler Diktat** mußte die Tätigkeit des KWK. zwangsläufig eine vollständige Wandlung erfahren. 1920 wurde in einer Vorstandssitzung, bei der alle interessierten Ministerien und Behörden vertreten waren, nach einem Vortrage des Vertreters des Auswärtigen Amtes beschlossen, das KWK. zu erhalten und möglichst auszubauen, da nicht nur unmittelbar weiter große Aufgaben zu erfüllen seien, sondern auch der Tag kommen werde, an dem Deutschland in eigenem Kolonialbesitz seine kolonialwirtschaftlichen Erfahrungen und Kenntnisse voll einsetzen müsse und dann nicht wieder von **vorn anzufangen** hätte. In diesem Beschluß liegt zugleich das Programm für die Fortsetzung der Arbeiten eingeschlossen.

Das KWK. hat daher seine alten Verbindungen mit den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten, die sich mit der Förderung der tropischen Landwirtschaft warmer Länder befassen, nicht nur wieder aufgenommen, sondern ist ständig bemüht, diese auszubauen. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist aus dem Zeitschriftenaustausch erkennbar. Zur Zeit gehen regelmäßig etwa 65 deutschsprachige und 200 fremdsprachige Zeitschriften ein, die durchgesehen werden und deren bedeutungsvoller Inhalt im *Tropenpflanzer* referiert wird, der das Verbindungsglied und den Mittler in sachlicher Beziehung zwischen unseren in den warmen Ländern als Pflanzer und Farmer tätigen Volksgenossen und der Heimat darstellt. Seiner alten Arbeitsweise getreu, ist das KWK. bemüht, unsere in den warmen Ländern als Farmer und Pflanzer tätigen Volksgenossen in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit zu beraten und zu stützen. Es ist für die Deutschen draußen die Zentralstelle, die für die sach- und fachgemäße Untersuchung aller Rohstoffe pflanzlicher und mineralischer Art durch Zusammenarbeit mit den entsprechenden wissenschaftlichen Instituten der Heimat Sorge trägt, ihnen die Ergebnisse übermittelt und für die Gewinnung, Ausbeute und namentlich die Absatzfrage Rat und Auskunft gewährt. Bereits um die Jahrhundertwende beschäftigte sich das KWK. mit dem Problem der Ramiekultur; auch heute wieder ist es an Arbeiten und Untersuchungen führend beteiligt, die sich mit der Lösung der Aufbereitungsfrage der Ramiefaser befassen.

Die in jahrelanger Arbeit gesammelten Erfahrungen werden selbstverständlich auch den heimischen Kreisen und der Wirtschaft weitgehendst zur Verfügung gestellt.

Das KWK. ist weiterhin bestrebt, unsere kolonialwirtschaftlichen Erfahrungen zu erhalten und durch Ausschöpfen neuer Erkenntnisse aus fremden Ländern stets auf dem laufenden zu halten. Es dient hierzu einmal der bereits erwähnte stattliche Austausch mit diesen namentlich fremdländischen Zeitschriften und zum andern die **Fachbücherei**, die sich ständig erweitert und zur Zeit nahezu 11 000 Bände umfaßt. Es ist damit die Möglichkeit geschaffen, daß junger Nachwuchs sich auf Grund der alten Erfahrungen und durch Aneignung der neu gewonnenen Erkenntnisse für den Beruf als Tropenwirt und im Kolonialdienst in jeder Beziehung die notwendigen Vorkenntnisse aneignen kann, um sodann bei der Rückgabe unserer Kolonien sich auf Grund der erarbeiteten Erkenntnisse für die Entwicklung dieser Gebiete einsetzen zu können. Als gemeinnützige Organisation erteilt das KWK. seinen Mitgliedern und allen in fremden Ländern tätigen Volksgenossen Rat, Auskunft und Gutachten in allen kolonialen Wirtschaftsfragen. Wer sich für Einzelheiten über die Entwicklung und die bisherigen Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees interessiert, sei auf die Jubiläumsschrift ***Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee***, *Ein Rückblick auf seine Entstehung und seine Arbeiten aus Anlaß des Gedenkjahres 50jähriger deutscher Kolonialarbeit*, verwiesen, die von der Geschäftsstelle des KWK., Berlin W9, Schellingstr. 6, den Lesern dieses Buches kostenlos geliefert wird.

Ein- und Ausfuhr unserer Kolonien

Einfuhr

in Millionen Goldmark

	Tan.	*R.-Ur.*	*Sw.-A.*	*Kam. f.*	*Kam. b.*	*To. f.*	*Neu-Guin.*[1]	*Jap. Man.*	*Nauru*	*Samoa*	*Zusammen*
1924	38,26	2,00	33,91	16,22	0,85	12,04	9,34	4,36	1,89	5,18	124,03
1928	76,35	5,75	58,72	33,86	5,93	14,78	16,54	9,32	4,84	6,65	232,74
1929	87,39	6,83	62,68	31,83	3,98	16,84	17,62	13,80	1,96	5,86	248,78
1931	47,50	7,08	32,95	17,18	1,98	11,50	13,65	12,24	1,50	2,87	148,46
1932	27,55	2,73	17,76	11,98	1,52	10,80	10,03	7,82	1,09	2,03	93,30
1933	27,02	3,22	14,64	12,37	1,63	6,26	10,43	7,62	1,01	1,70	85,94
1934	29,57	3,57	15,93	9,66	1,40	4,37	9,76	9,67	0,95	0,94	85,81
1935	36,52	4,48	18,29	14,58	2,22	5,13	9,30	5,352	1,47	1,34	98,67

Ausfuhr
in Millionen Goldmark

	Tan.	R.-Ur.	Sw.-A.	Kam. f.	Kam. b.	To. f.	Neu-Guin.[1]	Jap. Man.	Nauru	Samoa	Zusammen
1924	49,99	1,85	54,41	14,68	2,08	13,41	13,81	6,13	8,16	6,81	171,34
1928	82,75	2,21	67,98	26,23	7,89	14,16	29,98	15,94	7,36	8,59	263,08
1929	81,32	1,70	73,12	27,99	6,27	13,77	23,23	14,80	7,00	5,96	255,16
1931	35,99	1,75	29,06	13,52	2,94	8,25	16,04	26,29	3,55	3,39	140,77
1932	34,68	1,53	23,11	13,71	2,33	4,82	14,27	16,50	5,49	2,46	118,90
1933	37,91	1,83	20,32	12,75	2,34	4,50	18,07	15,89	4,86	1,95	120,41
1934	36,05	3,42	14,42	11,93	2,45	4,62	18,65	13,73	4,75	1,30	111,32
1935	45,49	5,24	30,66	16,12	3,88	5,71	22,96	14,492	4,64	1,86	151,04

1 Bei Neu-Guinea sind die Zahlen für die jeweils am 30. Juni der betreffenden Kalenderjahre endenden Rechnungsjahre eingesetzt.
2 1935 nur Januar - Juni.

Kürzungen: **Tan.** = Tanganjika. **R.-Ur.** = Ruanda-Urundi. **Sw.-A.** = Südwest-Afrika.
Kam. f. = Kamerun, französisch. **Kam. b.** = Kamerun, britisch. **To. f.** = Togo, französisch.
Neu-Guin. = Neu-Guinea. **Jap. Man.** = Japanisches Mandat.

Die Ausfuhr unserer Kolonien nach Waren

Spalte 1	*2*	*3*	*4*	*5*	*6*	*7*	*8*	*9*	*10*	*11*	*12*
Erzeugnisse	*Deutsch-Ostafrika*		*Kamerun*		*Togo*	*Deutsch-Südwest-Afrika*	*Deutsch-Neuguinea*		*Samoa*	*Zusammen*	*Deutschlands Einfuhr*
	Tang.-Terr.	*Ruanda-Urundi*	*franz.*	*brit.*			*altes Schutzgebiet*	*Inselgebiet*			
Palmkerne t											
1905			9 518		3 200					9 718	
1910			13 689		8 216					21 905	
1913			15 999[1]		7 140					23 139	235 921
1928	81	367	32 392	1 512	6 163					40 515	
1934	23	130	37 952	1 304	11 733					51 142	274 196
1935	20	86	37 022	1 442	13 134					51 704	241 381
1936	17	**	44 302	1 530	21 505					67 354	374 256
Palmöl t											
1905			2 606		425					3 031	
1910			3 141		3 097					6 238	
1913			3 595[1]		1 174					4 769	15 072
1928	34		5 420	1 014	1 328					7 796	
1934	4		5 586	1 501	1 001					8 092	39 615
1935	3		7 954	1 759	2 054					11 770	39 592
1936	2		10 263	1 674	3 282					15 221	47 481
Kopra t											
1905	3 729				14		4 916	4 904	8 603	22 166	
1910	5 338				136		9 244	5 282	9 142	29 142	
1913	5 477				163[1]		14 526	5 928[1]	9 633	35 727	196 598
1928	9 468				909		66 333	10 178	16 246	103 134	
1934	5 822				2 648		63 269	13 768	9 092	94 599	225 190
1935	4 115				4 367		57 154	7 271[2]	12 702	(85 609)	93 010
1936	7 578				5 657		**	**	13 223	(26 458)	210 913

Spalte 1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Erzeugnisse	*Deutsch-Ostafrika*		*Kamerun*		*Togo*	*Deutsch-Südwest-Afrika*	*Deutsch-Neuguinea*		*Samoa*	*Zusammen*	*Deutschlands Einfuhr*
	Tang.-Terr.	*Ruanda-Urundi*	*franz.*	*brit.*			*altes Schutzgebiet*	*Inselgebiet*			
Erdnüsse t											
1905	1 422				49					1 471	
1910	3 099				66					3 165	
1913	8 960				80					9 040	98 085
1928	10 765		430		121					11 316	
1934	8 165		4 748		112		1			13 026	394 841
1935	16 693		7 725		55		25			24 498	190 967
1936	23 152		12 924		1 394		**			37 470	313 814
Sesam t											
1905	1 111									1 111	
1910	915									915	
1913	1 476									1 476	116 039
1928	3 267				0,6					3 268	
1934	3 800		1 132		—					4 932	2 868
1935	4 193		621		0,3					4 814	4 068
1936	4 821		1 079		**					5 900	1 705
Kautschuk t											
1905	326		1 034		115		—		—	1 475	
1910	744		1 962		135		6		—	2 847	
1913	1 367		2 926		91		17		20	4 401	20 497
1928	43		790	1 468	6				170	2 477	
1934	—		374	667	10				—	1 051	63 661
1935	13		749	609	1				25	1 397	65 135
1936	25		1 196	591	**				53	1 865	73 415
Kakao t											
1905	0,2		1 414		13		—		32	1 459	
1910	8		3 434		137		40		505	4 121	
1913	12[1]		5 157		335		140		890	6 534	52 878
1928	6		7 321	3 630	6 317		74		974	18 322	77 286
1934	3		19 504	4 634	12 258		100		1 043	37 542	101 461
1935	7		23 375	4 138	16 932		97		585	45 134	74 754
1936	5		23 808	4 850	17 037		**		1 082	46 782	76 596
Kaffee t											
1905	641		—				0,1		1,7	643	
1910	996		0,5						¼	997	
1913	1 059		**						—	1 059	168 344
1928	10 598	28	—		9					10 635	135 722
1934	15 003	218	806		64		—			16 091	150 829
1935	18 886	619	1 369		117		5			20 996	147 671
1936	12 341	**	2 015		163		**			14 519	155 409
Sisalhanf t											
1905	1 140				—		—			1 140	
1910	7 228				—		14			7 242	
1913	20 835				18[1]		11			20 864	3 609
1928	36 767										36 767
1934	73 674									73 674	37 972
1935	84 003									84 003	52 697
1936	81 851									81 851	31 396

Spalte 1	*2*	*3*	*4*	*5*	*6*	*7*	*8*	*9*	*10*	*11*	*12*
Erzeugnisse	*Deutsch-Ostafrika*		*Kamerun*		*Togo*	*Deutsch-Südwest-Afrika*	*Deutsch-Neuguinea*		*Samoa*	*Zusammen*	*Deutsch-lands Einfuhr*
	Tang.-Terr.	*Ruanda-Urundi*	*franz.*	*brit.*			*altes Schutz-gebiet*	*Insel-gebiet*			
Baumwolle t											
1905	189				134		3,3			326	
1910	623		0,2		464		0,8			1 088	
1913	2 192		**		503		—			2 695	583 500
1928	4 972	—	—		1 536					6 508	462 983
1934	5 736	446	15		1 136					7 333	399 455
1935	10 140	513	49		1 535					12 237	397 439
1936	11 455	**	69		1 516					13 040	325 025
Bananen t (frische)											
1934			1 871	23 147					3 502	28 520	96 287
1935			7 730	38 359					3 955	50 044	68 035
1936			16 865	50 060					4 635	71 560	125 712
Gold kg											
1910	378									378	
1913	380									380	
1928	464	—	—			9	3 542			4 015	
1934	1 694	289	—			38	8 009			10 030	
1935	1 995	223	63			84	9 323			11 688	
1936	2 674	**	154			125	**			(2 953)	
Diamanten Karat											
1910						891 307				891 307	
1913						1 533 935				1 533 935	
1928	25 250					503 143				528 393	
1934	1 185					4 128				5 313	
1935	1 451					128 443				129 894	
1936	2 776					184 852				187 628	
Phosphate t											
1910								178 633		178 633	
1913								193 125[1]		193 125[1]	929 560
1928								a) 323 962			
								b) 68 213		392 175	794 155
1934								a) 425 673			
								b) 60 866		486 539	831 553
1935								a) 488 668			
								b) 46 268[2]		534 936	740 987
Kupfererze t											
1910						c) 35 325				c) 35 325	
						d) 2 539				d) 2 539	
1912						c) 42 318				c) 42 318	
						d) 457				d) 457	
1928						59 975				59 975	364 249
1934						—				—	324 921
1935						4 923				4 923	400 538
1936						—				—	482 471

Spalte 1 Erzeugnisse	2 Deutsch-Ostafrika Tang.-Terr.	3 Ruanda-Urundi	4 Kamerun franz.	5 brit.	6 Togo	7 Deutsch-Südwest-Afrika	8 Deutsch-Neuguinea altes Schutz-gebiet	9 Insel-gebiet	10 Samoa	11 Zusammen	12 Deutsch-lands Einfuhr
Vanadiumerze t											
1928						4 064					4 064
1934						1 675					1 675
1935						3 545					3 545
1936						5 346					5 346
Zinnerze t											
1912						9				9	
1928	53	68	—			240				361	
1934	130	995	223			200				1 548	602
1935	181	1 241	328			244				1 994	1 232
1936	268	**	266			244				(778)	1 563

1 1912. **2** Nur Januar bis Juni.
a) japanisches Mandat. **b)** Nauru. **c)** rohe Erze. **d)** aufbereitete Erze.

Erläuterungen zu den Tabellen:

Spalte 8. Unter dem "alten Schutzgebiet" versteht man Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel und die deutschen Salomo-Inseln. Es stimmt mit dem derzeitigen australischen Mandatsgebiet Neuguinea überein. Für die Nachkriegszeit ist zu beachten, daß die australischen Berichtsjahre nicht mit dem Kalenderjahr übereinstimmen, sondern von Juli bis Juni laufen. In der Zahlenübersicht sind deshalb jeweils die Zahlen für das am 30. Juni des in Spalte 1 angegebenen Jahres endenden Berichtsjahres eingesetzt.

Spalte 9. Das Inselgebiet von Deutsch-Neuguinea umfaßt die zur Zeit unter japanischer Mandatsverwaltung stehenden Karolinen, Marianen, Marschall- und Palau-Inseln, sowie die von einem australischen Administrator verwaltete Insel Nauru.

Spalte 11. Bei verschiedenen wichtigen Ausfuhrerzeugnissen fehlen für einige Gebiete noch die Zahlen für 1936. Soweit es sich dabei um Mengen handelt, die für das Gesamtergebnis ins Gewicht fallen, sind die vorläufigen Summen in Spalte 11 in Klammern gesetzt.

Dort, wo in die Tabelle ** eingefügt wurden, konnte die Zahl noch nicht ermittelt werden, obwohl natürlich eine Ausfuhr stattgefunden hat.

Anhang

Gouverneure und Reichskommissare unserer Kolonien

Deutsch-Ostafrika

Dr. Carl Peters, 1885-1889
Hermann v. Wißmann, 1889-1891
Julius v. Soden, 1891-1893
Friedrich R. v. Schele, 1893-1895
Hermann v. Wißmann, 1895-1896
Eduard v. Liebert, 1895-1901
Adolf Graf Götzen, 1901-1906
Albrecht v. Rechenberg, 1906-1912
Dr. Heinrich Schnee, 1912-1918

Kamerun

Dr. Max Buchner, 1884-1885[2]
Julius v. Soden, 1885-1891
Eugen v. Zimmerer, 1891-1895
Jesko v. Puttkamer, 1895-1907
Dr. Theodor Seitz, 1907-1910
Dr. Otto Gleim, 1910-1912
Karl Ebermaier, 1912-1916

Deutsch-Neuguinea mit Bismarck-Archipel

Rudolf v. Bennigsen, 1899-1902
Dr. Albert Hahl, 1902-1914

Samoa

Dr. Wilhelm Solf, 1900-1911
Dr. Erich Schultz-Ewerth, 1912-1914

Deutsch-Südwestafrika

Dr. Heinrich E. Göring, 1885-1890[1]
Curt v. François, 1891-1894
Theodor Leutwein, 1894-1905
Lothar v. Trotha, 1905[2]
Friedrich v. Lindequist, 1905-1907
v. Schuckmann, 1907-1910
Dr. Theodor Seitz, 1910-1915

Togo

Ernst Falkenthal, 1885-1887[1]
Eugen v. Zimmerer, 1888-1891[1]
Jesko v. Puttkamer, 1891-1895
August Köhler, 1895-1902
Waldemar Horn, 1902-1903
Julius Graf Zech, 1903-1910
Edmund Brückner, 1911-1912
Adolf Friedrich Herzog
zu Mecklenburg, 1912-1914

Pachtgebiet Kiautschou

Carl Rosendahl, 1898-1899
Paul Jäschke, 1899-1901
Oscar v. Truppel, 1901-1911
Alfred Meyer-Waldeck, 1911-1914

1 = Kommissar
2 = nur vorübergehend

Die Leiter der deutschen Kolonialpolitik

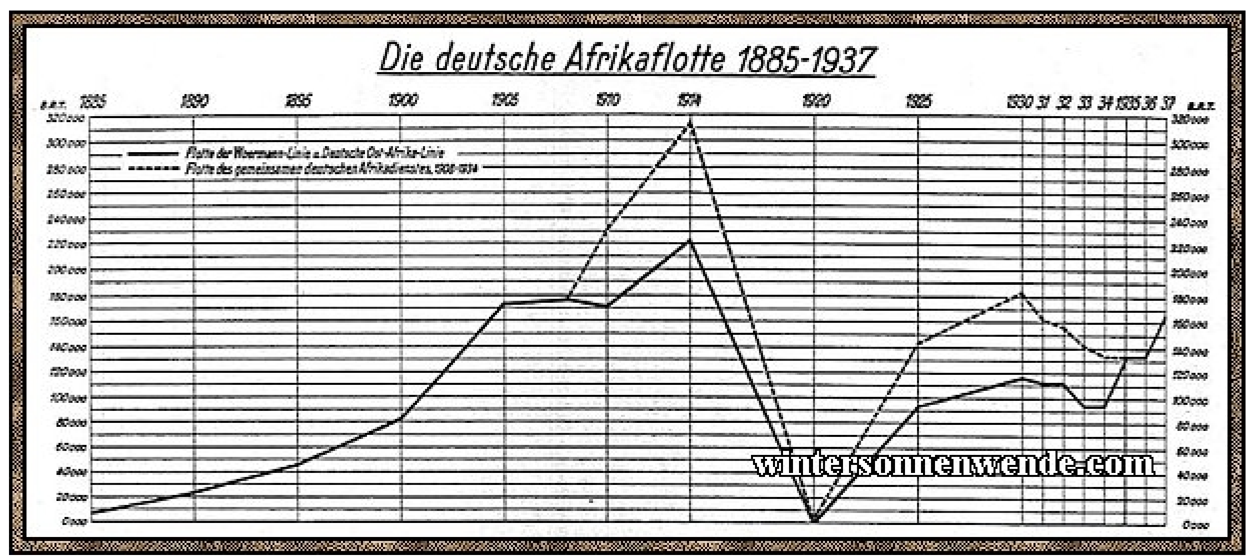
Die Staatssekretäre des Reichskolonialamtes

Dr. Bernhard Dernburg, 1907-1910
Dr. e. h. Friedrich v. Lindequist, 1910-1911
Dr. Wilhelm Solf, 1911-1918

Die Dirigenten und Direktoren der Kolonialabteilung des Aus. Amtes

Dr. Paul Kayser, 1890-1896
Oswald Frhr. v. Richthofen, 1896-1897
v. Buschka, 1898-1900
Dr. Wilhelm Stübel, 1900-1905
Ernst Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, 1905-1906
Dr. Bernhard Dernburg, 1906

Die deutsche Afrikaflotte 1885-1937



Die deutsche Afrikaflotte 1885-1937. [Vergrößern]

1885 Die *Woermann-Linie* beginnt ihre Laufbahn mit 5 Dampfern, 7 376 B.-Reg.-Tonnen.

1890 Die *Deutsche Ostafrika-Linie* tritt hinzu.
Gesamtflotte 14 Dampfer, 21 565 B.-Reg.-Tonnen

1885 " 25 " 45 543 "

1900 " 39 " 81 251 "

1905 " 62 " 172 121 "

1908 Im Jahre 1907 beginnt der *gemeinsame Afrikadienst* mit der Hapag und Hamburg-Bremer-Afrika-Linie. Die Woermann-Linie verkauft 8 Dampfer von 30 767 B.-Reg.-Tonnen an die Hapag. Durch Neubauten wird der Abgang ausgeglichen. Die *schraffierte Linie*, die von der *glatten* abzweigt, zeigt die Entwicklung der *gesamten* Afrikaflotte an.

1910 Gesamtflotte 70 Dampfer, 230 842 B.-Reg.-Tonnen.

1914 **Höhepunkt der Afrikareederei.** Gesamtflotte 90 Dampfer, 313 468 B.-Reg.-Tonnen.

1920 **Durch den Krieg und das Versailler Diktat wird die ganze Flotte verloren.**
Mit dem Wiederaufbau wird sofort begonnen.

1921 kommen die ersten Neubauten in Dienst.

1925 Gesamtflotte 31 Dampfer, 142 367 B.-Reg.-Tonnen

1930 37 " 183 168 "

1934 Ausgliederung von Hapag und Lloyd aus dem Afrikadienst. Die vereinigte Woermann-Linie und Deutsche Ost-Afrika-Linie übernimmt von Hapag und Lloyd 3 Dampfer. Die vereinigte Gesamtflotte wird durch die *glatte* Linie dargestellt.

1935 *Vereinigte Flotte der Deutschen Afrika-Linien:* 24 Dampfer, 135 899 B.-Reg.-Tonnen.
Im Juni des Jahres werden 2 Schnelldampfer von je 16 662 B.-Reg.-Tonnen in Auftrag gegeben. Nach ihrer Fertigstellung wird die deutsche Afrikaflotte, ungerechnet Hilfsfahrzeuge,

1937 **26 Dampfer mit 169 223 B.-Reg.-Tonnen umfassen.**

Aus unserem Versandbuchhandel:

Das Versailler Diktat.
Vorgeschichte, Vollständiger Vertragstext,
Gegenvorschläge der deutschen Regierung

Mehr aus unserem Archiv:

Deutsches Land: Das Buch von Volk und Heimat,
Kapitel "Die Kolonialdeutschen."

Die koloniale Schuldlüge

Kolonien im Dritten Reich

Unsere großen Afrikaner
Das Leben deutscher Entdecker und Kolonialpioniere

Wann kommen die Deutschen endlich wieder?
Eine Reise durch unsere Kolonien in Afrika

Was Deutschland an seinen Kolonien verlor

Zehn Jahre Versailles
besonders die Kapitel
Die deutschen Kolonien und Die koloniale Schuldlüge

---

und noch einige mehr ...
